

ZEITSCHRIFT

des

Vereins für Volkskunde.

Begründet von Karl Weinhold.

Im Auftrage des Vereins

herausgegeben

von

Johannes Bolte.

15. Jahrgang.



81132
7/12/06

1905.

Mit 13 Abbildungen im Text.

BERLIN.

VERLAG VON A. ASHER & CO.



Inhalt.

Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

	Seite
Vogelweide. Von Paul Sartori.	1— 13
Neidhart, eine volkstümliche Personifikation des Neides. Von Johannes Bolte	14— 27
Bildergedichte des 17. Jahrhunderts, gesammelt von Camillus Wendeler, herausgegeben von J. Bolte (1. Die Rockenstube. 2. Der Nasenmonarch. 3. Duck dich, Seel, es kompt ein grosser Platzregen. 4. Herr Über-sie. 5. Männerbefehlich an alle Gernmänner. 6. Der Weiber Privilegien und Freiheiten. 7. Der Kampf des bösen Weibes mit den Teufeln. 8. Doktorprobe. 9. Der diebische Zöllner und seine Frau. 10. Die verkehrte Welt. 11. Die widerwärtige Welt. 12. Die törichte Welt)	27— 45. 150—165
Aus dem Leben der Gossensasser. Von Marie Rehsener (Wirtschaftliches) . .	46— 60
Aus alten Novellen und Legenden von Pietro Toldo (6. Der Ehemann als Ratgeber des Liebhabers. 7. Der Betrug durch falschen Namen. 8. Die Sakristanin. 9. Die verstellte Verrückte. 10. Amphitryon) 60—71. 129—137.	365—373
Zur indischen Witwenverbrennung. Von Theodor Zachariae (Schluss)	71— 90
Das Salz im Volksglauben. Von Otto Schell (1. Woher kommt das Salz? 2. Die lebenspendende Kraft des Salzes. 3. Nachträge).	137—149
Grussformeln russischer Bauern im Gouvernement Smolensk. Von Robert Croon	166—171
Das fränkische Puppenspiel von Doktor Faust. Von Robert Petsch	245—260
Deutsche Lieder aus Rosch (Bukowina). Mitgeteilt von Rainund Friedrich Kaindl	260—274
Parodistische Volksreime aus der Oberlausitz. Gesammelt von Curt Müller .	274—282
Der Siebensprung. Von Eduard Hermann (1. Literatur. 2. Neues Material. 3. Wert und Umfang des Materials. 4. Der Name. 5. Tanz und Sprünge. 6. Der Text des Liedes. 7. Die Melodie. 8. Die Heimat des Siebensprunges. 9. Das Alter. 10. Bedeutung des Siebensprunges)	282—311
Lichtmessgebäcke. Von Max Höfler	312—321
Kurdische Sagen. Von Bagrat Chalatianz (1. Einleitung. 2. Siamandö und Xgesarö oder Sarö Siphancö. 3. Siaband. 4. Leili Meğlum. 5. Leilum Mağlum)	322—330
Zum Doktor Allwissend. Von Theodor Zachariae	373—379
Aus neugriechischen Sagen. Von Karl Dieterich (1. Neue Fassungen der Polyphemsage. 2. Sagen zur christlichen Legende. 3. Sagen über Dämonen und Geister in Hundsgestalt. 4. Zu neugriechischen Pflanzensagen. 5. Neubildungen von Sagen auf Grund alter Vorstellungen)	380—398
Die menschlichen Altersstufen in Wort und Bild. Von Anton Englert (1. Fischarts Bilderreime zu Tobias Stimmers Altersstufen. 2. Italienische Ottaven von Johann Christoph Artopeus, genannt Wolkenstern)	399—412
Die Bibliothek eines Hexenmeisters. Von Paul Beck. Mit einem Nachtrag von Johannes Bolte	412—424
Beschwörung der heiligen Corona. Mitgeteilt von Karl Reiterer	424—427

Kleine Mitteilungen.

	Seite
Trudensteine. Von W. v. Schulenburg und R. Andree	91—93
Zur Hillebille. Von O. Zaretsky	93—94
ABC-Kuchen. Von R. Andree und H. Lewy	94—96, 181—182
Die zwölf goldenen Freitage. Von K. Reiterer. Nachtrag von J. Bolte . .	96—99
Joli Tambour. Von O. Ebermann und J. Bolte	99—100, 337—338
‘Mein Mädchen ist nicht adelich’. Von F. Branky	101
Zimmermannsverse beim Rammen. Von O. Schütte	101—102
Sagen aus Kujawien. Von O. Knoop (1. Das wunderbare Kind. 2. Der Teufel und die Linde. 3. Geschwür und Nasenschmutz)	102—105
Dr. Max Bartels †. Von M. Roediger	106
Der Binder (Lied). Von A. Pöschl	172—173
Das Kutschkelied. Von J. Bolte	173—176
Rübezahls Wagenspuren. Von R. Loewe	176—179
Weihnachtsfeier in der ehemaligen Deutschbanater Militärgrenze. Von R. v. Strele Zaubersegen des 16. Jahrhunderts, aus dem Orgichtboecke im Braunschweiger Stadtarchive. Von O. Schütte	179—180 180—181
Adolf Bastian †. Von M. Roediger	241—242
Anna Weinhold †. Von M. Roediger	242
Vier Volksballaden aus dem östlichen Holstein. Von W. Wisser (1. Ritter Ulrich, 2. Die Mordeltern. 3. Der Gastwirtssohn und die Mordeltern 4. Die ver- kaufte Müllerin)	331—335, 470
Die Ballade vom Ritter Ewald. Von K. Krüger	335—337
Wiener Lieder beim Pilotenschlagen. Von R. Zoder	338—342
Glockensprache und Geräterufe. Von O. Schütte	342—344
Drei Märchen aus Ostpreussen. Von E. Lemke und G. Sommerfeldt (1. Mäuschen und Wurstchen. 2. Der Fuchs und der Wolf. 3. Das Konditorhäuschen)	344—347
Volkskundliche Nachträge. Von B. Kahle (1. Erlöschen der Altarkerzen. 2. Fussspur. 3. Vom Hoawief. 4. Wiedergänger. 5. Vom bösen Blick. 6. Volksanthropometrie)	347—350
Schenkung	350
Hausinschriften aus Goslar. Von A. Andrae	428—438
Erlöschen der Altarkerzen. Von R. Andree und M. Andree-Eysn	438
Ein russischer Hochzeitsbrauch. Von B. Kahle	438—439
Die rechtliche Stellung der wiedererwachten Toten. Von V. Chauvin	439—442

Berichte und Bücheranzeigen.

Forschungen über volkstümlichen Wohnbau, Tracht und Bauernkunst in Deutsch- land im Jahre 1903. Von O. Lauffer	107—124, 182—204
Neuere Arbeiten zur slawischen Volkskunde (1904): 1: Polnisch und Böhmisches. Von A. Brückner. — 2: Südslawisch und Russisch. Von G. Polívka	204—226
Neuere Märchenliteratur (Bonus. v. d. Leyen, Wake, Polívka, Steig, Wisser, Dähnhardt, Bundi, Ulrich, Chauvin, v. Held). Von J. Bolte	226—230
Neuere Arbeiten über das deutsche Volkslied (Dunger, Berger, Petsch, Strack, Meier, Ernst, Stierling, Marriage, Kopp, Blümmel, Steiff, Tille, Friedländer, Kohl, Tobler, Krapp, Lewalter, Becker, Böckel). Von J. Bolte	350—356
Deutsche Volkskunde im Jahre 1901. Von O. Ebermann	412—418
Zur Gainersprache (Kluge, Stumme, Günther). Von J. Bolte	467—468

	Seite
Andree, R.: Votive und Weihgaben des katholischen Volkes in Süddeutschland (J. Bolte)	233—234
Bacher, J.: Die deutsche Sprachinsel Lusern (J. B.)	165
de Cock, A. en J. Teirlinck: Kinderspel en kinderlust in Zuid-Nederland 4—5 (J. Bolte und R. Andree)	237, 463—464
van Duyse, F.: Het oude nederlandse Lied, Lief. 12—29 (J. Bolte)	464—465
Friedli, E.: Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums. 1: Lützellüh (O. Ebermann)	359—360
Gudmundsson, V.: Island am Beginn des 20. Jahrhunderts (M. Lehmann- Fihlós)	126
Hackman, O.: Die Polyphemsage in der Volksüberlieferung (J. Bolte)	160—161
Hertz, W.: Gesammelte Abhandlungen (R. M. Meyer)	159
Hildebrandt, P.: Das Spielzeug im Leben des Kindes (E. Lemke)	236—237
Kehrein, V.: Die zwölf Monate des Jahres im Lichte der Kulturgeschichte (J. Bolte)	127
Kristensen, E. T.: Neuere Sammlungen dänischer Volksüberlieferungen (J. Bolte)	148—158
Mitzschke, E. und P.: Sagenschatz der Stadt Weimar und ihrer Umgebung (J. Bolte)	240
van Moerkerken, P. H.: De satire in de nederlandse kunst der middeleeuwen (J. Bolte)	238
Pachtikos, G. D.: 260 <i>δημιώδη ελληνικά ἕθματα</i> (K. Dieterich)	165—167
Pitrè, G.: Studi di leggende popolari in Sicilia (J. Bolte)	238—239
Politis, N. G.: <i>Παραδόσεις</i> (K. Dieterich)	123—126
Preindlsberger-Mrazović, M.: Bosnische Volksmärchen (G. Polívka)	230—232
Schmidt, Er.: Deutsche Volkskunde im Zeitalter des Humanismus und der Reformation (H. Michel)	360—362
Schrader, O.: Die Schwiegermutter und der Hagestolz (F. Hartmann)	122—123
Schrader, O.: Totenhochzeit (Th. Zachariae)	232—233
Sébillot, P.: Le folk-lore de France, 1: Le ciel et la terre (J. Bolte)	362—363
The Shade of the Balkans, a collection of Bulgarian folksongs and proverbs (K. Dieterich)	239—240
Stumme, H.: Maltesische Märchen, Gedichte und Rätsel (V. Chauvin)	161—163
Thalbitzer, W.: A phonetical study of the Eskimo Language (A. Heusler)	235—236
Winternitz, M.: Geschichte der indischen Literatur I (R. Schmidt)	363
Wuttke, R.: Sächsische Volkskunde (M. Roediger)	356—359
Yermoloff, A.: Die landwirtschaftliche Volksweisheit I (J. Bolte)	158—159
Aus den Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde (O. Ebermann und G. Minden)	127—128, 242, 364
Die erste Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde (J. Bolte)	168—170
Register	171—176

Vogelweide.

Von Paul Sartori.

Die anmutige Sage, die sich an das angebliche Grab Walthers von der Vogelweide in Würzburg knüpft, wird von Ignaz Gropp nach einer seitdem verschollenen Chronik folgendermassen erzählt: 'In Novi Monasterii ambitu, vulgo Lusemsgarten, sepultus est aliquis nomine Waltherus sub arbore. Hic in vita sua constituit in suo testamento, volueribus super lapide suo dari blanda [blada? Uhland] et potum; et quod adhuc die hodierna cernitur, fecit quatuor foramina fieri in lapide, sub quo sepultus est, ad aves quotidie pascendas. Capitulum vero Novi Monasterii sumi hoc testamentum volucrum transtulit in semeltas (l. semellas), dari canonicis in suo anniversario, et non amplius volucris. In ambitu praefati horti, vulgo im Creutzgang, de hoc Walthero adhuc ista carmina saxo incisa leguntur [es folgen die bekannten, schon in älteren Quellen überlieferten Verse: *Pascua qui volucrum etc.*]. (Vgl. Uhland, *Walther von der Vogelweide*, 154. Schriften zur Geschichte der Dichtung u. Sage 5, 108. Wilmanns, *Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide* 1882 S. 305f. Zarneke in *Pauls u. Braunes Beiträgen z. Geschichte d. dtsh. Sprache u. Literatur* 7, 589f.) Uhland bemerkt dazu nur: „Name und Wappen des Dichters mögen zu jener Sage Veranlassung gegeben haben.“ Zarneke hält diese für einen Ausfluss der Unkritik und meint, die vier Höhlungen auf dem Steine hätten Anlass gegeben, den Gedanken der lateinischen Grabschrift über den Tod des Dichters hinaus auszudehnen und so das Testament zu erfinden. Andere sehen darin eine Kennzeichnung der 'Milde' Walthers, die er auch an anderen immer so hoch gepriesen habe.

Eine Kritik der Überlieferung bezwecken diese Zeilen nicht. Es scheint aber noch nicht hinlänglich beachtet zu sein, dass die Fütterung der Vögel in der vorliegenden Sage nicht eine blosser Erfindung zu sein braucht, sondern dass ihr offenbar ein Volksglaube zugrunde liegt, in dem es sich um eine Speisung des Toten selbst handelt.

Der Geist des Bestatteten, wer es nun auch gewesen sein mag, wäre demnach in den Vögeln verkörpert gedacht. Ob die abgeschiedene Seele

nach ältester Anschauung allein oder nur in Schwärmen weiter existiert, mag hier dahingestellt bleiben. Jedenfalls finden wir den Glauben sehr verbreitet, dass sie sich einer grösseren Gemeinschaft anschliesst. Wir brauchen nur an die wilde Jagd in ihren mannigfachen Formen, an die Irrlichter u. a. zu denken.

Dass die verschiedensten Völker sich die einzelne Seele in Vogelgestalt vorstellen, bedarf keines weiteren Beweises. Doch seien einige Belege dafür zusammengestellt, dass auch die in Gruppen und Massen umherfahrenden Seelen in Vogelscharen verkörpert werden und als solche mit den Seelen einzelner Menschen in Beziehung treten.¹⁾

So hören wir öfters, dass Sterbende von Vögeln abgeholt werden. Landgraf Ludwig sieht eine Menge schneeweisser Tauben sein Bett umflattern. „Ich will und muss von hinnen fliegen mit diesen schneeweissen Tauben“, ruft er aus (Witzschel, Sagen aus Thüringen 1, 70f.). Als der Ungarkönig Andreas stirbt, erscheinen ihm „vil böser geisten in gestalt unreiner vogel“ (Rochholz, Schweizersagen a. d. Aargau 1, 68). Cäsarius von Heisterbach erzählt, wie beim Tode des abtrünnigen Novizen Benneco ein heftiger Sturm sich erhebt und auf seinem Dache so viele Raben erscheinen, dass alle erschreckt aus dem Hause stürzen (Schell, Bergische Sagen S. 514). Von Neros Tod berichtet die Kaiserehronik:

1) Auch ohne diese Beziehung kommen die Scharen der Seelenvögel oft vor: König Abels Leute hausen als Mäwen auf einer Insel der Schlei (Müllenhoff, Schlesw.-Holstein. Sagen S. 137). Mäwen im Bosphorus gelten als Seelen grausamer Schiffskapitäne (Revue des tradit. popul. 8, 311). Mäwen sind durch den Willen der Götter verwandelte Menschen (Weicker, Der Seelenvogel in der alten Literatur und Kunst S. 23¹⁾). Die gefallenen Verteidiger von Alluksne (Marienburg) werden in Vögel verwandelt (Bienemann, Livländ. Sagenbuch S. 149f.). In der Buchenallee zu Schwedt geht mittags der letzte Markgraf um. Oben in den Baumkronen begleiten ihn, in Singvögel und Eiehkätzchen verwandelt, alle früheren Sänger und Musiker seines ehemaligen, heiteren Hofes (Handtmann, Neue Sagen a. d. Mark Brandenburg S. 131). Die wilde Jagd gilt öfter als ein Heer von Vögeln (Schmitz, Eifelsagen 2, 4. Rochholz, Schweizersagen a. d. Aargau 2, 44. Grohmann, Sagen a. Böhmen S. 79). Das Geschrei der Toten in der Unterwelt wird von Homer (Od. 11, 605 u. a.) mit dem der Vögel verglichen (Weicker S. 21). Andere Scharen von Seelenvögeln im griechischen Mythos (ebd. 23f. Holland, Heroenvögel in d. griech. Mythologie, Jahresber. d. Thomsgymnas. in Leipzig 1895). Nach der Vorstellung von Mohammedanern und einigen Indianern werden die Toten im Jenseits zu Vögeln (Liebrecht, Gervasius v. Tilbury S. 116. Goldziher im Globus 83, 302). Die Geister der unbegraben gebliebenen Toten sind nach dem Glauben des Volkes auf Madagaskar dazu verdammt, mit wilden Katzen, Eulen und Fledermäusen umherzuschweifen oder wohl gar sich in diese Tiere zu verwandeln (Sibree, Madagaskar, deutsche Ausgabe S. 302f.). Die Chaimas-Indianer in Cumana betreten die Höhle von Caripe, in der Tausende von Guacharovögeln, einer Ziegenmelkerart, nisten, nur mit ehrfurchtsvoller Schen. Sie glauben, die Geister ihrer Vorfahren, deren Stimmen sie im Geschrei der Vögel hören, hielten sich im Hinterteil der Grotte auf. „Zu den Guacharos gehen“ bedeutet „zu seinen Vätern gehen“ oder „sterben“ (Koch, Zum Animismus der südamerikan. Indianer S. 14. Supplement zu Bd. 13 des Internationalen Archivs f. Ethnographie). Da dem Volksglauben auch Insekten als Vögel gelten, so werden z. B. auch Bienen Erscheinungsformen der Seele. So sagt z. B. Porphyrius: (τὰς ψυχὰς) ἰδίως μέλισσας οἱ παλαιοὶ ἐξέλιον und führt einen Vers des Sophokles an: βαμβέτ δὲ ρεζζῶν σμηῆρος (Fragm. 791 Nauck), vgl. Weicker, Der Seelenvogel S. 29.

die tivel kómen dar
mit ainer micheln scar
in swarzer vogele pilede.

(Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch 1, 156). Hierher gehört auch wohl der rumänische Glaube, es sei besser nachts zu sterben als bei Tage, denn dann liessen einen die Vögel nicht ruhig sterben (Flachs, Rumänische Hochzeits- und Totengebräuche S. 44).

Dass nun unter diesen ins Jenseits entraffenden Vögeln ursprünglich die Seelen anderer Toten zu verstehen sind, die den Sterbenden in ihre Gemeinschaft aufnehmen wollen, zeigt eine Reihe anderer Angaben. In der homerischen Dichtung 'umgähnen' die Keren, die Seelen früher Verstorbener, den Menschen von allen Seiten und führen den eben aus dem Leben Geschiedenen ins Jenseits (Rohde, Psyche S. 9¹, 219¹⁻², Crusius in Roschers Lexikon der griech. u. röm. Mythol. 2, 1137, 1161f.). Auch die Kinderseelen entführenden Strigen und Gellen, die Sphingen, Sirenen, Lamien, Empusen, Harpyien und ähnliche Gestalten stammen aus dieser Familie und werden ja teilweise auch in Vogelgestalt gedacht (Roschers Myth. Lex. 2, 1164. Rohde im Rhein. Mus. N. F. 50, 14f. Weicker, Der Seelenvogel S. 1f.). Nach römischem Glauben entführen die Manes den Toten (Roschers Myth. Lex. 2, 2320). Bekannt ist die Erzählung Ovids (Fast. 2, 531ff.), wonach die Seelen, als man ihre Pflege während eines langen Krieges versäumt hatte, in der Nacht scharenweise aus den Gräbern hervorkamen und in der ganzen Stadt ein grosses Sterben veranlassten (Preller, Röm. Mythol.³ 2, 99). In Polynesien, Mikronesien und Melanesien herrscht der Glaube, dass sich um das Haus eines Sterbenden die Geister der Verwandten versammeln, um die Seele nach dem Eingang zur Unterwelt zu begleiten (Ratzel, Völkerkunde 2, 335). Infolge dieses Glaubens wagte sich bei den Samoanern, wenn irgendwo ein Sterbender lag, niemand vors Haus, um nicht selbst von jenen Geistern geholt zu werden (Waltzgerland, Anthropologie der Naturvölker 6, 303f.). Auf den Gilbertinseln werden alte und schwache Personen von früher verstorbenen Verwandten, Kinderseelen von verwandten Weibern, die sie weiter nähren, abgeholt (ebda. 5, 2, 144). Ähnlich auf Tami (Archiv f. Religionswissenschaft 4, 342) und bei den Nishinam in Kalifornien, wo die Abholung durch die vorverstorbenen Verwandten in einem Wirbelwinde erfolgt (Steinmetz, Ethnolog. Studien zur ersten Entwicklung der Strafe 1, 151). Um die Menge der 'Teufel' zu entfernen, die sich immer auf die Sterbehäuser stürzt, geht man bei den Anamiten auf die Strasse und ruft den Namen des Toten, indem man die Seele bittet wiederzukommen und den Leichnam zu beleben; dann wirft man einige Handvoll Sapeken und Reis in die Luft, indem man die Teufel auffordert: „Geht weg, ihr seid gesättigt“ (Revue des trad. pop. 9, 603). Die Seelen der Ertrunkenen namentlich suchen nach anamitischem Glauben unablässig nach neuen Genossen (Melusine

2. 333). Ist bei den Ngúmba in Südkamerun jemand tot, so kommen seine verstorbenen Verwandten aus dem Jenseits und holen seine Seele durch irgend eine Tür- oder Hausspalte (Globus 81, 353). Die Armenier glauben, dass der Gerechte leicht und ohne Qualen sterbe. Er vernimmt die Stimme seiner verstorbenen Verwandten, die ihm zurufen: „Komm, komm hierher, es ist hier besser.“ Und der Sterbende antwortet: „Ich komme gleich“ (Abeghian, Der armenische Volksglaube S. 18). Wenn jemand verscheidet, so sagt man in Pommern, muss man vom Bette zurücktreten, denn die Geister kommen und holen die Seele (Knoop, Sagen a. d. östl. Hinterpommern S. 164). Auch nach französischem Aberglauben sieht jedermann sterbend die bösen Geister; nur die heil. Mutter war von dieser Regel ausgenommen (Wolf, Beiträge z. dtsh. Mythol. 1, 252. 628). In der Oberpfalz gibt man dem Sterbenden öfter Weihwasser, damit die bösen Geister nicht heran können: je weiter man es herumfetzt, desto weiter müssen sie weichen (Schönwerth, Aus der Oberpfalz 1, 241; vgl. 251). Als König Friedrich I. im Sterben lag, schien ein sonst verschlossener Saal des Schlosses von vielen hundert Lichtern erleuchtet. Man glaubte, die seligen Ahnen seien dort versammelt gewesen, um den König in ihrer Gesellschaft in die ewigen Friedenshütten einzuführen (Trog, Zollerusagen 2, 94). Zu erinnern ist auch an die Szene in Goethes Faust (1, 4399ff. Schröer), wo die Geister (der früher Hingerichteten) das Hochgericht für die Exekution des nächsten Morgens 'weihen'. Auf Sylt soll die Sitte der Leichenwachen entstanden sein, weil der herrschende Aberglaube währte, die Zwerge würden in der Nacht die Leiche stehlen (Jensen, Die nordfries. Inseln S. 337ff.); und in Nebel auf Amrum erzählte mir im Sommer 1901 eine Frau, sie hätte bei der Leiche ihres Mannes nachts eine Lampe brennen lassen, „weil in alten Häusern oft so viele Mäuse wären“; Zwerge aber wie Mäuse sind hier nichts anderes als die Seelen früher Verstorbener, die sich neuen Zuwachs verschaffen wollen. So sind auch die irischen Feen „aus Furcht vor der ewigen Verdammnis“ bestrebt, ihre Reihen fortwährend durch geräubte Menschen zu ergänzen (Proceedings of the American Philosophical society, Philadelphia 25, 263ff.).

Namentlich auch bei der Beerdigung treten solche Geister in Tätigkeit, um den neuen Ankömmling zu empfangen. Nach dem Glauben der polnischen Juden gehen beim Hinaustragen der Leiche zahlreiche böse und gute Geister mit (Andree, Zur Volkskunde der Juden S. 184). Bei den Juden in der Bukowina geht die Sage, dass der Tote im Himmel von ebensoviel Geistern Verstorbener empfangen werde, als ihn Menschen zu Grabe geleitet haben. Daher legt man auf ein zahlreiches Leichengefolge den grössten Wert (Der Urquell n. F. 2, 110). Um die Überlebenden zu trösten, sagen in Norwegen diejenigen, die die Leiche in den Kirchhof trugen, dass die Leiche so schwer wurde, sobald sie in diesen hineinkamen. Man glaubt nämlich, dass die heiligen Engel, die auf dem Kirchhof

umherschweben, sich über den Toten legen und ihn in Empfang nehmen (Liebrecht, Zur Volkskunde S. 314, 21). Solange in Peking der Leichenzug unterwegs ist, wird fortwährend Opferpapier auf die Strasse gestreut, damit man nicht von den überall umherirrenden Seelen der ohne Nachkommen Verstorbenen behelligt werde (Grube, Zur Pekinger Volkskunde, Veröffentlich. a. d. kgl. Museum f. Völkerkunde in Berlin VII S. 44. Vgl. auch Bouïnais-Paulus, Le culte des morts dans le céleste empire et l'Annam 81 f.). Nach finnischem Glauben fliegen bei Leichenbegängnissen und auf Kirchhöfen und Landstrassen kleine Geister umher, die Keijuset oder Kuoliat heissen; sie sind schwarz und weiss, gut und böse; sie finden sich auch in Zimmern ein, wo jemand stirbt oder eine Leiche ist, und erfüllen sie mit üblem Geruch (Schwenek, Mythologie der Slawen S. 394 f.).

Wir dürfen in diesen Geistern, wie es ja auch in manchen Fällen ausdrücklich betont wird, in erster Reihe die Seelen früherer Verwandten des Toten sehen, die den neuen Ankömmling in ihre über den Tod hinausdauernde Gemeinschaft von neuem aufnehmen. Auf dieser Anschauung beruht auch die römische Sitte, die Bilder der Ahnen im Leichenzuge mitzuführen (Marquardt - Mau, Das Privatleben der Römer 1². 353 f. 356 f.).¹⁾

Im islamischen Volksglauben kommen nun Vögel öfters als eine Art von Ehrenwache des Verstorbenen vor. Noch häufiger aber findet sich in Heiligenlegenden der Zug, dass die Bahre, auf der heilige Leute dem Grabe zugeführt werden, während des Begräbnisses von einem Vogelzuge beschattet wird, der den Leichnam begleitet (Goldziher im Globus 83. 303).

1) „Zu den Vätern versammelt zu werden“, ist das sehnliche Verlangen vieler Völker. Dieser Wunsch und die Hoffnung, mit den vorangegangenen Lieben wieder vereinigt zu werden, hat ja auch die Sitte gemeinschaftlicher Gräber hervorgerufen. Vgl. z. B. Frey, Tod, Seelenglaube usw. im alten Israel 218 ff. Grüneisen, Der Ahnenkultus und die Ureligion Israels 53. 227 f. Schrader, Reallexikon der indogerman. Altertumskunde 256 f. Becker-Göll, Charikles 3. 141. Marquardt-Mau, Das Privatleben d. Römer 1². 361. Proceedings of the American Philosophical society, Philadelphia 25 (1888), 290 (Familienbegräbnisse in Irland). Die Sorge, den Toten in der Heimat unter seinen Angehörigen zu bestatten, damit sein Geist nicht gezwungen ist, in der Fremde umherzuirren, findet sich auch bei vielen südamerikanischen Stämmen. Die Abiponen sind stets darauf bedacht, die in der Schlacht Gefallenen oder wenigstens ihre Knochen mitzunehmen, um sie in ihrer Heimat gebührend zu begraben. Sie sorgen eifrig dafür, dass die Söhne zu ihren Vätern, die Weiber zu ihren Männern und die Enkel zu ihren Grossvätern begraben werden, und dass also jede Familie ein eigenes Begräbnis habe (Koch, Zum Animismus d. südamerikan. Indianer S. 31). Vielfach begnügt man sich, einen Teil des Toten, Haare, Nägel u. dgl. in der Heimat zu bestatten. Oft muss auch ein Schein- oder Ersatzbegräbnis ausreichen (Hartland, The legend of Perseus 2, 326 ff.). Die Malagassen teilen beim Eintritt in den Begräbnisplatz den Toten in der Umgebung mit, dass ein Verwandter gekommen sei, um sich mit ihnen zu vereinigen, und ersuchen sie um eine günstige Aufnahme (Spencer, Die Prinzipien der Soziologie, dtsh. v. Vetter, 1, 192; vgl. Sibree, Madagascar 266, 271, 373). Bei den Wotjaken bittet man schon, wenn die Leiche in den Sarg gelegt und in der Mitte des Zimmers aufgestellt ist, die früher verstorbenen Verwandten, auch diese Taten als Gefährten aufzunehmen (Buch, Die Wotjaken S. 111).

Die Unterscheidung von bösen und guten Geistern, die gelegentlich in den angeführten Beispielen hervortritt, ist wohl meist späterer, vielfach christlicher Beeinflussung des Volksglaubens zuzuschreiben, wonach um die hinscheidende Seele, wie z. B. im altdutschen Muspilli, ein Kampf zwischen Himmel und Hölle sich entspinnt (Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch usw. 1, 169f.). So glaubt man in der Riedlinger Gegend, wenn ein Sterbender in den letzten Zügen liegt, jetzt streite der Schutzengel und der Teufel um seine Seele. Auch sollen sich so viele Teufel um ihn versammeln, als die Stube nur fassen mag, und immer noch Scharen nachrücken, so viel Tür und Fenster davon schlucken mögen (Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben 1, 279). Die Arachobiten glauben, dass die Luftgeister (Telonia) das Amt haben, den Ausgang der Seelen zum Himmel zu verhindern, und dass zwischen ihnen und den Engeln ein gewaltiger Kampf stattfindet (Schmidt, Das Volksleben der Neugriechen S. 172f.). Auch der Tote selbst wird als der Kämpfer gedacht. So heisst es von dem schon erwähnten Ungarkönig Andreas, dem im Sterben viele böse Geister in Gestalt unreiner Vögel erscheinen: dabi verstuend der künig, daz die zit hie was, daz er mit den bösen geisten stritten solt (Rochholz, Aargau 1, 68. Vgl. auch den Kampf Wolfdietrichs: Symons in Pauls Grundriss d. german. Philologie 2, 1, 37). Ursprünglicher ist der Glaube, dass andere Gruppen von Seelen den Verstorbenen gern seinen Angehörigen abwendig machen und ihrer eigenen Schar einverleiben möchten. So glauben die Papuas auf Tami, die von ihren verstorbenen Verwandten begleitete Seele sei bei ihrer Wanderung ins Jenseits stark den Bösartigkeiten anderer Geister ausgesetzt. Darum ruft man ihr, wenn der Tod eingetreten ist, zu: „Bleib auf dem geraden Wege“ (Archiv für Religionswissenschaft 4, 342). Unter dem 'stillen Volk' der Iren (den Elfen, die ursprünglich Seelen Verstorbener sind), entspinnt sich oft ein heftiger Streit, wem ein Kind zugehöre, den Elfen des Vaters oder der Mutter, und auf welchem Kirchhof es begraben werden solle (Grimm, Irische Elfenmärchen S. XII; vgl. CVIf. und die Darstellung eines solchen Kampfes auf einem Kreuzwege S. 68).

Da die Seelengeister die Sterbenden abholen, so ist ihr blosses Erscheinen und Sichtbarwerden schon todkündend. Wenn beim Seelenfeste der Letten der Hausvater die zum Besuche sich einstellenden Seelen sah, so musste er in demselben Jahre sterben (Schwenck, Mythologie d. Slawen 128⁶). Fortwährend von verstorbenen Verwandten träumen gilt in China als ein Zeichen, dass der Träumende bald sterben wird (Dennys, The folklore of China S. 77). Wenn ein Kranker seine früher verstorbenen Verwandten an seinem Bette vorüber wandeln sieht oder Visionen anderer ihm winkender Gestalten hat, so steht nach dem Glauben der Siebenbürger Sachsen sein nahes Hinscheiden bevor (Schuller im Progr. d. evang. Gymn. in Schässburg 1863, S. 28f. 58).

Dieselbe Rolle spielen nun auch öfter Vögel. Die Grönländer im äussersten Norden erzählen, dass im Sommer kleine Vögel, die sie Akpallit nennen, wie Tauben gestaltet, übers Wasser in solcher Menge kommen, dass sie die süssen Gewässer ganz unrein machen. Sie sollen so zahl sein, dass sie in die Zelte hineingehen; die Grönländer fürchten sich aber, sie anzurühren, weil sie es, wenn ein Vogel ins Zelt kommt, für ein Zeichen halten, dass jemand darin sterben werde (Cranz. Historie von Grönland 1, 116f.). Wenn wilde Tauben ein Haus umfliegen, so bedeutet das Unglück, vermutlich Tod (Strackerjan, Aberggl. u. Oldenburg 1, 26). Wenn die Elstern auf die Erde herabfliegen, stirbt bald jemand. Ebenso wenn Krähen oder Raben krächzend über dem Haupte wegfliegen (Kuhn. Westfäl. Sagen 2, 50. Birlinger, Volkstüml. u. Schwaben 1, 123). Raben in einer Reihe auf dem Hausgiebel sitzend deuten auf die Reihe der schwarzen Leichengänger (Röchholz. Deutscher Glaube u. Brauch 1, 156). Fangen gegen Abend die Krähen an zu krächzen, so wird ehestens eine Krankheit oder ein grosses Sterben eintreten (Bulgarien: Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde 2, 181). Sieht man im Frühjahr zum erstenmal vier Bachstelzen beieinander, so bedeuten sie die vier Totenmänner, die einen in diesem Jahre noch zu Grabe tragen (Schönwerth. Aus d. Oberpfalz 1, 265). Im Nibelungenliede (Str. 1449 Lachm.) sucht Uote die Ihrigen durch den Hinweis auf einen Traum zurückzuhalten, „wie allez daz gefügele in disem lande ware töt.“ Auch bei Artemidor wird jeder im Traume gesehene Vogel auf einen Menschen gedeutet und verkündet, zumal für einen Kranken, Tod und Unheil (Weicker, Seelenvogel S. 23). Auch Vogelgesang weissagt den Tod (Röchholz 1, 153), ein Zug, den Th. Storm sehr schön in seiner Novelle 'Eekenhof' verwandt hat.¹⁾

Die angeführten, vielleicht schon etwas zu weitschweifigen Einzelheiten sollten nur erweisen, wie mannigfach die (oft in Vogelgestalt verkörperten Seelenscharen) in Beziehung zu dem einzelnen Toten gesetzt werden. Um nunmehr zu unserem Ausgangspunkt, der Würzburger Sage, zurückzukehren, so finden wir öfter auch auf Gräbern Vögel ihr Wesen treiben und dort (oder gelegentlich auch anderswo) die freundliche Speisung der Überlebenden entgegennehmen.²⁾

Auf attischen Bildwerken sind die das Grab umflatternden Keren öfter

1) Ich kann hier die Frage nicht unterdrücken, ob nicht vielleicht auch die Ibykussage und ihre zahlreiche Verwandtschaft (Amali oben 6, 115ff. Wackernagel, *Έπειτα ἀποδόματα* S. 14ff.) ursprünglich etwas mit der Auffassung zu thun hat, dass in den rächenden, dem Verbrecher Strafe und Tod ankündenden Vogelscharen Seelenschwärme dargestellt sind, denen sich die Seele des Ermordeten angeschlossen hat. Doch müsste das genauer untersucht werden.

2) Auf einem euganeischen Gürtelblech empfängt der Verstorbene als Menschenvogel die Totenopfer (Weicker, Seelenvogel 16). Bei den Makassaren und Buginesen wird die Seele wie ein Huhn gelockt und gefüttert (Wilken, *Het animisme bij de volken van den indischen archipel* S. 19f.; vgl. Samter, Familienfeste der Griechen und Römer S. 100).

zwar in menschlicher Gestalt, aber geflügelt dargestellt (Roscher, *Mythol. Lexikon* 2, 1149). Man sieht in ihnen die Seelen verstorbener Verwandten. Von Vogelscharen am Grabe des Memnon, des Achilles und des Diomedes handelt das schon früher erwähnte Leipziger Programm von Holland. „Heroenvögel in der griechischen Mythologie“.

Auf den Gräbern der Barabra (im nördlichen Nubien) mangelt fast nirgends ein Tongefäß, das von den Hinterbliebenen mit Wasser versorgt wird und für die durstenden Vögel bestimmt ist (Globus 76, 338). In Japan stellen die Überlebenden ihre Gaben an ungekochtem Reis und Wasser in eine Höhlung, die sich zu diesem Zwecke in einem Steine des Grabes befindet, und scheinen sich wenig darum zu kümmern, ob in Wirklichkeit die Körner von den Armen oder von den Vögeln genommen werden (Tylor, *Die Anfänge d. Kultur*, dtsh. v. Spengel u. Poske 2, 41). In der Hinduüberlieferung personifiziert die Krähe die Seele des toten Menschen. Den Krähen Speise geben bedeutet soviel wie den Manen opfern. Wenn die Bhätus in Zentralindien ihre Toten bestatten, stellen sie Reis und Öl an das Kopfende des Grabes und warten in der Nähe, um jedes Tier zu verehren, das herankommt, um die Opfer zu essen. Am besten ist es, wenn Krähen kommen (Crooke, *Popular religion and folklore of Northern India* S. 341; vgl. 106f. Caland, *Die altind. Toten- u. Bestattungsgebräuche* S. 78). In einem alten Rechtstext findet sich die Vorschrift, beim Totenopfer auch den Vögeln einen Kloss, wie ihn die Manen empfangen, hinzuwerfen: „Denn es wird gelehrt, dass die Väter einherziehen, das Aussehen von Vögeln annehmend“ (Oldenberg, *Die Religion des Veda* S. 563). Die Eingeborenen von Makassar (Celebes) versehen die Gräber ihrer verstorbener Verwandten ein Jahr lang mit Speise, die dann die Hunde, Katzen und Vögel forttragen (Bickmore, *Reisen im ostindischen Archipel*, dtsh. v. Martin S. 74). Bei den Permiern im Kreise Orlov versammeln sich alle Angehörigen am dritten Tage nach einem Sterbefalle zum Totenmahle. Eine Schüssel wird für den Toten gefüllt und nach der Mahlzeit im Grase eines entlegenen Winkels auf dem Gemüesfelde niedergestellt. Haben nach drei Tagen die Raben und Krähen nicht alle Speise vertilgt, so ist das ein Zeichen des Ärgers des Verstorbenen, der die vorgesetzten Speisen verschmätzt hat (Globus 71, 372). Wenn man bei den Permiern im Kreise Glasov das Totenmahl unter freiem Himmel bei der Kirche veranstaltet, wirft man die Überreste ins Grab und bittet die Vögel, sich der Seele des Verstorbenen zu erinnern (ebd. 373). Der Alttürke füttert am Feste der Gräber Vögel, Fische und Ameisen (Rochholz, *Glaube und Brauch* 1, 300). Wenn die türkischen Frauen die Gräber ihrer verstorbener Eltern oder Freunde besuchen, nehmen sie Brot, Käse, Eier, Fleisch mit, um dort Mahlzeiten zu halten: sie lassen auch wohl zuzeiten einen Teil der Speisen da liegen, damit die Tiere und Vögel etwas bekommen, da sie glauben, dass gute Werke, die man an Tieren verrichtet, Gott ebenso

angenehm seien, als wenn sie an Menschen gerichtet würden (Klemm, Allg. Kulturgesch. 7, 148). Über einem Grabe in Damaskus bemerkte Addison einen Käfig mit mehreren kleinen Singvögeln, die man alle Abende und Morgen fütterte (ebda.). Sven Hedin (Durch Asiens Wüsten 2, 21f.) erzählt von dem Käptär-masar (Pauhengrab) genannten Grabe des Heiligen Imam Chakir in der Nähe von Chotan in Ostturkestan, dessen Eigentümlichkeit darin besteht, dass dort mehrere tausend prächtige, fette Tauben (käptär) Obdach und Nahrung erhalten. Es ist ein alter Brauch, dass die Reisenden, die an diesem Grabe vorüberziehen, den Tauben einen, wenn auch nur kleinen Vorrat von Maiskörnern mitbringen, was zugleich als Opfergabe für den hier ruhenden Heiligen betrachtet wird.¹⁾

Auch in Deutschland steht die Sage von der Fütterung der Seelenvögel nicht vereinzelt da. Bei Pöhlde auf dem Rotenberge ist eine Stelle zu sehen, da hat ein Kaiser heimlich (soll heißen: Kaiser Heinrich) einen Vogelherd gehabt. Auch die Kaiserin Mathilde hat in Pöhlde einmal gewohnt, die hat immer ihre Dienerinnen in den Wald geschickt, damit sie die Vögel haben füttern müssen nach des Kaisers Tode, um seiner Seele Ruhe zu geben (Pröhle, Harzsagen S. 186; vgl. 292). In die Stiftskirche nach Tübingen vermachte einst jemand eine Summe Geldes, wofür an einem gewissen Tage des Jahres an arm und reich, wer in der Kirche ist, ein Brot verabreicht wird. Der Brauch wurde seit alten Zeiten immer eingehalten. Als man ihn aber einmal aufheben wollte und kein Brot mehr hergab, da lief es dermassen von schwarzen Vögeln voll, allum und um in der Kirche, dass es schien, als hätte man eine Sammetdecke über Stühle und Boden hergezogen. Niemand ging mehr in die Kirche. Endlich wurde das Brot wieder ausgeteilt, und die schwarzen Vögel verschwanden, wie sie gekommen waren (Birlinger, Volkstüml. aus Schwaben I, 248f.). Die Vögel vertreten offenbar den Stifter des Geldes, dem eigentlich die Speisung zugute kommen soll.

Während es sich in diesen Fällen um die Pflege eines bestimmten Toten handelt, dürfen wir der Allerseelenpflege vielleicht manche ähnliche

1) Der Bericht liefert ein merkwürdiges Beispiel dafür, wie die Sage bei ähnlichen Voraussetzungen zu ähnlichen Weiterbildungen gelangt. Der Teng-ertschi der Herberge behauptete Hedin gegenüber, dass ein Falke oder ein anderer Raubvogel, der sich an einer dieser heiligen Grabtauben vergriffe, augenblicklich sterbe. Das habe er erst kürzlich gesehen, als ein Falke eine Taube gepackt habe, aber von einer unsichtbaren Macht gezwungen worden sei, seine Beute fahren zu lassen, um selbst tot niederzustürzen. Ganz ähnlich erzählt vom Grabe Walthers aus späterer Zeit der Würzburger Lehnsekretär J. W. Fabricius: „Den 15. Maii zwischen 3—4 Uhren Nachmittags anno 1617, als ein Schieferdeckergesell auf den hohen Lindenbäumen über Walthers Grab gestiegen, um Tholennester zu zerstören, und vier Jungen allbereit schon herabgesturt hatte, und auf einen anderen Ast steigen wollte, um dasselbige Nest auch mit einer Stangen herabzustürzen, ist selbiger Ast gebrochen und er bald mitten des Baumes auf einen Knick vorderwärts herab auf den Bauch gefallen, sich überschlagen und unterwegs, als man ihn nach Haus getragen, gestorben“ (Zarnecke in Pauls und Brauns Beiträgen 7, 591).

Gestaltungen ritueller Vogelfütterung zuweisen. Am Weihnachtsfeste wird in Oberndorf a. N. eine Stange aufgerichtet, auf deren Spitze eine volle Garbe ist, damit auch die Vögel sich freuen. Desgleichen wird am Rande eines Hauffeldes ein schmaler Streifen Samenstengel für die Vögel stehen gelassen (Birlinger 2, 8). Ähnliches auch in Schweden (Rochholz, Glaube und Brauch 1, 322. Vgl. noch Jahn, Opfergebräuche bei Ackerbau und Viehzucht S. 160. 181f. 276). Bei galizischen Juden werden im Januar vor allen Häusern den Vögeln Heidegrauen gestreut (Am Urquell 5, 228).¹⁾

Übrigens sind, wie auch schon aus einigen der angeführten Beispiele hervorgeht, Vögel nicht die einzigen Tiere, in denen sich die Seele des Toten zur Entgegennahme von Nahrung verkörpert (s. darüber meine Abhandlung „Die Speisung der Toten“ im Programm des Dortmunder Gymnasiums 1903 S. 63f.).

Wenn nun aber auch die bisherigen Ausführungen wohl keinen Zweifel mehr lassen, dass die Speisen, die in unserer Würzburger Sage den Vögeln dargeboten werden, bestimmt sind für die Seele des in dem Grabe bestatteten Menschen, mag das nun der Dichter Walther oder ein anderer sein, so erhebt sich doch noch die Frage, wie es denn eigentlich gemeint ist, wenn an der Ruhstätte eines bestimmten Toten oder zugunsten eines einzigen grössere Scharen von Vögeln gespeist werden.

Wie ja oben an mannigfachen Beispielen gezeigt worden ist, hat der Seelenglaube die Neigung, die einzelne, abgeschiedene Seele einer grösseren Gemeinschaft anzuschliessen. Diese Neigung tritt auch oft bei der Speisung der Toten hervor. Wie die Leichenmahle der Überlebenden eine grössere Gesellschaft vereinigen und oft den Charakter von Massenspeisungen annehmen, so wendet sich andererseits auch die Pflege der einzelnen Seele oft an eine zahlreichere Seelengemeinschaft, mit der jene nun vereinigt gedacht wird, in der sie sozusagen aufgegangen ist. Die Matacos z. B. setzen gewöhnlich neben die Gräber Gefässe mit Wasser, denn sie glauben, dass die Seele ihren Leichnam aufsuche, um mit anderen Seelen dort ihren Durst zu löschen (Koch, Zum Animismus der südamerikan. Indianer S. 14). Die Amazulu sagen beim Besänftigungsoffer an die Ahnenseelen: „Hier ist also euere Speise, all ihr Geister von unserem Stamme, ruft einander herbei. Ich sage nicht etwa: Du, der und der, hier ist deine Speise, denn ihr seid eifersüchtig aufeinander; aber du, der und der, der du diesen Menschen krank gemacht hast, rufe alle Geister herbei; kommt alle herzu, um diese Speise zu essen“ (Spencer, Die Prinzipien der

1) Der Indianer opfert bisweilen, wenn er auf der Jagd ist, in der Stille ganz allein für sich, damit er glücklich sein möge. Er zerteilt etwa einen Hirsch in kleine Stücke und wirft sie auf dem Boden herum zur Speise für die Vögel, denen er in einer kleinen Entfernung ruhig zusieht, wie sie das Fleisch verzehren (Loskiel, Geschichte der Mission der evangelischen Brüder unter den Indianern in Nordamerika S. 58). Ist das auch ein Seelenopfer?

Soziologie, dtseh. v. Vetter 1, 318f.). Die Antankarana in Nordmadagaskar glauben, dass an dem Totenmahle, das sie am Grabe eines Freundes abhalten, die Geister ihrer verstorbenen Vorfahren und Verwandten teilnehmen (Sibree, Madagaskar, deutsche Ausgabe S. 269f.) Der Abchase opfert bei den Erinnerungsfeiern an unlängst oder früher Verstorbene auch den „wegweisenden und begleitenden“ Seelen (Globus 66, 43).

So könnte man auch in unserem Falle sich bei der Annahme beruhigen, dass der Würzburger Tote sich einer grösseren Seelenschar (wobei zunächst an seine eigenen Verwandten und Ahnen zu denken wäre) angeschlossen hat, in deren Verein er nun die Speisung entgegennimmt. Empfundener wird diese Schar aber wiederum als eine untrennbare Einheit. Schon im antiken Glauben finden wir ja ähnliches. Die griechische Erinys ist, wie Rohde, Rhein. Mus. n. F. 50 (1895), 6ff. nachgewiesen hat, ursprünglich die Rache heischende Seele eines einzelnen Ermordeten; aber schon bei Homer und auch sonst öfters ist von den *Ἐρινύες* eines einzigen Menschen die Rede als einer untrennbaren Schar gleichartiger Wesen (ebda. 50, 17). Vgl. auch Crusius in Roschers Mythol. Lexikon 2, 1163, wo die Erinyen charakterisiert werden als die „Ahnengeister, die Seelen der abgeschiedenen Blutsverwandten, denen die Blutrache gerade so gut obliegt wie den Überlebenden“. Ebenso ist auch die *Ker* vervielfältigt, und von vornherein nur im Plural gebraucht sind die römischen *manes*, deren Name auch auf einen einzelnen Toten angewandt wird (Crusius bei Roscher 2, 2319f.).

Möglich ist aber auch eine Auffassung, der der Glaube zugrunde liegt, dass die Seele eines einzelnen Toten sich nach ihrem Abscheiden vom Leichnam geteilt und in mehrere neue Hüllen, in unserem Falle eben die Vögel, wieder verkörpert hat. Eine solche Seelenteilung nach dem Tode (den so verbreiteten Glauben einer Mehrheit von Seelen im lebenden Menschen braucht man gar nicht einmal heranzuziehen) findet sich im Volksglauben öfter.¹⁾ Oben ist nach Sven Hedin ein Brauch vom sogen. Taubengrabe bei Chotan erzählt. Eine ähnliche Sitte begegnet uns im Gebiete des Tell el-Amârna, wo in der Nähe des Dorfes Bersche von der Höhe eines Berges das Grabdenkmal eines Heiligen Sa'id auf den Nil herabblickt. So oft die Schiffer an dieser Stelle des Flusses vorbeikommen.

1) Ebenso auch die Anschauung, dass die Seele bei Lebzeiten auf mehrere Körper verteilt ist (*μία ψυχή ἐν πλείοσι διηρημένη σώματι*) sagt ein griechisches Sprichwort, freilich in anderem Sinne: s. Kiessling zu Horaz Od. 1, 3, 6. In einem Märchen bei Hahn, Griech. u. albanes. Märchen 1, 187 steckt die Seele des Drakos in drei Tauben; vgl. ebd. 2, 215f. 261. In einer Heldensage der Abakantataren befindet sich die Seele der Schwanjungfrau in sieben Vögeln; wenn man diese tötet, stirbt die Schwanjungfrau (Radloff, Aus Sibirien 1, 401). Bei Pröhle, Harzsagen S. 169, versichert ein unschuldig verurteiltes Mädchen dem Pfarrer, dass sie durch zwei Tauben, die ihm nach ihrem Tode ins Haus fliegen sollen, ihre Unschuld erweisen wolle; dies geschieht. — So zeigt sich eine unbestimmte Vielheit gelegentlich auch in den Vorstellungen von der Gottheit. Für Araber und Hebräer weist dies (aus ursprünglich totemistischen Vorstellungen) nach W. Robertson-Smith, Die Religion der Semiten, dtseh. v. Stübe S. 100f.

streuen sie Brotkrumen auf das Wasser: bald kommen Vögel herbei, die das Brot aufpicken und, wie die Leute glauben, am Grabe des Heiligen niederlegen. Die Vögel selbst seien die Seele des Saïd (Goldziher im Globus 83, 303). Vielleicht sind hier auch die Vögel zu nennen, die nach der Ortssage der Anwohner des Hellespontos und des Aisepos den Äthiopienkönig Memnon an seinem Grabe ehren. Nach Ovid hat Jupiter sie auf Bitten der Aurora zu besonderer Ehrung ihres toten Sohnes aus der Asche seines Leichnams entstehen lassen. Darauf geht wohl die Glosse des Hesych *ἀντίπνοχοι· ὅτιως ζαλοῦνται οἱ Μέμνονος ὄρνιθες* (Holland, Heroenvögel in der griech. Mythol. Abhandl. zum Jahresber. d. Thomasgymnas. in Leipzig 1895, S. 1ff.)¹⁾ Als Vögel gelten dem Volksglauben auch Insekten. So mag auch eine Verwandlung der Seele gemeint sein, wenn nach der Sage Demeter aus dem Leibe ihrer gemordeten Priesterin Melissa die Bienen entstehen lässt (Roschers Mythol. Lexikon 2, 2640), und wenn im abgeschnittenen Haupte des Onesilos Bienen hausen (Weicker, Der Seelenvogel S. 29). Endlich sei hier auch auf die in griechischen archaischen Gräbern so oft gefundenen Sirenenbilder aus Terrakotta hingewiesen. Diese menschenköpfigen Vogelgestalten wurden oft in grosser Zahl dem Toten mit ins Grab gelegt, damit sie, die Abbilder der eigenen Gestalt der Seele, dieser als Wohnung dienen, sowie die Ägypter Dutzende von kleinen Figuren dem Ka als Behausung mit ins Grab gaben, um ihm durch die Masse die Unsterblichkeit zu sichern und gleichzeitig die freie Wahl zu lassen (Weicker, Der Seelenvogel S. 9, 79, 103ff. 178). Wie hier die verschiedenen künstlichen Abbilder die eine Seele aufnehmen, so könnte der Geist des Würzburger Toten in verschiedenen lebenden Vögeln seinen Wohnsitz aufgeschlagen haben.²⁾

Aber wie dem auch sein mag, soviel darf jedenfalls mit Sicherheit behauptet werden, dass in den Vögeln des Würzburger Grabes die Seele des Bestatteten (ob nun allein oder im Verein mit anderen) die Speisung der Überlebenden entgegennimmt.

Diese Speisung besteht in Korn und Trank (denn für *blanda* ist doch wohl *blada* zu schreiben). Korn ist den Vögeln angemessen, aber auch Menschen erhalten diese Grabspeise. Bei den Leichen in der Baradlahöhle (Ungarn) stand gewöhnlich ein Trinkbecher und ein Geschirr mit verkohltem Getreide in der Nähe des Kopfes (Hoernes, Urgesch. d. Menschen

1. Nach anderer Fassung sind die Vögel freilich verwandelte Gefährten Memnons. Dieser Fassung entsprechende Sagen wurden auch von Vögeln am Grabe des Achilles auf Lenke und des Diomedes erzählt (Holland S. 5ff. 12ff.). Als Seelenvögel sind auch diese jedenfalls aufzufassen.

2) Auf späteren, dem hellenistischen Osten angehörigen Grabmalern sind andererseits oft musizierende Sirenen gestalten in grösserer Anzahl angebracht. Diese werden gedeutet als Darstellungen seliger Geister, die den Verstorbenen unter den Klängen himmlischer Musik in ihre Reihen aufnehmen (Weicker S. 79).

S. 295). Die Beduinen des Sinai legen einen Sack mit etwas Korn neben die Leiche (Palmer, Der Schauplatz der Wüstenwanderung Israels, dtische. Ausgabe S. 74). In Galizien erhielt der Tote Getreidekörner und Brautwärste mit (Lippert, Christentum, Volksglaube S. 400); Getreidekörner mit anderen Speisen in griechischen Gräbern (Hermann, Lehrbuch d. griech. Antiquitäten 4³, 380, Anm.). Die Inder streuen nach der Bestattung dem Toten zur Speise Getreidekörner aufs Grab (Oldenberg, Religion des Veda S. 583). Die Huronen und Irokesen liessen ein kleines Fenster über dem Grabe, um Getreide hindurchzuwerfen (Preuss, Die Begräbnisarten der Amerikaner S. 250). Der Alttürke schüttet am Feste der Gräber ganze Metzen Korn in die Ameisenhaufen für die Toten (Rechholz, Glaube und Brauch 1. 300). In Friesland werden drei Hände voll Gerstenkörner um den Toten ausgestreut (Volksskunde 13, 95). Wie endlich derartige Gaben an den Toten den Angaben der Würzburger Chronik entsprechend in Opfer für Tote, namentlich in Speisungen der Geistlichkeit übergehen, habe ich im Dortmunder Programm von 1903, 68f. ausgeführt.

Es scheint mir demnach, dass dem angeblichen Testamente Walthers ein alter Volksglaube zugrunde liegt, und dass die Angaben der Chronik nicht auf völlig freier Erfindung zu beruhen brauchen, die nur den Gedanken der Grabschrift weiter fortlichtet.¹⁾ Es wird vielmehr in Würzburg einen Ort gegeben haben, an dem vorzeiten ein Toter in Gestalt von Vögeln seine Speisung entgegengenommen hat, eine „Vogelweide“. Ob dieser Umstand dazu beigetragen hat, die Grabstätte des berühmten Sängers hier anzusetzen²⁾, in welchen Beziehungen dieser überhaupt zu dem Grabe steht, das zu entscheiden muss anderen überlassen bleiben.

1) Auch die vier Höhlungen auf dem Stein brauchen doch nicht so irrig gedeutet zu sein, wie Zarneke annimmt. In der Bretagne z. B. strömt am Allerseelenabend die Menge auf den Kirchhof, um an den Gräbern der Verwandten zu knien, die Höhlung des Grabsteines mit heiligem Wasser anzufüllen und Milchlibationen darauf anzugiessen (Fylor, Die Anfänge der Kultur 2. 37f.).

2) Nebenbei bemerkt wird auch einem anderen Minnesänger eine ähnliche Spende zuteil. Beim Begräbnis Heinrichs v. Meissen († 1317) im Kreuzgang des Mainzer Domes wurde von den trauernden Frauen soviel Wein auf das Grab gegossen, dass der ganze Kreuzgang davon strömte (Uhland, Schriften zur Geschichte d. Dichtung u. Sage 2. 293).

Dortmund.

Neidhart, eine volkstümliche Personifikation des Neides.

Von Johannes Bolte.

Nicht der alte Minnesänger Neidhart von Reuenthal, dem wir so lebensfrische Bilder aus dem österreichischen Bauernleben des 13. Jahrhunderts verdanken, soll uns hier beschäftigen, sondern eine bisher kaum beachtete Episode aus seinem Nachleben: seine Umwandlung in eine volkstümliche Allegorie des Neides, die uns in illustrierten Flugblättern des 16. Jahrhunderts entgegentritt, aber schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts durch den Schmieder ausgebildet worden ist.

Längst war der Eigenname Neidhart, der ursprünglich 'stark im Kampfesifer' bedeutet, als eine allegorische Bezeichnung des Neidischen und dann des Neides überhaupt verwendet worden. Schon im 11. Jahrhundert läßt der Mönch Otloh¹⁾ in seinen Visionen einen Teufel auftreten, der auf die Frage nach seinem Namen antwortet: 'Nithart vocor, quod latine odiosus vel valde malignus dici potest.' Und wie der personifizierte Junker Neid mit den anderen 'Todsünden bei Berthold von Regensburg, in Des Teufels Netz, in schweizerischen Dramen des 16. Jahrhunderts u. a. als des Teufels Knecht und Gesell erscheint²⁾, so wird Neidhart geradezu als Beiname des Argen gebraucht. 'Der böse Nittart, ich meine den alten Sathenas', heisst es im Prosaromane von Pontus und Sidonia (Lexer 2, 87), und in einem Sterzinger Osterspiele³⁾ flucht einer der Grabeswächter: 'Pfui daß euch der Neithart schänd'. 1582 aber schrieb der protestantische Pfarrer Johann Rhode, um eine Lücke in Feyerabends *Theatrum diabolorum* auszufüllen, einen 'Neidhard oder Neidteuffel'.⁴⁾

Wenn aber Oswald von Wolkenstein (1847 S. 296) berichtet: 'Der Neithart ließ ainem nit ein yesen' und Hans Vintler (*Pluemen der tugent* v. 6650): 'So haben die rät den Neithart | der selv der wüetet an aller stat | alle rät'⁵⁾, so darf man wohl nicht an jenen Teufelsgesellen denken, sondern wir haben es mit einer anderen allegorischen Figur zu tun, die uns zuerst im Renner Hugos von Trimberg (v. 14126) begegnet: 'Neithart,

1) Migne, *Patrologia latina* 146, 385; vgl. *Zs. f. d. Alt.* 7, 522.

2) Osborn, *Die Teuffelliteratur des 16. Jahrhunderts* 1893 S. 14. 1549 erscheint ein Teufel Nit in einem Luzerner Drama (*Schweizer. Idiotikon* 4, 668), 1584 Nyd und Verbunst als Luzifers Genossen in Hallers *Glückwünschung: ein Teufel Neidstifter bei Lasius* (1549) und Römolt (1563). Schon Seifried Helbling 2, 264 nennt den Teufel 'den alten nithunt'.

3) Pichler, *Über das Drama des Mittelalters in Tirol* 1850 S. 148.

4) Osborn S. 59f. — 'Der Neidhart ist des Teufels Schwager', heisst es im Liede 'Von deß Teuffels Kram' (*Musicalischer Leuthe Spiegel* 1687 No. 3).

5) Ähnlich Brant, *Narrenschiff* 77, 59: 'Der Nydhart ist sunst vnder jun' (den Spielern).

... Billunk, Nidunk sint des Nides spiezzes sleiffere. Dieser Neidhart ist eine der zahlreichen blutlosen Personifikationen gleicher Bildung bei Trimberg: Riehart, Gebehart, Lügenhart, Smeiehart, Slinthart, Selphart u. a.¹⁾ Deutlichere, lebendigere Züge hat ihm erst der Schmeier verliehen, ein sonst keineswegs hervorragender schwäbischer Spruchdichter des 15. Jahrhunderts²⁾, der ausserdem durch eine in Agricolas Sprichwörtern angeführte Wolfsklage³⁾ seinen Namen bis ins Reformationszeitalter fortgepflanzt hat. In seinem Spruch vom Neidhart verknüpft er nämlich jene Personifikation mit dem alten Minnesänger Neidhart von Reuenthal, dessen Gestalt zwar nie ganz aus dem Gedächtnis des Volkes geschwunden war⁴⁾, der aber gerade in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu neuer Berühmtheit gelangte. Ganz in der Weise des Zeichners hebt er mit der Frage eines Wissbegierigen an: 'Eyner fragt mich der mâr, ob der Neythart gestorben wâr', und erwidert selbst darauf, der Neidhart, der einst am Fürstenhofe Kurzweil getrieben, sei zwar begraben, jetzt aber wieder auferstanden und hause überall, bei Reichen und Bauern, Handwerkern und Spielleuten, Nonnen und alten Weibern, Mönchen und Pfaffen, Ratsherren und Richtern, Fürsten und schönen Frauen, und habe viele Kinder hinterlassen; seine Macht und sein Geschlecht reiche weit, denn die Schlange im Paradiese, die Eva verführte, sei der erste Neidhart gewesen. — Überliefert ist uns diese etwas trockene, doch leidlich zusammenhängende und übersichtliche Dichtung in einer Hs. aus der ersten Hälfte des 16. Jahrh. und drei ebenfalls dem 16. Jahrh. angehörigen Flugblättern.⁵⁾ Unter diesen hat der Druck des Nürnbergers Hans Guldenmund (B) in dem Wunsche, die im Eingange eingeführte Person des Neidhart recht deutlich zu bezeichnen, einen längeren Hinweis auf dessen Feindschaft mit den Bauern Engelmayer, Gundelweyn, Perendreck und Eberschweyn zu Zeyssehmauer und auf dem Marehfeld eingeschaltet und ein Bild von dem Abenteuer des in einem Fasse verborgenen Neidharts hinzugefügt. Dieser Holzschnitt stimmt

1) Vgl. W. Wackernagel, Kleinere Schriften 3, 99, 106. Schmeller, Bayr. Wb.² 1, 1167f. Schweizer, Idiotikon 2, 1644. — Noch um 1650 erscheinen die allegorischen Gestalten des Lehnhart, Burghart, Mahnhart, Penthart auf Bilderbogen des Kölner Stechers Gerhard Altzenbach (Steinhausen, Der Kaufmann in der deutschen Vergangenheit 1899 S. 97f.).

2) Vgl. Roethes trefflichen Artikel in der Allgem. dtseh. Biographie 32, 30f.

3) Herausg. von Wendeler in Wagners Archiv f. Gesch. dtseh. Sprache 1871, S. 389f.

4) Die Erwähnungen Neidharts vom 13.—17. Jahrh. hat R. M. Meyer, Zs. f. d. Altert. 34, 75f. zusammengestellt; dazu kommen noch die Stellen bei O. Zingerle, ebda. 32, 430; Keinz, Sitzungsber. d. Münch. Akad. phil.-hist. Kl. 1888, 2, 309f.; J. Meier, Paul-Braunes Beitr. 20, 310; Schönbach, Zs. f. d. Altert. 40, 372; Seemüller in der Geschichte der Stadt Wien, hsg. vom Altertumsverein 3, 25—34 (1903); ferner zwei Meisterlieder des Hans Sachs (Schwänke hsg. von Goetze 3, no. 90, 99). Fischarts Geschichtklitterung S. 73 ed. Alsleben und Verwijs, Van vrouwen ende van minne 1871 S. 74, V. 154: 'Ic wensch, dat god al noot seenden, | al die heer Niders bloem [das Veilchen] ontrenden' und V. 136: 'Mer wie dat die raet eerst stelden, | dat men mi mit heer Nyter quelden', dazu S. 129.

5) Vgl. den unter No. I folgenden Abdruck.

mit der sechsten Abbildung in dem ältesten Drucke des 'Neithart Fuchs'¹⁾ überein, die auch schon 1494 in Brants Narrenschiff zur Illustration des 53. Kapitels 'Von nyd vnd has'²⁾ verwandt worden war, weil es dort in der Überschrift heisst:

Vergunst vnd haß witt vmbhar gat,
 Man fyndt groß nyd jn allem stat:
 Der Nythart der ist noch nit dot.

Unstreitig spielt Brant in diesen Zeilen auf Schmiehers Spruch an, der ihm vermutlich in einem für uns verlorenen älteren Drucke vorlag, in dem schon die uns aus Guldenmundts Flugblatt bekannte Interpolation und das Neidhartbild enthalten war. Denn anders lässt sich das Zusammenreffen Brants und des Schmieher-Interpolators in der Auswahl desselben Neidhartabenteuers nicht erklären, man müsste denn geradezu annehmen, dass der letztere Brants Narrenschiff vor Augen hatte und dadurch erst veranlasst wurde, das Buch von Neithart Fuchs nachzuschlagen und daraus die Vorlage zu Brants Holzschnitt, in der Bauern statt der Narren auftreten, zu kopieren, sowie die Namen dieser Bauern aus dem zugehörigen Texte zu entlehnen.³⁾

Damit gewinnen wir zugleich für das chronologisch bisher nicht genügend fixierte Volksbuch vom Neithart Fuchs⁴⁾ einen Terminus ante quem, nämlich mehrere Jahre vor 1494. Dass schon der Schmieher es in gedruckter Gestalt gekannt habe, ist sehr wohl möglich, lässt sich aber nicht erweisen. Dagegen bietet uns für die bisher gleichfalls mangelnde Datierung seines Neidhartspruches die Wiener Handschrift (A) einen Anhalt durch die hinter dem Schlussverse stehende Zahl 1478, die nur ein Datum der hsl. oder gedruckten Vorlage des Frater Johannes Hauser bedeuten kann. Nun erinnere man sich, dass aus dem Jahre 1479 ein von Steffenhagen (Germania 17, 40) aus der Königsberger Hs. 1304 mitgeteiltes lateinisches 'Epitaphium Neithart Vochs circa sepulturam suam

1) Reproduziert bei Bobertag, Narrenbuch 1884 S. 163. Das dazugehörige Gedicht auch in v. d. Hagens Mimesingern 3, 194 und in Haupts Neidhart von Reuenthal (1858) S. XXXf.

2) Auf einem zweirädrigen Karren liegt eine Tonne, aus der oben ein Mannskopf heraussieht, umher fliegen Bienen; drei Narren (statt der Bauern im Neidhartbuch und in Guldenmundts Flugblatt) mit Schwertern und Hellebarten schlagen drauf zu. Reproduziert in Bobertags Ausgabe 1891 S. 136. Zarneke (Brants Narrenschiff 1854 S. 389) hat das Bild völlig verkannt (vgl. Val. Schumann, Nachtbüchlein 1893 S. 112), ebenso C. Schröder (Dat nye schip van Narragonien 1892 zu V. 37-41); Goedeke (Narrenschiff 1872 S. 95) erwähnt es überhaupt nicht.

3) Engelmeir und Gindelwein erscheinen in jenem Neidhartabenteuer: zu Perendreck und Eberschweyn finden sich dort wenigstens ähnlich klingende Seitenstücke: Perekman, Perwick, Reswein, Gofwein.

4) Nur dass es im 15. Jahrhundert und später als das Buch vom Pfaffen vom Kalenberg geschrieben ist, hat man festgestellt. Vgl. die vorsichtige Erörterung Seemüllers (Geschichte der Stadt Wien 3, 30).

Wienne¹⁾ herstammt, das verschiedene Abenteuer mit den Bauern zu Zeiselmaur, auch den oben erwähnten Schwank vom Neidhart im Fass, aufzählt und für die Neigung der älteren Humanisten, deutsche Volksschwänke und Scherze in ein antikes Gewand zu kleiden, ein neues Zeugnis ablegt.²⁾ Scharfsinnig, aber etwas zu künstlich hat R. M. Meyer in dem schon zitierten Aufsätze über die Neidhartlegende (*Zs. f. d. Alt.* 31, 78) die Entstehung dieses Epigrammes aus dem 1479 zu Königsberg in Franken erfolgten Tode eines riesenhaften Herrn von Fuchs zu erklären gesucht, den man mit seinem Bruder Neidhart Fuchs von Bimbach, der erst 1499 vor Groningen im Kampfe gegen die friesischen Bauern fiel, verwechselt habe. Ist es nicht einfacher, anzunehmen, der Schmieder habe durch seinen 1478 verfassten Spruch mit der Eingangsfrage, ob der Neidhart gestorben sei, einen Humanisten auf den Gedanken gebracht, dem Helden des lustigen Volksbuches eine würdige Grabschrift zu setzen? Hat doch auch um 1500 der fränkische Humanist Celtes seinem vermeintlichen Landsmanne Neidhart ein solches Grabepigramm³⁾ gewidmet, das ihn im Anschluss an das Volksbuch mit dem Pfaffen von Kalenberg zusammenstellt.

- 1) Strenuus hic saxo miles Neidhart operitur,
 Cognominatus Vochs, ingenuus genere,
 Qui dedit hostibus hic et trans mare bella paganis
- 5 Sub nota[mque] suam, quae finxit, carmina panxit,
 Per quae eius hodie gesta canunt populi,
 Qualiter in Czeiselmaur vexaverat ipse colonos,
 Quorum quis primam sumpsit ei violam
 Ex pratoque locum viole cum stercore textit.
- 10 Tale nephas Neidhard reddere curat eis:
 Ut monachos sic rasit eos vestitque cucullis:
 Hos pupugerunt, quas vase retundit, apes:
 Ventre de fungis doluerunt, quos dedit illis;
 Ungento demum fecit eos fetidos;
- 15 In sporta effigies similes eis attulit ipsis.
 Huc sua non scribi singula [facta] querunt.
 'Do pacem agricolis', cecimit, 'nec plus famulari
 Immundo mundo, sed tibi, Christe, volo.'
 Hic stans dicat: Ei da, Christe, locum requiei,
- 20 Ast etiam cunctis, quos humus iste tegit!

Abgebildet findet man das angebliche Grabmal Neidharts im Wiener Dom in den Mitteil. der k. k. Centralkommission 15, XVII.

2) Man denke nur an die Facetien Karochs (Montanus, Schwankbücher S. 546), Tüngers, Bebels, Adelphus, die Epigramme von Celtes, die Scenica progymnasata Reuchlins u. a.

3) Epitaphion Nithardi, nobilis Franci ex familia Vulpinii. Conradus Celtes Protueius Francus amore communis patriae posuit.

- Franconica de gente satus tenet hic sua busta
 Nithardus, salibus nobilis atque iocis.
 Omnibus hic potnit sua per dicteria risum
 Elicere et miris fallere que nque dolis.
- 5 Sed mors saeva iocis lacrymis nec flectitur ullis,
 Tristes ac hilares, dum venit hora, vocat.

Fünzig Jahre später taucht eine strophische Bearbeitung des Schmieherschens Spruchgedichtes auf, nach der Melodie 'Wär ich der Mey' zu singen. Diese unten als No. II abgedruckte Dichtung gibt sich mit deutlicher Beziehung auf des Reuenthalers Tanzlieder als 'Reigenlied' und lässt die Neidischen (Str. 26 und 27) 'Nytharts Reigen springen', fügt aber ausserdem eine genaue Beschreibung des vom Schmieher nur flüchtig charakterisierten Neidhart hinzu: derselbe wohnt in einer dunklen Höhle, ist mager und bleich von Ansehen, hat gelbe Zähne, schielende Augen, eine Zunge voller Gift, er lacht nie, erquickt sich nie durch Schlaf und nährt sich von giftigen Schlangen. Man würde auf Grund einer so lebendigen Schilderung dem Autor ein besonderes Lob zu spenden geneigt sein, wenn er hier nicht eine starke Anleihe bei Ovid gemacht hätte: er folgt ziemlich genau der Beschreibung, die der Verfasser der Metamorphosen von der durch Pallas aufgesuchten Invidia liefert, und zwar muss er das lateinische Original benutzt haben, da die Verdeutschung Albrechts von Halberstadt erst 1545 durch Wickram herausgegeben wurde.

Weiteren Nachwirkungen des wiederholt gedruckten Schmieherschens Spruches begegnen wir bei Seb. Frank, der gleich Brant den Anfang herausgreift: 'Der Neidhart ist gestorben, hat aber vil brüder hinder im gelassen' (Sprichwörter 1541 2. 89b; vgl. Wander, Sprichwörterlexikon unter 'Neidhart') und: 'Der Neidhart zeucht nur bei grossen herren ein' (ebd. 1. 57b); bei Schmelz (Lobspruch der stat Wienn 1548 v. 432) nach der Erwähnung von Neydharts Grabmal: 'Hat hinder im vil brüder lassn Geln für in täglich aus und ein, Noch wil niemandt nit Neydhart sein'; bei Aventin (Werke 4. 1054. 29): 'Wie dan der neid an fürstenhöffen zu groß ist und der Neithart vast regirt'; bei Geiler (Postill 1522 3. 88): 'Der Nydhart ist umbendumb, in den klöstern eben als wol als überhalb'; bei Nicolaus Manuel im Barbali (S. 149 ed. Bächtob): 'Der Nihart ist so groß bei den Nunnent'; wohl auch bei J. Fritius (Dictionarium latine-germ. 1541 = Schweizer, Idiot. 2. 1544): 'Sales suffusi felle ... speiwart, da der Nydhart im fass ist'. Sinnfälliger beschreibt Waldis das Wirken dieser personifizierten Eigenschaft bei den einzelnen Menschen (Esopus 1. 9. 53. 1548): 'Der Neidhart hefftig auß jr rheit' und (ebd. 4.

quam bene confusus fere hinc de manne sacerdos

Calvo, quis uno tempore vita aluit!

Quondam hunc sepelit, detulerant cui illa nomen.

10. Er campus scriptis fontibus irriguus.

Dis Manibus Sacrum. Mercurius sub Illustrissima duce Austriae Ottone anno domini M. C. XXXIV. — Aus einer Würzburger Hs. von Reuss im Sarapeum 1850. 80 abgedruckt = Mittell. der k. k. Central-Kommission zur Erhaltung der Kunstdenkmale n. F. 2. XXXVI 1-79), dann aus dem Wiener Cod. 457 (s. 212, wo Über- und Unterschrift fehlt und V. 7 confusus in huncus verlesen ist) von J. v. Berzmann in den Mitt. d. Central-Kommission 15. XLVI 187 mitgeteilt. Es fehlt in den 1881 von Hartfelder herausgegebenen Epigrammen von Geiler. — Vgl. über die ganze Entwicklung der Neidhartlegende die eingehende und nützliche Darlegung Semmlers in dem oben S. 15^f angeführten Werke.

77, 108): „Wenn ern [der neid] zum ersten vberwigt | vnd in des Neidhards klawen kriegt“. Dagegen ist in einem etwa 100 Jahre später erschienenen Liede, ‘Contrafactur deß Herrn Neydhards von Grimmenthal, Giffberg, Zorneck vmd Haaßhausen’, nach der Melodie: ‘Einsmals als ich Lust bekam’ (abgedruckt unten als No. III) die kraftvolle Bildlichkeit dichterischer Personifikation nur im Titel zu verspüren¹⁾; der Text beschränkt sich darauf, Ausbreitung und Gefährlichkeit des Neides nüchtern zu beschreiben, und eine Warnung vor diesem Laster auszusprechen, ohne dabei den Personennamen Neidhart ein einziges Mal zu verwenden. Nicht zu Gesicht gekommen sind mir zwei gleichfalls dem 17. Jahrh. angehörige Flugblätter, die sich auf ein mir ebenfalls unbekanntes Werk Wilibald Pirckheimers²⁾ berufen: ‘Des Neydharts Werkstadt, nach Pirckheymer reymenweis ausgelegt durch J. G. Hünigerlin’ (Folioblatt mit Kupfer. Weller, Amalen 1. 355) und ‘Neydharts Werkstadt durch eine v. 70 J. Invention furgebildet durch M. Reim. Strubinum’ (Folioblatt mit Kupfer. Ebenda).

Mit der bisher behandelten Auffassung des allegorischen Neidharts scheint der Ausdruck ‘Neidharts Spiel treiben’ = neidisch sein, der in einer 1492 zu Ulm eingereichten Verteidigungsschrift wiederholt auftritt³⁾, völlig übereinzustimmen. Auf niederdeutschem Sprachgebiete dagegen, im Reinke de Vos⁴⁾ und im Schip von Narragonien⁵⁾ hat dieselbe Redensart den Sinn ‘schlimm mit einem umgehen, ihm mißhandeln’, gerade so wie im nl. Anselmus⁶⁾ Maria von den Martern Christi klagt: „Se hadden mit ome midich spil“. Hier liegt offenbar eine Umschreibung des mhd. nitspil, mnl. nijtspel = Kampf vor.

Endlich bezeichnet Neidhart nicht bloss die personifizierte Eigenschaft des Neides, sondern überhaupt einen neidischen Menschen, einen Neidhartsnarren (Geiler) oder Neidhammel (Mathesius), und in dieser Bedeutung ist das Wort bis heute üblich geblieben. So spricht 1397 Bernhard von Utzingen⁷⁾ von seinen Feinden als den ‘Nitharten’, Luther redet im Sirach

1) Herr Neydhard von Neydlingen heisst bei Abraham a S. Clara Judas 1 54. 1752 der reiche Mann des Evangeliums.

2) In Pirckheimers 1610 von Goldast herausgegebenen Opera und in seinem Tugendbüchlein (1606) finde ich nichts Hergehöriges. — Fischart (Dichtungen ed. Kurz 2. 375 v. 1703): „So tragen sie [die zänkischen Gelehrten] den Neidhart feil.“

3) Bairische Landtags-Handlungen 1129–1513 11. 364, 366 (1801): „solte nicht so bald denen, so Neidharts spiel getrieben hätten, geglaubt haben“. Ebd. 11. 320: „daß sich dieselben, so solches angebracht hätten, Neidharts ding gebrant hätten“.

4) 1498 v. 4393: „Hê grêp dat kannin bi der kele unde spelde mit ome hêr Niter des spele“. — Zu dem Titel ‘Herr’ vgl. Luther, Schriften (Jena 1561f. 5. 281a: „Juncker Neidhard und meister Lügenhard“.

5) V. 1065 (ed. C. Schröder 1892) heisst es von einem Handgemenge: „do se sich felden | unde den Nythart ernstlick spelden“.

6) Zeno und Anselmus hsg. von Lübben 1869 S. 116, V. 388.

7) v. Liliencron, Histor. Volkslieder 1, 176 V. 814. — Auch Hemmerlin erzählt im Dialogus de consolatione inique suppressorum (Reber, F. Hemmerlin 1846 S. 365) von seinem Feinde Nithart, dessen Name ‘odium durum’ bedeute.

25, 19 von des Neidharts Lauern, Hans Sachs führt in einem Fastnachtsspiele¹⁾ als boshaften Störer unschuldiger Liebesverhältnisse einen Herrn Neydhardt ein, wie er anderwärts dem ungetreuen Ritter von Burgund²⁾ den daran anklingenden Namen Neydecker gibt, und Knaust betitelt 1569 eine neue Auflage seiner Lobrede der Einigkeit 'Wider den Neidhart'³⁾, indem er die ältere Sitte einer Verteidigung 'in Zoilum' oder 'in Momum' aufnimmt. Den gleichen Titel gibt 1588 Georg Mair seinem 'reims und aktionsweis gestellten' 'Kampf der Einigkeit und Uneinigkeit'⁴⁾. Noch 1601 richtet Theobald Hock⁵⁾ ein satirisches Gedicht 'an Herrn Neidhart Tuncklguet', und 1614 komponiert Johannes Jeep⁶⁾ eine ähnliche Verwünschung des bösen Neidharts.

I. Des Schmiehers Spruch vom Neidhart.

Ich gebe den Text nach A und verzeichne die Abweichungen von B. C. D am Fusse der Seite. B enthält eine auf den historischen Minnesänger Neidhart bezügliche Interpolation hinter V. 2; C streicht aus Rücksicht auf die Nürnberger Ratsherren die Verse 75—84; die beiden Schlussverse mit dem Namen des Dichters sind in C und D weggelassen.

A) Sammelhandschrift des 1548 verstorbenen 'Frater Johannes Hawser plebanus' (in Mondsee?), jetzt Wiener Cod. 4120, dessen Inhalt in den *Tabulae codicum ms. Vindob.* 3, 170 verzeichnet ist (207 Bl. in Sedez), Bl. 92b—95b: 'Vom Neythart de invidia', unterzeichnet 1478.

B) Flugblatt des Gothaer Museums, Sammelband 1, 90: 'Der Neydthart'. [Holzschnitt, 17 × 26,5 cm gross, hier verkleinert reproduziert: ein Fass, aus dessen Spundloch oben ein Jüngling herausguckt, liegt auf einem zweirädrigen Wagen, auf dessen Pferd der Kutscher sitzt. Fünf Bauern greifen das Fass mit Spiesen an, werden aber von Bienen gestochen.] Dann folgt das Gedicht, und am Schlusse der Druckernamen: Hanns Guldenmundt. — Das Blatt ist also zwischen 1520 und 1556 zu Nürnberg entstanden (Hampe, *Nürnberger Ratsverlässe über Kunst* 1, 197, 515). Goedeke, *Grundriss*² 1, 303. Ich benutze eine Abschrift von E. Goetze in Dresden.

C) Flugblatt des Germanischen Museums in Nürnberg: 'Hie Neidhart alle Tag'. [Holzschnitt wie in B, 16 × 25 cm.] Dann folgt das Gedicht, dahinter der Druckernamen: 'Gedruckt zu Nürnberg, bey Georg Lannng Formschneider.' — G. Lannng druckte von 1571 bis 1598 (Nagler, *Künstlerlexikon* 7, 280). Eine Abschrift verdanke ich Herrn Dr. A. Hagelstange in Nürnberg.

D) Flugblatt des Gothaer Museums, Sammelband 1, 261: 'Neythart so bin ich genant, Der vntrewen welt wol bekindt.' [Holzschnitt 28 × 75 cm: dem wie in B

1) Von der unglückhaften verschwatzen Bulschafft (1552. Folio 3, 3, 50b = Fastnachtsspiele 4. No. 39). In der Comedia vom verlorenen Sohn (1556. Folio 3, 1, 196) sagt der Held zu seinem missgünstigen Bruder: 'Billich so heist du neidhart'.

2) Tragedi Die zwen Ritter von Purgund (1552. Folio 2, 3, 21b). Niding heisst auch der karge Bauer in der dänischen Komödie H. Justesen Rauchs (Skuespil 1877 S. 267).

3) Michel, Heinrich Knaust 1903 S. 100, 288.

4) Cod. pal. germ. 543 (Wille, Die deutschen Pfälzer Hss. in Heidelberg 1903 S. 77).

5) Schönes Blumenfeld 1601 Cap. 4.

6) Studentengärtleins 2. Teil Nürnberg 1614 und 1622). No. 8: 'Neidhard, du böser Mann, | Was hilft dich doch dein grämen? | Was hast für freud darvon? | Wann du gleich mir | stets für und für | Gar hart auffsetzig bist | Und trachst mir nach mit list, | Must dich doch endlich schämen, | Dein sorg vergebens ist' (4 Str.).

gebildeten Neidhart laufen alle Stände nach in den Höllenrachen.] Dann folgt das Gedicht, und am Schlusse der Druckernamen: 'Antony Formschneider zu Franckfurt.' — Anthony Formschneider in Augsburg druckte Gedichte des H. Sachs aus den Jahren 1531—35 (vgl. auch unten S. 32¹), Anthony Formschneider in Frankfurt ein solches von 1536 (H. Sachs ed. Keller-Goetze 21, 242. Von E. Goetze mit B verglichen.



Vom Neyhart (de invidia).

Eyner fragt mich der mâr,
Ob der Neyhart gestorben wâr.

Ich sprach: Du pist ain gutter man,
Anders ich dir nit gesagen kan.

5 Neyhart was ain werder gast
In der fursten palast,

Kurezbeyl er vil da anhub,
Piß in sein end in sein grab trug.

Nun ist er komen auß seinen panden,

10 Neyhart ist in allen landen,

Er ist komen in alle reych;
Das gelaubet ir gar sicherleich.

Neyhart der [siez] zw dem wein,
Da man dem reychen schenkt ein,

15 Vnd siezt dort oben hinan,

Das ainer dem andern nit gan.

Neyhart vnder den pawrn ist
Zw veld, zw dorff, zw aller frist.

Am suntag vor dem kyrriehor

20 Da reyten sy ainander vor,

1 Eyns mals mich einer fragt der mer B — mere D — 2 der] fehlt CD — were D — auf 2 folgen in B 8 weitere Verse:

Der vor vil jarn zu Zeysselmann
Beleydigt het manichen pauern,
Den Engelmayr vnd Gmdelweyn,
Den Perendreck vnd Eberschweyn.

Mit wort vnd wercken manich mal
Auf dem Marekelt vnd Thonaw tal
Er sie so wol peynigt vnd plaget,
Von dem man noch singet vnd saget.

— 4 nicht sagen BCD — 5 der war C — der was D — 6 fürsten vnd herrn palast CD — 7 Kürtzweyl B, Kürweil C, Kürtzweil D — anhub CD — 8 in] an C — grab trug] grubB, grube CD — 9 kummen BD — jetz auß banden C, auß sein banden D — 10 ist] ist nun C, der ist D — 11 kummen BD — 12 Des glaubent mir gar BD, Das solt jr glauben C — 13 N. saß zum weyn B, N. der saß beim wein C, N. der selbig saß beim wein D — 14 den BCD — schencket BCD — 15 siezt dort] sich setzet B, Als er sich setzet CD — an BCD — 16 anderen D — nicht BCD — 17 vnder C — 19 An dem CD — kirchthor BCD — 20 reyten] sagen BCD.

- [93^a] Was sy dy wochen haben gethan,
 So mach maniger nit gelan,
 Er neyt sein nachpawrn an,
 Das er ym nit geleychen kan;
 25 Vnd hyet er nun ainer kappen mer,
 Es thät dem nachsten pey ym we.
 Nun merckt, als dy alten teten,
 Neythart der ist in den steten
 Pey guten hantwerchen lewten.
 30 Als ich euch wil pedewten,
 Das ainer dem andern schürt dy prent
 Mit red vnd auch mit worten phendt, [94^a] Vnd birfft yn vnder frum lewt.
 Das man manigen hassen thut
 Vmb sein geluk vnd vmb sein gut,
 35 Das ym got verlihen hat.
 Neythart oft gar eben stat,
 Neythart kan sich wol zw machen
 In kawffen vnd in andern sachen,
 Er sey purger oder herr.
 40 Neythart macht oft ain gewere,
 [93^b] Neythart der ist manigem schad;
 Neythart ist zw müL vnd zw pad,
 Da man dy reychen kan pedeuten.
 Neythart ist vnder den spilleuten.
 45 Welcher wol dorn nyery [!] kan,
 Das man ym der gab nit gan,
 Harpffen, sayten rueren paß.
 Sy tragen auch an einander haß.
 Neythart wil sich lassen schawen
 50 Pey den rechten klöster frawen,
 Dy da haben ain verschlossen syn:
 Neythart der ist vnder yn.
 Neythart ist pey den alten weyben,
 Dy da kunen den pern treyben:
 55 Welche wol kupelan [!] kan,
 Dar vmb neyt man sey an
 Vnd thut ir dar an gar recht.
 Wann sy seind des tewfels knecht.
 Sy kunnen machen layd vnd smerzen
 60 Vnd tragenden Neythart yndemherzen
 Vnd birfft yn vnder frum lewt.
 Man sol yn stellen nach der hewt,
 Dy da vmb gen mit solichen sachen,
 Kuprey [l. Lupperey?] vnd zawbrey
 machen.
 65 Neythart der ist grab worden
 Vnd ist geflossen in manigen orden
 Zw den münchen vnd zw den phaffen.
 Also sein sy geschaffen,
 Ob sy dy geschriffit kunen wol,
 70 Dennocht seind sy des Neytharts vol.
 Ob ainer ain gut amt hat,
 Ir neyd werd frü vnd spat,
 Mit red vnd auch zwsprechen
 Möcht ainer den andern abstechen.
 75 Neythart der ist in dem rat,
 Den man nach trewen gesworen hat.
 Der rat went manigen man,

21 thon C, than D — 22 mancher B, es mancher C, mancher es D — 23 seynen BCD — nachpawrn BD, nachbawrn C — 25 het C — me BD, meß C — 26 nechsten bey BCD — we] böß C — 27 merck BD — 28 der] fehlt BC — den] allen C — 29 Bey B, Bey den CD — handwerkcs BCD — 30 ich dann euch CD — 32 rede vnd mit BD, red vnd C — pfendt BD, behendt C — 33 manchen B, gar manchen CD — 34 glück BC, gelück D — 35 jm doch gott C, jm da gott D — 36 Da Neythart D — gar eben AD, darneben B; Da hat oft Neidhart stat C — 37 sich gar wol D — 38 vnd anderen D — 39 ein burger oder ein herr C — 40 gewer B, gegenwehr C, gegwerre D — 41 der] fehlt B — manchem BCD — 42 vnd bad C — 43 kan die reichen C — 45 da wol CD — vociren kan BD, vexieren kan C — 46 jn C — gabe gan BD, gaben vergan C — 47 rueren] rumpen B, rumpeln C, rumpeln D — 48 an] auff D — 50 Wol bey den closter B, Bey den closter C, Bey den nonnen vnd closter D — 51 da] do B, fehlt CD — ain] eynen B, ein D — verschlossen D — 52 der ist] ist BC, der ist auch D — 54 do können BC — bären C, beren D — 55 Vnd welche C — wol] da wol D — kuppeln BD, kupln C — 56 neyt] neydt B, so neidet C, neydet D — sie BCD — 57 ir] jhr B, jr auch C, jn D — 58 seyn BD, sein doch C — 59 schmerzen BCD — 60 im hertzen CD — 61 würfft B, werffen CD — frum] frembde BCD — 63 da] fehlt BCD — vmbgehen B, vmb thun gehn C — solchen BCD — 64 Kuplerey vnd zauberey BCD — 65 Der N. CD — graw BCD — 66 manchen BCD — 67 vnd pfaffen BCD — 68 seyn B, sind C — sie auch C — 69 sy] sie schon C — schriffit keunen BCD — 70 Dennoch D — Stecken sie doch den C — des] fehlt BD — 71 guts C — 72 wert B, weret CD — 73 rede BD — 75 der] fehlt B — die Verse 75—84 fehlen in C — 77 wendet BD — manchen B, manchem D.

- Das er nit für komen kan
 Mit sachen, alz er zw schaffen hat: 105
 50 Das thut der Neythart in dem rat.
 [94b] Neythart der siezt an das recht,
 Da man den herren vnd den
 knecht
 Mit einander richten sol;
 Darzw kan der Neythart wol.
 85 Neythart ist ain harter man:
 Er treybt manigen da hyn dan,
 Der wol pas hyn fur trät,
 Wenn ym der Neythart nichts tät.
 115 Neytharts [!] weyß gar wol dy
 veren [!]
 20 Pey fursten vnd pey herren,
 Dy an einander thun vermeyden
 Vnd mit scharpffen schwerten
 schneyden,
 Das vil maniger wirt verhawent [!].
 Neythart ist pey schonen frawen:
 25 Weliche hoher prangen kan,
 Dy neydt dy nächst pey ir an.
 Der Neythart der geyt manigen rat,
 Gar weyt er in dem landt vmbgat
 Von aynem landt zwm andern her.
 100 Neythart vbet sich ymer ye mer,
 [95a] Wann er erhebt manigen zorn.
 Neythart der sticht alz ain dorn
 Vnd schneyt scherffer dan ain
 swert.
- Ach Neythart, wie pistu so wert!
 105 Neythart ist auf allen strassen,
 Wann er hat vil kind gelassen,
 Neythart hat wol den syn,
 Er fürts alles mit ym hyn,
 Welichs sich dan paß vermach,
 110 Es sey tag oder nacht.
 Ein pruder wider den andern ratt,
 Ob er es ain wenig pesser hat.
 Das peleybt ym vnuerneydet nit.
 Neythart nyemant zw hulden pringt,
 115 Dar vmb sein wir an biezen plindt,
 Das wir sein Neytharts kind
 Vnd wir selber an einander rügen.
 Das kan der Neythart wol fugen,
 Neythart hat ain starken leyb,
 120 Er schaydt man vnd weyb.
 [95b] Neythart ist mit worten schnel,
 Er pringt manigen vmb leyb vnd sel,
 Das man oft ain schaden siecht,
 Der von neyts wegen geschiecht.
 125 Neythart ist ain alter stam,
 Der von der schlangen her kam
 Zwm örsten in dem paradeyß,
 Da sy sprach von dem reyß,
 Da mit Eua wart petrogen.
 130 Der schlangen red dy ist gelogen,
 Das was der örst Neythart.
 Lucifer der thet auch sein fart
 In hochfart vnd in vbermüt.

78 nicht fürkommen BD — 81 Neythart der] Neydthart B, Der Neythart D — das AB, dem D — 82 herrn B — 85 herter BD — 86 treibet CD — manchen BCD — 87 Der AB, Der da CD — hierfür trette C, hierfür trette D — 88 Wann B — ju C — nicht C — thete CD — 89 Neythart BCD — weist gar wer C — werren B, wern C — 90 Bey den D — bey den CD — 91 an] auch C, fehlt D — vermeyden] neiden C — 93 mancher wirt verhawen BCD — 94 bey den schönen BD — 95 Welche BCD — bringen C — 96 neidet die nechste C — 97 gibt manchen BCD — 99 ein land zu dem C — here B, fehlt C — 100 vbt sich ye mehr ye mehr BD, Vbt sich der Neidhart zu wandern C — 101 manchen BCD — zoren D — 102 der] fehlt BC — doren D — 103 schneydet D — scherpffer BCD — schwert BCD — 106 Wenn C — kinder D — 107 Der Neidhart C, Der Neythart der D — 108 für es BC, füret es D — 109 Welchs BD, Vnd welches C — dann vermag C — 110 nacht oder tag CD — 111 brüder BCD — 112 ers CD — 113 bleybt BCD — vnuerneydet B, vngeneidet C — 114 pringt] bit BCD — 115 seind D — an witzen BD, ohn witz C — 116 deß Neytharts CD — 117 an einander] niemandt CD — 118 der] fehlt B — 120 scheydet BCD — vnde D — 121 der ist D — 122 manchen BC, manchem D — 123 einen C — sicht BCD — 124 neiders C — geschicht BCD — 125 Neidhart der C — 126 schlang C — here B — 127 ersten BCD — 128 sie den apffel brach CD — vom C — 129 die Eua C — 130 rede ist B, red ist CD — erlogen BC — 131 Dasselb ist C, Das selb was D — erst BC, erste D — 132 der] fehlt BC — thet ABC, het D — 133 hoffart BC.

Neyd vnd haß ist nit gut,
 135 Neythart hat vil manig glid.
 Got ist der ewig frid:
 Der helff vns, das wir nit verderben
 Vnd das wir das ewich himelreych erberben,
 So pesiczen wir freyd an alle swär.
 140 Das hat geticht der Schmecher.

1478

II. Eine strophische Bearbeitung von Schmiehers Spruch.

Ein hüpsch nüw Reygen lied | von dem Nythart, in dem thon, Wâr ich der Mey, wâr ich der Mey etc. | 4 Bl. o. O. u. J. — Nach Weller, Annalen 1, 356 zwischen 1520 und 1530 gedruckt. In Wien. Eine Abschrift besorgte mir Herr Cand. phil. Karl Haar in Wien.

Im Tone 'Wer ich der Mey, das etc.' geht auch 'Ein ander neüw Reygenlied, der Christlichen jugent zü nutz vnd lust gedicht: Kumpt her zü mir, mein Gspilen güt' (Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied 1, 753. 3, No. 890). Böhme (Altdeutsches Liederbuch 1877 No. 372) vergleicht damit die von Schmeltzl überlieferte Melodie des Scherzliedes: 'Der Wind der wet, der Han der kret'.

Ein hüpsch nüw reygen lied von Nythart, in der wyß: Wâr ich der Mey, wâr ich der Mey.

- | | |
|--|---|
| 1. Es kam ein gut gesell dôrt hâre,
Der fragt mich nüwe mâre,
Das ich jm sagen solt fürwar,
Ob Nythart gstorben wâre. | 5. Sin huß ist schwartz vnd finster gantz,
Ein hüle vngehüre;
Kein liecht ist da, kein sunnenglantz,
Vil kelte, nienan fhüre. |
| 2. Ich sprach: O güt gesell, hór zu,
Ich wil dich des bescheyden.
Der Nythart der laßt nieman rüw,
Er thüt all welt beleyden. | 6. In tielfem tal sin wonung stad,
Da wont der Nyd mit sorgen;
Kein lufft nit da, kein wind nit gadt,
Da Nythart ligt verborgen. |
| 3. Er lebt als gern als ye und ye,
Die welt vnrüwig zmachen.
Dann ist er dôrt, dann ist er hie,
Er stüct in allen sachen. | 7. Sin angesicht bleych, sin zân sind gâl,
Sin lyb der ist gantz mager,
Sin ougen krumb vnd sehend schâl,
Sin eygen hertz ernaget. |
| 4. Doch wil ich dir sin wyß vnd art
Sin huß, sin wâsen bschryben;
Bitt dich, du wellst vff diser fart
Diß nacht by mir belyben. | 8. Voll gifft sin zung, voll gall sin hertz,
Mag niemar frôlich lachen,
Kein frôud, kein mut, kein frôlich schertz
Dann in schâdlichen sachen. |

131 haß] hoffart BCD — 135 vil] auch C — manichs B, manches C, manich D — 136 Gott ist aber C, Gott der ist D — 137 nicht BCD — 138 ewich] fehlt D — erwerben B — Sondern das ewig lebn erwerben C, Vnd das himelreich erwerben. Amen D — 139 140] fehlen in CD — 139 besitzen wir frid on alle schwer B — 140 Schmecher B.

Zu Str. 5 und 6 vgl. Ovid, Metam. 2, 760—764: Protinus Invidiae nigro squalentia tabo | Tecta petit. domus est imis in vallibus huius | Abdita, sole carens, non ulli pervia vento, | Tristis et ignavi plenissima frigoris, et quae | Igne vacet semper, caligine semper abundet.

5, 1 fhüre = Nahrung.

Zu Str. 7 und 8 vgl. Ovid, Met, 2, 775—778: Pallor in ore sedet, macies in corpore toto, | Nusquam recta acies, livent robigine dentes, | Pectora felle virent, lingua est suffusa veneno, | Risus abest, nisi quem visi movere dolores.

9. Sin spyß ist schlangenfleisch vnd
Blut hat er lust zetrincken; [giftt,
Vff mort vnd todschlag allzyt stiftt,
Güt lob das macht er stincken.

10. Kein schlaff er thut, kein ruw hat
Bym tag vnd ouch by nachte; [er
Glück, heyl ist jm ein böse mâr,
Nach vnglück thut er trachten.

11. Sin rych ist grösser vil dann ee,
Sin gwalt hat zügenommen;
Er sterckt sich täglich mee vnd mee,
In alle welt ze kommen.

12. Bin gwaltigen was ein werder man
Nythart vnd hoch gehalten;
Yetz ist er geng vff aller ban
Thut ouch zun buren schalten.

13. Den puren thut er wonen by
Vnd allen handwercsklütten,
Des Nytharts ist yetz nieman fry,
Er macht all ding zenüten.

14. Je einr den andren hassen thut
Vnd wil jm denn verbönnen
Sin eer, sin glück vnd ouch sin gut,
Wâr sôlichs wol kan gwünnen.

15. In klöstren wont er yetzund vil
Bin München vnd bin Nunnan,
Zu blyben da ein langes zil
Hat Nythart sich besunnen.

16. Ein kloster, das on nyd vnd hab,
Bißhar ist funden worden,
Da wachset weder loub noch graß,
Das ist ein seltzner orden.

17. Der Nythart ist ein müeder man,
Vil zwytracht thut er stifften;
Vß nyd vnd hassz vil mancher kan
Sin nächsten fründ vergifften.

18. Der eelich staat der ist nit fry,
Der Nythart thut jnn btrüben;
Wie gnou ioch hie die liebe sy,
So gdar er zwytracht üben.

19. Die eelüt Nythart vneins macht,
Das kan ich üch wol sagen;
Das wyb das kriegt die gantze nacht
Biß morgen an den tage.

20. Der Nythart macht, das oft der man
Zu andren frowen huset;
Die frow die wils nit also lan,
Schlycht heymlich ouch vnd muset.

21. Der Nithart macht, das oft der man
Sin ee thut hefftig biegen;
Der trüw, die er zum wyb solt han,
Der thut er sy betriegen.

22. Die kupplern hand ein valsehen sinn,
Die jugend sy betörend;
Der Nythart ist ouch vnder jnn
Gen denen, die jnn weerend.

23. Man haßt diß volck vnd thut jnn
Sy trybend fule sachen, [recht;
Sy sind nüt dann des tüfels knecht,
Der mag jrs diensts gelachen.

24. Der Nythart ist in Radt ouch kon,
Da solt man fridens pflügen,
Den nyd vnd hass da heymen lon,
Nit in den radtschlag trägen.

25. Nythart scheydet mann vnd wyb,
Verwirrt die menschen alle,
Bringt manchen man vmb seel vnd lyb,
Den er in zorn macht fallen.

26. Der Nythart ist ein böse frucht:
Der tüfel hat sy pflantzet
In Cayn vnd in siner zucht,
Die sinen Reygen tanzend.

27. Man, wyb, jung, alt, der edelman,
Der burger, pfall vnd leye,
Sy wandlend all vff Nytharts ban
Vnd springend sinen Reygen.

28. Kein grösser schad vnd giftt nit ist
Der welt ye widerfaren
Dann nyd vnd hassz. Bitt, frommer christ,
Das dich Gott weh bewaren!

Zu Str. 9 vgl. Ovid, Met. 2, 768f.: Videt intus edentem | Vipereos carnes, vitiorum
alimenta suorum, | Invidiam.

Zu Str. 10 vgl. Ovid, Met. 2, 779–782: Nec fruitur somno, vigilacibus excita curis.
Sed videt ingratos intabescitque videndo | Successus hominum carpitque et carpitur una.
Suppliciumque suum est.

14, 2 verbönnen = mhd. verbunnen, missgönnen.

29. Gott ist die lieb, frid, Eynikeyt,
Den Nythart thut er hassen,
Hat liebe, frid, einträchtigkeit
Den sinen zletze glassen.

30. Ir Christen, habend friden wârd!
Der wirt ouch wol erschiessen
Im himmel vnd vff diser erd.
Damit wil ichs beschliessen.

III. Contrafactur Herrn Neydhards von Grimmenthal.

Ein Nagelnew Lied | vnd | Contrafactur deß weitbe- | kanndten vnd anjetzt inn aller
Welt | regierenden Herrn Neydhards von Grim- | menthal, Giffberg, Zorn- | eck vnd
Haab- | hausen, etc. | Im Thon | Einsmals als ich Lust bekam, etc.) | Thue Buß, O NEID-
HARDT, schick | dich drein. | Wanns geschicht, wirst nimmer zu | NEIDEN seyn, | Sonst
hilfft dich weder Eysen noch Stahl, | Vor deß Teuffels ewiger Qual. | Gedruckt Im Jahr. |
1642. | 1 Bl. 8^o (München). — Eine Abschrift verdanke ich Herrn Dr. P. Exeditus Schmidt
in München. Weller, Annalen 2, 482.

1. Kein Laster ist in allen Welten,
Daß mehr im Schwung als schmähen
vnd scheltn;
Tringt für über alle Tugend.
Noch ist keins über Haß vnd Neyd,
Das sich außbreit so fern vnd weit
Bey Alten vnd der Jugend.

2. Neyd thut rechtschaffen vmb sich
fressen, [gessen,
Wanns Gwissen gestelt wird in ver-
Ist ein solcher Ehren Gaste.
Neyd stehet früh auff vnd gehet spat
schlaffen,
Macht den Menschen viel zu schaffen,
Läst keinem Ruhe noch Raste.

3. Neyd brachte Christum für Gericht,
Wie manchem oft vnschuldig geschicht,
Sparts Recht, handhabt das Vbel.
Neyd grimmd vor lauter Giff vnd Zorn,
Manch Königreich wird drob verlohren,
Dessen viel Exempel in der Bibl.

4. Neyd wenig ist, daß schlägt
nicht an,
Macht oft manchen zum armen Mann,
Schafft weder Frewd noch Muthe.
Neydt hat den Judam also kränkt,
Daß er sich selbst hat erhenckt,
Gbracht vmb Leib, Seel, Ehr vnd Gute.

5. Neyd der verhindert weit vnd breit
Vnd stellt beyseits die Gerechtigkeit
Durch den gantzen Kreiß der Erden.
Neyd hat gar weder Maß noch Ziel,
Ist vngestümm, wo er nur will,
Verblind manch Schriftgelehrten.

6. Neyd zeugt nach sich viel böser Tück
Vnd legt gar manchen falschen Strick,
Ist gleich wie fressende Schaben.
Neyd nichts versaumbt, thut nichts ver-
gessen,
Viel Vbels andern zu thut messen,
Ist schädlicher als wilde Raben.

7. Neyd helt durchauß kein Vnter-
schied,
Hast die Warheit vnd zerstört den Fried,
Wie ein Wurm nagt an dem Hertzen.
Neyd schärffer ist denn alles Giff,
Viel Vnrath vnd viel Vbels stift,
Thut grob mit seim Nechsten schertzen.

8. Neyd thut groß Schaden mit der
That,
Wie mancher wol erfahren hat.
Ist deß Nechsten Vnglücks fro.
Neyd duldet weder Rast noch Ruh,
Richt aller Orten vnrath zu,
Hilfft ein von Federn auff Strobe.

9. Neyd stürtzet manchen in Gefahr
Vnd zeucht nach sich ein grosse Schar,
Ist gar hitzig vnd sehr scharpffe.
Neyd bricht bald auß, hat kein Gedult,
Zeiht andern, was er selbst verschuld,
Verschont keins, wo er nur darffe.

10. Neyd sucht jetzt da, jetzt dort ein
lucken,
Wie er mög andere vnterdrucken,
An Ehren stark verletzen.
Neyd pflegt viel Vbels zuerwecken
Vnd manchen auch mit Gwalt abschrecken,
Damit sein Gmüt zuergetzen.

1) Über diese Melodie vgl. oben 11, 221.

11. Neyd thut oft manchen vmbher
jagen,
Find sich doch endlich selber geschlagen,
Kan sich nie genugsam nehrn.
Neyd ist ein Pestilenzisch Gift;
Gott gnad vnd helff dem, den es trifft,
Mag nimmer ersättigt wern.

12. Neyd ist wie ein Sehermesser
scharff,
Daß tieff schneid vnd nicht wetzens darff,
Tringt biß auff die Wurtzel eben.
Neyd läst das klein, greiff nach dem
grossen,
Ist abgericht auff böse possen,
Bringt manchen vmb Leib vnd Leben.

13. Neyd ist viel ärger denn der
Teuffel.
Wer das erfahren, hat keinen Zweiffel,
Warff den Lucifer in die Höllen.
Neyd thut noch herrschen vnd steuff harn.
Macht oft die weisen auch zu Narrn
Sampt sein Anhang vnd Geselln.

14. Neyd ist mißträwig, vnersättlich,
Vermässen, listig, arg vnd spöttlich,
Sucht verderben, schaden vnd schmache.
Neyd hat kein Ziel vnd hat kein End,
Zum Vnglück ist er huy behend
Begierig zu der Rache.

15. Neyd kompt in Furia mit Eyl
Schnell vnd gschwind wie pflitzschepfeil
Mit hauffen vngemessen,
Neyd thut, was gheimb ist, offenbahrn,
Er wischt sich selbst bey seinen Haarn
Vnd sein dabey vergessen.

16. Neyd thut sich stets beißn vnd nagn
Vnd nach ein leichten Stoß nit fragn
Ohne Buß sampt sein Gesellen.
Neyd hat nichts gewissers zuverhoffn.
Da find er, wen er hat getroffen,
Die müssen in Abgrund der Höllen.

17. Neyd ist voll Falschheit vnd betrogen,
Vom Anfang bis zum End erlogen,
Kan nicht bleiben vngestraft.
Neyd mercket wol auff seine Wahren;
Wer das nit glaubt, der wirds erfahren,
Waarheit besteht vnd bleibt haabhaft.

18. Neyd thut oft grawsam Ding lang
wern,
Trifft doch niemands besser als sein Hern,
Solln Christen von sich schieben.
Neyd hindert allen Nutz vnd Gwin,
Das beste fährt der Teuffel hin,
Gott trawen vnd den Nechsten lieben.

19. Neyd, schaw wol auff vnd merk
es ebn!
Es wird sonst noch gut Kappn gebn:
Glaubs vnd halts für keinen Spotte!
Neyd, mein Raht ist, du machst ein End.
Niemands ist, der dich nicht hast vnd
schend,
Dann es lebt noch der waare Gott.

20. Neyd, nimb vergut vnd stell dich
ein!
Sonst bringst dich selbst in Noth vnd Pein
Sambt deiner gantzen Rotte.
Neyd folge mir vnd lege dich!
Sonst must du büssen ewiglich
Dir vnd jhm zum Spotte.

ENDE.

Berlin.

Bildergedichte des 17. Jahrhunderts,

gesammelt von Camillus Wendeler.

Im Nachlasse des Fischartforschers Prof. Dr. Camillus Wendeler (geb. den 25. Juni 1843 zu Simonsdorf bei Soldin in der Neumark, gest. den 23. Januar 1902 zu Steglitz), dem es leider versagt blieb, den vollen Ertrag langer und sorgsamer Studien über seinen Lieblingsautor einzuernten

und unter Dach zu bringen, fand sich eine Anzahl Abschriften von Bilderbogen des 17. Jahrhunderts, aus denen ich mit freundlicher Erlaubnis der Witwe des Verstorbenen die folgenden als Beiträge zur älteren Volksliteratur ausgewählt habe und zum Abdruck befördere. Mit eigenhändigen Notizen über den Drucker und den Inhalt der Bilder waren von Wendeler nur die aus dem Herzoglichen Museum in Braunschweig stammenden Stücke versehen; den Nummern 1, 2, 3 und 5 fehlte die Bildbeschreibung und sogar die Notiz über den Aufbewahrungsort der Originale; doch gelang es mir, diesen bei einer Durchsicht der Braunschweiger und Wolfenbütteler Flugblättersammlungen festzustellen. Herr Oberbibliothekar Dr. G. Milch-sack gestattete und vermittelte freundlichst die Nachbildung der drei hier reproduzierten Kupferstiche. Für die von mir beigegebenen Bemerkungen, die in Eile zusammengerafft natürlich nicht das ersetzen können, was Wendeler selber aus seiner grossen Belesenheit heraus geliefert hätte, erbitte ich wohlwollende Nachsicht.

J. Bolte.

1. Die Rockenstube.

Eingehend hat Wendeler 1878 im Archiv für Literaturgeschichte 7, 332—360 über die Darstellungen der bäuerlichen Spinnstuben in Literatur und Kunst gehandelt, um Fischarts Dichtung 'die Kuckel- oder Rockenstube' zu ermitteln, die dieser selbst 1582 im Gargantua (S. 21 ed. Alsleben) erwähnt. Er beschreibt dort: A) einen figurenreichen drastischen Holzschnitt Hans Sebald Behams¹⁾, dem jeglicher Text fehlt, B) einen genau nach diesem kopierten Kupferstich mit 91 vierhebigen Reimversen²⁾ und C) eine von Paul Fürst zu Nürnberg um 1650 hergestellte Reproduktion des Kupferstichs und der Verse von B³⁾. In dem Texte von BC erblickt er wohl mit Recht die Dichtung, zu der Fischart durch den derbrealistischen Holzschnitt Behams angeregt wurde.

Erst später entdeckte Wendeler, dass das Bild um 1650 nochmals wiederholt und mit einer neuen Beschreibung in Alexandrinern, die sich übrigens an BC anschliesst, versehen worden ist. Dies Blatt (D) findet sich in der Flugblättersammlung der Wolfenbüttler Bibliothek. Der Titel lautet:

**Kurtzweilige Beschreibung des Baurn-volcks ihrer Ro- | ckenstuben, vnd was darinnen
für schöne Possen getrieben werden.**

1) Exemplare in Karlsruhe und Nürnberg. Verkleinerte Reproduktion auf der Wendelers Aufsatz beigegebenen Tafel. G. Pauli weiss in seiner Monographie über H. S. Beham (1901, S. 421 No. 1214) nichts von Wendelers Forschungen.

2) Kurtze Beschreibung der wunderbarlichen Art vund Ei- | genschaften, auch Nutz und Gebrauch der Hochberümbten vnd Wolbesetzten gebürlichen Spinn- | stuben, wie es alda gemeinlich pfleget zuzugehen, auch was an solchen Orthen practiciret, geübet vund | ins gemein denckwürdig gehandelt wird (Berlin. Gotha).

3) Kurtzweilige Beschreibung der löblichen Spinn- vnd | Rockenstuben, vnd was dar-
innen gemeinlich denckwürdiges | practiciret vnd gehandelt wird, etc. Zu finden in
Nürnberg bey Paulus Fürst Kunstbändlern | etc. (Münchuer Kupferstichkabinet).

[Der nach Beham kopierte Kupferstich (16,9×24,3 cm) stellt eine grosse Bauernstube dar. Links ein Ofen, neben dem ein Dudelsackpfeifer (H) steht. Vorn zwei tanzende Paare (AB), ein Bursch (D) greift nach einer Kohlköpfe aufraffenden Magd (C). Ein anderes Paar sitzend und liegend (EF). Neben dem Ofen sitzt ein bärtiger Mann (G), ein anderer steht dabei (I). Im Hintergrunde ein kosendes Paar auf der Bank (K), zwei stehende Paare (LM), eine spinnende Alte (N), ein trinkendes Paar (OP), ein anderes sitzendes Paar (QR). Durch ein kleines Fenster der Hinterwand blickt ein Junge (S) herein. Rechts kriecht einer mit blossem Hintern aus der Tür (T), während eine Magd leuchtet (V). Weiterhin ein älteres Paar (WX). Neben einer Alten (Y) sitzt auf einer Bank ein Mädchen, das sich mit der Spindel gegen einen sie derb anpackenden Burschen verteidigt (Z). Darunter der folgende Text in drei Spalten.]

- Zu Hofe sihet man ins Frauenzimmer kommen
 Die Cavalier, alda viel Lust wird eingenommen
 Beym schönen Damenvolek; da Herkules, entzündt
 Von Omfale, mit ihr in ihrem Schosse spinnt
 5 Am Rocken seiner Lieb. So pflegt man zwischen Mauren:
 Was solten dann nit thun im Dorfe Knecht und Bauren,
 Die ja so gern vielleicht sich reiben an die Mägd,
 Wenn sich der Liebespfeil bey ihnen auch erregt,
 Im Herten, wolt ich sag'n. Sie sind ja auch geschossen.
 10 Priapus ihnen macht oft manchen Schertz und Possen
 Mit seinem grossen Trumm, daß Pfeil und Bogen ist
 Und viel ein grössern Poltz als der Cupido schießt.
 Demnach so finden sich die tieffverliebten Buben
 Ins Frauenzimmer auch; das ist die Rockenstuben,
 15 Dasselbst diß Völklein klein- und groben Faden spinnt.
 Seht doch und höret zu, wie sie so lustig sind!
 H. Der Coridon, der jungst ihnen zum Dantz aufpiffe,
 (Nur daß er sehen möcht ihr Wesen und die Griffe,)
 Der hat es mir erzehlt! Dort gumpen sie daher.
 20 A. Cunz Mucken bald darob die Bruch entfallen wär,
 Die Hosen und der Latz. B. Clar Hupfaufs will den Rocken
 Nit lassen auß der Hand. D. Claus greift der schmucken Docken,
 Deß Bauren Magd, geschwind an ihren hintern Schramm,
 C. Als das verschütete Kraut sie wieder rafft zusamm,
 25 Will Schwalben nemen auß, kommt hintenwarts geschlichen,
 Wär in der Stuben gern und klopfet an die Küchen
 F. Deß Schulzen Magd kehrt dort die Bein in alle Höh;
 F. Matz Pumpe gückt, weil er gern in Calender säh,
 Obs roth steh oder schwarz; er läst Stellatum gehen
 30 Die Augen, möchten gern den Venusstern erschen.
 G. Der Schultz, das grobe Holtz, schlüfft auf dem Holz im Sauß,
 Zieht vornen heim und ein, und hinten läst er auß;
 Die Augen sind ihm zu, der Hinter aber offen!
 I. Oldütschen hat ein Schuß auß diesem Stuck getroffen,
 35 Drüm er die Nase rümpft, das Pulver schmeckt ihm nit.
 K. Des Schultzen Weib indeß (ihr Mann es doch nit siht)
 Fasst Nachbar Hansen an und küst ihn, daß es klappet.
 M. Veit Schnitzer dorten auch nach Annkens Düntschel schnappet;
 Doch wird ihm nichts zu theil, sie zieht den Kopf zuruck;
 40 Er giebt ihr aber doch sonst einen guten Druck.

N. Baß Margret murt darob. L. Lutz Mauser führet Greten
 In Winkel, liset ihr fein heimlich den Planeten.
 O. Cort Sauffaus fasst den Krug und bringt es seiner Braut,
 Käm ihr aufs Leder gern. P. Sie auch, die Kitzelhaut,
 45 Ging selber lieber heut als Morgen mit ihm schlaffen.
 Q. Die alte Schwiger kommt, will ihrem Durst rath schaffen
 Und greiffet nach dem Krug. R. Ihr Mann, der Flegel, legt
 Die Flegel auf den Tisch und seiner Ruhe pflegt.
 S. Hänschen, sein kleiner Sohn, darf noch nit in die Stube;
 50 Doch gucket er hinein, der arge Leckerbube,
 In dieses Kinderspiel und sihet fleissig zu,
 Daß er auch wissen mög einmahl, wie man ihm thu.
 T. Lex Schrämenchen¹⁾ an der Thür der macht ein schön Spektakel.
 Iß das nit ein Naschpect? V. Thrin leucht im mit der Fackel.
 55 Nun schaut in die Capell; sie hat ein fein Geleut.
 W. Vtz Läppisch kommt darzu und sihet seine Freud
 X. Mit seiner Els hieran. Schau, was gibts hier zu lachen!
 Z. Frantz Wochendöpel will bey Bärbeln Handschuh machen,
 Er greiffet auch nach ihr, wie hart sie sich schon wehrt,
 60 Wird auch schon in dem Straus der Bierkrug ümbgekehrt.
 Y. Lisbeth. des Hirten Möhm, siht alles an und dencket,
 Wie ihre Jugend sie den Freuden auch geschenket,
 Gethan, was diese Thun. — Soviel hat Coridon
 Mir jüngst in Schertz erzehlt, soviel sah er darvon.
 65 Doch halt ich, daß es geb noch viel der Höflichkeiten
 In dieser Spinnestub bey so schnupflichen Leuten.
 Geh, Gröbling, hier zur Schul und lerne gröber seyn!
 Was grob ist, wäht fein lang. Der Lehrsatz der ist dein.

2. Der Nasenmonarch.

Ein Nürnberger Flugblatt, zu dem Nicolaus Meldemann²⁾ den Holz-
 schnitt und Hans Sachs³⁾ 1534 den Text geliefert hat, schildert den
 ‚Nasentanz zu Gumpelsprum‘. Nach dem Takte der Musik tanzen da
 verschiedene Bauern mit grossen Nasen⁴⁾ rings um eine Stange, an der
 eine Hose, ein Kranz und ein Nasenfutteral als Preise, wie sonst der
 Hahn beim Hahnentanz⁵⁾, hängen⁶⁾. Der Tanz, bei dem sie einander

1) Schrämen gen. heisst die lustige Person in der 1630 erschienenen Comödia von Aminta und Silvia (Creizenach. Die Schanspiele der engl. Komödianten 1889 S. LXXIX. LXXXI).

2) Nagler, Monogrammistens 4, 764. Hampe, Nürnberger Ratsverlässe 1, 206. H. Sachs ed. Keller-Goetze 24, 149 (Enr. 125. In Berlin und Gotha).

3) H. Sachs, Folioausgabe 1, 5, 530a = Fabeln ed. Goetze 1. No. 39.

4) „Her drungen Pawren und ir Basen | On Zal mit also grossen Nasen. | Lang, dick und krum, heneket und pucket. | Murret, muncket, preyt, pilunseht und hucket, | Zincket, hacket, knorret und knollet. | Dreyeckicht, viereckicht und drollet, | Gleyssent und rot, küpfren und högret, | Vol Engerling, wimmret und knögret“ . . . (V. 47—54).

5) Vgl. Weinhold, oben 3. 12. Böhme, Geschichte des Tanzes 1, 171 (1886). Creizenach, Geschichte des neueren Dramas 1. 411. A. Schultz, Deutsches Leben S. 495.

6) „Mitten darauff an einer Stangen | Sach ich drey schöner Kleynat hangen: | Ein Nasenfüter, Bruch und Krantz. | Da sagt man mir, ein Nasentanz | Würdt auff dem Plan

‘zun Nasen griffen’, wandelt sich aber bald in eine Schlägerei, so dass der Dorfrichter der Kirchweihlust ein Ende gebietet und auf den nächsten Sonntag männiglich, Bürger und Bauern, zum Nasentanze ladet; da werde man die Wohlbenaseten mit Zirkel, Dasshart und Dreiangel messen und die Kleinode austeilen. Der Dichter kehrt heim und berichtet diese Ankündigung seinen Mitbürgern, „Ob ewer einer daran wölt | . . . Und ob er da erlangt den Krantz | Und würt zûm Nasenküng erwelt, | Allu grossen Nasen fûrgestellt, | Der fûndt hie und jenset des Bachs | Viel Hoffgesindes, spricht Hans Sachs.“ — Diese lustige Erfindung von der preisgekrönten Nase¹⁾, die Hans Sachs noch dreimal verwertete²⁾, gewann rasch Beliebtheit. 1544 steigerte der Komponist Johannes Puxstaller (Bureckstaller) in seinem ‘Quodlibet von Nasen’³⁾ die Häufung der Attribute ins Ungemessene:

Hort zu ein news gedicht	Gstrumpffet, kumpffet, russig,
Von nasen zugericht!	Trieffet, blutent, schdarehet.
Der sein sehr vil und gnug.	Gschnaffet, gschnaufet, gstopffet,
Ein yeder will mit fug	Frostblabi, prinrote,
5 Damit sein in dem spil,	20 Knobret, zucket, frate,
Ein schöne nasen haben will,	Gschlagne, krotzte, pißne,
Dem soll mans lassen zu ru.	Gschnitne, zackte, zrißne.
Es sein andere nasen genug:	Plocket, hocket, zincket.
Kratte, krumpfe, pucklete,	Muncket, pluntzet, stincket.
10 Einbogne, murrete,	25 Gleißnet, wimbret, hogret,
Dicke, brayte, gspitzte,	Vol engeri[n]g, knogret.
Maset, schrammet, geflickte,	Ebne, schlechte, flache,
Triecket und knollet,	Eingrusplet, weiche,
Vierecket und trollet.	Nasen wie die affen,
15 Gschneitzte, rotzig, putzig,	30 Nasen trat mit klaffen

noch disen Abent. | Die grösten drey Naß wûrn begabent; | Die gröste Naß gewün den Krantz | Und wûrdt ein Küng am Nasentantz, | Die ander gewün das Nasenfuter, | Die drit die Bruch’ (V. 31—40).

1) Allerdings redet schon Murner 1512 (Narrenbeschwörung 51. 3) von einem Nasenkünig; er meint aber damit den Obersten der Nasenzunft, d. h. der eigennützigten Betrüger, die andere ‘bei der Nasen führen’.

2) 1548 in einem Meisterliede ‘Der Nasentanz’ (zu Wendelstein. Fabeln 1. No. 506) und einem Spruchgedichte (Fabeln 1, No. 106) und 1550 in einem Fastnachtspiele gleichen Titels (Folio 3, 3, 15a = Fastnachtspiele 2, 82 No. 20).

3) W. Schmeltzl, Guter deutscher Gesang, sonderlich Quodlibet (Nbg. 1541) No. 4 = Eitner, Das deutsche Lied 1, 20. Vgl. Erk-Böhme, Liederhort 2, 719 No. 942. — Denselben Text komponierte später Orlandus Lassus (Newe teutsche Lieder mit fünf Stimmen 3, No. 10. 1576 = No. 37, 1583) nochmals. — Verwandt ist das Scherzlied ‘von allerhand Nasen’ im Obrenvergügenden Tafelconfect 1, No. 8 (Augsburg 1733) — Lindner, Geschichte des deutschen Liedes 1871, Beilage S. 21: ‘Nase, grobe, kleine, dicke, dünne’. Auch Abraham a St. Clara beginnt eine Predigt: ‘Allerlei Nasen, allerlei Nasen! Es gibt grobe Nasen, kleine Nasen, lange Nasen, kurze Nasen’ . . . (Scherer, Vorträge und Aufsätze 1874 S. 186). Vgl. Fischarts Trunkenlitanei (Geschichtklitterung S. 135 ed. Alleben: ‘Sich Nasenkönig, wie die Naß drein steckst’ und Spielverzeichnis (S. 260, 261): ‘Nasenkönig Nasart’; ‘Warzu sind lang Nasen gut?’ In einer neueren Liederhandschrift (Münchener cod. germ. 5985, 66) fand ich ein Lied vom Nasenkrämer: ‘Leute, komt und kauft mir ab.’

<p>Und ander noch vil mer. Die wir yetz nit zeln daher, Wir haben der genug. Nu höret weitter zu! 35 So findt man gulden, silbre, Messin, zinin, küpfere. Stahle, eisne, steine, Beine, hürne, hültze, Wagkne, gschnitze, goßne. 40 Gfürnte, gmalte nasen, Lange, kurtze, weitte,</p>	<p>Enge, hohe, nidre nasen, Fleischnasen, vischnasen, Altrenekisch nasen, hüpsche nasen, 45 Gantz nasen, schawnasen, Sauber nasen, wölgfurmt nasen, Gar allerley nasen Mit knoten und fausen. Wer gwinen will den krantz, 50 König wern am nasendantz, Der komb biß sontag frue Gen Kumpelßbrunn darzu.</p>
---	---

Und noch früher zeigt uns ein Augsburger Bilderbogen¹⁾ ein zum Nasentanz eilendes grossnasichtes Paar mit einer gereimten Unterschrift:

Ich dantz daher mit meiner Basen,
 Und habn die allergrösten Nasen etc. (18 Verse).

So reiht sich der Gimpelsbrunner Reihentanz des Nürnberger Poeten, der ein andermal die Anekdote vom Doktor mit der grossen Nase versifiziert hat²⁾, als ein unverächtliches Glied jener burlesken Nasenkunde an, die nach Erich Schmidts³⁾ Ausdruck von der griechischen Anthologie bis zu Lessing, Haug, Chamisso und Rostands *Cyrano de Bergerac* wuchert. In dieselbe Sippe gehört auch das folgende, vermutlich in Nürnberg entstandene Flugblatt aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, das nicht die Nasenkonzurrenz, sondern den selbstbewussten Sieger vorführt. In einer Reihe von Hyperbeln preist dieser Nasenmonarch selber seine ungeheure Nase und deutet durch drastische Vergleiche, die der Illustrator uns genauer vor Augen stellt, ihre vielfältige Verwendbarkeit an.

Der großmächtige, dickprächtige, langstreckende, weitschmeckende | Nasen Monarch: | Mit seiner hoch ansehnlichen, breitberühmten naseweisen, vielnutzbaren | Grossen Nasen. [Kupferstich, 14,8×23,9 cm: ein Kavalier mit Degen und Federhut deutet auf seine riesige Nase, um die allerlei Insekten herumliegen. Links steht ein hornblasender Knabe, Hund, Schweine, Elefant, rechts allerlei Geräte: Tintenfass, Dreizack, Hirtenstab, Trompete, Kanne, Kübel, Topf, Schaufel, Luntenstock, Keule. Im Hintergrunde ein Leuchtturm und Schiffe auf dem Meere.] — (Berlin kgl. Bibl., München Kupferstichkabinet, Wolfenbüttel). Vgl. Weller, *Annalen* 2, 490.

1) Der Nasentanz. Anthony Formschneyder zu Augspurg (Gotha); reproduziert bei Könnecke, *Bilderatlas zur deutschen Nationalliteratur*² hinter S. 124.

2) H. Sachs, *Fabeln* 1, No. 247 (1545, nach Pauli, Schimpf und Ernst 41) und 2, No. 263 · Folio 2, 4. 125b (1559): *Fastnachtspiele* 7, 113 No. 83 = Folio 5, 363b (1559). In *Fastnachtspiele* begrüßt der Narr den Doctor mit offener Anspielung auf den Gimpelsbrunner Nasentanz: 'Wie hast du so ein schönen zincken! | Er hat die leng vorn hinauff, | Es sessn wol sibn hennen drauff. | Ey lieber, nenn dich, wie du heist! | Ich glaub, der nasenküng du seist, | Auß allen grossen nasn erkorn: | Du hast ie ein schönes leschlhorn.'

3) *Charakteristiken* 2, 83 (1904). P. Albrecht, *Lessings Plagiate* 1, 180–185 (1890). — Über andere Nasenliteratur vgl. Regis zu Rabelais *Gargantua* 1, cap. 40 (Beaulieu, Bérenger de la Tour, Bruscombille [Oeuvres, Rouen 1623 p. 438: 'Des gros nez'], Peerdeklostius, Berni, J. P. N. du Commun etc.) und *Das Buch von der Nase* (Leipzig 1843).

Der großmächtige / dickprächige / langstreckende / weitschmeckende

Nasen Monarch:

Mit seiner hochansehnlichen / breiterühmten naserwesen / vlelnuckbaren
Grossen Nasen



- Seht meine Nasen an! Zwar nicht nur eine Nase,
Seht einen Nasenklump, der sieben Nasen frase
Und sieben noch darzu. Daß Niemand ihr mißgünn:
Es ziemt ihr, weil sie ist der Nasen Königin.
- 5 Seht eine Nase hier! Zwar wisst, sie ist zu nennen
Nicht eine Nase nur. Ihr werd es selbst bekennen,
Wann ihr gehört, wie sie zu manchem Nutzen dient.
So hört und lernet nun, was große Nasen sind!
Seht meine hier! Sie taugt' im Kriege zur Trompete,
- 10 Zur Musik giebet sie den Zincken und die Flöte.
So sah die Keule auß, so knotticht sie auch war,
Mit deren Hercules klopft auf der Feinde Schaar.
Ihr möget sie gar wohl auch eine Zündrut nennen;
Befunkt ist sie genug, die Stücke loß zu brennen.
- 15 Ihm wünschet so ein Horn ein Ochs, der gerne stöst;
Auch deines, Jupiter, ist grösser nicht gewest,
Als du Europen stahlst. Auch deins dort in der Mitten,
Priapus, hätt mit ihr um Grösse nicht gestritten,
Das manche Frau gekrönt. Mich neidt der Elefant,
- 20 Denckt, so ein Rüssel wär auch ihme keine Schand.
Der grosse Mann Coloss hatt kein so grosse Nase,
Und so was grössers noch die Welt jemals besase,
Die nun bekennen muß, wie jüngst die Sage gieng.
Dass meine Nase sey ihr Aechtes Wunderding.
- 25 Vergebt mir, daß ich selbst mich also rühm und preise!
Ich sage, daß ich ja so groß als Atlas heisse,
Der ein Stuck Himmels trägt; nit kleiner ist die Last,

Die mein Gesicht und nicht die Schulter aufgefasst.
 Neptun, du findest hier dir eine dreyspitz Gabel;
 30 Ja meine Nase gibt zum Schiffe dir den Schnabel,
 Und wilst du, auch den Mast, die Pumpe noch darzu,
 Den Ancker, der das Schiff kan halten in der Ruh:
 Ich wette, daß sie auch zum Steuerruder diene,
 Nicht minder zur Latern, wie droben eine schiene
 35 Vom alten Faros her. Mir pflaget sie den Weg
 Zu zeigen, wann es auch schon wär ein finstrer Steg;
 Sie wandert stets voran. Eh daß man mich sieht kommen,
 Da hat man lang vor mir die Nase schon vernommen.
 Sonst, wann ein dichter Rausch hin auf die Banck mich wirft,
 40 Ruh ich auf ihr; ich hab keins Küssens nie bedürft.
 Man sagt von einem Land, da sich die Leute legen
 Und mit dem breiten Fuß sich schützen vor dem Regen;
 Das darf ich nicht, die Nas ist mir ein Wetterdach,
 Darunter ich mich auch in kühlen Schatten mach,
 45 Wann uns die Sonne brennt. Es ist, das solt ihr wissen,
 Ein Unzucht, eine Sünd das unverschämte Küssen.
 Dafür nun meine Nas, mein Engel, mich behütt,
 So daß man mich und ich kan andre küssen nit.
 Drum thu ich ihr viel guts. So oft ich pfleg zu trincken,
 50 Da laß ich sie zugleich mit in die Kanne sincken.
 Und was sie dann berührt, das läst man ihr allein,
 Es wil kein Mund ihr Tisch- und Zechgenosse seyn.
 Die treue nasse Nas, wer sie nur an mag fassen,
 Dem pflegt sie in der Hand auß Mildigkeit zu lassen
 55 Ein Tröpflein oder zwey. Sie thaut ohn unterlas,
 Gleich wie die Morgenröt beperlet Laub und Gras.
 Sie trieft als eine Wolck; ein Schleiffer könt sie setzen
 Anstatt deß Tropfefaß, sein Raad damit zu netzen.
 Sie geb ein Vogelnest, die Schwalb könt nisten hier.
 60 Sie möcht ein Haacken seyn, der Gerber könt an ihr
 Aufhängen nasse Häut. Sie stincket in die Wette
 Mit Bökken, faulem Keeß. Ihr seht an dieser Stätte
 Deß Rozzes Butterfas. Beweglich ist sie auch
 Gleich einem Hundesschwantz und dienet zum Gebrauch.
 65 Der Fliegen kan ich mir mit diesem Wedel wehren,
 Die Kothtgaß möchte man mit diesem Besen kehren.
 Ein Drischel solt sie seyn, ein Flegel nach der Ernd,
 Womit in Scheuren wird die Garbe außgekörnt.
 Sie gleicht dem Bienenkorb, drum pflegt um sie zu summsen
 70 Das tolle Wespenbeer, wie sonst im Sommer brummsen
 Die leichten Immen auch um ihren Hönigstokk.
 Ein Schwengel könt sie sein in eine grosse Glockk,
 Ein Küehorn, im Dorff das Vich zusamm zublase,
 Der Fillis Hirtenstab, wann ihre Heerde grasen,
 75 Ein Hammer in die Schmitt, ein Blasbalg vor Vulkan,
 Ein Schwamm, damit man Tisch und Bäncke säubern kan
 Und Kinder, wann sie sich mit Windelsaft beschmieren.

Wie schön könnt man mit ihr auch eine Stadtmaur zieren!
 Die schlüpfrig Doppelröhr geb ein hübsch Gakkehaus,
 80 Ingleichen ein Gefäs, bey Nacht zu schöpfen aus,
 Was von uns fällt bey Tag, doch würd sie riechen übel.
 Was könt sie ferner seyn? Ein Trog und Schweinekübel,
 Ein Prügel, wie man sie braucht auf der Hundejagt,
 Ein Spühschaff, Kehrriechtfaß, ein Wäschplen vor die Magd,
 85 Ein Mausfall, Daubenschlag, ein Schorstein auf dem Dache:
 Ein Aerker nicht allein.¹⁾ Vor solchem Ungemache,
 Und was vor Schwäncke sonst ein Spötter bringet für,
 Behütet meine Nas, ihr Nasen Götter ihr!
 Sie tauge, wann sie soll (daß ich geschehen lasse
 90 Und noch wol leiden kan) zu einem Dintenfasse,
 Vorauß in kluger Hand viel Kunst die Feder trinckt
 Und machet, daß ihr Nam wie das Gestirne blinkt.
 Man misst auch insgemein die Weißheit nach der Nase,
 Nach dem ein Stucke Fleisch das Angesicht besase;
 95 Darnach heist man gescheid. Nun weist du, wie ich heiß,
 Du sichst mich wol benaast; mein Nam ist Naseweiß,
 Daher auch Naso hiess der König der Poeten.
 Die Weiber ehren sonst die Nasen als Profeten,
 Weil deren Größ vor sie auf etwas Großes deut.
 100 Seht meine Nase an, seht Wunder, lieben Leut!

3. Duck dich, Seel, es kompt ein grosser Platzregen.

Das hier nach dem Exemplare der Wolfenbüttler Bibliothek wieder-gegebene Flugblatt aus dem Jahre 1617 illustriert eine schon in Fischarts Trunkenlitanei²⁾ auftretende Redensart: 'Duck dich Seel, es kompt ein Platzregen, den wird dir das Höllisch Fewr wol legen', die auch vor etwa 60 Jahren den Stoff zu einem Berliner Bilderbogen gab.

Der Kupferstich (18 × 27 cm) zeigt uns den Junker Sauffauß, wie er auf einem Hoeker sitzend aus einem riesigen Buckelglase trinkt: neben ihm steht aufmunternd 'der gröst Säuffer im Landt'. Das Trinkglas wird von neun Männern (Veit Schnitzler, Thoma Blofuss, Hoppen Jeckle, Heintz Flegel, Hans Dildapp, Georg Löffler im luder. Schmaltz Lenle, Katzen Deiss) in einem Stangengerüst an Stricken emporgehoben und geschoben. — Das langatmige Gedicht darunter aber schildert nicht in Fischartischer Laune den gigantischen Durst des unverdrossenen Zechers, sondern eifert von vornherein wider die volle trunkene Rotte und legt einem der Knechte des Junkers Sauffauß eine entrüstete Deklamation in den Mund, welche die herkömmlichen Gründe wider das Weintrinken³⁾ aufzählt. — Ein

1) Wird hier etwa auf den Ausdruck 'Gesichtserker' angespielt?

2) Fischart, Geschichtklitterung S. 126 ed. Alsleben.

3) Vgl. Hauffen, Die Trinklitteratur in Deutschland. Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte 2, 481–516. 6, 74.

Gegenstück ist der gleichzeitige Bilderbogen von einem grossen Fresser, genannt Juncker Vielfrass: 'Frew dich Magen, es Schneiet Feiste Krieben. (Kupferstich 17,7 × 25,6 cm.) In einer wolbekanten Statt | Ein reicher Wirdt sein Wohnung hatt . . . Gedruckt im Jahr 1617' (Wolfenbüttel).



Die voll, versoffen, truncken Rott
 Vnder sich haben ein Sprichwort,
 Wann sie im sauffen lustig seyn
 Vnd einander zutrincken den Wein
 5 Mit Maß vnd zwey maß Kanden groß,
 Daß sie ihm Seeln ohn Vnderlaß
 Zusprechen, daß sie sich soll duckn
 Vor dem Platzregen vnd sich
 schmuckn,
 Damit daß ihr kein Schad gescheh
 10 Vnd kommen mögte in groß Weh.
 Dann sie seynd doch noch so
 besonnen,
 Daß sie der Seel etwas guts gonnen,
 Dieweil sie sie noch warnen snel
 Vor allm Vnglück vnd Vngefehl.
 15 Damit aber der Leser gut
 Solchs desto baß verstehen thut,
 So sol jhm solchs vff sein Begern
 Klar vnd deutlich erkläret wern.
 Erstlich so sitzt vor diesem Glaß,
 20 Juncker Saufffauß, welchr vbr die Maß
 Gar wol besoffen ist vnd kan
 Mit sauffen wol bestehn sein Man.
 Derselb hat sein Diener vnd Knecht,

Wie ihr solchs hie vor Augen secht.
 25 Dieselben seynd so abgericht,
 Daß, wann er zu jhn ein Wort spricht,
 So seyndt sie jhm gantz vnderthänig.
 Gehorsam vnd nicht widerspännig,
 Auch willig, seyn Gbot vnd Geheiß
 30 Außzurichten mit allem Fleiß.
 Derwegen da Juncker Saufffauß
 Ein seims gleichen bekam ins Hauß.
 Welcher war weit vnd breit bekant
 Vnd der gröst Säuffer im Land gnant,
 35 Denselben fordert er herauß,
 Daß er jhm solt ohn allen Grauß
 Bescheid thun, was er jhm thet bringn.
 Derselbig war zu disen Dingn
 Lustig, freudig vnd frölich gantz,
 40 Sagt, wolt mit jhm wagen ein Schantz.
 Darauff lest Saufffauß sein groß Glaß,
 Welchs helt vber die zwanzig Maß,
 Einschenken gar gestrichen voll,
 Welchs d' ander halb bescheidt tun
 soll.
 45 Das Glaß abr musten seine Knecht
 Auffhencken thun in das Pleirecht.
 Da er nun wolt sein Mund ansetzn

- Ans Glas, schryt er mit freudigm
Hertz: 'Mein Seel duck dich ein kleine Zeit.
50 Biß der Blatzregn vorvber geit!
Nun wünsch ich mir, daß ich möcht
habn
Ein Hals gleich wie ein Kranchs
Kragen,
Damit mir in mein Hals der Wein
Gar wol möcht schmecken lang vnd
fein,
55 Auch ein weit Maul wie ein Statthor,
Daß sich der Wein nicht schwel darvor,
Sondern stracks Wegs ohn allen Fehl
Vortlauffen möcht biß in die Kehl,
Vnd ein Bauch wie ein groß Bierküff,
60 Daß ich gschwind das Glaß halb
außsüß.'
- Zum andern spricht Sauffauß sein
Knecht an,
Daß sie sollen gut Achtung han
Vff Heintz Flegeln, so vffm Glas
thut stan,
Wann derselb sie werdt thun anman
65 Daß sie alsdann ohn all Widrredt
Zusammen greiffen an der stet
Vnd hüben das Glaß auff zugleich,
Damits nicht widr hinder sich weich,
Auch er im Trunek nicht würdt
verkürtzt
- 70 Noch in Schand vnd Spott möcht
wern gstürtzt.
Da Sauffauß nun anfang zutrinekn,
Thet Heintz Flegel sein Geseln winckn
Vnd sprach: 'Mein Georg Löffler im
Luder,
Du vndd Schmaltz Lenle dein Bruder
75 Vnd du mein Vetter Katzen Deiß,
Greiffst hertzhaft an das Seil mit vleiß!
Thut wacker an demselben ziegn,
Damit das Glaß sich vorn thu biegn!
Auch du, Veit Schnitzer, wölst dich
bückn
80 Vnd heb das Glaß vorn mit dein
Rückn,
Damit dein Schwagr Thoma Bloßuß
Das groß Klotz vnder das Glas stoß!
Du Hopffen Jeckle mit deinr Windn
Wolst algemach das Glaß dahind
85 Auffwinden thun, damits Hans Dildap
- Recht faß, auffheb, daß es nicht
schnap!'
- Da sies nun hatten auffthun rückn,
Soffs Sauffauß auß biß vff die Krückn
Vnd vberliffert seim Sauffgsell
90 Die ander Hellft im Glaß gar snel,
Damit er jhm solehs vff der Stet
Ohn lengern Auffhalt beseid thet.
Zu wechm sein Gsell gar lustig was
Vnd trat mit Frewden zu dem Glaß.
95 Eh daß er aber sich setzt nidr,
Schaut er allenthalb hin vnd widr.
Ob er ein seh, der ihm bseid thet.
Weil er abr kein fund an der Stet,
So setzt er an das Glaß sein Mund
100 Vnd soll es auß biß auff den Grund.
Deßwegen ihm Sauffauß sagt danek.
Vnd sprach: 'Es soll anstehn nicht
langk,
So wöln wir widr zusam kommen
Vnd mehr bruffen in der Summen.
105 Da woln wir bessr einander eichn.
Daß wir an Wenden an heim schleichn,
Dißmaln woln wirs nun bleiben lan
Vnd jder heim zu Hauße gan;
Dann es ist Zeit, ich kan nicht stan.
110 A Dieu, Monsieur, Ich geh daruon.'
- Darauff antwort sein Sauffgsell:
'Wart noch ein Weil, eil nicht so
snel!
Dann ich hab dir noch was zusagn.
Weil du mir heut hast meinen Magn
115 Mit einem gutten Trunek gefült,
Darmit mein grossen Durst gestilt,
Daruor ich dir grossen Danek sag.
Vnd daß du seist auch ohne Klag,
So will ich dirs recompensirn
120 Vnd dich auch zu mir heim voeirn.
Derweg so ladt ich dich jetzund,
Daß du Morgen zur elfften Stund
Dich wolst einstellen thun bey mir.
So will auch noch ander vier
125 Dir zu gefallen zu vns beruffn.
Welch alle seyndt gar wol besuffn:
Da wöln wir ansteln ein Saußkrieg.
Vnd welcher vnder vns den Sieg
Im sauffn erhelt, derselbig soll
130 Vnser Oberster seyn allmoll.'
- Sauffauß dem glied der gut Anschlag,
Vnd sprach: 'Wir woln morgen Tag,

- Wann wir sind wider nüchtern nun,
Vns mitteinand'r bereden thun.'
13. Nam von jhm bald seinen Abscheid
Sagen: 'Morgen zu rechter Zeit
Will ich mich widr bey dir einsteln,
Da wölln wir dann die andern Gseln
Auch fragen vnd jhr Meynung hörn.
14. Wan sie sichs dann nit thun
beschwörn,
So kön wirs als bald ins Werek richtn;
Dann ohn sie kans gesehn mit nichtn.'
- Da nun die bstimpt Zeit kam herbey,
Gieng Sautflaub zu sein Geseln frey.
15. Bald kamen auch die andern vier,
Stelten sich ein in aller Zier.
Da wurd' jhn vorghaltu der Anschlag,
Welchen die beyd den vorgen Tag
Hatten wol vnder sich beschlossn,
Welchs sie annamen vnverdrössn.
Darauff setzten sie sich an Disch,
Man trug jhn auff wacker vnd frisch:
Bald kam der Haußherr mit eim Glaß,
Welchs eben hielt sechs alter Maß.
- 155 Das bracht er seinem Gast Sautflaub
In zweyen Trüncken gar herauß,
Liffert jhm solchs, thet jhn anman,
Daß ers bald ließ herumbher gan,
Damits die andern auch bkämen.
16. Sautflaub der thet sich gar nit schämen,
Soffs in zween Truncken geschwind
auß,
Gabs sein Nachtbarn, welcher ohn
grauß
Dasselbig bald außleren thet,
Lifferts sein Geselln an der Stett.
17. Daß also in einer kurtzn Zeit,
Ein jdr das Glaß außsoff mit Frewd,
Darnach sottens als zween vnd zween,
So lang biß keiner kundt mehr stehn
Und auch darüber wurd' vergessn.
18. Welchem solt werden zu gemeßn
Die Ehr, daß er jhr Oberster
Im sauffn seyn solt ohn all Beschwer.
Da ein jeder nun heim wolt gan,
Kont keiner vil keim Fuß mehr star,
Sondern fieln nieder zu der Erd.
19. Da kamen Sautflaub Knechte werth,
Holten vnd trugen jhn zu Hauß,
Welches Heintz Flegeln bracht ein
grauß
- Dann er wundert sich vbr die Maß
150 Vber das groß vngeheur Glaß,
Das sein Juncker mit sein Gesell
Hetten außgesoffen so schnell:
Auch ist er jtz so voller Wein,
Daß er nicht stehn kan vil den Bein.
- 155 So hab ich auch mit keinem Wort
Ihn jemaln sein Kopffklagen ghort,
Daß er also den alten Reim,
So den Sautflubrdern ist gemein
Welehr heist: 'Sautfl dich voll, leg
dich nider,
- 160 Steh Morgens auff vnd füll dich widr'
In seinr Jugendt wol hatt studirt
Vnd nun täglich auch practieirt,
Daß es jhn nun nicht hindert mehr,
Ob er schon söß noch also sehr.'
- 165 Derhalb sprach er sein Mitselln an,
Ob sie all wolten mit jhm gan
Zum Junckern vnd jhru Abschied
fordern;
Dann er begehrt an solehn orthern,
Da mann in soleher Vppigkeit
- 170 All Tag zubring in Trunckenheit,
Nicht lengr zu dien; dann er zu letz
Mit Gut vnd Leib muß gehn ins Kretz,
Dann Trunckenheit das grosse Lastr
Ist alles Vnglücks ein Ziehpflastr:
- 175 Dann jhr kein Laster gleichen thut,
Weil sie schad an Leib, Ehr vnd Gut,
Am Leib beraubts ein seiner Sinn,
Nimpt Vernunft vnd Verstand dahin,
Daß der Mensch oft in Trunckenheit
- 180 Gereht in groß Gefährlichkeit,
Daß er sich stößt oder hart felt
Vnd oft sein gantzen Leib verschelt,
Daß er am Leib ein Glied zerbricht,
Macht jm gelb vnd bleich sein
Angsicht,
- 185 Bringt zittrende Händ, Husten vnd
Keichn,
All jnnerlich Kräfte hinweg weichn,
Schweecht die Gedächtauß gantz vnd
gar
Vnd macht stinckenden Athem zwar,
Vervrsacht Kopffweh, trieffendt Augn,
- 190 Rinnende Bein, ein bösen Magn,
Podagra, Fiebr vnd Zipperlein,
Vnd was der Kranckheiten mehr seyn:
Soleh alle auß der Trunckenheit

- Entspringen thun zu jeder Zeit.
 225 Verkürzt deß Menschen Leben bald,
 Der sonsten wer noch worden alt.
 Darnach thuts schaden auch an Ehrn,
 Weil sich bey jhr all Laster mehrn:
 Dann ein Trunckner ist schwätzig
 allzeit
- 230 Vnd offenbart sein Heimlichkeit,
 Ist vnuerschampt vnnnd grob in Wortn.
 Mit Bulerey an allen Ortn.
 Flucht, hadert, zanekt, ist wild vnd
 wüst,
 Rachgierig, leichtfertg, sein Mutwiln
 büst,
- 235 Deß Nachts vff den Gassn juchzt
 vnnnd schreit,
 Totzelt, fartzet, kröltzt, kotzt vnd speit,
 Weltzt sich im Kot gleich wie ein
 Schwein,
 Mengt sich in alle Laster ein.
 Auch wirdt ein Trunkenboltz vernicht
- 240 Beydes vor Rath vnd vor Gericht,
 Begeht Ehbruch vnd Hurerey.
 Wo er zukompt, gar mancherley,
 Welchs er sonst vnderwegen ließ,
 Wann er deß Weins sich nicht beließ.
- 245 Zum dritten thuts schaden am Gut,
 Wann mann mit grossem Vbermuth,
 Mit Fressn vnd Sauffen Tag vnd Nacht
 Treibt vnnützen vnd grossen Pracht.
 Dardurch mann kompt in groß Armuth,
- 250 Daß mancher alls verkauffen thut
 Oder gereth in groß schuldn Last,
 Die jhn alsdann truckt hart vnd fast,
 Daß er endtlich muß gar verderbn,
 Entlauffn oder im Spita[l] sterbn,
- 255 Oder bgibt sich vff steln vnd raubn,
 Wie man solchs täglich sieht vor Augn.
 Dann mann kan jhr ein grosse Zall
 Erzehlen, welche allemall
 In trunckner Weiß sich han befleckt
- 260 Vnd in groß Schanden sich gesteckt,
 Darvor sie sich mit höchstem Vleiß
 Vorgesehn hetten nüchtern Weiß.
 Der ich viel könt erzehln mit Nam:
 Als Noe trunckn vergaß der Seham
- 265 Vnd Loth in Trunckenheit gar tieff
 Sein eigne zwo Döchter beschleiff.
 Auch König Alexandr der groß
 In Trunckenheit viel Blut vergoß,
- Welchs jhn in Nüchternkeit sehr rewte,
 270 Daß er erstochen hat solch Leuth.
 So wurd auch Holoferni wild
 In Trunckenheit von ein Weibsbild
 Sein Kopff abgehaun in sein Zelt.
 Wie solchs die Heilg Schrift
 vermeldt.
- 275 Dan auß Trunckenheit kam nie
 nichts guts,
 Mann hat jhr weder Ehr noch Nutz.
 Wie S. Paulus vnd die Heilg Schrift
 Vns hell vnd klar geben Bericht.
 So sagt auch Salomon deßgleich:
 280 Wer Wein lieb hat, der wirdt nit
 reich.
 So haben auch die weißen Altn
 Es vor ein sehnöd Laster gehalten.
 Die von Sparta hatten ein Recht,
 Daß sie mit Wein fülten jhr Knecht,
- 285 Liessen jhr Söhn sehen mit Vleiß
 Der vollen Knecht Närrisch abweiß.
 Damit sie vor der Trunckenheit
 Ein Abschew hetten alle Zeit.
 Derhalb will ich ein andern Herrn
 290 Außsuchen thun nach mein Begern.
 Welcher ist fromb vnd gottsfürchtig,
 Im Lebn vnd Wandel auffrichtig,
 Damit ich Zucht vndt Tugendt lehr
 Vnd mich von diesr Seuweiß abkehr,
- 295 Bey welcher ich must gar verderbn
 Vnd mit Leib vnd Seel ewig sterbn.
 Derweg will ich nicht lengr verziegn.
 Mein Abscheid fordern, hoff, werd
 jhn kriegn.
 Wann jhr nun seydt deßgleich gesind,
- 300 So wolln wir gleich hingehn geschwind
 Vnd vmb ein ehrlichn Abscheid werbn.
 Wolt jhr euch aber gar verderbn.
 So mögt jhr bleiben, wo jhr seit.
 Wann aber einmal kompt die Zeit.
 305 Das euch wirdt rewn, dan ists zu lang
 Geharret, vnd wirdt euch dann bang.
 So könt jhr niemand die Schuld gebn
 Als euch selbst, weil jhr nicht volgt
 ebn.
- Darauff wurd jhm diese Andtwort
 310 Von sein Gesellen an dem Orth.
 Sie wolten noch ein Weil zu sehn.
 Wies mit jhrm Junckern mögt auß-
 gehn.

Als dann köntens noch alle Zeit
 Von jm kommen mit Bscheidenheit.
 317 'Weil jhr dan (sagt Heintz Flegl)
 nit wolt
 Mit mir gehn, wie jhr billich solt,
 So laß ich euch vff diesem Plon
 Allhier stehn, vnd geh ich darvon,
 Wüntsch euch auch alln hier ein gut
 Zeit,
 320 Daß jhr in aller Frölichkeit
 Mit ewrm Junckern mögt lebn allzeit,
 Weil jhr ja nicht anderst gsind sey.
 Dann diß Sewlebn mich nichts erfrewt.
 Gutt Nacht, ich geh, dann es ist Zeit.'

Gedruckt im Jahr 1617.

4. Herr Über-sie.

Über diesen schon oben 13, 307⁵ erwähnten Kupferstich verweise ich auf meine dort gegebenen Nachweise.

Freundlicher, wolthätiger, freygebiger Auffzug, | Deß Herrn, Vber-Sie, von vnd zu Miltenhausen, | Welcher allen vnd jeden regierenden Männern anbeut das schönste Pferd, | Die Weiber-Knecht mit einem Ey verehrt.



Darunter ein schöner Kupferstich, 18 × 26.5 cm (von P. Isselburg in P. Fürstens Verlag?) auf dem Museum in Braunschweig und in Wolfenbüttel. 'Herr Vber sie', gekennzeichnet durch eine Inschrift, in reichem Gewande, mit Federhut, Schärpe und Degen, bietet, in der Mitte des Bildes auf öffentlichem Platze stehend, einem die Hände ausstreckenden Ehemanne, welcher dabei zugleich sein Weib von der Seite ansieht, ein grosses Ei. Hinter diesem Paare nach links hin unter einem Baume noch viele andere, alte und junge. Rechts wird ein ganzer Wagen mit Eiern herangefahren, davor vier Pferde. Der Fuhrmann ruft laut. Ein Knabe mit Korb bietet dem Herrn noch andere Eier zum Austeilen. Daneben ein altes Paar. Im Hintergrunde ein Hühnerhof und ein davoneilender Narr.

AVß Africa komm ich zwar nicht,
 Darinn allzeit was news geschieht,
 Wie die alt History bericht.
 Doch wolt jhr wissen, was ich bring,
 10 Werdt jhr erfahren seltsam Ding;
 Dann mein Sachen seind nicht gering.
 Herr vber Sie bin ich genandt,
 Hab durch gereyset manches Landt
 Vnd leb noch in ledigem Standt.
 Ich führ mit mir vier edle Pferd,
 Der jedes hundert Thaler werth;
 Nicht schöner sinds auff gantzer Erdt,

- Seynd gut zuziehen vnd zu reitn,
 An jhren Farben vnterscheidn,
 15 Mōgen all Arbeit füglich leidn.
 Bucephalus ist hoch gerühmt,
 Ists anderst wahr vnd nicht verblūhmt,
 Solch Pferd abt nicht ein jeden ziemt.
 Sein Reutter Alexander hieß,
 20 Den es allein aufsitzen ließ,
 Sonst alle andre von sich stieß.
 Mein Pferd, die ich hie mit mir fēhr,
 Dem Bildnus sichst in der Figur,
 Seind der aller besten Natur.
- 35 Circe durch jhre Kunst vnd Macht
 Hat solche Art zuwegen bracht.
 Leß selbstn, wie sies hab gemacht!¹⁾
 Ein gantze Kuppel ist bestellt,
 Die ich kan haben, wanns mir gfällt.
- 50 Sie außzuthailen in der Welt.
 Wer nun derselben eins begehrt,
 Mag sich anzeigen vnbeschwärt:
 Seins Begehren wirt er gewährt.
 Doch gebt auch acht, Ihr lieben
 Freundt,
- 35 Was Gestalt mir diese Pfert feyl seynd,
 Was mit den Eyern sey gemeynt!
 Ich begehrt nicht, wie mancher thut,
 Für meine Pferd groß Gelt noch Gutt,
 Sondern diß ist mein Sinn vnd Muht:
- 40 Wer Meister ist in seinem Hauß,
 Wer sein Weib nicht fürchtet durchauß,
 Der tritt herbey vnd zich eins rauß.
 Keim kan ich ins Gewissen sehn:
 Doch mag ich leicht etwas verstehen,
- 45 Muß er mit einem Ey weg gehen.
 Nehrmalen kam Jann Alleman,
 Der sich sonst weydlich rühmen kan,
 Wolt der Pferd eins Rechtswegen han.
 Ich wars zufriedn nach mein Zusagn:
 50 Vmb d' Farb wolt er seyn Fraw vor
 fragn,
 Drumb must er jhr ein Ey heim tragn.
 Gally von Kempten trat auch her.
 Sagt, daß er allein Meister war;
 Der kriegt zum Pferd Stieffel vnd
 Schmär.
- 55 Schmär, Stieffel vnd Pferd er empfieng.
 Doch alles mit dem Vorbedieng.
 Daß er zu forderst haimy giäng
 Vnd faßt das Schmär ins [l. ins]
 Himmeltloin.
 Er sprach: 'Noyn währly, es kan
 nicht soyn:
- 60 Es ist noch woß, sauber vnd rein.'
 Drumb zog er hin mit einem Ey.
 Ist der Mann groß, der krieget zwey,
 Dem aller grōsten gib ich drey.
 Mein Eyer würden bald abnemen.
- 65 Wann diese alle zu mir kämen,
 Die Weiber Herrschafft sich mit
 schāmen.
 Wann nun die Hūner außgelegt
 (Wie zugschēhn im Augusto pflegt)
 Vnd sich deß Dings noch mehr zuträgt,
- 70 Werd ich den feinen Weiber Mann
 Eyr geben, so gelegt die Hann.
 Hiemit zich ich jetzund von dann.

Gedruckt im Jahr 1617.

5. Männerbefehlich an alle Gernemänner.

Neweröffneter | Ernsthafter, hochstraffwürdiger vnd unverbrüchli- | cher Manner-
 befehlich, | Abgegangen | An alle nichtswichtige schlechtdichtige . Gernemänner. | [Kupfer-
 stich, 9,2×23,5 cm: In der Mitte thront ein bärtiger Fürst, neben ihm stehen zwei Diener:
 vor ihm kniet eine Frau, eine andere steht dabei. Links sieht man im Hintergrunde ein
 Paar an der Tür, eine Frau vor dem Bette des Mannes, einen seine Frau prügelnden
 Mann und eine Frau, die ihrem Mann zwei Geldbeutel gibt. Rechts im Hintergrunde
 befinden sich ebenfalls vier Szenen: die Frau kehrt aus, setzt dem Manne die Morgensuppe
 vor, kocht am Herd und nimmt an der Tür vom Manne Abschied.] — (Dresden, Nürnberg,
 Wolfenbüttel). Vgl. Weller, Annalen 2, 185.

Wir Groß- vnd Ertzhertzog der braven Indianer
 Der beiden Asien, Europen, Aphricaner.
 Der Jungfraw Insel-Fürst, Erbherr in Weiberland.
 Auff Manheim, Herrenburg, vnd was sonst mehr bekandt.

1) Am Rande: Beym Virgilio im 7. Buch vom Aenea.

5 Entbieten vnsern Gruß den Edlen, Grafen, Rittern
 Mit angehängter Gnad. Kein Mensch darff für vns zittern,
 Ein Mann der bleibt ein Mann. Kompt her vnd höret hier,
 Was vnser Cantzeler Herr Weiberherr bringt für!

Zum Ersten soll das Weib dem Mann seyn vnterthan,
 10 Mit keinem rauhen Wort ihm jemal fahren an;
 Ja sie soll auch kein Kind ohn ihres Mannes wissen,
 Viel minder einen Mann mit Liebesblicken grüssen,
 Soll stets gleich einer Schneck als Wirthin seyn zu Hauß,
 Nicht wie ein Mausehund bald lauffen ein, bald auß.
 15 Nicht viel ins Kindbett gehn, nicht plaudern, klatschen, waschen,
 Mit der Gvatterin Zitronenwein außnaschen,
 Auch allzeit seyn bedacht, sobald der Mann auffsteht,
 Daß sie ihm mit der Sup vom Wein entgegen geht.
 (Schöns Mänle, hinter sich, als wie die Hänne scharren.
 20 Ihr Weiber thut ihr diß, so seyd ihr rechte Narren.)

Zum Andern soll das Weib den Manne lassen Ruh
 Bey hellgestirnter Nacht, am Tage sprechen zu,
 Daß er spatzieren mög, deß Nachts ihn lassen schlaffen
 Vnd ligen, wann er will deß Tages etwas schaffen,
 25 Wo nicht, zum Weine gehn. Vnd geht er nicht bald heim,
 So warte sie fein Sein; die Bäncke haben Leim
 Im Wirtshauß oft vnd viel; kömpt er Nachts heim[ge]gangen,
 Wird sie ihn Frewdenvoll empfangen vnd vmbfangen,
 Fein artlich kleiden ab, auch sanfft zu Bette führn
 30 Vnd ihre Liebeswort mit Honigzucker schmiern.
 (Schöns Mänle, hinter sich, als wie die Hänne scharren.
 Ihr Weiber, thut ihr diß, so seyd ihr rechte Narren.)

Zum Dritten, so der Mann die Fraw im Trunck geschlagen,
 Soll sie ja spat noch früe kein einig Wörtlein sagen.
 35 Wirds Tag, so falle sie auff ihre beide Knie
 Vnd sprech: Hertzliebster Mann, ich knie jetzt für euch hie.
 Vergebt, vergebet mir, daß ich ein Wort gesaget,
 Euch gestern Abend spat im Harnisch eingejaget!
 Ich will es nimmer thun, diß soll das letzte seyn.
 40 Kompt forthin, wenn ihr wolt, vom Bier, Meth oder Wein!
 So soll ein gut Gericht für euch stehn auff den Tische,
 Das beste in den Jahr, Krebs, Hüner, Tauben, Fische.
 Vnd daß ich diß will thun, hertzallerliebster Mann,
 Gelob ich hie mit Mund vnd beiden Händen an.
 45 (Schöns Männle, hinter sich, als wie die Hänne scharren.
 Ihr Weiber, thut ihr diß, so heisset man euch Narren.)

Zum Vierdten, weil die Fraw auff dieser gantzen Erden
 Kein bessern Schatz nicht hat, so muß sie mit Geberden
 Im freundlich warten auff, ihm geben Geld vnd Gold,
 50 Ernehren, kleiden schön, bezahlen seine Schuld.
 Will er sich mit der Pursch im Sauffkrantzlein erquicken,
 Spatzieren reiten, fahrn, soll sie ihm Geld nachschicken,
 Sofern ihm was gebriecht, ja sie soll Tag vnd Nacht

Auff Nahrung, Futter, Mahl vnd Frombsein seyn bedacht.
 55 (Schöns Männle, hinter sich, als wie die Hanne scharren.
 Ihr Weiber, thut ihr diß, so heisset man euch Narren.)

Nun dieses vnd noch mehr, was ein Mann wird begeren,
 Soll ihm in minsten nicht sein Kammerkätzlein wehren,
 Ihm ehren als ihr Haubt, fein gehen an die Hand;
 60 So wird der Männer Leid in lauter Frewd verwand.
 Im Fall sie diß nicht thut, will ihm nicht bald auffhupffen
 Vnd zuecht des Mundes Schwerdt, kann er die Scheide klupffen.
 Gegeben in dem Jahr, da man zu Mannheim rufft:
 Ein Fraw, die diß nicht thut, vom Manne sei gepufft.
 65 Trag Prügelsuppen auff vnd vngebraudte Asche!
 Die stillt den Weiberzorn vnd ihre Klappertasche.

Dieses alle Männer meinen,
 Solten alle Weiber weinen:
 Darnach könnet ihr euch richten,
 70 Wegert euch ja gantz mit niechten!
 Alle Männer müssen siegen,
 Alle Weiber vnten liegen.
 Vnd kömpt ja eine Klage,
 So ist es nur am Tage,
 75 Man hat noch nie gehört,
 Daß sich ein Weib beschweret,
 Daß ihr Mann zu Nachte
 Auß Ehstand Wehstand machte.
 Ihr Weiber, folget hier, so seid ihr gute Knechte,
 80 Bekommet gute Zeit vnd lauter güldne Nächte.

Männer Siegel dieses ist,

[Rundes Bildehen: Ein stehender Löwe schlägt mit einer Keule auf eine Schwertscheide, daneben eine Henne. Umschrift: Mæner sterek.]

Das erbricht der Weiber List.

[Rundes Bildehen: Ein Kranich (?) lässt einen Stein auf den Kopf einer Schlange fallen, daneben ein kleiner Hahn. Umschrift: Weiberlist.]

Zu finden in Nürnberg bey Paulus Fürsten Kunsthändlern, etc.

6. Der Weiber Privilegien vnd Freiheiten.

Überschrift eines Kupferstichs (18×26,2 cm) mit neun nummerierten Abteilungen auf dem Museum in Braunschweig. In der ersten Abteilung sitzt Foeminarius auf dem Thron, die Weiber mit der Freiheitsurkunde belehrend, sie in Waffen. In der zweiten lässt sich der Mann Geld zu Wein geben, in der dritten wartet er in Gesellschaft auf und leuchtet der Frau nach Hause; in der vierten deckt er den Frühstückstisch; in der fünften speisen sie, er die Reste; in der sechsten kehrt er die Küche, während sie beim Frühschoppen auswärts Würfel mit einem jungen Gesellen spielt; in der siebenten lässt er sie ins Bad fahren und dort mit fremden Männern baden; in der achten klopft er leise an die Schlafkammertür, während die Frau und ihr Schlafgeselle sich im Minnespiel erlustigen; in der neunten hat er die Frau übergelegt und streicht ihr mit einem Stabe den blossen Hintern. — Das ganze Blatt in Leisteneinfassung, die an die Jobinsche erinnert. Das Blatt gleicht äusserlich den übrigen aus Paulus Fürstens Verlag, von P. Isseburg in Nürnberg? Stimmt zu dem ABC der Ehe in Erlangen und Braunschweig [Hirth, Kulturgeschichte. Bilderbuch 3,

No. 1596], dem 'Herrn Über Sie' [oben No. 4], dem Köpfram [Bolte, Jahrbuch für Geschichte Elsass-Lothringens 13, 151], dem Eschrichter [Fischart, Werke 1, 431]. [Zum Inhalt vgl. ein gleichzeitiges Flugblatt des Germanischen Museums: 'Gemeiner Weiber Mandat.']

WIR Foeminarius, Erwehltter Gubernator zu Frawenburg, Schutzherr der Weiber, Freyherr im Weittenfeldt, Hauptmann vom Kopff biß zu den Füßen, Vogt im Haderthal, Regend in der gantzen Wäscherey, zur Planderburg vnd Schnaderhausen, Herr zu Zankfurt, Murr- vnd Schnurrenberg, Ober Amptmann zu Klapperstein, vnd Aufseher deß wol vnd vbel bestellten Weiblichen Gerichts zu Waschhausen, etc. Entbieten allen vnd jeden vnsern lieben getrewen vnserer Gnad, angebornen guten Willen, vnd alle Beförderung zuvor. Vnd thun Euch hiemit kund vnd offenbar. wie daß vor vns kommen vnd erschienen seyn etliche Weiber, welche vns Ihre grosse tieffe Beschweruß angezeigt haben, vorgehend, wie daß sie nun sehr viel Jahr hero mancherlei Widerwertigkeiten vnd Vngelüb, doch alles sehr gedultig, von Ihren Männern hetten leyden vnd außstehen müssen, welches Ihnen, wegen der langwirigen Trangsals, gar zu schwer werden will. Haben vns derhalben als Ihre vorgesetzte hohe Obrigkeit gantz vnderwürfflich gebetten, daß wir Ihnen außgegebener hoher Macht vnd Gewalt etliche Freyheiten, in Ansehung Ihrer Weiblichen Gebrechen, sintemal sie nun ein lange zeit vnden ligen müssen, gnädiglichen mittheilen wolten, welches wir mit wolbedachtem Rath vnser gantzen Obergerichts, vnd geheimen Raths zu Waschhausen, also haben statuiren, setzen vnd ordnen wollen.

Erstlichen, geben wir den Weibern, Insonderheit denjenigen, so vber jhre Männer zu herrschen begierig seyn, diese Freyheit, Macht vnd Gewalt, daß sie mögen Dägen, Wehr, Rappier vnd Dolchen, wie die Männer anhencken, vnd darmit auff den Marck auch hin vnd wider spazieren gehen. Mehr, daß sie mögen Burgermeister, Ampt- vnd Hauptleut, auch Fenderich vnder Ihnen erwählen, damit wann sie den Männern etwas befehlen, daß sie es gleich thun müssen. wie die Fraw will. Item, Ein jeder Mann soll seinem Oberkeitlichen Weib ohn alle Widerred, vnderthänig vnd gehorsam seyn, ohn seines Weibes vorwissen vnd willen. bei Leibesstraff. nicht zum Wein oder Bier gehen, aber zum Wasser soll es Ihme erlaubt seyn, wann, vnd wie oft er will. Mehr, Alles Gelt so er verdient, einnimbt, erwirbt vnd bekommt, soll er dem Weib geben, vnd sie allein lassen Sackelmeister seyn, vnd wann er zu einer Maß, oder halben Maß Wein Gelt bedarff, sie fleissig darumb bitten vnd ansprechen. Item, Wenn die Fraw zu Gast gehet, soll sie der Mann deß Abends mit einer Fackel widerholen, doch soll er sie nicht heim treiben. sondern auff sie warten, biß es Ihr gelegen vnd wolgefällig ist heim zu gehen. Ferners soll der Mann deß Abends (sonderlich wens kalt ist) zeitlich sich ins Beth legen, der Frawen das Beth warm machen, vnd deß Morgens wiederumb früh auffstehen, Ihr ein gutes Wein Süpplein kochen, oder aber gebratene Vögel zurichten, ein warm Wasser ins Gießfaß thun, damit sie die Händrichen nicht erfreyret, alsdenn fein still vnnnd gemachsam, auff daß sie ja nicht auß dem Schlaff erwachen, oder ein schrecken einnehmen möchte, in die Kammer gehen, vnd sehen ob sie nicht einmal erwache. Schläfft sie aber zulang, vnd wolt etwan wegen der kälte nicht herauß. soll der Mann den Tisch zurichten. Löffel vnd Deller herbey suchen, damit wann die Fraw auffsteht, der Tisch bereitet vnd zugerichtet sey. Doch soll der Mann Ihr zuvor das Hembde wärmen, hinein zu Ihr tragen. vnd sie fragen, ob sie auffstehen wolt, das Hembd sei warm. die Stuben eingehetzet, der Tisch gedecket, die Speiß vnd Tranck sey vorhanden. Vnd wann sie auffgestanden ist, zu Tisch gessen, vnd gessen hat, was dann vbrig ist, soll es der Mann, wann es anders der Frawen will ist, vollends abnagen, vnd was sie nicht will, sich damit zubegnügen lassen. Item, es soll sich ein jeder Mann beileissen. daß er bey Leib sein Weib nicht erzürne, damit sie durch den Zorn nicht in eine Kranckheit fallen möchte. Weiteres soll der Mann sonst alle Haußarbeit, ohne seiner Frawen geheiß, fleissig verrichten, vnd wann sie Ihm etwas befiehlt, Er aber solches nicht von stund an thun wolt, soll sie Ihn vor vns verklagen, als dann wollen wir Ihn der gebür nach, zu straffen wissen.

Item, Wir geben Ihnen auch zu, daß sie alle Morgen früh mögen zum Malvasier, Reinfall oder Brandtenwein gehen, allda sie im Brett, mit Würffeln oder Karten sich erlustigen mögen, inmittelst aber soll der Mann daheim bleiben, vnd die Hauß Arbeit verrichten.

Endlichen vnd zum Beschluß, geben wir den Weibern diese Freyheit: So etwan die Fraw sich in ein warm Bad, oder lusts wegen, zu einem Sawrbrunnen begeben wollte, es were gleich nach Marggraff Baden, ins Embser Bad oder Wießbad, oder aber nach Göppingen, Cell: Wildbad, oder Langen Schwalbach, dahin soll er sie nach Ihrem willen auff einer Kutschen führen lassen. Ihr Gelt vnd Zehrung gnug verschaffen, damit ja kein mangel fürfallen möchte, wie es im Bad bräuchlich ist. Beliebt es aber der Frawen, so soll der Mann vnder dessen daheim bleiben, vnd die Haußhaltung verrichten. Doch soll er der Frawen ein solche Wärterin verschaffen, welche dasjenige verrichten möge, als wann er selbstn Persönlich zugegen were. Vnd ferner, so irgend die Fraw lust vnd lieb zu einem feinen Jungen Gesellen, oder zu einem glatten Pffaffen haben möchte, deren doch gemeiniglich an solchen Orthen jimmerzu gefunden werden, die solche Possel Arbeit¹ gerne zuverrichten pflegen, darzu soll der Mann nicht vbel, sawr oder vnlustig außsehen, obson derselbige mit der Frawen ein Stund oder zwo auff das Bad rasten oder ruhen möchte. Doch soll vnder dessen der Mann in der Kuchen fleiß anwenden, damit zwey par Eyer fein frisch möchten gesotten, auch ein junges gebratenes Hünlein, vnd was ferners auff den Tisch gehörig, bey neben einen herrlichen gesunden guten Wein, zugerichtet werde. So nun alles bereitet, soll der Mann fein gemachsam in die Kammer gehen, vnd sehen, ob sie wachen oder schlaffen. Wachen sie, soll er Ihnen anzeigen, der Tisch sey bereitet, vnd alles was darauff gehörig, sey vorhanden, so es nun der Frawen gefällig, mag sie aufstehen. So aber die Fraw Ihm möchte zur antwort geben, Er soll noch ein weil verzug haben, vnd sich auß der Kammer geheyen, sie hätte mit dem, der bey Ihr sey, noch eine weil zu schertzen, alsdann soll der Mann von stunden an mit erschrockenem Hertzen auß der Kammer lauffen, die Thür hinder Ihm zu schliessen, vnd gedenecken, er wolle die gute Fraw hierinnen nicht verhindern, es möcht irgend jetzunder bey solchem Appetit ein Juugen Erben geben, daran woll er nichts verhindern, vnd soll also der Mann noch froh darzu seyn.

Wo sich nun einer oder mehr diesem vnsern Mandat widersetzen, oder seines Weibes Befelch nicht nachkommen würde, den soll die Fraw anklagen, vnd nach Ihrem gefallen in die Straff nehmen, wie sie will, Es sey gleich mit Hunger oder Durst, daß sie Ihm die gantze Wochen nichts warms zu essen gebe, oder aber, daß er in einer kalten Stuben auff der Bank, so lang es der Frawen gefällig, ligen muß. So soll sie auch vollkommene Macht vnd Gewalt haben Ihne mit andern Straffen als mit Gabeln, Rocken, Stül, Schlüsseln, Knitteln vnd Schrägenstecken zum Gehorsam zu bringen. Doch soll diese gegebene Freyheit, nicht länger dann drey Jahr lang, die nechsten nach Pffingsten auff dem Eyß, nach einander folgend, wehren.

Hierumb gebieten wir allen vnd jeden Männern, vnd sonderlich bey Straff vnserer Vngnaden, hierinnen euch gehorsamlich zuerzeigen, damit Ihr ja ewern Weibern daran kein hindernuß thut, auch nicht ehe schippelt, Katzenbuklet, oder vber Rhein fabret², biß es Ihr wol gelegen sey. Dargegen haben sie versprochen, solche Freyheit nicht länger dann drey Jahr zu haben, wollen sich als dann gehorsamlich widerumb gegen Ihren Männern erzeigen, vnd wie sich die Männer solche drey Jahr erzeigt, also wollen sie sich darnach auch erweisen.

Geben auff vnserm Schloß Klapperstein, vnderhalb Waschhausen, drey meilen hinder der Bell(tz)mühlen³, nicht weit von Plauderburg gelegen, als da war die xxv. Klaffter in der Luft, vnd zwölff vnd zweintzig Bauwren tritt, im tiefen Wasser, im nechsten Jahr nach dem vorigen, Vnsers Reich, welches nirgend daheim, im dritten, Vnserer Verwaltung aber, in der ersten vnd letzten Jahrszeit, im hellen finstern Tag.

1) Vgl. M. Montanus, Schwankbücher 1899 S. 619.

2) Vgl. Montanus S. 678.

3) Über diese fiktive Ortszeichnung vgl. Bolte, Archiv für neuere Sprachen 102, 249, 253.

Aus dem Leben der Gossensasser.

Von Marie Rehsener.

(Vgl. oben 1, 67, 421, 2, 189, 3, 40, 4, 107, 6, 304, 395, 8, 117, 249.)

Wirtschaftliches.

Man muss alle Tage sehen, dass das Geschäft geht (auch der liebe Gott muss das); doch mehr als man dertut, kann man nicht tun. — Zum Essen und Sterben muss ein jedes Zeit haben, und wer es mit Essen und Beten saunt, hat es hier und dort dersaunt. — Weiter als bis zum Sterben kann man es nicht bringen; doch wenn man sich gar zu sehr sorgt und grabt (grämt), sorgt unser Herr nicht mehr, und es hilft alles nichts, man muss leben bis zum Sterben. — Ohne Müh' ist es (das Leben) nie. — Der alte Gröbner (Leopold) hat ein Ziel gehabt (Mass gehalten).¹⁾

Wie die Arbeit sich dem Brauche der Väter nach gestaltet, siehe oben 3, 40—55 und 4, 107—133. In dem folgenden ist auf Erwerb und Gewerbe bezügliches wiederzugeben versucht: Einzelnes von Männern und Weibern, und wie sie es ihrem Wesen nach treiben.

Hier waren Eheleute, die nie etwas so taten wie andere, da ging es nicht in der Wirtschaft und nicht miteinander. Endlich kamen sie aufs Landgericht zu streiten. Der Landrichter fragte den Mann: „Warum machst du es nicht wie die anderen?“ — „Ha“, sagte er, „ich soll es wie andere machen! Sie führen Mist, und ich hab keinen! Sie backen Brot, und ich hab kein Mehl!“ Er hat noch etwas gesagt, aber das dritte habe ich vergessen, sagte die Erzählerin.

Der mindere Mensch²⁾ hat es sieder (seit) der Eisenbahn und dem Fremdenverkehr besser, der Bauer in Gei (im Gau aussu) schlechter als ehnder, sagte der A. — Ich heirate keinen Bauern, dachte die B., die fast ausschant wie die Mutter Gottes in der Kirche³⁾ mit den roten Trieh (Lippen) und den zug'woachten Handln (feinen, weichen, geschmeidigen Händen); da muss man, wenn nur die Tür geht, fürchten, es kommt ein Gelder (Gläubiger) ums Geld. Aber was man verredt (wogegen man sich mit Reden wehrt), das trifft einen; sie heiratete einen Bauern. Er ist ein ungesechener (angesehener), ein rechter (rechtschaffener) Mensch; ist fest — was er gesagt hat, ist gesagt. Sie sind beide gesund, haben immer gedacht: Besser die Hosen hin als die Lailicher (Leintücher), besser

1) Wenn er morgens in den Viehstall kam, sagte er zu den Knechten:
Ich wünsch Enk einen guten Tag,
Bevor ich sonst etwas sag.

2) Quartierleute, Tagewerker.

3) Schönheitsbegriff.

draussen die Kleider zerreißen, als krank im Bett liegen. Es sind werkleue Leut (die alles wirken, was sie wollen). Sie arbeiten mit allem Fleiss und g'schmitzt (mit grosser Mühe und schnell), sehen auf die Natur und was die Sache, die sie vorhaben, erfordert. Der Erdäpfel sagt ihnen: Setz'st d' mich im April, kimm i, wenn i will, setz'st mich im Mai, kimm i glei (gleich)! — Nicht zu klein die Stücke fürs Setzen geschnitten, man soll immer mit zwei Augen (Keimen) eini fahren in die Erde. Auch muss nachher diese um die Kartoffelstauden gut aufgehäufelt werden, damit es keine Sünlinge (Erdäpfel, die in der Sonne gelegen und grün geworden) abgibt. — Roggen und Bohnen sagen:

Jät'st du mich nicht zu rechter Zeit,
Dann laschst (lässt) du mich in Keit (Ruhe)!

Doch nicht alles Unkraut ausziehen, wo das Getreide dünn steht; dann würde die Erde naeket (nackend). — Der Weizen sagt: Riegele (lockere) mei Würzl, so füll ich dir dein Kistl. Und der Mägn (Mohn): Riegele mei Füssl, so füll ich dir dein Krügl. Die Kresse frisch vorzu abschneiden, reihweise, nicht bald hier bald da.

Mitanand backen die Eheleute Brot. Heut ist kein Holzgait ummer, wird mit Holz nicht gespart. Die Frau tut die Brote angeben (aufheben und auf die Schaufel legen), der Mann sie einschliessen (in den Ofen schieben). Es muss schnell gehen, sonst geht die Hitze aussu (hinaus). So arbeiten sie mit Hilfe der Kinder und anderer Verwandten — mit eigenen Leuten. Ja, wenn man alles selbst tut, ein jedes Plätschl (Blättchen) auhebt (aufhebt) und verwendet, stehen die Kühe im Stall da, dass sie glänzen. Unnütze Arbeit machen solche Menschen sich nicht, wie die drei narrischten Ding sein: Schmalz ummachen, Knödel auhelfen und die Leut auwecken; denn Schmalz zergeht, die guten Knödel stehen von selber auf und die guten Leut auch, wenn sie genug geschlafen haben.

Auch sorgen sie sich nicht unnötig um andere; denn wer das tut, wird früh grau. Er soll lieber beizeiten sehen, dass er ein Bett hat, was gross genug für ihn ist; sonst wird er auch noch glatzet, weil er immer mit dem Kopf oben anstösst.

Dass mehr Geld da, ist besser, denkt der B., denn wenn ich keins habe und ein anderer auch nicht, kann ich keins leihen; aber wenn ein anderer eins hat, geht es. „Der moanige (mein Verstand) ist nicht so dumm!“ Wohl heisst es: Was man nicht zahlen (bezahlen) kann, soll man lassen, sonst kommt man geschwind in den Pfeffer. Und auch: Wenn einer es zu fein hat, tut er der Plage selbst au (auf). Doch der B. verkauft seinen kleinen Hof, den er gut bewirtschaften konnte und kauft einen grossen, der viel Arbeitskraft erfordert und auf dem ein grosser Teil der Kaufsumme als Hypothek stehen bleiben muss. Die Frau wird krank,

die Dokter sein murre (anspruchsvoll), oft müssen Rezepte in die Apotheke getragen werden, dass die Subjekten sie machen. Die Bäuerin ist nicht mehr das Mensch für schwere Arbeit. „Dass sie sich zu fast derneäthet (über die Kraft zur Arbeit gezwungen), glaube ich nicht.“ Noch stirbt der Bruder des Bauern, den er als Knecht angenommen. Die vielen Kinder sind erst klein. Der älteste Buab hat wohl im Sommer tüchtig mitgearbeitet, dass er leere (mager) war im Herbst; doch der Bauer haust hart und macht weitere Schulden. Schulden und das Wort Gottes bleiben ewig. Wenn bezahlt, sind es keine Schulden mehr; aber, was man nicht hat, kann man nicht geben — er hat kein Geld, sie zu bezahlen. In den Wirtshäusern tut er ‘ratschen’ und ‘bellen’ und reisst der Welt doch kein Loch aus. Wegen eines Menschen geht sie weiter im Guten und Bösen. Der M., bei dem die Leut all ihr Geld verloren haben, ist, nachdem er og’schüttelt (die Schulden beim Bankrott abgeschüttelt), reich geworden, tröstet sich der B. Er möchte im Ummut auch das Zeug (sein Besitztum) den Geldern (Gläubigern) fürwerfen (hinwerfen zur Verteilung). Bald ist er der Tropfen am Dach, so verschuldet, dass wie ein Tropfen leicht abfällt, er leicht vom Hof gejagt werden kann. Er kommt noch in die Schmottl, hann i Sorge!

Für die jungen Leute ist zuviel Geld unner. Das Geld macht viel Lumpen in der Welt. Die Tragerin hat den Mann erst schwer derbändiget. Im Dorf hat mancher Montags die Arbeit noch nicht aug’nommen, weil nicht nüchtern: aber es brauchte nur die Bahn nicht mehr zu gehen und die Fremden wegzubleiben, dann hörte das viele Trinken auf.

Ein Bauer erwachte und sagte zu seinem Buabn: „Sonderbar, da hat mir von drei Ratten geträumt: was das bedeuten mag? Ich sah nacheinander eine fette, eine magere und eine blinde.“ — „Das will ich enk gleich sagen“, rief der Buab. „Die fette ist der Wirt, zu dem ihr alles tragt (dort vertrinkt): die magere sind wir, die Mutter und ich, die wir nichts haben; und die blinde seid ös, der nicht sieht, dass wir hungern.“ Ein solcher gibt keinen alten Mann ab. Wenn die ‘Dokters’ es den Männern sagen, dass sie sterben müssen, wenn sie soviel trinken, und sie es doch tun, müssen sie wohl gerne sterben.

Das Maul ist zu weit. Der H. ass und trank allm (allewege, immer) mehr als er brauchte und tat die Kost nicht derarbeiten. Jetzt können Sie hören, wie er es machte, an einem Morgen zu drei Vormessen (Frühstücken) zu kommen. Er hatte einem Bauern in Pflorsch verheissen, ihm auf den Bergen beim Heuziehen zu helfen und ging dafür hin. Schnell wurde ein gutes Frühstück (Suppe und Mus) gekocht, und er ass sich satt. Nachher stand er auf, deutete mit der Hand nach den Bergen und rief: „Wind oben, Wind oben, wir können nicht gehen!“ Und sie gingen nicht. Er aber ging zu einem zweiten Bauern. „Jetzt schnell zum Heuziehen“, rief er, „die andern sind schon oben!“ Wieder wurde reichlich geführ-

stüct, und wieder stand er auf, wies mit der Hand auf die Berge und sagte: „Wind oben, Wind!“ Auch hier unterblieb die Arbeit, und so machte er es noch bei einem dritten. Einmal ging er mit seinem Bübl zu einer Alm, trank dort Schlegelmilch, aber wieder viel zu viel. Da fiel er um, blieb liegen und war tot. Das Bübl fürchtete sich, allein heimzugehen; doch der Senner sagte: „Über die Bäume brauchst du ja nicht zu klettern.“ Da ging das Kind.

Des M.s Vater trank nur, was ihm nutz und not war, aber der M. trank 'was wieviel Wein'. Wenn er kein Geld dazu hatte, was oft war, verfrug und verkaufte er alles aus dem Hause, was er bekommen konnte. Einmal trug er der Frau einen frischgebackenen Torten fort, ein andermal ihre Hemden. Sie war auch die rechte Frau für ihn. Als sie schwer krank lag, bat sie die Wärterin, ihr einen guten Schnaps zu bringen; doch als sie das Glas mit Schnaps in der Hand hielt, trank sie nicht, reichte es dem Mann hin und sagte: „Da, Maxl, trink du!“ Er hatte einen Geistlichen zum Vetter, und der hat wohl 1000 Gulden verloren für des M.s Wohlverhalten. Wenn es nichts nützte, ihn dafür in ein Arbeitshaus zu bringen, sollte das Geld zum Teil der Wiesener, zum Teil der Gossensasser Kirche zufallen. Es nutzte nichts. Der Geistliche starb bald, und die Leute erbten viel; Sie können denken, wieviel! Sie hatten einen Tisch in der Wolnstube stehen, so gross wie unser Tisch, darauf schütteten sie das Geld, und es ist nach allen Seiten herabgerollt, weil es nicht Ort darauf hatte. Auch das ist alles verloren gegangen, und sie kamen auf nichts.

Die Ss haben das Geld zuerst verworfen, fliegen lassen¹⁾; jetzt ist es sauber, das Vermögen verwirtschaftet. Sie waren immer rüstig gekleidet (gut ausgerüstet) — ein schönes Gewand ziert einen Zaunstecken — und waren überall dabei.

Wer nicht will unnütze Sachen kaufen,
Muss nicht auf den Jahrmarkt laufen.

Dass noch das Fuir auskommen, wird ein Unfleiss, eine Unachtsamkeit gewesen sein.

Der K. war ein besserer als wir, ein Künstler, sagte die Zenze, er verstand die Dreschmaschinen. In der Arbeit war ihm keiner über, und er arbeitete alles gleich gut; gleichviel, ob das Material Holz, Eisen oder Stein war, ob er gesund oder krank. Doch es tat ihn verfolgen (er war oft unwohl), die Augen lagen ihm am Nacken (tief im Kopf), der Wind stiess gegen das Herz. Nichts als Grabnis (Gram) hatte er. So serbte (siechte) er hin, und es ging zurück mit dem Leben. Er hat lange 'unmergtotet' vor dem Sterben, und niemand hat seine Krankheit verstanden.

1) Das heisst auch: seine Freiheit missbrauchen. Ein Mädchen sagte: „Wenn ich von der Tante erbe, will ich's fliegen lassen, Wind machen.“ Sie sagt es in Zeiten, zu früh.

Vor dem Gatterle seines Hofes stehen seine kleinen Kinder. Die Mutter ist krank, sagt das grösste. „Was fehlt ihr, was hat sie?“ fragten wir. „Schmerzen.“ — „Das sind wohl arme Leut, wie sie krank dasitzen mit ‘mein Gott!’ und ‘lieber Gott!’“

„Die Mutter hat das immer so gehabt“, sagte die M. B. „Schweres drückt sie alles in sich hinein.“ Die haben ein nettes Hoamgarthaus (geselliges Haus)¹⁾: das ist aber auch alles. In solches Haus kam ein Weibis und hat g’spellert, aussn ummer geredt, als sie etwas haben wollte: „Ich weiss nicht, was heute kochen? Zum Mus hab ich keine Milch. Sonntag hab ich ein Kilo Mehl gekauft, aber wie laug reicht ein Kilo“ usw. Sie macht die Bäuerin owendig (abwendig von dem, was sie vorhat); hintersellig (hält sie auf): doch jetzt ist die mit Rahmschlagen (Buttern) fertig und gibt der Frau einen Batzen Butter. „Jetzt wohl bist eine Tolle und wächst allm noch ein Stück“, ruft diese (bist toll, dick, gross — hast viel — und wirst grösser, weil du davon abgibst). Wenn sie nichts erhalten, würde sie maulen: „Wo Geld, ist Gait (Geiz): die ist eine Zange, die alles zusammenbringt und hält.“ Und eine weniger freundliche Bäuerin würde sagen: „Gute Werke will die ‘Lütterin’ sich sammeln, gute Werke? Ja, wenn man ihr etwas schenkt!“

„Ich hab selber nicht genug“, sagte eine Frau, als ein Lotter um ein Ei bat. „Wenn man erst dann geben will, wenn man genug hat“, erwiderte er und ging weiter. — Wenn sich die Schelm etwas stehlen, lacht der Tuifl, und wenn sich die Bettler etwas schenken, rört (weint) er.

Vom Armen erhält man immer mehr als man ihm gibt. „O Peäterle, Peäterle“, rief der Uhrner (Uhrmacher) einem eintretenden Armen freundlich entgegen, „was bist du für ein armes Kasperle!“ und reichte ihm die Gabe. — Ein anderer hatte eben von einer Bäuerin Suppe und Knödel erhalten und sagte beim Fortgehen: „So, jetzt such ich mir ein Platzl aus, wo der Wind nicht zu kann, und abends wird wohl wieder einer etwas für mich zu essen haben.“

Man soll aber nicht eher betteln, als bis man sich auf gar keine andere Weise mehr zu helfen weiss, nichts arbeiten und nichts verdienen kann. Einmal fand der heilige Johannes, hat der Pfarrer in der ‘Predige’ gesagt, einen Mann im Walde liegen, der einen Sack mit zusammengebetteltem Brot neben sich hatte. Der Heilige nahm ein kleines Brötchen und legte es dem Schlafenden aufs Herz. Der erwachte und sagte: „Wie schwer ist es mir auf der Brust!“ — „Ich hab dir nichts drauf gelegt“, sagte der heilige Johannes, „als einen kleinen Brocken von deinem Brot.“ — „Die Berge, die auf mir liegen, ziehen mich in die Hölle hinab“, stöhnte der Lotter.

1) Ein Haus wie ein Umissenhaufen (Ameisenhaufen). Ein winkliges Zeug (unregelmässig gebautes Haus) wird auch gesagt.

Die A. war immer der 'Gotteswill' (um Gottes Willen aufgenommen). Sie war struppelantig (skrupulös) ängstlich, auch wohl vor Übereifer ungeschickt, übereilt — ein Schuechluggis. Bei der B. aber war das Arbeiten ein G'stiere (Gestochere, ein langsames), ein Unfleiss¹). „Fürpass ist besser als Nachlass“ (vorher aufpassen ist besser als Nachlässigkeit).

Die Suppe ist bachlanter (dünn). Die Bäuerin hat tüchtig Wasser eingeschüttet, denn „in dreierlei Fällen kann man der Suppe helfen: wenn sie zu heiss, zu rasse (salzig) und zu dick ist.“

Was sie braucht, ist verzaschet (verkraut); doch „was das Haus hat g'schlunden, hat man allm mehr g'funden; was aber lange Finger und Füsse kriegt (was gestohlen und fortgetragen wird), nimmer“.

„Man muss aufs ganze Jahr die Vorräte austragen, nicht auf einmal verwirtschaften.“ Doch was die Leute im Hofe aumausen (anhäufen), wird mürbe und faul vom Liegen, tut deraltnen. Das essende (zu essende) Zeug verwerd (verdirbt). Der Zuber fürs Waschen ist vergessen einzutaknen²) und rinnt, das Moglen (Reiben) der Wäsche geht nicht wie es soll, nicht genug Asche zur Lauge ist genommen — die Wäsche dergraut.

Über des Weibes Brotbacken muss man lachen; weil das Brot gefroren gewesen ist im Ofen. Auch die Feldarbeit geht nicht voran. „Wenn der Hans Jaekl noch wär, der machte schon noch etwas. Machte, dass sie bei der Arbeit anfrören.“ Man meint, es wären lei Fatschkinder (nur Wickelkinder) auf dem Hof, so dumm geht es her.

Der Fahraus, die rücksichtslos Zornige, schafft mit niemand, denn sie hat überall das Maul zwischen; die schafft mit sich selber nicht, da wissen Sie es, was es für eine ist. Wenn du nur etwas möchtest mit Willen sagen! (Gegensatz von im Unwillen reden.) „Gleich hat sie ein übles (böses) Gesicht gemacht, als sie das zerbrochene Hafele sah“, sagte die neu angenommene Dirn von ihr. „Sein tuts das Fürnehmen (Voreingenommenheit, Vorurteil), ich hätt's Hafele zerbrochen, was mir z'wider ist. Wir Gitschen (Mädchen) sein allm die Täter.“

Der Petrus hat unseren Herrn gefragt, welche Plage man den Menschen schaffen solle. Unser Herr hat geantwortet: Keine. Die Menschen plagten sich schon selber.

Unrëschunige Leut', die nie zufrieden, gibts genug. Die knaufen, raunzen, fade sein tun, sich immerfort ärgern und beleidigt fühlen. Andere haben einen angenommenen Sinn (sind eigensinnig). Diese Dirn ist leutticket, stellt der Bäuerin alles an einen unrechten Ort, dass sie suchen muss. Jene Bäuerin falsch; einen ganzen Korb Eier hat ihr eine Frau auf den Brenner geschickt, und drei sind davon zerbrochen hingekommen, und zwei Jahr hat sie es ihr vorgehalten. Und die Will- und Mussleut'.

1) Unfleissig arbeiten, unpünktlich und unsauber.

2) Durch heisses Wasser dicht machen.

das sein grobe Leut, die immer sagen: Ich will und du musst. Sie, die M., will allm tun, was sie will, und ich soll mich zu Tode grämen. Ja, wenn eine mühselige oder delikate Person die Strauche hat (verschmupft ist), ist nichts mit ihr zu machen; denn wenn sie etwas soll, lässt sie der Grint (Kopf) nicht. Wenn der narreten Pf. ein anderer nicht getan hat, was sie gern wollte, den frisst sie, wünscht ihm nichts Gutes. Sie vergisst nicht, und wenn sie den Toas (Geschrei) anhebt, geht es immer weiter.

Die Weiber lieben allm e wenig einen heimlichen Weg, so für die Einkäufe die Läden, die etwas versteckt liegen. Sie sind neugierig und schwatzhaft.

Die A. ist so viel wunderle (verwundert sich gern), ist neugierig, was es auf der Welt gibt, und hat ihr eins gebeichtet (etwas anvertraut). da ist's grad, als wenn der Wind dreinfährt, so schnell ist's überall bekannt. Die Pusterin (Pustertalerin) hat eine Weile g'tudert, über alles sich beklagt, den ganzen Tag hat sie das Maul auf (spricht sie) — mich wundert, dass sie es nicht ruit (rent) — was wahr, ist mir nicht zu viel (es auszusprechen) und keiner zu gross (es ihm zu sagen). Da sagt man nicht umsüst (umsonst): Das ist eine rechte Vorgeiss (die Geiss, die einer Herde vorangeht), wenn die Leut umanaud 'gumperln' und 'rusteln'.

Der Natz sagte von seiner Schwester: „Sie ist der beste Advokat. Sie weiss alles, und recht hat sie immer.“ — Ich kann die Menschen sonst gut leiden, hub die St. an, aber die C. mag ich nicht, wider meinen Willen; über einen jeden weiss sie etwas, nur über sich nicht. Der Mensch, der grad alle otaxiert und otadelt (aburteilt), ist gewiss einer von den schiechsten (hässlichsten), wie der M., von dem man nicht weiss, wo das eine Auge und wo das andere hinsieht. Die Weiber transchen (klatschen), sein über die Leut, haben sie.

Gestern sprach die D. mit einer andern, klagte ein Weibis, und da hörte ich es wohl, dass sie mich wieder hatten. Sie ist so eine, so lange sie bei einem ist, ist man's, und ist sie zum Hause hinaus, sind es die anderen.

Man sagt nicht umsüst, wenn die Weiber beim Jäten in den Feldern zusammenhocken, stirbt ein jeder gern; dann sein die Tuifl alle im Jätacker, oder da hat der Tuifl über den Weiberleut zu tun, kann also nicht die Sterbenden plagen.

Einen Fehler eines anderen, den niemand weiss, sagte das Josele, soll man nicht aufdecken. Der Himmelsvater will es nicht. Er hat gesagt, den Mantele drauf lucken solle man.

Heute war grosser Lärm im Dorf. Eine Frau stritt mit ihrer verheirateten Tochter, und rundherum standen die Nachbarinnen und gaben der Mutter bei jedem Worte Recht. Letztere schrie immer ärger auf die Tochter ein, und zuletzt rief sie: „Du hast ja noch nie in deinem Leben

nur ein Schenztüchl gewaschen!“ Da horchten die Weiber auf, sahen sich verblüfft an und nahmen dann einstimmig Partei gegen die Mutter: „Aber wer ist denn daran schuld als du? Aber wer hätte es sie denn lernen sollen als du?“

Wer die Landarbeit sein Leben lang getreulich getan hat, kennt sie um und um. Der Vater, erzählte der N. L., kam noch auf den Rain, als er schon schwer mit dem Stock ging, zu sehen, wie wir säten und wie es ginge. Doeh das Wetterle tut, was es will, ob man da schwarz oder weiss sagt. Die Sunn ist e bissl zu nachlasset (nachlässig). Wenn es nach dem Bauen des Weizens zu stark regnet, wächst das Gras drüber, unterdrückt den Weizen, er kommt drunter und wird blind.

Als das Korn nicht gut geraten war, nahm der Klaas eine Garbe und stieg damit zur ersten Kapelle, am Wege nach Schelleberg in die Höhe. Dort schüttete er das Korn vor unserem Herrgott aus und sagte: „Wenn du nichts besseres wachsen lässt, laus' du mit dem Zeug.“ Ein Bauer betete: „Lieber Herrgott, du hast mich erschaffen und musst mich auch erhalten; wenn du mir alle Tage 30 Kreuzer gibst und ein Laib Brot, erhalte ich mich auch selbst.“ Und ein anderer meinte: „Wenn ich unsern Herrn um e Brot bitt, bitt ich ihm glei frisch um e weisses und nicht um e schwarzes. Ihm ist's gleich, und mir ist's lieber.“

Verschlagen sein wir z'wenig, g'scheidt gross genug.

Wenn nie niemand 'narret' tät, wär alles geseiter auf der Welt. Türricht hat der Rosereitmüller nach dem Urteil der Bauern gehandelt, indem er von seinem Lande etwas hergegeben. Ihm hat man gebunden, ihm das Pech oergebracht (herabgebracht). Die Wasserkammer fürs elektrische Licht ist auf seinem Grund und Boden angelegt, gegen 150 Gl. Entschädigung. Er kann auf der Stelle mähen, darf aber nichts Schweres darauf bauen. Sie (die Elektriker) haben das 'Servitutsrecht'.

Närrisch hat sich der Mann benommen, der Weiberarbeit verrichtete: Der M. hat Topfnudel¹⁾ gekocht, statt des Musers²⁾ eine Krauthacke³⁾ zum Unrühren gehabt und viel zu wenig Schmalz. Da haben die Nudeln angehebt schreien. „Jetzt schreit nur ös Tuifele“, sagte er. „jetzt friss ich enk.“

Zu übermütig war der N., der sagte, die abgerahmte, gestockte Milch wäre gut auf den Mist zu giessen. Als er todkrank war, hätte er sie gern getrunken, aber nicht mehr derschlunden.

Unvernünftig zeigte sich die Dirne, die kaum in einen Dienst getreten, ihm wieder verliess. „Vierzehn Tage im Dienst sein, da kann

1) Frischer Käse wird mit etwas Mehl zu Nudeln gerollt und diese werden in Butter-schmalz gebacken.

2) Kleine eiserne Schaufel.

3) Grosse Hacke.

man nichts lernen und nichts (Gelerntes) anbringen.“ Und die andere, die nicht tüchtig arbeiten mochte, musste hören: Zum Feiern stellt man niemand an; feiern tut ein jedes selber, wenn es es trägt, wenn man es dazu hat.

Über die Lochmüllerin wurde gelacht; denn um aussrländisch zu reden, hat sie ihren Mann immer „Alterê“ (Alter) statt Alterô¹⁾ gerufen, wie sie hier sagen.

Eine andere Frau wollte fein reden. Sie klagte ihrem Manne: „Heut hab ich das Katarrh!“ — „Für dich wäre die Strauche²⁾ auch gut genug“, erwiderte er. Verwundern erregte die Äusserung, den Fremden solle man die Milch teurer verkaufen, als den Dorfbewohnern, und unsere alte Bäuerin rief: „O eia (warum nicht gar)! Ich wüsst nicht, dass die Milch dadurch besser würde, wenn man sie Fremden hergibt.“ Ungehalten auch wurde sie, als Händler junges Gemüse anboten, was noch hätte wachsen müssen, um Geschmack zu haben. „Den jungen Mergen (Gelbrüben) ist nur grad das Wachstum genommen, und die Rüben wären vorm Formessen (Frühstück) erwachsen, sie hätten (dafür) nicht mehr Zeit gebraucht, so klein sind sie. Ein andermal hörten wir sie ihrem Knecht zurufen: „Gib den Hennen nicht soviel ungekochten Weizen! Es ist zuviel Windhafer darein, der sät sich im Mist und ist nicht wieder fortzubringen.“ — „Aus der Saat wächst kein Unkraut“, rief lachend der Knecht. „Ich hab es doch selbst gesehen“, antwortete die Zenze, „wo der Huis nur den Windhafer gefahren, hat man, als die Saat aufgegangen war, die Streifen im Feld gekannt.“ — „Nein“, erwiderte der Knecht, „das Gute muss man säen und pflegen. Das Unkraut wächst, wo es will. Das ist schon von Adam her so. Unser Herr hat gesagt: Dein Feld soll dir Dornen und Disteln tragen.“

Schwer wird es dem Banern sich in eine andere Erwerbstätigkeit als die seine hineinzusetzen und ihr gerecht zu werden. Am unbegreiflichsten ist ihm der Fremde, den er nichts arbeiten sieht, und der doch viel Geld ausgibt. „Solche Leut' müssen zahlen mit einem birkenen Laub, sonst könnten sie das Geld nicht alles haben.“

Ein kleiner Bube versuchte vom Überfluss etwas abzubekommen, sagte einem eben angekommenen Fremden „Guten Tag“ und bettelte. Als er nichts erhielt, wünschte er demselben bei nächster Gelegenheit „Schlechten Tag“. Ein anderer Junge unterwies seinen Kameraden: „Du brauchst die Fremden nicht anzubetteln, sondern, wenn einer kommt, musst du ihm freundlich entgegenlaufen, ihm die Hand hinstrecken und sagen: Grüss ihne Gott, Herr! Dann bekommst du gewiss etwas.“

Der Grosse ruft dem Vorüberkommenden auch ein „Grüss Gott!“ zu und achtet darauf, wie er antwortet. Der Fremde, der keinen Gruss er-

1) Der Laut ô wird angehängt, damit der Ruf weithin schallt, man ruft auch duô.

2) Volkstümlicher Ausdruck für Grippe.

wartet, kann ihn überhören und wird dann fälschlich verurteilt. Der Hut wird nicht leicht vor ihm gezogen.

„Da zieht der Waldhüter gar die Kappe vor der fremden Frau. Das ist ein Scheinheiliger! Ich sage ja nicht, dass die Frau nicht recht wäre, das mag sie genug sein; aber er kennt sie doch nicht und weiss es doch nicht.“

„Was wird die junge Gasthofswirtin, die immer mit Fremden zu tun hat, Gutes haben? Arbeit und Gramessen; Sorge hier und Sorge da; einem jeden muss sie schön reden, gleichviel, ob er gut oder schlecht ist.“

Weniger befremden die regelmässig durchkommenden Leute aus dem Volke, die 'Böfimmen', Tragerinnen; doch fehlt es auch da an Anerkennung. Eine Tragerin, die allm auf den Brenner ging, sehr gross und schon 70 Jahr alt war, suchte sich selbst ein Ansehen zu geben, indem sie sagte: „Leut' gibt's genug im Dorf. Da sein Zimmerleut', Schneiderleut', Schusterleut' . . ., ich aber bin ein Mensch!“ Dabei zeigte sie auf ihr Herz, knixte wie vor sich selbst und nahm den Hut ab. Ich war damals 14 Jahr alt, sagte der Erzähler, jetzt ein alter Mann, doch ich sehe sie noch.

Als auch noch Kraxenträger über die Berge gingen, wurde einem solchen nachgesagt:

Das Kraxenträger¹⁾ Huisele
Kocht im Staat (Sonntagsgewand) ein Muisele (Mehlmas).
Dann geht es wieder spanneweit,
Dann ruht es wieder lange Zeit.

Der Müde rastet gern, und der Faule noch viel lieber.

Die meisten der Handwerker besitzen auch Land, welches sie wie die Bauern selbst bearbeiten, unterscheiden sich also nur von ihm durch den Betrieb ihres Gewerbes. Als aber ein Tischler, der kein Feld besass, allein seiner Geschicklichkeit vertrauend, sich einen Hausstand gründen wollte und um eine Bauerngitsche warb, musste er sich abweisen lassen: „Heiraten“, antwortete das Mädchen, „wie kann das sein! Du hast nur die blossen Händ!“ Er mass die drei Wege (Ausdehnungen) zu einem kunstreichen Kasten (Schrank), schaffte ein mitmies Werk²⁾, aber sie heiratete ihn nicht. Volles Ansehen geniesst der Uhrner (Uhrmacher), der allem Schadhafte, gleich dem Radmacher im Fritz Renter, geschickt abzuheffen weiss.

Mit heiligen Dingen soll man nicht Fowl (Spott) treiben, mit anderen geht es schon. Was in der sonnigen Weite gereift, das Korn, trägt der Bauer in die dunkle Mühle. Er ist nicht ohne Misstrauen. Eine Mühle hat viele Gänge, heisst es, in ihr geht manches verloren; etwas staubt weg, etwas rinnt weg. Der Müller sagt dem entsprechend:

1) Männer, die in einem Holzgestell, der Kraxe, Waren auf dem Rücken tragen.

2) Eins was nie dagewesen.

In Gottes Namen steh ich auf,
 Alle Säck und Bälge lös ich auf,
 Stehl' ich nicht vom Mehl, stehl' ich vom Korn,
 Meine Seele ist doch verlorn.

Während der Bauer in der Weite seine Furchen zieht, läuft des Webers Schiffchen auf kleinem Felde hin und her. Wie mühsam und wenig einträglich ist des Handwerkers Tun! Doch er selbst soll schuld sein.

Um 7 Uhr stehn die Weber auf,
 Um 8 Uhr gehn sie kirchen,
 Um 9 Uhr tun sie Gockeln auf,
 Um 10 Uhr tun sie wirchen (wirken).
 99 Weber wägen (wiegen) 1½ Pfund,
 Weil sie so rappig und schäwig sein, wägen sie so rund.

Noch mehr Spott erleidet der Schneider, der in enger Stube Stich an Stich reiht. Seiner Arbeit musste gar ein Fremder zu Hilfe kommen. Der Till Eisenspiegel (Eulenspiegel) hat die Schneider z'samm g'narrt und ihnen den Knopf (Knoten) zu machen angezeigt, damit sie nicht immer den ersten Stich umsonst tun. Wie ihre Arbeit räumlich zusammenschumpft gegen die der Bauern, werden die Schneider selbst, wenn man ihrer spottet, als verschwindend klein bezeichnet. 99 Schneider haben auf einem Klufensknopf (Stecknadelkopf) gegessen, aus einem Fingerhut sich einen Rausch getrunken, auf einer Nadelspitze getanzt, und zuletzt sind sie alle 99 übers Schlüsselloch aus. Dass sie für die Natur und für das, was ihnen in der Weite begegnet, keinen richtigen Massstab haben, folgt aus ihrer Lebensweise, auch werden sie ängstlich: 99 Schneider. o je, sehn eine Schnecke für einen Bären an und fürchten sich sehr. Die Schnecke streckt ihre Hörner aus, und da fürchten sie sich noch mehr; einer aber schreit laut auf: Mutter, o meine liebe Mutter, was zottelt da derher!¹⁾

Verändert in folgender Fassung:

Es sein emal drei Schneider gewesen,
 Die haben 'ne Schneek für 'nen Bären gesehn, o je, o je, o je!
 Der erste sagt: Geh du voran, o je, o je, o je!
 Der zweite sagt: Getrau mir's nicht, o je, o je, o je!
 Der dritte sagt: Sie könnt uns alle drei fressen, o je, o je, o je!
 Da streckt die Schneek die Hörner aus, o je, o je, o je!
 Und jagt die drei Schneider bei Tempel aufaus, o je, o je, o je!

Der Schuhmacher wird zwar entschuldigt, kuritzen (knarren) von ihm gefertigte Schuhe, er habe das Trinkgeld dafür noch nicht erhalten.²⁾ Doch sangen einst Buben vor dem Hause eines Schusters:

Schuster, du hast gestohlen Hanf und Drahtgarn,
 Überzeug und Sohlen, Musst mit mir zur Hölle fahren.

1) [Erk-Böhme, Liederhort 3, 448 No. 1633. Vgl. oben 4, 434¹. Baist, Zs. f. rom. Phil. 2, 303-513. 3, 98. Sedlmayer, Wien. Stud. 6, 151. Boucherie, Revue des langues rom. 29, 93.]

2) Auf der Stör gibt ihm der Bauer wohl etwas Speck und die Dirn 10 Kreuzer, in der Stadt ist er froh, wenn er sein Geld kriegt.

Gleichzeitig liessen sie ein Wagenrad, welches sie vorher mit Stroh umwickelt und angezündet hatten, die Strasse hinunterrollen. Schlemmig rief er: „Ich geb's wieder, ich geb's wieder!“ Wenn einer stiehlt und es wieder geit (gibt), ist er so gut wie andre Leut.

Der starke Metzger wehrt sich gegen Spott. Einmal ist beim Schlachten den Metzgern der Stier auskommen, da haben die Lente, die zugesehen, gelacht; ein Metzger aber rief:

Da brauch'ts nicht viel Wörter und brauch'ts nicht viel Foppen,
Brauch'ts nur Hudern (Lumpen) den Leuten die Mäuler zu derschoppen
(zu stopfen).

Die Arbeit des Zimmermanns ist dem Bauern vertrauter. Jener hat seine Zimmerdielen, seine Tenne mit Geschick aber auch mit Kraft z'sammeng'gastert (gefalzt). Mit ihm ziehen alle Männer zum Bachwehren hinaus, und ist es nachts, kommen auch die Weiber hinzu und zünden (leuchten mit Kenteln, Fackeln). Schon hat das Wasser eine Mauer goedet (verwüstet). Da heisst es Tschuckenziehn (Bäume mit Tassen [Zweigen] ins Wasser lassen) und mit Ketten befestigen und die Brücke oziehn, bis auf die zwei untersten Rundhölzer abräumen, damit die Gisse (der angeschwollene Bach) sie nicht fortreisst. Laut ertönen die gemeinsam gesungenen Rammelverse:

Hochauf in den Wind, dass der Schlägel frei singt:
Tief oehn in den Sand, dass der Tuifl frei zannt (zornig ist).

Der Schmied, der die Gewalt des 'Fuir's' noch mit dem Windflügel (Blasebalg) schürt, nimmt es mit Hölle und 'Tuifl' auf. — Ein Schmied schimpfte und fluchte und rief immer dazwischen, das sei wahr, was er sage, alles wahr, und wenn es nicht wahr wäre, möge ihn der Tuifl nur gleich holen — schwörte ihm von der Hölle weg — erzählte die alte Moidl und setzte hinzu: „Ich meinte gewiss, der Tuifl müsste kommen, aber er kam nicht.“ Der H., der auch dabei stand, sagte: „Jetzt gehe ich, dass, wenn der Tuifl kommt, ich ihn nicht zu sehn brauche.“ — Der Sensenschmidt, der viel Arbeit und Verdienst hatte, sollte der Fremden wegen seinen Hammer zeitweise einstellen, es täte ihre Ruhe stören. In der Gemeindeversammlung hat nur der Weber Franz für ihn gesprochen. — Die Arbeit kann man niemand nehmen, sagte die Weberzenze. —

Von Handel und Wandel ist nicht viel die Rede. Der Bauer gibt ein Stroh her, verkauft ein Kalb, eine Kuh usw. Kauft er etwas beim Krummer (Krämer), wird wohl eine Weile gewörtelt (hin und her geredet). Da heisst es: „Die Ware ist von schlechter Mannität (Qualität).“ Der Kaufmann sagt dagegen: „Der Preis ist auch nur ein Bagatell.“ — „Nein, das ist ein 'Eselsgeld' (ist zu hoch),“ ruft der Bauer und denkt für sich: Die Lent gibt es nicht mehr, die nicht auf sich (ihren Vorteil) sehen. Ist ein Handel überhaps (oberflächlich) geschlossen, wie z. B. Stroh über-

haps gewogen¹⁾. dann ist es nicht ganz (in Ordnung), dann geht es nicht auf anand (stimmt nicht). Es zieht einen langen Schweif nach. Wer ist schuld? Schreiben wir das Gatterseil²⁾ (Seil zum Zuziehen einer Zauntüre).

Kann der Käufer nicht zahlen, so beitet man ihm (wartet auf Bezahlung). Der M. hat heut gelärmt, dass er schon im Herbst dem N. einen halben Zentner Stroh verkauft und 'gebeitet' habe, der habe ihm dafür Brot versprochen, aber er habe nichts erhalten und erhalte nichts. Ein Zentner Stroh, berechnete unsere Bäuerin, kostet 40—50 Kreuzer, also wären es 20—25 an Wert. Da weiss ich nicht, welches der 'ärgere Häuter', der, der die 20 Kreuzer nicht zahlen kann, oder der, der sie so mängt.



Kranz von der Sonnenwende (S. 59).

Will eine Sache nicht zustande kommen, weil jemand saumselig oder unwillig ist, so schmirt man ihn, wie eine verrostete Maschine geölt wird. Man zahlt ihm einen Wein, schenkt eine fette Gans. Lässt der Mann sich viel schenken, spottet man: „Der Schmirbefresser! und wenn du ihm tausend Gulden brächtest, er nähm sie und säh weiter nicht nach, ob du nachher noch zu leben hättest.“

Es sind wie überall gute und böse Leut. g'flissene³⁾ (schlaue) und dumme. Der G'scheite wird dem Dummen allm was oderlappen (abreissen). Jener ist ein Scheleh, ein solcher wie der Fuchs, und dieser ruft zu spät: Spitzbub, g'dränter!

Vor dem Tuifl hilft das Kreuz, aber nicht vor bösen Leut.

1) Der Bauer wiegt einen Zentner, zählt die Garben und zählt dann nur die übrigen, ohne sie zu wiegen.

2) Redensart, auch auf dem Gericht gebräuchlich, wenn man nicht weiss, wer etwas getan hat.

3) Heisst auch fleissige.

Früher soll Zauberei geholfen haben. Man brauchte dafür die *Sonnwendstände*¹⁾, und zwar:

Ein Kranzl, in der Johannisnacht von zwei Reisern mit zwei Fingern gemacht. Und über keine Türschwelle und unter keiner Tropfstelle²⁾ ins Haus gebracht.

Hier soll man arbeiten und, wenn die Glocke anschlägt, kirchengehen.³⁾ Der Besitzer eines Hauses ist fürs Kirchengehen der Einwohner verantwortlich. Wird es unterlassen, muss er einst in der Hölle hocken.

Wohl sagt man, mit Kirchengehen säumt man nichts, aber du hast viel gearbeitet in der Zeit, sagte eine Bäuerin zu ihrer Dirn, die sie, dringender Arbeit halber, aus einem Gottesdienst zurückbehalten hatte. Ein fremder Geistlicher, der hier gepredigt, hat gesagt, der Bauer solle einen zur Kirche in die Messe schicken und den für die anderen beten lassen; doch das hat die M. nicht haben gewollt, hat nichts davon wissen wollen — sie ging allm kirchen.

Ein jeder will tun, was er will; aber keiner tut das Rechte. Wenn du alles für eine Sünde hältst und es doch tust, ist es dir auch eine Sünde. — Die N. hat vor lauter Heiligkeit unserem Herrn schon die Zehen abgebissen und hat sie im Mund; wenn sie aber aus der Kirche, ist sie mehr über die Leut (klatscht). — Die N. geht fast alle Sonntag beichten — dem Teufel die Herberge kündigen, der sich immer wieder einschleicht. „Wenn es noch jetzt so Sünde ist wie emört und wie es in den Büchern steht, dann kommt keiner mehr in den Himmel.“

„Es ist wohl eine Schande auf euch Männer, dass ihr die Evangel verkaufen lasst“, hörte ich eine Frau zu einem Gossensasser lebhaft sagen, trat hinzu und erfuhr folgendes: Früher hat der Geistliche in der Kirche mehrmals im Jahr für alle Verstorbenen der Gemeinde die Evangel — den Wettersegen hat man es geheissen — an allen vier Altären gehalten. Auch noch ehnder geschah es in der Weite. Er hat die Bitten für die Toten verlesen und eines jeden Schreibnamen dazu. Das täte den Gottesdienst zu sehr verlängern, hat der Herr Kurat dann verkündigt. Jetzt fallen die Namen fort, und nur selten noch ist der Wettersegen. Wenn die Leut um eine Messe oder ein Amt für die Toten bitten, müssen sie es bezahlen. „Dass ihr die Evangel verkaufen lasst“ heisst also: dass ihr das Recht auf die allgemeinen Totenmessen hergegeben habt und und statt dessen jede einzelne bezahlt. „Die Geldnot! die Geldnot ist auch bei den Herrn (Geistlichen)“, erwiderte der Angeredete.

1) *Artemisia vulgaris*. Vgl. die Abbildung auf S. 58.

2) Wo Wasser vom Dach träuft.

3) Oben 6, 304—319 und 335—417 usw.

Neben einer Haustüre sass ein alter Mann, ganz in Lumpen gehüllt. Ein Vorübergehender grüsste ihn und sagte: „Guten Morgen!“ — Den hab' ich alle Tage, erwiderte der Alte. „Nun denn, so wünsche ich euch Glück!“ Das hab' ich allm. „Erfüllung eurer Wünsche!“ Die sind erfüllt. „Da bitt ich mir doch, wie ich euch so sitzen sehe, nähere Erklärungen aus, wie das möglich ist“, sagte der Fremde, stellte sich fest vor den Armen und mass ihn mit den Blicken. Erklärungen will ich euch gern geben, fing dieser an: Meine Wünsche sind erfüllt, denn ich habe immer gewünscht, dass meine Wünsche die des lieben Gottes sein möchten; der weiss, was mir gut ist, und was der will geschieht auch. Kamen schwere Tage — auch sellene sind kemmen — dachte ich, die sind dir zur Prüfung für dein Seelenheil gegeben, also dein Glück, und so ist jeder Morgen für mich ein guter. (St. S.).

Baden - Baden.

Aus alten Novellen und Legenden.

Von Pietro Toldo.

(Vgl. oben 13, 412—426. 14, 47—61.)

6. Der Ehemann als Ratgeber des Liebhabers.

Ein unerfahrener Jüngling trifft einen Ehemann, der sich für einen Meister in jeder List hält und ihn unterweisen will, wie man die Frauen anderer Leute verführt. Der Jüngling ist gelehrig, er macht rasche Fortschritte in dieser Schule und erlangt endlich die Gunst einer schönen Frau, die infolge eines seltsamen Zufalles, und ohne dass er es ahnt, die Gattin seines Lehrers ist. Das sind Gottes Fügungen, hätte Aleardi gesagt. Lange Zeit macht sich der kluge Lehrer über den unbekanntem Gatten lustig, über dessen Dummheit der Jüngling spottet; dann beginnt mit einem Male in seinem Geiste der Verdacht aufzutauchen, dass er selber der Gegenstand des Spottes sei. Er beobachtet, überlegt, errät, sieht: allein wie er auch die günstige Gelegenheit auskundschaftet und rasch zu nutzen trachtet, nie gelingt es ihm, den Beweis der Tat in die Hand zu bekommen. Gleich den bekannten Gendarmen der Operette läuft und rennt der wackere Mann, um stets zu spät zu kommen.

Dieser Stoff steht in enger Verbindung mit der mittelalterlichen Auffassung von der durchtriebenen Schelmerei der Frauen. Unzählige Listen von Bäuerinnen und Edeldamen berichten die Fableaux, und die gleichzeitigen Dichtungen übertreiben die eheliche Untreue der Damen und ihre

Beständigkeit in der Liebe zu fremden Männern. Da gibt es lächerliche Verstecke, Tröge, Kisten, Fässer und Schlimmeres. Der argwöhnische Ehemann stöbert überall umher, übersieht aber fast immer das Nächstliegende. Andererseits erscheint der Trenbruch wie eine Schicksalschickung, durch Zaubermittel hervorgerufen. Isoldes Reinigungseid, das Gewölbe der Flamenca zeigen uns feinere Arten des Truges, sind aber immerhin Listen Verliebter, und die alte Geschichte vom gefoppten Gatten wiederholt sich beständig in den verschiedenen Zeiten und Literaturen.

Indes weist die Erzählung vom Ehemanne als Ratgeber des Liebhabers eine Abweichung von den gewöhnlichen Schwänken auf, sie geht in der Vervollkommnung der Frauenlist einen Schritt weiter. Bei den übrigen sehr verschiedenen Täuschungen ist der Gatte im allgemeinen der Treue seiner Frau ganz sicher, und wenn er einmal etwas Verdächtiges bemerkt, so lässt diese es mit solcher Meisterschaft verschwinden, dass er geträumt zu haben meint. Wie kann der heimkehrende Mann ahnen, dass die Frau ihm nur darum so zärtlich umarmt, um dem Buhlen Gelegenheit zum Entweichen zu geben! Wie kann der Gatte an der Wunderkraft der Hosen des hl. Franziskus zweifeln, da er weiss, dass man gegen die Beschwerden der Schwangerschaft zu noch seltsameren Reliquien seine Zuflucht nimmt! In unserem Falle ist der Ehemann auf der Hut; der, der ihm unwissend betrügt, traut ihm und erzählt ihm die Ausflüchte und Listen der geliebten Frau, die Stunde des Stelldicheins, die Art, auf die er das Haus betritt, ohne den Argwohn der Nachbarn zu erregen. Und der Mann ist nicht dumm, sondern schlau und gewitzt; denn die Ratschläge, die er dem Jüngling erteilt, schlagen über Erwarten glücklich aus. Aus diesen besonderen Beziehungen zwischen Betrüger und Betrogenem entspringt eine besonders erheiternde Wirkung. Wie wird die Frau sich retten, da der Gatte alles weiss und der unvorsichtige Jüngling diesem völlig traut? Man glaubt einer zierlichen Fechtübung zuzuschauen, bei der die Stösse immer dichter fallen und immer meisterhaft pariert werden.

Der erste, der in Italien dies Thema behandelte, war Ser Giovanni, der im Pecorone¹⁾ berichtet, was dem jungen Buccinolo zustieß, als er

1) 1. Tag, 2. Novelle. [Deutsch von A. Keller, Italiänischer Novellenschatz 1. 85 und Simrock, Quellen des Shakespeare² 1, 291. Hazlitt, Shakespeare's library 3, 16 1875.] — [Eine Vorstufe dieser und der folgenden Novelle ist der um 1200 von einem Nachahmer des Matthaeus von Vendôme in lateinischen Distichen gedichtete 'Miles gloriosus' (E. Du Méril, Origines latines du théâtre moderne 1849 S. 285. Vgl. Hist. litt. de la France 22, 59. Cloetta, Beiträge zur Litgesch. des Mittelalters 1, 79f. 1890). Auch hier unterrichtet ein junger Ritter, der von einer schönen Dame zu Rom geliebt und reich beschenkt wird, deren Gatten ahnungslos von seinem Abenteuer, wird dreimal von diesem und den Brüdern der Frau beim Stelldichein überfallen, entschlüpft aber jedesmal, da ihn die listenreiche Dame hinter der Tapete, unter der Matratze und in einer Truhe verbirgt und, als diese aufgebrochen werden soll, mit Hilfe der Magd sogar einen Hausbrand inszeniert. Der gefoppte Ehemann ladet ihn nun zu einem prächtigen Gartenfeste und bittet ihn, nachdem er seiner gleichfalls anwesenden Frau geboten hat, sich zu verschleiern und kein

mit seinem Freunde Pietro nach Bologna kam, um seine Rechtsstudien abzuschliessen. Da Bucciuolo früher als sein Gefährte fertig wurde, hat er, um sich die Zeit zu vertreiben, seinen Lehrer, ihn noch eine andere (heut aus den Universitätsprogrammen ausgeschlossene) Kunst zu lehren, jene *ars amandi*, die Ovid seiner Zeit und dem ganzen Mittelalter verkündet hatte. 'Ich möchte lernen', sagt Bucciuolo, 'wie man sich verliebt und wie man sich dabei benimmt.' Der Meister lächelt über die seltsame Bitte, aber ein Gelehrter darf vor nichts zurückschrecken, alles taugt ihm als Studienobjekt. Er übernimmt also das Amt eines Beraters und heisst den Schüler nach der Minoritenkirche gehen, wo die schönsten Frauen von Bologna ihre Andacht verrichten. Dort soll er zusehen, ob ihm eine Dame gefällt, und ihr folgen, um zu erfahren, wo sie wohnt. Der Jüngling geht, sieht zu, wählt und berichtet darauf dem Meister. 'Geh du jeden Tag', sagt dieser, 'zwei oder dreimal sittsam vor ihrem Hause vorüber und hab immer deine Augen in acht und lass niemand merken, dass du nach ihr hinblickst! Weide dich aber so lange an ihrem Anschauen, bis sie deine Neigung gewahrt; dann komm wieder zu mir!' Gehorsam tut der Schüler alles, da ihm diese Unterweisung angenehmer dünkt als das Studium der Verordnungen, bedient sich, immer nach den Lehren des weisen Ratgebers, einer gefälligen Vermittlerin, verzagt nicht bei den ersten Zurückweisungen und gelangt endlich ans Ziel. Nun erregen viele einzelne Umstände endlich einen Argwohn in der Seele des Lehrmeisters, der anfangs zweifelt, dann aber sich überzeugt, dass er das Spiel auf seine eigenen Kosten gelehrt habe. Die Dame, der der Jüngling den Hof macht, ist seine eigene Frau. Da befällt gewaltiger Unmut den Meister; er schwört, das schuldige Paar zu überraschen und zu strafen. Doch sein Weib verzagt nicht; das erste Mal rettet sie den Liebhaber, indem sie ihn unter Wäschestücken versteckt; das zweite Mal stellt sie den Jüngling

Wort zu sprechen, um nochmalige Erzählung seiner Liebesabentener. Arglos folgt der Ritter der Aufforderung, da tritt ihn die Dame auf den Fuss; er versteht plötzlich die Warnung und fährt fort: 'Auf der Flucht gewahrte ich eine gläserne Brücke und trat darauf; aber sie brach, ich stürzte ins Wasser und erwachte; alles war ein Traum gewesen.'

Cum cecidi timique cadens maduique cadendo,

Delevit nimius somnia dicta timor.

Sic mihi somnus opes et sic mihi somnus amicam,

Sic pontem vitream, sic mihi fecit aquam.

Haec dedit accedens, haec dempsit ipse recedens:

Naufragium sensi laetus abesse meum.

Der unglückliche Gatte wird nun als Verleumder geprügelt und aus dem Hause gejagt; der Liebhaber aber tritt an seine Stelle. — Der das Liebespaar rettende Hausbrand, wie der durch einen Sturz von der Brücke abgebrochene Traum sind häufig wiederkehrende Motive: vgl. zum ersteren das Fabel *du cuvier* (Montaignon-Raynaud 1, No. 9), v. d. Hagen, Gesamtabentener No. 42, A. Keller, Erzählungen 1855 S. 283, Pryn-Sociu, Kurdische Sammlungen 1890 2, 110; zum anderen Grillparzer, Der Traum ein Leben, 4. Akt und S. Hocks gleichbetitelt treffliche Monographie 1904 S. 96.]

neben die Thür und umarmt mit einer an den Kreis des *Dit du Pigeon*¹⁾ erinnernden List den eintretenden Gatten, so dass er nichts hört und sieht. Auf das Geschrei des Mammes laufen ihre Brüder hinzu und erklären laut, sie würden die Schwester strafen, wenn ihre Schuld sich herausstelle. Doch ein Beweis ihrer Schuld fehlt, und der Meister erhält als Narr und Verleumder Prügel. Der Student hat den, der ihm so kluge Lehren gegeben, nicht vergessen, und wie er erfährt, er gelte für toll, eilt er ihm zu trösten herbei. Aber der Lehrmeister heisst ihn sich packen und fügt hinzu: *Bucciuolo, Buccinolo, geh mit Gott! Du hast auf meine Kosten gelernt.*

Inhaltlich ähnlich, doch im einzelnen abweichend verläuft *Straparolas* Novelle²⁾. Der portugiesische König Gallese hatte einen Sohn Namens Nerino, der achtzehn Jahre alt geworden war, ohne andere Frauen als seine Mutter und die Amme kennen zu lernen. In Padua, wo Nerino studiert, schliesst er Freundschaft mit einem Arzte, Meister Raimondo Brunello, der von solcher Einfalt betroffen, törichterweise ihm seine eigene Gattin, eine sehr schöne Frau, zeigt, ohne ihm zu sagen, wer sie sei. Nerino ist unternehmender als Bucciuolo, und da ihm Brunello nicht bei seinem Liebesunternehmen helfen will (man begreift, warum), geht er allein ans Werk, bedient sich einer Vermittlerin und erreicht endlich sein Ziel. Der Arzt ist nicht wenig überrascht, als ihm Nerino von seinem Glücke erzählt. Zuerst erscheint es ihm undenkbar, dass seine Frau ihn hintergeht; nachdem er sich dann überzeugt, zettelt er vier Listen an, um jene, die seine Ehre schänden, zu überraschen. Das erste Mal wird der Liebhaber im Bette versteckt, dessen Vorhänge die Frau hurtig schliesst, das zweite Mal in einer Kiste, das dritte Mal im Schranke.³⁾ Brunello, der immer vom Jüngling unterrichtet wird, wie die Dame die Anschläge ihres Gatten zu vereiteln wnsste, ersinnt schliesslich einen Meisterstreich, um die Schuldigen ins Verderben zu stürzen. Er ladet den Jüngling zum Mahle und befiehlt der Frau, ebenfalls zu kommen, aber nicht am Tische niederzusitzen, sondern verborgen zu bleiben und das Notwendige zu bereiten. Als nun alle Verwandten und der junge Nerino versammelt sind, setzen sie sich zu Tisch, und Meister Raimondo sucht mit seiner groben List Nerino trunken zu machen, um dann mit ihm nach seinem

1) [Oesterley zu *Gesta Romanorum* c. 122. Bédier, *Les fabliaux* 1895 S. 166.]

2) *Piacevoli notti* 4, 1. [Deutsch bei Simrock, *Quellen des Shakespeare*² 1, 313. Hazlitt, *Shakespeare's library* 3, 46 (1875). Koeppl, *Studien zur Geschichte der italien. Novelle in der engl. Literatur* (1892) S. 99.]

3) [Auch in der isländischen *Grettissaga* (P. E. Müller, *Sagabibliothek* 1. 259. 1817: vgl. Boer, *ZfdPh.* 30, 13) versteckt Frau Spes ihren Geliebten Thorstein Dromund dreimal vor ihrem eifersüchtigen Gatten in einer Kiste, unter einem Kleiderhaufen und unter einer Falltür, verlangt dann Scheidung, leistet einen Reinigungsseid ähnlich dem der *Gold-* (W. Hertz zu *Gottfried von Strassburgs Tristan* 1901 S. 515f.) und heiratet später den Geliebten.]

Gefallen zu verfahren. Als daher Meister Raimondo ihm wiederholt den Becher mit Malvasier gefüllt und Nerino jedesmal ausgetrunken hat, spricht Raimondo: 'Ach Nerino, erzähle doch einmal unseren Verwandten ein Abenteuer zum Lachen!' Der arme Nerino beisst auf die Angel an und erzählt der lustigen Gesellschaft seine Liebesgeschichte. Man lacht, klatscht Beifall, und der Ehemann drängt immer mehr auf den Namen der Schönen. Wenn der Name ausgesprochen ist, kann Raimondo Scheidung oder Rache verlangen. Allein des Doktors Weib schläft nicht. Bei dem lauten Gelächter wird sie argwöhnisch, zieht 'als eine kluge und verständige Frau' den Diamantring, den ihr Nerino geschenkt, ab und legt ihn in eine silberne Schale mit einem köstlichen Tranke und sagt zum Diener: 'Nimm diese Schale und reiche sie Nerino und sag ihm, er soll trinken, damit er dann besser erzählen kann!' Wie der Jüngling den Ring in der Tasse erblickt, erkennt er die Gefahr der Geliebten, und die Aufforderung besser zu erzählen macht ihn vorsichtiger und bedächtiger. Vergebens fordern ihn Raimondo und die anderen auf, zu enden. Er will nichts davon wissen und schliesst mit den Worten: 'Und da, da krächte der Hahn, und gleich war's Tag, ich erwachte aus dem Schläfe und sah nichts weiter.' Was tut's, ob ihn die Gesellschaft für närrisch oder betrunken hält: später darf er auf guten Lohn rechnen. Wirklich wird das Verhältnis immer inniger, und zuletzt entfliehen Nerino und die Frau miteinander; der geäffte Doktor bleibt allein und stirbt bald darauf vor Kummer.

Die beiden Novellen sind von Gorra und Rua gut erläutert worden. Der erstere¹⁾ verweist auf die Untersuchungen von Simrock²⁾ und Liebrecht³⁾ und berichtet, man habe dem lustigen Schwanke des Ser Giovanni von Florenz einen orientalischen Ursprung zugeschrieben. In der Tat führt Dunlop die Erzählung des zweiten Reisenden in Einaut Oollahs Bahar Danush⁴⁾ an, die Gorra nicht einsehen konnte. Simrock dagegen sagt: „In den von Dr. Max Habicht aus einer tunesischen Handschrift übersetzten Märchen der 1001 Nacht⁵⁾ ist die Geschichte des Sängers und

1) E. Gorra, Studi di critica letteraria (Bologna 1892) S. 209.

2) Simrock, Quellen des Shakespeare² 1, 322 (1872).

3) Dunlop Liebrecht, Geschichte der Prosadichtungen 1855 S. 260. [Weitere Nachweise liefert Goetze zu H. Sachs Fabeln 3, 291.]

4) [Translated from the persic by J. Scott 1799 3, 291. Ein Jäger findet in einem Landhause die Frau allein und wird freundlich aufgenommen. Bei der unvermuteten Heimkehr des Mannes springt er in einen Wasserbehälter auf dem Hofe und bedeckt den Kopf mit einem hohlen Kürbis. Als der Mann sich wundert, dass der Wind das Wasser bewegt und den Kürbis nicht fortreibt, und mit einem Steine danach wirft, taucht der Jüngling unter, bis der Mann fortgeht. Anderen Tags erzählt er im Kaffeehause, was ihm begegnet. Der Ehemann ist zugegen, ladet ihn zu sich und bittet ihn, auch seiner Frau das merkwürdige Etlebnis zu berichten. Er tuts, schliesst aber klug: 'Froh war ich, als ich von diesem beängstigenden Traume erwachte.' Bernhigt entlässt ihn der Mann.]

5) [1, 16 in der Breslauer Übersetzung = 18, 136 in der Henningschen Verdeutschung. Vgl. Chauvin, Bibliographie arabe 8, 91 No. 62.]

des Gewürzkrämers entweder die Quelle Giovanni's und Straparolas, oder das arabische Märchen ist aus einer unserer Novellen. Die Übereinstimmung beider ist schlagend; nur scheint in dem arabischen Märchen die Einleitung entstellt zu sein. Der Gewürzkrämer rät nämlich dem Sänger, durch die Strassen der Stadt zu gehen und, wo er Geruch von Speisen und Getränken spüre, sich als Sänger anzumelden.⁴ Der Sänger folgt dem Rate des Freundes und wird so schliesslich, ohne es zu wollen, Liebhaber der Frau seines Ratgebers. Rua¹⁾ geht schnell über die Geschichte der Novelle hinweg, die bekanntlich Doni, Fortini, Fortiguerra und ausserhalb Italiens Shakespeare, Molière, La Fontaine, Lesage beeinflusste, indem er über ihren Ursprung nur bemerkt, es existierten orientalische Fassungen.

Ich möchte nun die Aufmerksamkeit der Forscher auf ein neues Stück hinlenken, das Mardrus soeben in seiner Übersetzung der 1001 Nacht²⁾ bietet und das mit Straparolas Erzählung eng zusammenhängt.³⁾ Somit haben wir zwei Nummern dieser Sammlung, von denen die eine dem Pecorone und die andere den *Piacevoli notti* näher steht. Die letztere gebe ich fast ganz wieder: 'Die Unterweisung des Frauenkenners'.

In Kairo lebten zwei vertraute Freunde, der eine verheiratet und der andere Junggeselle. Der Verheiratete hiess Ahmad und der Unverheiratete Mahmud. Nun benutzte der um zwei Jahre ältere Ahmad diesen Altersunterschied, um sich seinem Freunde gegenüber als Lehrmeister, besonders in der Kenntnis der Weiber, aufzuspielen. Fortwährend sprach er davon, erzählte ihm tausend Dinge aus seiner Erfahrung und sagte zum Schlusse stets: 'Jetzt kannst du, Mahmud, sagen, dass du einen gekannt hast, der mit diesen boshaften Geschöpfen gründlich Bescheid

1) Rua, *Le piacevoli notti di messer G. F. Straparola* (Roma 1898) S. 68—71. Rua nennt ausser M. Lindeners deutscher Fassung (Rastbüchlein 1558 No. 3 = S. 8 ed. Lichtenstein: 'Von ein goldschmidt und armen studenten') einen bretonischen und einen pikardischen Volksschwank in den *Kryptadia* 1. 340 No. 2 und 2, 55 No. 15. [Schon 1541 erzählt Hans Sachs (Fabeln und Schwänke ed. Goetze 3, No. 112: 'Der padknecht') in einem Meisterliede, wie ein Badeknecht, den ein Kaufmann gefragt: 'Warumb puelst nicht etwan eines purgers weibe?', unwissend mit des Kaufmanns Frau einen Liebeshandel beginnt und dem Ratgeber dies berichtet. Als der Ehemann nun das Paar zu überraschen meint, versteckt die Frau den Buhlen in einer Heringstonne und das andere Mal auf einer zum Wäschetroeknen dienenden Stange. Diese zweite List und der von dem rasenden Eifersüchtigen angelegte Hausbrand kehren bei Lindener wieder, dessen Erzählung 1560 von B. Hertzog ausgeschrieben und 1594 vom Herzoge Heinrich Julius von Braunschweig dramatisiert wurde; dagegen weicht Lindeners Eingang ab, da hier der misstrauische Goldschmied den Studenten absichtlich in sein eigenes Haus weist, um die Treue seiner Frau zu erproben, also ähnlich verfährt wie Cervantes *Curioso impertinente* Dunlop S. 137. Creizenach, *Die Schauspiele des englischen Komödianten 1889* S. 233f.]

2) *Les mille nuits et une nuit*, trad. par Mardrus 12, 249. [Wie Chauvin, *Bibliographie arabe* 7, 171 nachweist, begegnet diese Erzählung in keiner andern Ausgabe der 1001 Nacht. Ich vermute, dass Mardrus sie nebst einigen andern Geschichten aus Artin Paschas weiter unten erwähnten '*Contes populaires de la vallée du Nil*' eingeschmuggelt hat. — J. B.]

3) [Mehr wohl noch mit dem '*Miles gloriosus*'.]

weiss; und du darfst dich glücklich schätzen, mich zum Freunde zu haben, der dich ihre Listen lehrt.' Mahmud staunte täglich mehr über das Wissen seines Freundes und war überzeugt, dass auch das schlaueste Weib nie ihn hintergehen oder seine Wachsamkeit ablenken könne, und sagte oft: 'Ahmad, du bist bewundernswert.' Dann warf sich Ahmad in die Brust, klopfte ihm mit Gönnermiene auf die Schulter und sagte: 'Ich werde dich lehren, mir gleich zu werden.' — Endlich beschliesst Mahmud, die Erfahrung seines Freundes zu nutzen, und fragt ihn, wie er einen Ehemann betrügen könne. Der rät als ein erfolgreiches Mittel, das Kind einer schönen Mutter zu liebkosen und sich zum Freunde zu machen; die mütterliche Eitelkeit werde ihm Anlass zu einem Gespräche geben, und dann sei er Hahn im Korbe. Mahmud folgt dieser Weisung, findet eine Mutter und ihr Kind, die ihm gefallen, und das sind Ahmads Frau und Söhnchen. Die Frau, die der Prahlereien ihres Mannes mit seiner Kenntnis der Weiberlisten überdrüssig ist, lächelt dem Jüngling zu, der weit von dem Gedanken ist, sein Unternehmen könne ihm Schande bringen. Ahmad reibt sich unterdes die Hände: 'Wenn Mahmud sich nicht blicken lässt, müssen meine Lehren wohl gut Frucht getragen haben.' Und wie er ihm sieht, freut er sich mit ihm und spottet über den nichts sehenden und ahnenden Ehemann. Bald aber wird der Unselige schmerzlich überrascht. — An einem Freitag wusste Ahmad, wie er aus der Moschee trat, sich nicht die Zeit zu vertreiben, da die Läden geschlossen waren, besuchte einen Nachbar, der Tür an Tür mit ihm wohnte, und setzte sich mit ihm an das Fenster, das auf die Strasse ging. Plötzlich sah er mit seinen eignen Augen seinen Freund Mahmud kommen und ohne anzuklopfen in sein Haus treten, was ein unwiderleglicher Beweis dafür war, das jemand drinnen mit ihm im Einverständnis war und auf sein Erscheinen wartete. Stutzig über das eben Geschehene wollte Ahmad zuerst in sein Haus stürmen und Freund und Frau miteinander überraschen und strafen; er bedachte aber, seine gewitzigte Frau würde, wenn er an die Tür pochte, den Jüngling gut verstecken oder über das Dach entkommen lassen, und beschloss, auf andre Art ins Haus zu dringen. Die beiden Häuser standen durch eine Zisterne miteinander in Verbindung. Unter dem Vorwande, seine hineingefallene Börse zu suchen, steigt Ahmad hinein. Als er auf der anderen Seite emporsteigen will, wird die Sache schwierig; die Magd kommt Wasser zu schöpfen, gewahrt ihn und ruft um Hilfe wider den bösen Geist: argwöhnisch eilt die Frau herbei, und übel zugerichtet und verspottet kriecht der Mann heraus. Doch darum verzichtet er nicht auf die Rache. Wie er wieder den Jüngling bei der Frau eintreten sieht, stürzt er drohend herbei: seine Frau aber ist schlauer als er, lässt den Freund entweichen und tut, als ob nichts gewesen wäre. Einige Tage darauf endlich bietet sich die gesuchte Gelegenheit. Ahmads Onkel, der Vater seiner Frau, feiert die Beschneidung eines ihm in seinem

hohen Alter geborenen Kindes, und Ahmad und seine Frau sind für den Tag und Abend zu ihm geladen. Da dachte er einen besonderen Plan auszuführen, suchte seinen Freund Mahmud auf, der noch immer nicht wusste, dass er Ahmad betrog, und bat ihn, mitzukommen und an dem Feste des Onkels teilzunehmen. Alle setzten sich auf dem beleuchteten, mit Teppichen belegten und mit Fahnen geschmückten Hofe nieder an die mit Speisen beladenen Tische. Die Frauen konnten von den Fenstern des Harems alles, was auf dem Hofe vorging sehen und hören, ohne selbst gesehen zu werden. Beim Mahle lenkte Ahmad die Unterhaltung auf schlüpfrige Geschichten, die sein Schwiegervater besonders liebte. Und wie jeder alles, was er über solche Dinge wusste, erzählt hatte, zeigte Ahmad auf Mahmud und sprach: 'Bei Allah, unser Bruder Mahmud da hat mir einmal eine wahre Geschichte erzählt, die er selber erlebt hat'. Er hatte also sein Netz aufgestellt; denn wenn Mahmud sein Abenteuer erzählte und seine Geliebte beschrieb, so konnte er seine eigne Frau darin erkennen lassen und sie verstossen. Der Jüngling erzählte, von der Heiterkeit der Gäste angesteckt, und beschrieb die Frau und ihr Haus so genau, das Ahmads Onkel merkte, es handle sich um seine eigne Tochter. Ahmad frohlockte innerlich in der Überzeugung, er könne endlich vor Zeugen den Beweis für seiner Frau Untreue liefern und sie verstossen, ohne ihr die Mitgift zurückzuzahlen. Mit gerunzelten Brauen wollte schon der Onkel aufspringen und wer weiss was tun, da erscholl ein lauter Schmerzensschrei wie von einem gekniffenen Kinde. Mahmud ward dadurch in die Wirklichkeit zurückgerufen und hatte soviel Geistesgegenwart, um die Erzählung so abzuschliessen: 'Wie ich nun das Kind der jungen Frau auf den Schultern trug, wollte ich damit vom Hofe in den Harem steigen. Aber unglücklicherweise war ich an eine ehrbare Frau geraten, die meine Keckheit bemerkte, mir das Kind aus den Händen riss und mir einen Faustschlag ins Gesicht gab.' Ahmad wüthet und begreift nicht, warum der Freund die Karten plötzlich vertauscht. Freimütig erklärt ihm aber dieser unter vier Augen: 'Höre, erst durch den Schrei merkte ich, dass der Knabe und seine Mutter im Harem waren und dass folglich der Ehemann gleichfalls unter den Gästen sein musste.' Gelb vor Wut geht Ahmad heim. Am nächsten Tage verstösst er seine Frau und zieht mit den Pilgern nach Mekka. So kann Mahmud nach der gesetzlichen Frist seine Geliebte heiraten und lebt glücklich mit ihr ohne den Wunsch, die Weiberlisten kennen zu lernen und ihre Streiche zu verhindern.

Unleugbar besteht namentlich im Schlusse eine enge Beziehung zwischen der arabischen Erzählung und Straparola, und das Gelage kann nicht auf zufälligem Zusammentreffen dichterischer Erfindungen beruhen. Bei verschiedenen Erzählungen der 1001 Nacht ist die Entstehungszeit ungewiss, doch führt uns alles darauf, dass Mahmuds Geschichte älter als

Raimondos Abenteuer ist, während anderseits der Einfluss des Orients auf die erzählende Dichtung des Westens erwiesen ist, wenngleich er von einigen Forschern übertrieben wird. In dieser Meinung bestärkt mich eine weitere Vergleichung beider Erzählungen. Was die Zeitsitten anlangt, so kommt es dem italienischen Ehemann vor allem darauf an, die Untreue der Frau zu strafen, und um dies zu können, muss er sie nachweisen. Bucciolos Lehrer Raimondo will sicherlich den Handel mit einem Degenstoss enden, und der Nachweis des Ehebruchs ist nur nötig, damit die Rache gerechtfertigt und ungestraft bleibe. Dagegen sieht Ahmad die Sache anders an, wenngleich er im ersten Zorne auf die Vernichtung der Schuldigen sinnt. Nach Recht und Brauch seines Landes hat der Mann das Recht, die Frau, deren Untreue nachgewiesen ist, zu verstossen und ihre Mitgift zu behalten. Dies ist der Grund jenes Familienmahles, bei dem der Schwiegervater die Stirn runzelt, weil er fürchtet, das Vergehen seiner Tochter aus seiner Tasche bezahlen zu müssen. Es ist ein friedlicher Vorgang, gleich einem anderen Geschäft. Welchen Sinn hat aber bei Straparola das in Gegenwart von Freunden angestellte Mahl, die über den einfältigen Ehemann lachen! Die orientalische Herkunft erklärt auch, warum Ahmads Frau nicht am Gelage teilnimmt, während die Abwesenheit von Raimondos Gattin auffällig ist und bei allen wie besonders bei ihr Verdacht erwecken muss. Dass das vergebliche Gelage ursprünglich orientalisches ist, folgt auch daraus, dass Mahmud, wie er seinen Freund nicht zum Sprechen bringen kann, seine Frau doch verstösst, aber ihr die Mitgift zurückgibt; darin gerade besteht der Ärger des Mannes und der Triumph der Frau. Dazu kommt die künstliche Sendung des Ringes von Raimondos Frau an den Geliebten, die unpassend an Stelle des kreichenden Kindes im arabischen Schwanke tritt. Der Ring erinnert an eine ähnliche symbolische Sendung in Masuccios Novellen und in Rabelais Pantagruel, wo ein Bote den Ring einem ungetreuen Jüngling reicht, um ihn an seine Pflicht gegen die Geliebte zu mahnen.¹⁾

Ich behaupte natürlich nicht, Straparola habe die Erzählung der 1001 Nacht vor Augen gehabt. Denn auch in den von Artin Pascha gesammelten ägyptischen Märchen²⁾ kehrt die Geschichte vom Ehemanne als Berater des Liebhabers mit einigen Abweichungen wieder und zeugt für die Lebenskraft solcher Schwänke in der Volksüberlieferung wie für die Art, in der sie sich mit einigen durch die verschiedenen Lebens-

1) Vgl. Toldo, *L'arte italiana nell'opera di Francesco Rabelais*. Archiv f. neuere Sprachen 100, 116f. (1898).

2) Yacoub Artin Pascha, *Contes populaires inédits de la vallée du Nil, traduits de l'arabe parlé* (Paris 1895) S. 165, 183: 'Malice des femmes.' Zuerst 1883 im Bulletin de l'institut égyptien S. 215 veröffentlicht. [Vermutlich ist diese Erzählung die Quelle für den oben S. 65 erwähnten Schwanke bei Mardrus.]

anschauungen der Erzähler bedingten Abänderungen von Geschlecht zu Geschlecht, von Land zu Land fortpflanzen. Die Überlieferung des Volkes gleicht dem Winde, der die Samenkörner weithin fortträgt und sie in fremden Ländern keimen und gedeihen lässt.

[Ein paar Worte verdient vielleicht noch das Schlussmotiv in Straparolas Novelle. die List des geschwätzigcn Liebhabers, der plötzlich bemerkt, dass er vor dem betrogenen Ehegatten steht und darauf seine Erzählung an dem entscheidenden Punkte mit der Erklärung abbricht, da sei er aus dem Traume erwacht. Wenn in Aristophanes Fröschen V. 51 Herakles spöttisch zu des Dionysos Bericht von seinen Heldentaten zur See bemerkt: 'Und da wachst' ich auf' (*τίτ' ἐγώ; τίς ἐξηγήσεται;*), so will er damit nur des andern Erzählung als einen Traum, als unwahr bezeichnen.¹⁾ Dagegen ist in der indischen (Nukasapati) (Textus simplicior übers. von R. Schmidt 1891 S. 37) und ihren persischen und türkischen Übersetzungen (Nachschabi: Zs. d. dtsh. morgenl. Ges. 21, 528. Rosen, Tuti Nameh 2, 50) die Situation der bei Straparola ähnlich: die schwangere Mandodari hat den Lieblingspflau des Königs gegessen und erzählt einer Kupplerin davon, merkt aber plötzlich, dass jene den Minister in einer Kiste als Lauscher verborgen hat, und bricht mit den Worten ab: 'Als ich dies getan, begann die Nacht sich zu lichten, da erwachte ich. Mutter, und sah nichts mehr vor mir.' Auf das lateinische Gedicht des 12. Jahrhunderts vom 'Miles gloriosus' und das persische Bahar Danusch habe ich schon oben S. 61 und 64 hingewiesen. Bei J. Agricola (Sprichwörter 1529 No. 624. Barthold, Morgenblatt 1853, 869 ohne Quellenangabe) erzählt ein Kaufmannsgeselle in einer Gesellschaft zu Venedig von seiner Liebschaft mit einer Frau und beschreibt deren Haus. Daraus erkennt der anwesende Ehemann seine Schande: er nimmt den Jüngling in seinen Dienst, reist mit ihm nach Deutschland zurück und fordert daheim beim Mahle den Knecht auf, sein Abenteuer zum besten zu geben. Doch der hat längst Stadt und Haus wiedererkannt und fügt seiner Erzählung den Schluss an: 'Und eben als ich also gedacht, erwacht ich.' Beruhigt entlässt ihn der Hausherr mit einer Ritterzehrung. 1547 hat H. Sachs diesen Schwank zweimal gereimt (Fabeln 1, No. 93. 4, No. 390). Hundert Jahre später erscheint derselbe mit einer andern Einleitung: ein vorsorglicher Gatte empfiehlt seiner etwas einfältigen jungen Frau, fremden Herren auf alle Fragen nichts als Nein zu erwidern: ein vorüberkommender Kavalier stellt darauf seine Fragen so, dass das Nein eine Bejahung seiner Werbung bedeutet.²⁾ So in einem Singspiele der englischen Komödianten und in zwei Bearbeitungen desselben von 1658 und 1672 (Bolte, Singspiele 1893 S. 126f. 136) sowie in einer französischen Schwanksammlung von 1658, die auch die Warnung durch den Ring einflücht (*Les recreations francaises ou recueil de contes à rire* 1662 I, 86: 'D'une jeune demoiselle nonuellement mariée'). Deutsch im Leben von Clement Marott 1660 S. 177; vgl. Bolte S. 31f. Riederer, Poesisches Schertz-Cabinet 1713. Bl. A 10a No. 30. Vademecum für lustige Leute 6, 139 No. 191. 1778. Pröhle, Feldgarben 1859 S. 356. Braga, Contos tradicionaes 1, 189 No. 93. 1883). In einem niederländischen Liede des 16. Jahrhunderts (Willems No. 112. Hoffmann v. F. No. 46; vgl. auch Erk-Böhme No. 139. Germ. 11, 393) singt ein übers Feld wandernder Landsknecht von seinem Glücke bei der mildherzigen Bäuerin und entgegnet auf die Frage des kargen Bauern: 'Is te nacht in mijn droome geschied.' Ebenso beschliesst

1) Vgl. Agricola, Sprichwörter No. 624: 'Und mit dem erwacht ich. Wir brauchen diß wort, wenn wir jemand höflich lügen straffen . . . als sprechen wir: Es hat dir getrennet, es ist ein lügen.' — No. 625: 'Als wenn jemandt sagt ein mere, und wir glaubens nicht, sondern haltens für ein lügen, so sagen wir: Ja, ja, darnach wardts tag'. — So schliesst Voltaire seinen 'Songe de Platon' (Oeuvres 33, 211. Paris, Lefevre 1829: 'Quand il ent cessé de parler, l'un d'eux lui dit: Et puis vous vous réveillâtes').

2) Diese Einleitung tritt für sich schon 1600 in Costos Fuggilozio auf; vgl. Nyrop, Nej, et motius historie (1891) und Bolte, Die Singspiele der englischen Komödianten 1893 S. 33f. 185. Ferner z. B. Langbein, Feierabende 2, 327 (1794), Polivka, Zeitschr. f. österr. Volksk. 3, 189 und Archiv f. slaw. Phil. 22, 301.

im deutschen Märchen (Pröhle, Kinder- und Volksmärchen 1853 No. 63, 1) der Trommelschläger, der die Buhlerei der anwesenden Wirtin mitangesehen, seine Erzählung: 'Da erwachte ich aus dem Traume'. Ebenda No. 26 nimmt ein Bauer die in seinem Berichte über das Jenseits liegende Beleidigung schliesslich mit den Worten 'Nur geträumt' zurück, wie auch in einem litauischen Märchen aus Tilsit, das mir hsl. vorliegt, ein Knecht den Diebstahl eines Ochsen zuerst verrät, um die ausgesetzte Belohnung zu bekommen, vor Gericht aber seine Aussage endigt: 'Da fiel ich rückwärts auf den Kopf und erwachte.' — Will man die hier erwähnten Schwänke in eine schematische Übersicht bringen, so hat man auszugehen von dem Hauptmotiv (A), dass der Liebhaber einer Frau ahnungslos ihrem Manne von seinem Liebesverhältnis erzählt. Das geschieht entweder ganz zufällig oder wird durch eine Vorgeschichte begründet: Der Ehemann unterweist einen Jüngling in der Buhlerei (B) oder will aus Zweifelsucht die Treue seiner Frau durch diesen Freund erproben (C); bisweilen gibt er selber durch den Befehl, stets Nein zu antworten (D), oder durch das Verschliessen aller Schränke (E) den ersten Anstoss zur Untreue seiner Frau. Die Lösung erfolgt regelmässig zu Ungunsten des Ehemannes: er sucht vergeblich mehrmals das schuldige Paar zu überraschen (Frauenlist. F), er verlockt den Jüngling, seine Erzählung vor Zeugen zu wiederholen (G), die dieser aber (aus eigenem Antriebe oder nach einer Warnung der Frau) abändert (G¹) oder für einen Traum erklärt (G²), oder er steckt in der Wut sein eigenes Haus an (H), scheidet sich von der Frau (J) oder stirbt vor Ärger (K). Straparolas Novelle würde sich also durch die Siglen BAFG², die arabische Geschichte bei Artin Pascha und Mardrus durch BAFG¹J, das niederländische Lied durch FAG², das Singspiel des 17. Jahrhunderts durch DAG² bezeichnen lassen. J. Bolte.]

7. Der Betrug durch falschen Namen.

Es war einmal, heisst es in 1001 Nacht¹⁾, ein Syrer, dem Allah träges Blut und schwerfälligen Geist verliehen hatte. Der zog einst in Handelsgeschäften nach Kairo und traf dort auf der Strasse drei Frauen, die laut lachend und wiegenden Ganges dahergeschritten kamen; und jede übertraf die andere an Schönheit und Lieblichkeit. Der Unselige verliert den Kopf und ladet sie zum Abendessen in seine Karawanserei. Sie folgen der Einladung, essen und trinken, und der Syrer leert Becher auf Becher, bis er in seinem Rausche nicht mehr zwischen Mann und Weib unterscheiden kann. Da wendet er sich zu einer von den dreien und fragt: 'Um Gott, Herrin, wie heisstest du?' Sie versetzt: 'Ich heisse Hast-du-etwas-gleich-mir-gesehen!' Sein Verstand entflieht noch weiter, und er ruft: 'Nein, ich habe nie etwas gleich dir gesehen!' Die zweite sagt, sie heisse Nie-sahst-du-meinesgleichen, die dritte Sieh-mich-an-und-du-sollst-mich-kennen. Nachdem sie ihn noch vielfach zum besten gehabt, nehmen sie ihm den Turban ab und setzen ihm eine Narrenkappe auf. Dann blicken sie um sich und nehmen alles, was sie an Geld und Wertsachen im Zimmer finden, mit sich fort. Als der Syrer am Morgen aus seinem Rausche erwacht, findet er sich allein im Zimmer und sieht das Zimmer völlig ansgeräumt. Da kommt er wieder zu seinem Verstande, geht aus und fragt jedermann nach den drei Frauen mit den merkwürdigen Namen. Natürlich spotten die Leute über ihn und halten ihn zum Narren.

1) 14, 260 trad. Mardrus (1903): 'La naissance de l'esprit' [= 24, 122 in Hennings Verdeutschung: 'Der Syrer und die drei Frauen von Kairo.' Vgl. Chauvin, Bibliographie arabe 6, 176 No. 335].

Dieser Schwank könnte an den berühmten 'Niemand' des Odysseus¹⁾ mahnen, doch ähnelt er auch einem von Aymoniers 'Textes Khmers'.²⁾ A Lev ist ein Taugenichts, der alle zum besten hat. Einst sieht er ein schönes Mädchen mit ihrer Mutter vorüberspazieren. Das Mädchen gefällt ihm, er wendet sich an die Mutter und fragt, ob er sie im Boot überfahren dürfe. Nach seinem Namen gefragt, antwortet er: 'Ich heiße Schwiegersöhnchen.' Sein Anerbieten wird angenommen, und kaum ist er im Kahne, so wirft er dem Mädchen verliebte Blicke zu. Nach einigen Ruderschlägen gibt er vor, er habe sein Messer, ein kostbares Erbstück, vergessen, und bittet die Alte, es von einem etwas entfernten Baume am Wege zu holen. Sobald sie hinter der Böschung verschwunden ist, rudert er mit aller Kraft fort. Nach vergeblichem Suchen kommt sie zurück und sieht den Kahn in weiter Ferne. Verwirrt und erschrocken schreit sie um Hilfe, denn Schwiegersöhnchen entführe ihr Töchterlein. Doch solche Entführung erscheint den Leuten berechtigt, und alle wundern sich, dass die Mutter ihre Tochter nicht mit ihrem Gatten allein lassen will. — Über das Alter dieses Schwankes bemerkt der Sammler nur, dass die meisten dieser Erzählungen sehr alt sind: und damit müssen wir uns leider begnügen.

In Europa fand dieser Schwank von ziemlich primitivem Charakter vielen Beifall. Zuerst benutzte ihn meines Wissens Giovanni Sercambi³⁾ (1347—1427) in dem Abenteurer Frater Bonsecas. Dieser alte Schelm trifft auf einer Wanderung nach Lucca in Decimo den geizigen Cilastro, der sich mit dem Mästen, Einsalzen und Verkaufen von Schweinen ernährt. Dies Jahr hatte Cilastro vier Schweine eingesalzen und seiner jungen Frau Bovitora befohlen, dies Fleisch nicht anzurühren, weil er versprochen habe, es für den März aufzubewahren. Der Mönch, der dies mit angehört hat, sinnt, wie er das Fleisch bekommen könne: er lauert, bis Cilastro in Geschäften nach Garfagnana gegangen ist, und geht nach Cilastros Hause, vor dem Bovitora spinnend sitzt. Wie er fragt, ob sie Kinder habe, antwortet sie nein, aber sie wünsche sich solche. Der Mönch sagt nun, er heiße März und suche einen gewissen Cilastro, der ihm Fleisch versprochen habe. Die Frau geht in die Falle, gibt ihm das Schweinefleisch und empfängt zum Entgelt einen Zettel, der ihr einen Sohn verschaffen soll. Wie der Mann heimkehrt und die Frau ihm alles berichtet, öffnet

1) [In entsprechenden neueren Märchen findet sich dafür der Name Ichselbst, Selbergetan, Moi-même, Myself. Vgl. W. Grimm, Kleinere Schriften 4, 446, 455 und Nyrop, Sagnet om Odysseus og Polyphem, Nördisk tidsskrift for filologi n. r. 5, 246f. 255, 1881. Ferner Herzog, Schweizersagen 1871, No. 108. Wigström, Folkdigting 2, 96, 1881.]

2) Saïgon 1878, S. 5.

3) Nouvelle inedite di Giovanni Sercambi ed. R. Renier 1889 No. 63: 'De malitia in inganno.' Vgl. Rua in Veckenstedts Zs. f. Volkskunde 2, 256. Die Geschichte von dem angeblich Schwangerschaft wirkenden Zauberbrieft begegnet auch in Sacchetti's Novellen (No. 217) und in Poggios Facetien (No. 232).

er den Zauberbrief, der unanständige Worte enthält, und eilt wütend dem Mönche nach, erschlägt ihn ausserhalb des bischöflichen Gebietes, nimmt ihm alle seine Habe ab und kehrt reich entschädigt zu seiner Frau zurück, die er vor fernerer Leichtgläubigkeit warnt.

Die List des angeblichen März finden wir auch in einem elsässischen Schwanke.¹⁾ Wie ein Priester die vier Viertel eines Schweines für den Januar, Februar, März und April zurücklegt, glaubt seine einfältige Nichte, diese Monate seien vier Männer, die das Fleisch abholen sollen, und sie holen es auch wirklich ab. In einer bretonischen Variante²⁾ treten alle zwölf Monate auf. — Im 'Moyen de parvenir' erzählt Béroalde de Verville³⁾ eine gleiche Geschichte, nur dass er den Namen Ostern (Pâques) für den März einsetzt, wobei er mithin seine Erfindungsgabe nicht sonderlich anzustrengen brauchte. Eine Witwe hat eine dumme Magd. Diese sieht einen Schinken im Rauchfang hängen, fragt ihre Herrin, ob sie ihn kochen solle, und erhält die Antwort: 'Non, c'est pour les Pâques.' Wie sie dies andern Mägden erzählt, hört auch der Schreiber des Notars davon. Er klopft einmal, als Manricette allein zu Hause ist, an, fragt nach der Frau und bedauert sehr, dass sie ausgegangen sei: 'pource que je suis Pâques, qui étois venu quérir le jambon qu'elle m'a promis.' Ohne Widerstreben lässt die Magd ihn eintreten und den Schinken mitnehmen. — Mit geringen Abänderungen wiederholt derselbe Autor an einer späteren Stelle (S. 352) denselben Schwanke. Ein Schlaukopf handelt einer Edelfrau eine Partie Nüsse ab und nennt sich dabei Jean Tenon. Wie der Mann heimkehrt und von dem Handel hört, ruft er ärgerlich: 'J'en tenons' (d. h. nous sommes pris, wir sind gefoppt), und sie stimmt eifrig bei: 'Ja, ja, so hiess er.' — Doch schon vor Béroalde und den neueren Erzählern hatte man in Frankreich diese Anekdote belacht.⁴⁾ In einer mittelalterlichen Farce kommt Mahuet Badin (der 'badin' ist der tölpelhafte oder bisweilen auch gescheite Narr der damaligen Bühne) nach Paris, um Eier zu verkaufen zum Marktpreis (prix du marché). Ein Gauner, der die Einfalt des Bauern merkt, sagt zu ihm: 'Ich bin der Marktpreis.' Mahuet übergibt ihm seine ganze Ware, rächt sich aber

1) Kryptadia 1, 278 (1884).

2) Kryptadia 2, 8. 'La chierchense d'esprit.' [Vgl. die von Cosquin, Contes populaires de Lorraine 1, 240 No. 22 = Romania 6, 551 und R. Köhler, Kl. Schriften 1, 66, 341f. angeführten Märchen, in denen die einfältige Frau etwas aufheben soll: pour dorénavant, pour Noël, Carnaval et Pâques, pour le temps long, for good fortune, für die grosse Not, den langen Winter, Frühling, Lenz, Mai, Brachmond, Fürpass usw., und ein Bettler sich diesen Namen beilegt. Dazu seien nachgetragen: Heimat (Kiel) 11, 176, 177, Volkskunde (Gent) 10, 83, Archiv f. slaw. Philol. 21, 263, Athaide d'Oliveira, Contos de Algarve 1, 336.]

3) Um 1610. Ed. P. L. Jacob 1889, S. 278.

4) Viollet-Leduc, Ancien théâtre fr. 2, 80 und Le Roux de Lincy, Recueil de farces 3, No. 10. Darauf wies ich bereits hin in meinen 'Etudes sur le théâtre comique français du moyen âge' (Studj di filologia romanza 9, 299. 1902).

dann unbewusst. In einer andern Farcce 'La femme et le badin' verkauft der Narr einem Kerl, der sich Zorobabel nennt, verschiedene Waren. Auch dieser Scherz erinnert, obwohl im einzelnen abweichend, an den vorigen.¹⁾

Nicht wertlos scheint mir der Hinweis darauf, dass sich der bisher geschilderten Gruppe weitere Gestalten aus einem der sichersten Aufbewahrungsorte der Volksüberlieferung, dem Puppentheater, beigesellen lassen. Unter den Marionettenstücken aus der Romagna, die mir Herr Professor Pirazzoli in Imola zur Verfügung stellte, finde ich die alte Posse 'Le novantanove disgrazie di Arlecchino con l'ospedale dei pazzi', die ungefähr einem andern derartigen Spiele 'Arlecchino confuso fra il bene e il male' (in der Kleinen Kinderbibliothek von Gussoni in Mailand) entspricht.²⁾ In den 'Neunundneunzig Unfällen', die übrigens eine weit geringere Zahl ausmachen, ist Arlecchino mit Pantalons Tochter Rosaura verlobt, die den Florindo liebt und von ihrem noch unbekanntem Bräutigam nichts wissen will, dessen unwillkommene Ankunft aus Bergamo ihr gemeldet wird. Dieser lächerliche Bräutigam, den alle zum besten haben, ist ein näherer oder entfernterer Verwandter von Molières 'Monsieur de Pourceaugnac': wurden doch Molières Figuren in Italien vielfach bewundert und verschiedentlich nachgeahmt. Die Szene, in der Arlecchino mit einem Lasträger antritt, und seine Begegnung mit Brighella, der beauftragt ist, ihm den Kopf zu verwirren, erinnern ungemein an das Zusammentreffen des limousinischen Edelmannes mit Sbrigani. In der Molièreschen Komödie wird der Held in die Hände von Ärzten gegeben, denen man weisgemacht hat, er sei verrückt. In den Neunundneunzig Unfällen wird Arlecchino ohne weiteres ins Tollhaus gebracht und entriimt nur mit knapper Not seinen Wärtern. Brighella gibt sich zuerst für Cera verde aus, das zweitemal für Unguento di Tuzia, das drittemal für Cnrti pianta, dann für Impianta baruffe, Prezipitado, Poceobon, La ficca a tutti. Diese sonderbaren Namen verwirren dem armen Arlecchino den Kopf und geben zu burlesken Wortspielen Anlass. Die Posse schliesst wie Molières Stück mit der Heirat der Liebenden und der vollständigen Niederlage des

1) Studj 9, 300. [Der Stoff kehrt auch in einem Prosaschwanke wieder (Contes a rire et aventures plaisantes 1881 S. 105: 'Les pois de Zorobabel').]

2) Beide Stücke erinnern an Goldonis Komödien 'Les vingt-deux infortunes d'Arlequin' und 'Le trentadue disgrazie d'Arlecchino' (vgl. Toldo, Giornale storico della lett. ital. 29, 377). Einige Unfälle der Helden sind ihnen gemeinsam, z. B. der von Räubern ausgeplünderte, im Stroh geröstete, vom Wirt geprellte und von Gauvern betrogene Arlecchino. Indes kommt in der französischen Komödie (und nur diese kenne ich) der Betrug mit den falschen Namen nicht vor. Ich vermute, dass diese Dramen von Arlechinios Abenteuern auf eine einzige Quelle, vielleicht eine bisher den Forschern entgangene Commedia dell'arte, zurückgehen. In meinen Studien über Molière in Italien (Journal of comparative literature 1) untersuche ich verschiedene italienische Nachahmungen Molières 'Monsieur de Pourceaugnac'.

unglücklichen Provinzialen, der beschämt abzieht und uns an das ebenso treffende wie derbe Sprichwort erinnert: 'Moglie e buoi dei paesi tuoi.'

[Zu den hier besprochenen Schwänken gehört noch der weit verbreitete vom listigen Knecht, der sich jedem Hausgenossen unter einem andern Namen vorstellt¹⁾ und deshalb nach verschiedenen Streichen ungestraft entwischt. Im bretonischen Märchen z. B. entführt er nachts die Prinzessin, und diese schreit: 'Maman, La Sauce me tient.' — 'C'est que tu as trop mangé de poisson ce soir.' — 'Maman, La Sauce m'étouffe.' — "Dors tranquillement, et demain il n'y paraîtra plus rien." Oder der Priester erkennt in der Kirche den Dieb wieder und ruft: 'Ceux qui Sans-Cheveux m'attraperont, cent écus ils auront', worauf alle Anwesenden auf den Geistlichen stürzen und ihm die Haare ausreißen. — Ich kenne folgende Fassungen: Der lustige Heer-Paucker 1672 S. 159 (Vorgestern, Heute, Pindt, Si-Kut, Ramm). Wolf, Deutsche Hausmärchen 1858 S. 426 (Hinkelbrühe, Vorgestern, Gestern, Heute). Cornelissen en Vervliet, Vlaamsche Volksvertelsels 1900 S. 183 (Ikzelf, De duivel kan er niet aan, De kramp, De kat). Skattegraveren 5, 196 (Luuu o, Godt öl og brændevin, Godt rent, Godt hönsekjödsuppe); 6, 39 (Paske, Godt öl og brændevin, Store grå kat); 6, 40 (Har du nowsi set mæj sådden för, Den lille hvide kat, Godt öl og brændevin); 9, 83 (Stærk öl og brændevin, Har I set mig sådan, Kat, Pölsen). Sébillot, Contes pop. de la Haute-Bretagne 1, 218 (Jean Renaud, La Sauce) und Revue des trad. pop. 9, 345 (Moi-même. Bonne-sauce, Sans cheveux). Luzel, Contes pop. de la Basse-Bretagne 3, 439 (Mon cul, Le chat. Le tapis, Bouillon-gras, Moi-même). Carnoy, Litt. orale de la Picardie 1883 S. 163 (Moi-même, Retenez-moi par derrière, La lune. La sauce, Le chat). Ortolí, Contes pop. de Corse 1883 S. 149 (J'ai trois poils dans l'oeil, Ça me démange, Dominus vobiscum). Prato, Romania 13, 173. Imbriani, Novellaja milanese 1872 S. 46 (Voglio fã, Aggio fatto, Vene um'annetta). Kryptadia 1, 319 (norwegisch). 2, 59, 61 (bretonisch). 117 (picardisch). 4, 348 (vlämisch). — J. B.]

Zur indischen Witwenverbrennung.

Von Theodor Zachariae.

(Schluss zu 14, 198—210. 302—313. 395—407.)

Wir kommen zu dem Spiegel, den die Witwen in der Hand hielten oder den sie sich vorantragen liessen, und in den sie beständig hineinsehen mussten. Nach Honigberger und Orlich, deren Berichte ich oben 14, 311 angeführt habe, geschah das deshalb, damit sich die Witwen selbst davon überzeugen könnten, dass keine Veränderung in ihren Gesichtszügen wahrzunehmen sei. Es ist wohl möglich, dass dies dem Arzte Honigberger als Grund angegeben worden ist. Ob er selbst daran geglaubt

1) Verschieden davon ist das Gedicht von dem Knecht mit dem unanständigen Namen (Keller, Erzählungen aus ad. Hss. 1855 S. 397), der Volksschwank vom Priester, der mit seinem Küster oder seiner Magd bestimmte Bezeichnungen verabredet hat (Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen 1, No. 999—1000. Bl. f. pomm. Volksk. 7, 41) und vom General Spigans (Wossidlo 1, No. 998), sowie das Märchen vom Fuchs, der dem Bären von drei Kindtaufen erzählt und durch den Namen der Kinder andeutet, dass er das erste, zweite und dritte Drittel von des Bären Honigvorrat verzehrt hat (Grimm, KHM. 2. Cosquin No. 54. Krohn, Journal de la société finno-ougrienne 6, 74. 1889).

hat, ist fraglich, und ehe man einen solchen Grund anerkennt, tut man jedenfalls besser, mit Della Valle zu sagen: *non so perché*.¹⁾

Eine andere Erklärung des Brauches gewinnen wir aus einem Bericht über die Witwenverbrennungen²⁾ in der Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen, Band 16 (Berlin 1776), S. 233. Mit bezug auf einen bestimmten Fall (eine Witwe soll verbrannt werden, wird aber von zwei Engländern gerettet) wird hier gesagt, dass die Priester keine Mühe sparten, der Witwe Mut und Unerschrockenheit zuzusprechen und ihr das Glück, zu dessen Genuss sie durch den Flammentod gelangen könnte, auf der schmeichelhaftesten Seite vorzumalen. 'Ausserdem' heisst es dann weiter, 'bedienen sich die Priester noch anderer Mittel, wodurch sie solche Weiber hintergehen und sie bewegen wollten, ihre Einwilligung zu geben. Sie zeigen ihnen einen Spiegel, worinn sie ihnen den Verstorbenen vorstellen, der sie einladet, zu ihm zu kommen und mit ihm das Glück zu teilen, dessen er geniesset.' — Also man suggeriert der Witwe, dass sie ihren Gatten in dem Spiegel sieht. Anders sind diese Worte wohl kaum zu verstehen. Aber hat das Tragen oder Vorhalten eines Spiegels³⁾ immer den gedachten Zweck gehabt? Man könnte übrigens an den arabischen Bericht über den russischen Leichenbrand bei Grimm, Kl. Schr. 2, 291 erinnern: das dem Tode geweihte Mädchen erschaut erst ihre Eltern, dann alle ihre verstorbenen Anverwandten, zuletzt ihren Herrn: 'Sieh', spricht sie, 'dort ist mein Herr, er sitzt im Paradiese, das Paradies ist so schön, so grün. Bei ihm sind die Männer und Diener, er ruft mich: so bringe mich denn zu ihm!' Oder man denke an den litauischen Glauben, wonach Sterbende bereits die Gestalten ihrer Lieben sich entgegenkommen sehen (von Negelein in dieser Zeitschrift 14, 34).

Edward Grey zu Della Valle 266 möchte, wie bereits angeführt, dem Spiegel eine symbolische Bedeutung zuschreiben. Anders Campbell, Ind. Ant. 25, 78f. Er meint, die Witwe (bei Della Valle) wollte dadurch, dass sie beständig in den Spiegel blickte, die ihr feindlichen Geister in diesen hineinbannen; der Spiegel sei ein Lieblingsaufenthalt der Geister. Hieraus sowie aus anderen Äusserungen Campbells⁴⁾ geht hervor, dass er den Spiegel für einen übelabwehrenden Gegenstand hält. Allerdings werden wir, wenn wir die Blumen und Früchte, die die Witwe in der

1) Viaggi (Brighton 1843) 2, 665.

2) Die Quelle des Berichtes ist mir nicht bekannt. Ist er aus den Schriften des Fr. Pallu (s. Stucks Verzeichnis 2, 86) geschöpft? Auch der verstorbene Geograph Sophus Ruge hat mir keine Auskunft geben können.

3) Man vergesse nicht, dass der Witwe bei Peggs² 71 (s. oben 11, 311) zwei Bildnisse des Gottes Juggernaut, statt eines Spiegels, vorgehalten werden, die sie beständig ansehen muss. — Die Mutter des Harşa, die zu sterben beschlossen hat, trägt ein Bildnis ihres Gatten in der Hand; Harşacarita S. 151 in der Übersetzung von Cowell und Thomas.

4) Vgl. die nächstfolgende Anmerkung.

Hand trägt, für übelabwehrende, glückbedeutende Dinge erklären, von vornherein geneigt sein, den Spiegel ganz ebenso aufzufassen. Nun galt und gilt aber der Spiegel dem Inder in der Tat als ein glückbringender Gegenstand, als ein gutes Omen. Dies zu zeigen, ist jetzt meine Aufgabe.¹⁾

Der Spiegel heisst glückbringend, *mangaladāyaka*.²⁾ Er erscheint öfters in Verbindung mit anderen Dingen, die der Inder für glückbringend hält: so neben Reis, Honig usw. im Agnipurāṇa 229, 12. Unter den Dingen, die der Hauptleidtragende bei der 'Reinigung' berühren³⁾ muss, wird neben Nimbablättern, weissem Senf⁴⁾, Honig usw. auch ein Spiegel genannt: Colebrooke, *Miscellaneous Essays* 1, 174.

Hier möge einen Platz finden, was Kurt Boeck in seinem Buche *Durch Indien ins verschlossene Land Nepal* (1903) S. 122 von den Barbieren in Bombay erzählt. Der Friseur gestattet (beim Haarschneiden) seinem Kunden grossmütig, einen verschämten Blick auf einen blanken Spiegel zu werfen, den er ihm während der Behandlung in die Hand gibt, ähnlich den Verkäuferinnen von Betelblättern, die ihren Abnehmern ebenfalls einen Gratisblick in ihren Spiegel erlauben. Seinen Spiegel legt der Barbier sonst aber nicht gern aus der Hand⁵⁾, denn nur mit einem solchen gilt dem abergläubischen Hindu das Begegnen eines Barbiers für eine gute Vorbedeutung.⁶⁾

1) Literatur über den Spiegel: K. Haberland, *Der Spiegel im Glauben und Brauch der Völker*, in der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft 13 (1882), 324—47. Diese Abhandlung, die ich künftig nur ausnahmsweise und nur als 'Haberland' zitiere, überhebt mich der Mühe, im folgenden ausführlich auf den Spiegelaberglauben einzugehen. Nur hat Haberland das Vorkommen des Spiegels im Glauben und Brauch der Inder zu wenig berücksichtigt. Freilich waren die indischen Quellen zu der Zeit, wo Haberland schrieb, nicht so bekannt oder so leicht zugänglich wie heute. Vgl. ferner J. von Negelein, *Bild, Spiegel und Schatten im Volksglauben*: Archiv für Religionswissenschaft 5, 1ff., besonders S. 21ff. Crooke, *Popular Religion* 1, 233, 2, 35f. Campbell, *Indian Antiquary* 21, 225f, 25, 78f, 27, 112, 30, 103. Frazer, *Golden Bough*² 1, 292ff. Oldenberg, *Religion des Veda* S. 526f., Anm. 4. W. Caland, *Altindisches Zauberitual* (Amsterdam 1909) S. 32, Anmerk. 7. Von den genannten Gelehrten hat nur Campbell die Sitte, deren Erklärung uns hier beschäftigt, erwähnt und besprochen.

2) Vgl. Hemādri, *Caturvargaśāntamāni* 2, 1, S. 290.

3) Über die Bedeutung des Berührens vgl. Oldenberg, *Religion des Veda* S. 332, 482, 499f. Das Berühren heilbringender Gegenstände wird oft erwähnt; vgl. z. B. Böhlingks *Indische Sprüche*² No. 4653.

4) Senfkörner dienen als Schutz gegen böse Geister und gelten als glückbringend. Benfey, *Kleinere Schriften* 3, 13, Anmerk. Oldenberg, *Religion des Veda* S. 491, 578. *Harṣacarita* 63, 6 (in der Übersetzung von Cowell und Thomas auf S. 44). Krieger tragen Senfkörner auf dem Haupte und berühren Kühe (der guten Vorbedeutung wegen, *mangalārtham*): *Bhāṭṭikāvya* 14, 91.

5) Von den Barbieren im Lande Jaṅnapatnam sagt Baldaeus, *Beschreibung* S. 413 a, dass sie allezeit ein klein Spiegellein bey sich haben. Derselbe S. 526 a erzählt, wie dem Kisna (Kṛṣṇa) ein Barbier entgegenkam, der ihm nach Gewohnheit des Landes einen Spiegel fürhielt (denn es gehet kein Barbier ohn Spiegel) und Kisna seinen Dienst anbot. Vgl. Walter Schultzens *Ostindische Reyse* 3, 198a; auch *Gobhilagrhyasūtra* 2, 9?

6) Der Angang eines Barbiers ungünstig? Ich kann dafür nur auführen Johan van Twist bei Baldaeus 411 b und bei Chr. Arnold in seinen *Auserlesenen Zugaben zu Rogers Offner Thür* S. 845. Doch vgl. auch *Varāhamihira, Brhatsamhitā* 51, 5.

Doch ich habe noch einige Listen von glückbringenden Dingen (*mangala*) anzuführen, in denen der Spiegel genannt wird. Mit Vorliebe werden in indischen Schriften acht¹⁾ glückbringende Dinge aufgezählt.²⁾ Eine von diesen Aufzählungen lautet³⁾:

Der Spiegel, der volle Krug⁴⁾, der Stier, ein Paar Fliegenwedel, der Śrīvatsa, der Svastika⁶⁾, die Muschel und die Lampe: das sind die acht glückbringenden Dinge (*aṣṭamangalam*).

Eine ähnliche Aufzählung begegnet in den heiligen Schriften der Jainas. Hier werden die folgenden acht 'Glückszeichen' genannt⁶⁾:

Der Svastika, der Śrīvatsa, der Nandyāvarta⁷⁾, der Vardhamanaka⁸⁾, der Thron, der Krug, der Fisch und der Spiegel.

Wieder anders lautet die Aufzählung der acht *mangala* oder *mangalya* bei Parāśara⁹⁾; nämlich:

Die sich von links nach rechts windende Muschel¹⁰⁾, das *rocānā* genannte gelbe Pigment, der Sandel, die Perle, das Gold, der Sonnenschirm, der Fliegenwedel und der Spiegel.

1) Die Zahl acht ist in Aufzählungen beliebt: nicht etwa nur bei den Buddhisten, wie Benfey, Pāntschatantra 1, 595 meint. Acht glückverheissende Dinge hat Buddha an den Füßen (Wilson, Works 2, 15). Man zählt acht Ammen (Göttingische Gelehrte Anzeigen 1892, 647f.), acht Arten von Kupplerinnen, acht grosse Zauberkräfte usw.

2) Hier werden nur solche Aufzählungen berücksichtigt, in denen der Spiegel vorkommt. Sonst vgl. z. B. Böhlingk-Roths Sauskritwörterbuch u. d. W. *aṣṭamangala*.

3) Zitiert in den Kommentaren des Cāritravardhana und Dinakaramiśra zu Raghuvamśa 17, 29.

4) Ein volles (mit Wasser gefülltes) Gefäss bedeutet Glück (ein leeres Gefäss dagegen Unglück; s. die Anthologie des Śārngadhara No. 2582): oft in der Literatur vorkommend. Stellen aus Pāliwerken bei Morris, Journal of the Pāli Text Society 1884, 88. Hier kann ich nur Weniges anführen. In den Romanen des Bāṇa wird ein 'Schlafkrug' (*nīdrakalāśa*, *nīdrāmangalakalāśa*) erwähnt: er ist aus Silber, mit Wasser gefüllt und steht Tag und Nacht am Kopfende des Bettes, zum Schutz gegen die Dämonen: Journ. of the R. Asiatic Society 1899, 498. Als Bāṇa seine Heimat verlässt, um sich an den Hof des Königs Harṣa zu begeben, da wirft er noch einen Blick auf den vollen Wasserkrug, dessen Hals von einem Kranz aus weissen Blumen umgeben ist, an dessen Öffnung ein frischer Mangozweig steckt, und der einen Fünffingerabdruck trägt (Harṣacarita S. 63). Noch heute gilt in Indien ganz allgemein der Angang einer Frau mit einem vollen Wassereimer für günstig, der Angang einer Frau mit einem leeren Eimer für ungünstig: Tawney in seiner Übersetzung des Kathāsaritsāgara 1, S. 190; bei den Kolhs: Andree, Ethnogr. Parallelen und Vergleiche (1878) S. 10; bei den Singhalesen: Indian Antiquary 32, 432. Überhaupt dürfen die Wassergefässe im Hause nie leer sein (Apastamba: Sacred Books of the East 2, 101). Nach Wilson, Works 2, 188 ist der Wasserkrug 'a not uncommon, although a curious substitute for a god or goddess, amongst the Hindus' (?).

5) Śrīvatsa und Svastika sind Namen bestimmter glückbringender Figuren. Abbildungen bei Colebrooke, Miscellaneous Essays 2, 209f.

6) Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes 8, 2, S. 6 und 55 (§ 49, 1).

7) Ein Diagramm mit neun Ecken nach den verschiedenen Himmelsgegenden (Leumann). Abbildung bei Colebrooke, Essays 2, 211.

8) Bezeichnung einer bestimmten Figur. Vgl. übrigens Viṣṇusmṛti 63, 29 (mit dem Kommentar).

9) Zitiert von Hemādri, Caturvargacintāmaṇi 1, 331.

10) Eine solche Muschel wird sehr geschätzt: vgl. z. B. Jātaka No. 492 Bd. 1, S. 350.

Auch bei den Tibetern erscheinen die acht *mangala*, 'the eight lucky articles'. Dazu gehören, von Gegenständen, die uns bereits vorgekommen sind, die sich nach rechts windende Muschel und der weisse Senf. Die erste Stelle in der Liste nimmt der Spiegel ein.¹⁾

Die Inder zählen aber auch funfzig glückbedeutende Dinge auf (*māngalyapañcāśat*). Das sind die guten Omina (*śakunāni*), die Omina, auf die man besonders dann zu achten hat, wenn man sein Haus verlässt, wenn man eine Reise antritt, *prayānakāle*. Eine Aufzählung dieser guten Omina findet sich in dem grossen Werke des Vasantarāja über die Omina.²⁾ Zwei andere, kürzere und mehr oder weniger abweichende Aufzählungen werden gegeben in der Anthologie (Paddhati) des Śārngadhara No. 2563 bis 66 und in dem Gesetzbuch des Viṣṇu 63, 29—33, wo es heisst, dass man eine Reise antreten soll, wenn man ein Feuer, einen Brahmanen usw. 'gesehen' hat.³⁾ Hier fehlt der Raum, alle die Personen und Gegenstände, die für den Inder von günstiger Vorbedeutung sind, einzeln anzuführen. Es genüge der Hinweis, dass der Spiegel, *adarśa*, in allen drei Listen genannt wird.

Der Grund für die glückliche Vorbedeutung des Spiegels, die wir nunmehr hinreichend kennen gelernt haben, ist nicht schwer zu finden. Nach einem weit verbreiteten Glauben hat der Spiegel die Kraft, böse Geister zu vertreiben und alles Übele zu entfernen. Der Spiegel ist ein Mittel gegen den bösen Blick.

'Das Haus, wo sich ein Stier, Sandel, eine Laute, ein Spiegel, Honig, zerlassene Butter, Gift (?), Opferschmalz und ein kupfernes Gefäss befinden⁴⁾, ist für dich kein Aufenthalt', sagt Brahman zu dem Dämonen Duḥsaha im Mārkaṇḍeyapurāṇa 50, 82.

Spiegel werden als Amulette getragen: allgemein im Orient, besonders auch in Indien.⁵⁾ Hier tragen die Frauen kleine Spiegel in ihren Ringen am Daumen. Über einen Aberglauben, der sich an diese Daumenspiegel

1) Sarat Chandra Das, Tibetan-English Dictionary, Calcutta 1902, p. 70a. Vgl. 'the eight glorious offerings' bei L. A. Waddell, Buddhism of Tibet (1895) p. 393. Waddell vergleicht die neun Schätze des Kuvera (!).

2) Siehe Eugen Hultsch, Prolegomena zu des Vasantarāja Śākuna nebst Textproben, Leipzig 1879, S. 56. Man findet die Aufzählung der 50 glückbedeutenden Dinge aus Vasantarāja angeführt im Kommentar zu Malik Muḥammad Jaisī, Padumāwati 12, 37 auf S. 267 der Ausgabe in der Bibliotheca Indica, Calcutta 1902. Ich verdanke den Hinweis auf diese Stelle der Güte des Herrn Dr. George A. Grierson in Camberley.

3) Man findet eine Übersetzung der Stelle in den Sacred Books of the East 7, 200f. — 'In Gujārat, the ill-luck of an unlucky day may be avoided by looking into a mirror or by eating grains of rice or barley': Campbell, Indian Antiquary 25, 78. Vgl. auch Harṣacarita 63, 14.

4) Der Text ist wohl nicht in Ordnung. Die Übersetzung ist daher unsicher.

5) Thevenots Reisen (1693) 3, 74. Thomas Moore, Lalla Rukh, deutsch von De la Motte Fonqué (Berlin 1822) S. 455f. Crooke, Popular Religion 2, 35f. Heinrich Schurtz, Urgeschichte der Kultur (1900), S. 600.

knüpft, belehrt uns ein Aufsatz 'Customs of the Hindus and Mussulmans of India' im Church Missionary Intelligencer.¹⁾

Die zur Hochzeit geschmückte Tripolitamerin macht, um sich vor dem bösen Auge zu schützen, das Chamza, das darin besteht, die Hände mit der nach Aussen gekehrten Handfläche vor sich zu halten. Zu demselben Zwecke hängen an ihren Zierraten eine Menge runder Spiegelchen nebst goldenen Chamzas, welche letztere eine Hand vorstellen sollen, aber eher wie ein kleiner Kamm mit fünf langen Zähnen aussehen. Diese zwei Gegenstände bilden überhaupt einen Lieblingsstaat der Frauen in Tripolis und Tunis (Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche, 1878, S. 37 f.). Anderes der Art, nach mir nicht zugänglichen Quellen, bei Campbell, Ind. Ant. 25, 79.

Über die chinesischen Zauberspiegel bemerkt von der Goltz in seiner ausserordentlich belehrenden Abhandlung²⁾ 'Zauberei und Hexenkünste, Spiritismus und Chamanismus in China' S. 29: 'Alle Metallspiegel, die auf der Rückseite mit entsprechenden Inschriften versehen sind, sollen die Kraft haben, das Bild der bösen Geister wiederzuspiegeln, die sich etwa eingeschlichen haben. Wenn diese Geister ihre hässliche Gestalt im Spiegel erblicken, so erschrecken sie vor sich selbst so, dass sie entfliehen.' Der genannten Abhandlung ist die Abbildung eines Metallspiegels beigegeben, der nach einer der darauf befindlichen Inschriften im Jahre 622 n. Chr. zur Abwendung der Einflüsse böser Geister verfertigt worden ist.

Haberland S. 333f. erwähnt, nach der Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde 2, 418f., die Sitte der Bewohner der Montagnes noires in der Bretagne, die der dräuenden Hagelwolke einen Spiegel entgegenhalten, damit sie, wenn sie sich so schwarz und hässlich sieht, erschrecken zurückweiche. Haberland hat ganz übersehen, dass dies auch antiker Aberglaube ist.³⁾ Siehe Geoponica 1, 14, 4; Palladius 1, 35, 15; Nonnulli ubi instare malum uiderint, oblato speculo imaginem nubis

1) Jahrgang 1860, S. 142: The customs prevalent among the Hindus on the occasion of a child's birth are not very remarkable, but are characteristic of their bigotry and superstition. When the mother has ascertained that such is to happen, she devotes a great portion of her time to looking at herself in the glass, in the certain belief, as told her by the 'wise women' amongst them, that this will occasion the infant's resembling her. This, in common with women of most countries, she most anxiously wishes for. She almost always is possessed of a thumb-ring, in which is set a small looking-glass: in this glass she is perpetually gazing. It is called in the native language an *arsa*, vgl. *arsi* bei Grierson, Bihâr peasant life § 769. — Die Mitteilung ist interessant; aber ob die Erklärung des Brauches richtig ist, kann bezweifelt werden.

2) Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokio 6, 1ff. Vgl. auch Haberland, Zs. 13, 340. Frazer, Golden Bough² 1, 293, n. 2. Beide, Frazer und von der Goltz, berufen sich auf die China Review 2, 164.

3) Crooke, Popular Religion 2, 35: Philostratus declares that if a mirror be held before a sleeping man during a hail or thunder-storm, the storm will cease. — In der Anmerkung hierzu verweist Crooke auf Leland, Etruscan Roman Remains p. 93.

accipiunt et hoc remedio nubem, seu ut sibi obiecta displiceat seu ut tamquam geminata alteri cedat, auertunt. — Man beachte die Begründung des Aberglaubens.

Der Spiegel übt auch eine tödliche Wirkung aus. Schlangen (Basilisken, Fische) kann man dadurch töten, dass man sie ihr eignes Bild im Spiegel sehen lässt.¹⁾

Der Spiegel, den die indische Witwe in der Hand trägt, ist ein glückbringender, übelabwehrender Gegenstand. Aber nicht die Witwe allein trägt einen Spiegel. Wir lesen z. B. in Webers Abhandlung über Kṛṣṇas Geburtsfest S. 285, 287, dass die Devakī von Dienern gepflegt wird, die, offenbar boni ominis causa, Spiegel in ihren Händen tragen. Vor allem muss hier nochmals darauf aufmerksam gemacht werden, dass auch die Braut einen Spiegel trägt. Diese Sitte findet sich, wie oben 14, 209 gezeigt wurde, bei den Kṣatriyas in Travancore; sie findet sich ausserdem, wie ich hier hinzufügen will, bei den Nambutiris oder Nambudris, d. h. den Brahmanen auf der Malabarküste. In einer Beschreibung der Hochzeitszeremonien dieser Brahmanen sagt K. N. Chettur²⁾: 'Throughout the ceremony, the bridegroom is armed with a stick and a string, while the bride is equipped with an arrow and a mirror — symbols which in all probability point to the days when might was right in marriage as in everything else.'

In diesem Zusammenhange sei auch erwähnt, dass der Spiegel unter den Geschenken³⁾ erscheint, die der Bräutigam nach dem altindischen Hochzeitsritual der Braut zu übergeben hat. So heisst es im Sāṅkhāyanagrhyasūtra 1, 12, 6—7: 'Der Bräutigam gibt der Braut den Stachel eines Stachelschweins (womit später die Zeremonie der Scheitelschlichtung vollzogen wird?) in die rechte Hand, einen Spiegel in die linke' (*ādarsaṃ saṃye*). Was für eine Bedeutung hat der Spiegel in diesem Falle? Und ist Gewicht auf die Übereinstimmung zu legen, die darin besteht, dass die indische Witwe, wie die altindische Braut, den Spiegel in der linken Hand trug?

Wenn nun weiter in den Berichten über die Witwenverbrennungen gesagt wird, dass die Witwe beständig in den Spiegel, den sie trug,

1) Haberland, Zs. 13, 332f. W. Hertz, Sage vom Giftmädchen S. 110, Anmerkung 6. Grimm, Deutsches Wörterbuch u. d. W. *Spiegel*, 10, 2226.

2) Calcutta Review 113 (1901), S. 129. Vgl. auch R. Schmidt, Liebe und Ehe in Indien S. 371; Haberland, Zs. 13, 330 und den Bericht über die Hochzeiten der Ilavars bei Mateer, Native Life in Travancore p. 87. — In einer Beschreibung der heutigen Brahmanenhochzeiten bei R. Schmidt S. 369 berührt die Brautmutter (oder Tante) die Braue des Bräutigams mit einer seltsam mannigfaltigen Sammlung von Dingen, die aus Betel und Arekanuss, geronnener Milch, Sandelholz, Öl, ein wenig Schlamm vom Ganges, einen Spiegel und einem Pisangbüschel bestehen.

3) Alfred Hillebrandt, Ritual-Literatur S. 65. Beiläufig sei darauf hingewiesen, dass der Spiegel in dem grossen Verzeichnis der 'Geschenke' bei Hemādri vorkommt: siehe Caturvargacintāmaṇi 1, 917.

hineinsah¹⁾, so lassen sich auch dafür, zumal aus den alten Ritualbüchern, Analogien beibringen. Ob freilich das bei feierlichen Handlungen vorzunehmende Hineinschauen in einen Spiegel immer als eine übelabwehrende Handlung zu gelten hat, bleibe dahingestellt. Es kommt mir nur darauf an, zu zeigen, dass es auch sonst erwähnt wird. 'Ehe man die Teilnehmer eines Satträ zur Weihe zulässt, müssen sie in einen Spiegel²⁾, ein Gefäß mit Wasser, auf die Arundhati, den Polarstern, die Person im Auge sehen.' Der Snātaka, d. h. der Schüler, der das die Lehrzeit abschliessende Bad genommen hat, sieht sich im Spiegel an (Paraskara 2, 6, 28). Beim Schlangopfer ehrt man die Schlangen mit Gaben und Gebeten, man wartet ihnen auch förmlich wie Gästen auf, man reicht Wasser zum Baden dar u. dgl. So wird auch ein Spiegel herbeigebracht: 'mit diesem Spiegel lässt er schauen', indem er dabei spricht: Der Herr der himmlischen Schlangen möge (sich) beschauen, die himmlischen Schlangen mögen (sich) beschauen.³⁾

Das Hineinschauen in einen Spiegel gehört zu den täglichen Obliegenheiten des Königs (*prātyahnikarājakarmāṇi*). 'Gesalbt und geschmückt soll er sein Antlitz im Spiegel beschauen', heisst es im Agnipurāṇa 234, 6, und in der Yogayātrā wird gesagt⁴⁾: 'Nachdem der Fürst den Göttern und seinen Guru seine Verehrung gebracht, und einem Brahmanen eine Kuh mit ihrem Kalbe geschenkt, und sein Gesicht in Schmelzbutter oder in einem Spiegel beschaut hat, lasse er sich sagen, in welchem Gestirn der Mond steht und welches Datum ist.' Im Mahābhārata 12, 53, 7ff. wird erzählt, wie Kṛṣṇa des Morgens aufsteht, tausend Kühe an tausend Brahmanen verschenkt, glückbringende Dinge berührt⁵⁾ und sich in einem blanken Spiegel besieht.

Der Spiegel kommt auch bei der indischen Königsweihe⁶⁾ vor. Im alten Ritual freilich wird er, soweit ich sehe, nicht erwähnt. Aber im dritten Buche des Pāṇḍatantra⁷⁾ wird erzählt, wie die Vögel beschliessen, die Eule zum König zu wählen. Da wird denn alles herbeigebracht, was

1) Nach K. Raghunāthji im Indian Antiquary 11, 143 ist es heutzutage den Witwen in Indien verboten, ihr Gesicht in einem Spiegel zu betrachten.

2) Hillebrandt, Ritual-Literatur S. 184; dazu J. J. Meyer, Altindische Schelmenbücher 1, 81.

3) Śāṅkhāyanagrhyasūtra 4, 15, 12. Vgl. Hillebrandt, Ritual-Literatur S. 77 und die dort zitierte Schrift von Winternitz über den Sarpabali. Oldenberg, Religion des Veda S. 69.

4) Yogayātrā 2, 23. Die Übersetzung nach H. Kern in Webers Indischen Studien 10, 185.

5) Das Berühren glückbringender Dinge unter den täglichen Obliegenheiten des Königs erwähnt: Agnipurāṇa 234, 7. Vgl. auch Rāmāyaṇa 2, 65, 9 (mit dem Kommentar: Mahābhārata 12, 59, 66).

6) Sanskrit *rājābhiseka*, d. h. Besprengung des Königs (mit Wasser).

7) In Benfey's Übersetzung S. 223f., in der Übersetzung von Ludwig Fritze S. 218f. Im Textus ornatior des Pāṇḍatantra (siehe R. Schmidts Übersetzung S. 201) wird der Spiegel nicht genannt.

zur feierlichen Königsweihe gehört: darunter Wasser von verschiedenen heiligen Badeplätzen; ein Thron; eine Erdscheibe, worauf die sieben Inseln samt Meeren und Bergen abgebildet sind¹⁾: ein Tigerfell; und 'Gegenstände von glücklicher Vorbedeutung, wie Spiegel und so weiter'. Im Agnipurāṇa wird vorgeschrieben, dass der König bei der Königsweihe den Spiegel anschauen soll.²⁾

Ich habe gezeigt, dass das Tragen eines Spiegels nicht auf die Witwenverbrennungen beschränkt ist: ich habe ferner gezeigt, dass das Hineinsehen in einen Spiegel auch sonst bei feierlichen Handlungen vorkommt. Aber welchen Zweck hatte dieses Hineinsehen in einen Spiegel gerade auf seiten der Witwe? Es unterliegt allerdings keinem Zweifel, dass der Spiegel als ein glückbringender, übelabwehrender Gegenstand galt, und nichts hindert uns, den Spiegel in der Hand der Witwe für einen solchen Gegenstand zu erklären. Mit dieser Erklärung kommen wir entschieden der Wahrheit viel näher, als z. B. mit der Erklärung, die Honigberger und L. von Orlich in Indien gehört haben, wonach die Witwen deshalb in einen Spiegel sehen mussten, damit sie sich selbst überzeugen könnten, dass keine Veränderung in ihren Gesichtszügen wahrzunehmen sei, und dass sich keine Angst in ihnen rege. Diese Erklärung beweist nur, dass die Bedeutung der alten, schon von Ibn Batuta erwähnten Sitte im Laufe der Zeit gänzlich verdunkelt worden ist. Welches war nun der Grund, weshalb man den Witwen einen Spiegel in die Hand gab oder vorantragen liess? War es wirklich, war es nur der Glaube an die glückliche Vorbedeutung des Spiegels? Ich meine, dass noch eine andere Erklärung möglich ist. Überblicken wir, was Haberland und von Negelein über die

1) In einer Stelle der *Siṃhāsanadvātrīṃśikā*, die der aus dem Pāṇṣatantra angeführten Stelle ähnlich ist, wird gesagt, dass die aus sieben Inseln bestehende Erde auf ein Tigerfell gemalt wurde (Ind. Stud. 15, 267; wozu Weber bemerkt: Das muss jedenfalls eine sehr summarische Erdkarte gewesen sein!). Man kann sich des Gedankens kaum erwehren, dass ein Zusammenhang besteht zwischen der im Pāṇṣatantra genannten Erdscheibe (*dharaṇīmaṇḍala*) und dem 'Weltbild' (einer mit Reliefs bedeckten Scheibe: *maṇḍala*), das, nebst einem Spiegel, bei der lamaischen Wasserweihe eine Rolle spielt (A. Grünwedel, *Buddhistische Kunst in Indien*, erste Auflage, S. 119f.). Ich weiss nicht, ob schon jemand auf die Möglichkeit eines Zusammenhanges hingewiesen hat. — Die lamaische Wasserweihe, die uns hier namentlich deshalb interessiert, weil ein Spiegel dabei gebraucht wird, ist oft beschrieben worden: ausführlich z. B. von Klaproth, *Reise in den Kaukasus und nach Georgien* 1, 203ff., vgl. 178ff., ferner von Adolph Erman, *Reise um die Erde* 1, 2, 105, von Köppen, *Religion des Buddha* 1, 566, von T. W. Rhys Davids, *Buddhism* (am Schlusse des Buches; deutsch von Pfungst, Leipzig o. J., S. 255ff., wo auch weitere Literaturangaben). Herr Dr. Grünwedel verweist mich noch auf Pallas, *Sammlungen historischer Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften* 2, 177, 182, 187 und auf Benjamin Bergmanns *Nomadische Streifereien* 3, 130.

2) Agnipurāṇa 218, 28. In seinem Samskrit Dictionary 283a, 4 gibt Goldstücker folgende, allerdings mit einem Fragezeichen versehene Übersetzung der Stelle: Then the king having looked on clarified butter and other auspicious objects placed before a looking glass

magische Benutzung des Spiegels zusammengestellt haben, so fällt uns die Verwendung auf, die der Spiegel als ein Mittel, die Zukunft zu erforschen¹⁾, bei den verschiedensten Völkern der Erde gefunden hat und noch heute findet (Katoptromantie). Wäre es möglich, dass auch der Spiegel in der Hand der Witwe ein Mittel zur Erforschung der Zukunft — nämlich der Zukunft ihrer Angehörigen, ihrer Freunde und der Zuschauer — gewesen ist? Sollte die Sitte des Spiegeltragens ihren Ausgang²⁾ von dem allgemein verbreiteten Glauben genommen haben, dass dem Spiegel die Kraft innewohnt, verborgene, zukünftige Dinge zu offenbaren? In der Tat lässt sich bis zu einem gewissen Grade wahrscheinlich machen, dass der Spiegel ursprünglich zum Zweck der Wahrsagung von der Witwe in der Hand getragen wurde. Über Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten kommen wir allerdings kaum hinaus.³⁾

Ehe ich jedoch zugunsten der von mir vorgeschlagenen, auf den ersten Blick weit abliegenden Erklärung das auführe, was sich etwa anführen lässt, möchte ich zeigen, dass die Spiegelwahrsagung in Indien ebenso im Schwange war wie anderwärts, da in Haberlands Abhandlung über den Spiegel so gut wie nichts darüber enthalten ist.⁴⁾

Die vielleicht älteste Erwähnung der Spiegelwahrsagung findet sich im Sāmavidhānabrāhmaṇa⁵⁾, einem altindischen Handbuch der Zauberei. Hier heisst es in dem Abschnitt, wo gelehrt wird, wie man Unsichtbares

1) Haberland, Ztschr. 13, 330ff.; von Negelein, Archiv 5, 27f. Ausser der von diesen Gelehrten zitierten Literatur vgl. z. B. Arnkiels Cimbrische Heyden-Religion (1702) 1, 229, 2, 101ff.; Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg 2, No. 1232, 1243, 1594; E. H. Meyer, Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert S. 501, 563f, 566 (Diebfinden mittels eines Spiegels; Krankheiten und die Heilmittel dagegen aus einem Bergspiegel oder Weltspiegel ersehen). Von den chinesischen Zauberspiegeln und ihrer Verwendung (Spiegel werden z. B. am Neujahrstage in China benutzt, um die Zukunft zu erfahren) spricht von der Goltz in der genannten Abhandlung über Zauberei und Hexenkünste in China S. 14, 28ff.

2) Ich möchte hier anführen, was Heinrich Schurtz bei der Erklärung der Couvade bemerkt hat (Urgeschichte der Kultur S. 190): 'Gerade die Couvade ist ein ausgezeichnetes Beispiel dafür, dass man mit einer einzigen Erklärung, die alle vorkommenden Fälle deuten soll, derartigen Fragen gegenüber niemals auskommt. Man hat immer zwischen einer Anfangsursache und unterstützenden oder ganz an die Stelle der ersten Ursache tretenden Beweggründen zu unterscheiden und von diesen wieder die nachträglichen, oft höchst läppischen Erklärungen unverständlich gewordener Sitten zu trennen'.

3) Man könnte auch sagen: die Witwe sollte durch das beständige Hineinsehen in den Spiegel in einen Zustand der Bewusstlosigkeit und Unempfindlichkeit versetzt werden; vgl. Garbe, Beiträge zur indischen Kulturgeschichte S. 204f.; Grundriss der indo-arischen Philologie 3, 4, 15. Aber man vergesse nicht, dass gerade das Anstarren glänzender Gegenstände mit zu den Mitteln gehört, wodurch sich eine Person die Eigenschaft des Hellsehens zu erwerben vermag; s. Schurtz, Urgeschichte S. 595. Beiläufig hat es an der von Schurtz erwähnten lärmenden Musik auch bei den Witwenverbrennungen nicht gefehlt.

4) Über Divinationszauber und Orakel im alten Indien vgl. man Oldenberg, Religion des Veda S. 509ff.; Hillebrandt, Ritualliteratur § 94.

5) Siehe die Übersetzung von Sten Konow, Halle 1893, S. 71.

sehen kann (3, 4, 4): Man nehme die Nacht über ein noch nicht mannbares Mädchen¹⁾ und einen Spiegel zu sich und singe darüber ein Sāman. Bei Tagesanbruch singe man dasselbe, wische sich den Mund ab²⁾ und sage zu ihr: 'sieh' (in den Spiegel). Sie wird sehen.

Im folgenden Paragraphen wird gelehrt, dass man, statt eines Spiegels, eine Schüssel voll Wasser³⁾ zu sich nehmen kann.

Die Spiegelwahrsagung wird ferner in den kanonischen Schriften der Buddhisten, an verschiedenen, fast gleichlautenden Stellen, erwähnt.⁴⁾ Der hier gebrauchte Ausdruck ist *ādāsapañha* d. i. 'Spiegelbefragung'. Daneben steht die 'Mädchenbefragung', *kumārīpañha*. Der Kommentator Buddhaghosa bemerkt, dass man die Fragen an eine Gottheit richtet, die man in einen Spiegel oder in den Körper eines Mädchens herniederzitiert, wörtlich 'herabsteigen macht' (Sumangalavilāsinī 1, 97). Dieses 'Herabsteigen machen' kommt auch sonst vor.⁵⁾ Rhys Davids meint, es sei 'a later conception to discard the god, and make the mirror itself give pictures of the hidden events' (Sacred Books of the Buddhists 2, 24). Die 'Spiegel-

1) *kanyām adṛṣṭarajasam*. Böhtlingk im kürzeren Sanskritwörterbuch u. d. W. *adṛṣṭarajas* verbindet dieses Wort mit *ādarśa* (Spiegel) und übersetzt es mit 'blank'. — Ein Knabe oder ein Mädchen. 'ain rains chind, es sei maid oder kneblin' (Grimm, Deutsche Mythologie¹, Anhang S. LXIII, 84) ist, wie anderwärts, so auch in Indien beim Zauber erforderlich. Kathāsaritsāgara in Tawneys Übersetzung 2, 149f.: dazu J. J. Meyer in seiner Übersetzung des Daśakumāracarita S. 114f. 362f., desselben Altindische Schelmenbücher 1, S. LVf. Ferner Kauśikasūtra 37, 5 (Caland, Altindisches Zauberritual S. 127). A. Weber, Indische Streifen 1, 279. Walhouse. Ind. Ant. 5, 22 a (der Leichnam eines Mädchens beim Divinationszauber gebraucht). Crooke, Popular Religion 1, 133f.

2) Über die Bedeutung des Abwischens vgl. Oldenberg, Religion des Veda 490f.

3) Es ist einerlei, ob die Spiegelung in einem Spiegel oder im Wasser stattfindet: es kommt nur auf die glänzende Fläche an. — Ein Yogin, der in flüssiger Butter, in Öl, in einem Spiegel oder in Wasser sein Bild ohne Kopf und Schultern sieht, lebt nur noch einen Monat: Śārngadharaṣṭakāṇḍī 4576, vgl. Mārkaṇḍeyapurāṇa 43, 11. Der Snātaka darf sein Bild, das in Öl, in Wasser oder in einem schmutzigen Spiegel reflektiert wird, nicht ansehen: Sacred Books of the East 7, 226. *Ādāsa* (Spiegel) neben *udakapatta* (Wassergefäß) Cullavagga 5, 2, 4; usw.

4) Im Brahmajālasutta und mehreren anderen Suttas des Dighanikāya. Übersetzungen der Stellen: von Gogerly, Journal of the Ceylon Branch of the R. Asiatic Society for 1846, no. 2, p. 27; von Burnouf, Le Lotus de la bonne loi p. 470; von Davids, Sacred Books of the East 11, 199, Sacred Books of the Buddhists 2, 24; von K. E. Neumann in seiner Buddhistischen Anthologie (1892) S. 74. Über den Zusammenhang, in dem die angeführten Stellen erscheinen, kann man sich unterrichten bei R. Fick, Die soziale Gliederung im nordöstlichen Indien zu Buddhas Zeit (1897) S. 149f.

5) Vgl. z. B. Indische Studien 16, 273, Anmerkung 1 (*devatāvātāra*). Im Kathākośa S. 69 in Tawneys Übersetzung stellt Dīpaśikha die Tochter des Königs Mañca in einen Zauberkreis und bannt den Heros Hanumān in sie hinein. Die Königstochter, das 'Medium' (Sanskrit *pātra*, 'Gefäß'), beantwortet darauf die Fragen, die man an sie richtet. Bei von der Goltz, Zauberei und Hexenkünste in China S. 28 beantwortet ein Medium im Namen einer Gottheit, die in eine Schüssel mit klarem Wasser herabgestiegen ist, die an die Gottheit gerichteten Fragen. Wie die tibetischen Exorzisten die 'Ankunft' der herbeigerufenen Gottheit in einem Spiegel zu sehen glauben, schildert Waddell, Buddhism of Tibet (1895) S. 482. Vgl. auch Sonnerat, Reise nach Ostindien und China 1, 68.

befragung', *addāgapasiṇa*, erscheint auch in den heiligen Schriften der Jainas, und auch hier ist von dem Herabsteigen einer Gottheit (in den Spiegel) die Rede: siehe Weber, Indische Studien 16, 272. 334.

Jetzt noch ein Fall von indischer Spiegelwahrsagung, oder genauer Ölwahrsagung¹⁾ aus der neueren Zeit, aus dem Jahre 1673. Beschrieben ist die Zauberhandlung mit dankenswerter Genauigkeit und Offenherzigkeit von dem französischen Befehlshaber Bellanger de Lespinay²⁾, der sich während seines Aufenthaltes in Indien nicht scheute, indische Wahrsager zu befragen. Für den Zauber waren erforderlich: ein kleiner Knabe, 'ou une petite fille qui fust pucelle'. Man wählte ein sehr junges Mädchen. Der Zauber musste in der Nacht und an einem abgelegenen Orte stattfinden. Man begab sich daher zu einer zerfallenen Pagode, wohin man einen Tisch, einen Teppich, zwei grosse kupferne Gefässe, Reis, Weihrauch und ein Kohlenbecken hatte schaffen lassen. 'Sur la table qui estoit proche la muraille, il y avoit un de ces bassins graissé d'huile composée, qui estoit fort noire et reluisante. La petite fille estoit devant ledit bassin, les yeux fort attachez à regarder.' Ich übergehe die weiteren Einzelheiten des Berichtes und erwähne nur noch, dass Bellanger de Lespinay auf die Aufforderung des Mädchens, in das Gefäss zu sehen, zunächst nichts Ausserordentliches bemerkte; dann aber sah er zuerst ein Schiff und darauf die Stadt San Thomé, die damals belagert wurde (Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande 8, 613ff.). Das freilich, was er am meisten zu sehen begehrte, nämlich aus Frankreich zur Hilfe herbeieilende französische Schiffe, konnten ihm die indischen Zauberer nicht zeigen.

Wenden wir uns wieder zu den indischen Witwen zurück. Dass sie den Spiegel zum Zweck der Wahrsagung in der Hand trugen, wird allerdings nirgends gesagt. Man müsste denn eine Äusserung des Della Valle herbeiziehen, wonach die Witwe Giaccamà gewisse Worte in den Spiegel hineingesprochen zu haben scheint (4, 92 a). Was wir aber wissen, und worauf es uns ankommt, ist, dass man den Witwen die Fähigkeit, Unbekanntes und Zukünftiges zu sehen, zutraute und dass man Prophezeiungen für die Zukunft von ihnen erwartete. Mit Recht hat bereits Garbe in seinen Beiträgen zur indischen Kulturgeschichte S. 166 den

1 Einen anderen Fall siehe in der Calcutta Review 113, 21. Einen Fall, den er in Aleppo beobachtet hat, schildert Della Valle in seiner Reisebeschreibung 1, 191 b. Sonst vergleiche man, ausser den Bemerkungen von H. Froidevaux in der sofort zu nennenden Abhandlung, die Dissertation von Joh. Hunger, Becherwahrsagung bei den Babyloniern, Leipzig 1903, S. 1ff. (= Leipziger semitistische Studien, herausgegeben von Fischer und Zimmern, 1, 1ff.).

2) In seinen Denkwürdigkeiten, die erst im Jahre 1895 veröffentlicht worden sind. Ich benutze die Mitteilung daraus bei Henri Froidevaux, Une séance de divination à Pondichéry: Actes du onzième Congrès international des Orientalistes Paris 1897. Sect. V—VII, p. 271—76.

Glauben an ein Hellsehen der Witwe in den letzten Augenblicken hervorgehoben.

Von der Zeit an, wo die Witwe ihren Entschluss, sich verbrennen zu lassen, kundgegeben und die Erlaubnis dazu erhalten hatte, wurde sie als ein heiliges Wesen angesehen. 'Als bald wird das Weib geehret, anächtige Leute besuchen sie, und halten sie für eine heilige Matrone; ein jeder ersuchet ihre Gnade und Vorbitte bey den Göttern.' So berichtet Wouter Schouten (Walter Schultzens Ostindische Reisebeschreibung 3, 187 a). Bei Stavorinus umringen Frauen die Witwe und bitten sie dringend, ihnen von Ram, ihrem obersten Gott, vor dem sie nun bald erscheinen werde, diese oder jene Gnade zu erflehen. Und vorzüglich bittet man sie, die schon vorangegangenen Freunde, die sie finden werde, herzlich zu grüssen.¹⁾ Die Reiskörner und Kaurimuscheln, die die Witwe bei der Umkreisung des Scheiterhaufens austreut, werden von den Umstehenden gierig aufgelesen: denn man glaubt, dass diese Dinge gegen Krankheiten helfen.²⁾ Die Betelblätter, die die Witwe an die anwesenden Frauen verteilt, werden von diesen als Reliquien aufbewahrt.³⁾ Das Wasser, womit die Witwe die Umstehenden besprengt, wird als heilbringend und entschuldigend betrachtet; die Frauen drängen sich vor, um die Kleider der Witwe zu berühren, eine Handlung, die man als verdienstlich und als heilsam zur Vergebung und Befreiung vom ewigen Verderben ansieht.⁴⁾

Die hohe, fast göttliche Verehrung, die den indischen Witwen, wenn sie sich verbrennen liessen, zuteil wurde, kommt noch besonders darin zum Ausdruck, dass man ihnen zu Ehren Grabdenkmäler errichtete — in Indien eine ungewöhnliche, ausserordentliche Auszeichnung.⁵⁾

Nach alledem ist es nicht wunderbar, wenn man den Witwen die Gabe zuschrieb, die Zukunft vorherzusagen. Zum Überfluss wird es ausdrücklich bezeugt. Der Abbé Dubois erzählt in der Schilderung einer Witwenverbrennung vom Jahre 1794: 'While the funeral procession moved slowly along, the spectators, especially the women, tried to draw near to her to congratulate her on her good fortune, at the same time expecting that, in

1) Stavorinus, Reize naar Batavia 2, 48 (S. 102 in Lüders Übersetzung). Vgl. auch die Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreibungen 16 (Berlin 1776), S. 234. Bei Tavernier 3, 160 a und bei Gemelli Careri 3, 146 gibt man der Witwe Briefe ins Jenseits mit. — Der eigenartige Brauch, dem Scheidenden Bitten und Grösse an vorangegangene Verwandte aufzutragen, ja, ins Ohr zu schreien, ist sehr verbreitet: von Negelein in dieser Zeitschrift 14, 34.

2) Q. Craufurd, Researches (1817) 2, 136. Stavorinus, Reize naar Batavia 2, 50. Postans bei Klemm, Kulturgeschichte 7, 146.

3) Stavorinus, Reize 2, 16f. Dubois, Hindu manners S. 365f.

4) Postans bei Klemm, Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit 7, 146.

5) Colebrooke, Miscellaneous Essays 1, 172, n. Dubois, Hindu manners 362. Monier Williams, Modern India and the Indians³ p. 71. Crooke, Popular religion 1, 186f. (mit Abbildung).

virtue of the gift of prescience which such a meritorious attachment must confer upon her, she would be pleased to predict the happy things that might befall them here below. With gracious and amiable mien she declared to one that she would long enjoy the favours of fortune; to another, that she would be the mother of numerous children who would prosper in the world; to a third, that she would live long and happily with a husband who would love and cherish her; to a fourth, that her family was destined to attain much honour and dignity and so forth (Dubois, Hindu manners, customs and ceremonies p. 365).

Bei W. Ward erinnert sich eine Witwe auf dem Scheiterhaufen einer früheren Existenz und spricht ausserdem eine Prophezeiung aus, die nach der Versicherung des einheimischen Gewährsmannes natürlich in Erfüllung gegangen ist (Garbe, Beiträge zur indischen Kulturgeschichte S. 167).

Karl von Hügel sagt in seinem Bericht über die Witwenverbrennungen in Kaschmir: Die Geweihte wird von ihnen (den Umstehenden) mit abergläubischem Schauer, als ein höheres Wesen, mit stummer Neugierde betrachtet. Im Triumphe wird sie am Nachmittage in das Bad begleitet, von Brahminen des höchsten Ranges mit den heiligen Flüssigkeiten gesalbt, und ihr dann das Gesicht mit Turmeric und Safran in Streifen bemalt. Ein Tuch von weissem oder mit Safran gefärbtem Musslin wird um sie geschlungen, worauf man sie als eine Heilige ansieht, die mit dieser Welt nichts mehr zu tun hat. Wird sie von irgend jemand berührt, ausgenommen den Brahminen, so ist sie befleckt, und kann nicht mehr Sati seyn.¹⁾ Auf dem Boden vor dem Leichname des Gatten bleibt sie die wenigen übrigen Stunden ihres Lebens unbeweglich sitzen, und das Volk kommt wohl zu ihr, wie zu einem Orakel, um die Zukunft zu erfahren (Hügel, Kaschmir und das Reich der Siek 2. 402f.).

Der Glaube an das Hellsche der Witwen in den letzten Augenblicken hängt übrigens offenbar zusammen mit dem allgemein verbreiteten Glauben, dass Sterbende weissagen.²⁾ So sagte der sterbende Kalanos, wie Plutarch, Arrian und andere berichten, Alexander dem Grossen den Tod voraus.

Wer sich nun der Ansicht zuneigt, dass die indischen Witwen, wenigstens ursprünglich, aus dem Grunde einen Spiegel in die Hand nehmen mussten, weil der Spiegel als ein Mittel galt, die Zukunft zu erforschen, der wird

¹⁾ Das wird öfters erwähnt; so in den *Lettres édifiantes et curieuses, nouv. éd.*, tome 14, Paris 1781, p. 275 und von Degrandpré in der Beschreibung einer Witwenverbrennung, die er mit bewaffneter Hand zu verhindern suchte, wobei er nur einen Tag zu spät kam (Reise nach Indien und Arabien, Berlin 1802, S. 228). Stavrinus erzählt, dass ein holländischer Directeur Namens Sichterman die Summe von 25000 Rupien bezahlen musste, weil er eine Frau berührt hatte, die sich mit ihrem verstorbenen Gatten verbrennen lassen wollte (Reize naar Batavia 2, 51f.).

²⁾ Cicero de divinatione 1. 30. Liebrecht, Zur Volkskunde S. 37. Rohde, Psyche 1. 55.

vielleicht auch geneigt sein, einiges von dem, was wir bisher besprochen und zu erklären versucht haben, in einem anderen Lichte zu betrachten. Man erinnere sich, dass die Witwen, nach den Berichten des Ibn Batuta, Gasparo Balbi und J. J. Saar die Limone oder die Kokosnuss hin- und herwarfen, dass sie mit diesen Gegenständen spielten. Sollte etwa dieses 'Spielen', dass die genannten Reisenden beobachtet haben wollen, auch mit der Divination zusammenhängen? Dass die Kokosnüsse bei der Divination verwendet wurden, habe ich oben mit absichtlicher Ausführlichkeit dargelegt.

Vor allem aber tritt das Betäuben der Witwen durch allerhand narkotische Mittel, wovon oben 14. 305. Anm. die Rede war, in ein ganz neues Licht. Dieses von zahlreichen Reisenden bezeugte Betäuben geschah vielleicht nicht zu dem Zweck, um den Widerstand der Witwen zu brechen oder etwa, um ihnen die Qualen des Verbrennungstodes zu erleichtern: man wollte vielmehr ursprünglich die Witwen in einen ekstatischen Zustand versetzen, in einen Zustand, worin sie, nach dem allgemeinen Glauben, Verborgenes und Zukünftiges zu erschauen vermochten. Dass man berauschende, narkotische Stoffe verwendete, um Ekstase hervorzurufen, haben Tylor¹⁾ und andere gezeigt. Wenn John Fryer berichtet, dass den indischen Witwen Dutry eingegeben wurde (*A new account of East India and Persia*, 1698. p. 33), so halte man dagegen, dass die Indianer von Darien die Samen von *Datura sanguinea* gebrauchten, um bei Kindern ein prophetisches Delirium hervorzurufen, in dem sie verborgene Schätze offenbarten; dass sich die Priester in Peru, die mit den Huacas oder Fetischen redeten, in einen ähnlichen ekstatischen Zustand durch den Genuss eines Getränkes versetzten, das aus derselben Pflanze bereitet war (Tylor, Anfänge 2. 418).

Über den Pfeil, den die Witwen in Bezeneger nach dem Bericht des Cesare Federici in der rechten Hand hielten, während sie in der linken einen Spiegel trugen (oben 14, 209), habe ich nicht viel zu sagen. Es ist bereits bemerkt worden, dass der Pfeil, mit dem Spiegel gepaart, auch von der Braut getragen wird, und zwar bei den Kṣatriyas in Travancore und bei den Nambūdri-Brahmanen auf der Malabarküste. Hinzuzufügen ist, dass, nach einem alten Ritualtext, die Braut mit einem Pfeil in der Hand (*iṣuhastā*) dem Bräutigam übergeben werden soll²⁾, während

1) Die Anfänge der Kultur 2, 417 ff. Vgl. Spencer, Prinzipien der Soziologie (deutsch von Vetter) 1, 431. Schurtz, Urgeschichte der Kultur S. 594f.

2) Der Bräutigam selbst soll einen Stachelstock (einen Stock zum Antreiben des Viehes) tragen. Alles Nähere bei M. Winternitz, Das altindische Hochzeitsrituell (1892) S. 30f. und S. 87; vgl. J. Jolly im Kern-Album S. 179. Winternitz dürfte recht haben, wenn er bemerkt, dass die in den Gesetzbüchern beschriebene Zeremonie ursprünglich mit dem Kastenwesen nichts zu tun hatte. — Übrigens wird der Pfeil auch sonst noch bei den Hochzeitszeremonien erwähnt. *Indian Antiquary* 25, 144b (they go round a bow and arrow planted in the ground; 145a (The Uriyas of Ganjam have to marry their girls

die Gesetzbücher lehren, dass bei Heiraten in eine ungleiche Kaste die Kṣatriyabraubt einen Pfeil, die Vaiśyabraubt einen Stachelstock, die Śudrabraubt den Saum des Mantels des Bräutigams in der Hand zu halten hat. Nach Winternitz und Jolly wäre der Pfeil ursprünglich ein Symbol des Kriegerstandes.¹⁾ Diese Auffassung könnte auch auf den Fall, der uns hier beschäftigt, passen. Denn die Witwen, die Federici von seinem Hause aus nach dem Verbrennungsplatz mit Spiegel und Pfeil hinauszuziehen sah, gehörten vornehmen Familien an.²⁾ Man könnte sagen: dasselbe Symbol oder dieselben Symbole, die sie bei der Hochzeit getragen hatten, trugen sie auch auf dem Gange nach dem Scheiterhaufen in der Hand.

Es ist jedoch durchaus nicht sicher, dass der Pfeil in der Hand der Witwen als ein 'Symbol des Kriegerstandes' aufzufassen ist. Man wird es vielmehr von vornherein für wahrscheinlich halten, dass der Pfeil dieselbe oder eine ähnliche Bedeutung hat wie der Spiegel. Um einer anderen Erklärung des Pfeils den Weg zu ebnen, will ich hier noch in der Kürze zu zeigen versuchen, dass dem Pfeil, nach einem weitverbreiteten Glauben, Zauberkraft, insbesondere divinatorische Kraft, innewohnt.³⁾ Wie man von Zauberspiegeln spricht, so kann man auch von Zauberpfeilen sprechen.

Im altindischen Zauberritual erscheint der Pfeil als ein Mittel, mit dessen Hilfe man erkennen kann, was für einen Ausgang eine Sache

before the period of puberty. If a suitable husband is not obtained before the time, the girl is married to an arrow); vgl. 28, 112 a. In Tibet verlobt man sich mit einem Mälchen, indem man einen Pfeil auf ihrem Rücken befestigt; Waddell, Buddhism of Tibet p. 553, 557f.; vgl. Sarat Chandra Das, Tibetan-English Dictionary p. 673b.

1) Die am Schlusse der vorigen Anmerkung erwähnte tibetische Sitte hält Waddell für ein Überbleibsel der alten Raubehe; er bemerkt dazu: The arrow was the primitive national weapon of the Tibetans; and their military chief or general is still called Commander of the Arrows; and a golden or gilt arrow is a symbol of military command in Tibet. — Mögling und Weitbrecht berichten in ihrem Buche über das Kurgland (Basel 1866, S. 45), dass dort einem Knaben gleich nach der Geburt ein kleiner Bogen in das linke Händchen und ein Pfeilchen in das rechte gegeben wird. 'Der Bogen besteht aus einem Zweiglein des Wunderbannes (*Ricinus communis*), der Stiel eines Ricinusblattes gibt den Pfeil. So tritt der junge Kurg mit seinen ersten Atemzügen als künftiger Waidmann und Krieger in die Welt. Das war jedenfalls der Sinn der Sitte in alter Zeit; damals hatte sie auch ihre volle Bedeutung; jetzt nicht mehr, und es ist daher nicht zu verwundern, dass der Gebrauch nicht mehr allgemein beobachtet wird.' (Über die Zweige und Stiele des Ricinus vgl. Crooke, Popular Religion 2, 275.)

2) Nach Federici war es in Bezeneger (Bisnagar oder Narsinga) unter den gemeinen Leuten Sitte, dass die Witwe erwürgt und mit dem toten Gatten begraben wurde (s. oben 14, 207, 2). Nach Barbosa bei Ramusio³ 1, 326a waren es in Narsinga (= Bezeneger) die Witwen der Lingaiten, die sich mit ihren toten Männern lebendig begraben liessen; vgl. das Zitat aus Montaigne, Essais 1. 10 bei Yule-Burnell, Glossary 174b mit der Bemerkung dieser Autoren.

3) Ich kann hier nur wenig anführen. Eine Spezialabhandlung über den Pfeil (etwa nach der Art von Haberlands Abhandlung über den Spiegel, auf die ich verweisen könnte, ist mir nicht bekannt.

haben wird. Man wirft oder schiesst einen Pfeil nach oben; je nachdem nun der Pfeil nach der Himmelsgegend hin niederfällt, die man sich zuvor gedacht hat, oder nicht, wird ein Wunsch in Erfüllung gehen oder nicht (Caland, Altindisches Zauberritual S. 126, 4). In einem indischen Märchen sollen Prinzen ihre Frauen dadurch erhalten, dass jeder einen Pfeil abschiesst: wo der Pfeil hinfliegt, da werden sie ihre Frau finden (Benfey, *Pantschatantra* 1, 261; vgl. R. Köhler, *Kleinere Schriften* 1. 419. 554). Ähnliches kommt öfters vor.¹⁾ Als während einer Pest Karl der Grosse in Sorgen entschlafen war, erschien dem Träumenden ein Engel und befahl ihm, einen Pfeil in die Luft zu schiessen: auf welches Kraut er niederfallen werde, das sei heilsam gegen die Seuche (Grimm, *Deutsche Mythologie*² 1233f.).

Über die Pfeilwahrsagung (Belomantie), die mit zwei oder mehr Pfeilen ausgeführt wird, vgl. man z. B. Yule, *The Book of Ser Marco Polo*² 1, 238f.; *Indian Antiquary* 10, 339. 12, 1ff.; *Globus* 34, 287f.; Wellhausen, *Reste arabischen Heidentumes* S. 126f. Einen Fall von Pfeilwahrsagung, den er in Aleppo beobachtete, hat der oft angeführte Della Valle in seiner Reisebeschreibung 4, 194 b mitgeteilt. 'Ein Mahometaner', so erzählt Della Valle, 'liess zwei Personen auff einem Teppich auff die Erde, eine gegen die andere über, niedersitzen, und gab ihnen vier Pfeile in die Hand, welche sie mit der Spitze gegen die Erde kehrten. Nachdem man nun die Frage, wegen des Geschäfts, das man zu wissen begehrte, gethan, murmelte er hierauff heimlich seine Segensprecherey, und machte dass diese Pfeile von sich selbst, ohne einige Bewegung derjenigen Person, so sie in der Hand hielte, mit den Spitzen in der mitten sich zusammen fügten, und nach dem glücklichen oder unglücklichen Ausgang dessen, der die Frage gethan, die rechte Seite sich über die lincke, oder die lincke über die rechte legte.'

Über Pfeilspitzenaberglauben handeln M. R. Cox, *An introduction to folk-lore* 13ff. und Campbell, *Indian Antiquary* 24, 57f.; über den Zauberpfeil bei den Tibetern handelt L. A. Waddell, *The Buddhism of Tibet or Lamaism* 298. 483.

1) Man vergleiche, was Barbosa erzählt in Stanleys Übersetzung S. 96f. und 109 (bei Ramusio³ 1. 326 b. 10. 328 b. 20). Vgl. auch das oben über die Kokosnuss Bemerkte und den von Candish bei Yule-Burnell, *Glossary* p. 669 a geschilderten Vorgang: Wenn in Java ein König gestorben ist, so geben sich alle seine Frauen den Tod. Fünf Tage nach der Verbrennung des Königs wirft die Hauptgemahlin eine Kugel, und wo die Kugel liegen bleibt, da versammeln sich die Frauen, das Gesicht nach Osten gewendet, und erdolchen sich mit einem Kris.

Kleine Mitteilungen.

Trudensteine.

I.

In dieser Zeitschrift (1903, S. 295—298) hat Herr Richard Andree die Trudensteine, natürlich durchlochte Steine, besprochen, als ihr Verbreitungsgebiet Süddeutschland, England und Italien nachgewiesen und die Frage nach ihrem Vorkommen in Zwischengebieten aufgeworfen.

Dieselben Steine kommen in der preussischen Niederlausitz, besonders auch im Oberspreewald, im Volksglauben vor (vgl. meinen Aufsatz: Die Steine im Volksglauben des Spreewald, Zeitschr. f. Ethnologie 1880, S. 256), ohne dass sie einen besonderen Namen haben, soweit mir bekannt geworden ist. Es sind Feuersteine mit durchgehenden Löchern. Man soll sie dem Vieh gegen Beulen und Geschwülste umhängen. Ebenso bin ich ihnen mehrfach auch sonst in der Mark begegnet.

In einem sehr eingehenden Vortrage in der Gesellschaft Brandenburgia, der verbunden war mit einer Ausstellung entsprechender „Gegenstände des Volks- und Aberglaubens“ aus dem Märkischen Museum zu Berlin (Zeitschrift Brandenburgia 1898, 493—506), hat Herr Geheimrat E. Friedel gleichfalls solche Steine besprochen. So gedenkt er S. 497 gewisser „Glücksteine aus Flint mit natürlichem Loch zum Anhängen, talismanartig getragen“ von der Insel Rügen (1880). — Ferner S. 499: „Eine andere Form der Schutz- und Trutzsteine sind die Trudensteine, die gegen die Nachtmur, die Hexe, den Alb, die Trude, insbesondere gegen das so quälende, scheussliche Alldrücken schützen. Es werden verschiedene von meiner Privatsammlung ins Märkische Museum übergegangene, aus Norddeutschland, zum Teil aus der engeren Heimat stammende vorgelegt. Der Trudenstein ist scheinbar meist nur ein ganz gewöhnlicher Kieselstein oder ähnliches, allein er muss von Natur aus durchbohrt sein.“ Ernst Friedel führt an, dass, wo ein solcher Stein am Bett hängt, die Trude nicht an die Bettstatt komme, und verbreitet sich eingehend über diese Steine. Er bildet einen ‚Melkstein‘ ab. „der ursprünglich einem Grabhügel bei Hohen-Zieritz, dem Sterbeort der Königin Luise in Mecklenburg-Schwerin entnommen ist. Ein ausgezackter Feuerstein, etwa zwei Pfund schwer, welcher sich in der Kreideformation als Kieselbildung ausgeschieden hat.“ Durch die Öffnung des Steines hat man Kühle mit „einer Euterzitze“ gemolken, wenn den Tieren die Milch „verschlagen“ ist oder wenn sie „rot“ ausfällt u. a. m. — Ähnlich werden in der Schweiz ausgehöhlte Feuersteine, die dem Gewitter entstammen sollen, vom Volke Kuhstein genannt. Wenn die Kuh rote Milch gibt, melkt man sie durch das Loch des Kuhsteins, und die Milch bessert sich. — Den ‚Kuhstein‘ (ebenfalls zum Melken) erwähnt Ernst Friedel noch aus Hessen (nach Wohlfahrt). — In Suffolk hängen die Landleute dergleichen durchlöchernte Steine im Stall auf, damit die Mahr (nightmare) die Tiere nicht reite. — In Schweden heissen ebendieselben ‚Elfquärnar‘, Elfenmühlen. Soweit nach den Friedelschen Ausführungen.

Es ist also hiermit nachgewiesen das Vorkommen derartiger Trudensteine in der Mark, in Mecklenburg-Schwerin, auf der Insel Rügen (Pommern), in Schweden.

in der Schweiz, in Hessen, in England. Es ist wohl fraglos, dass sie auch in den Zwischengebieten vorkommen.¹⁾

In Ostpreussen (Kreis Darkehmen) ist der 'Donnerkeil' (durchbohrtes vorgeschichtliches Steinbeil) nach der Volksüberlieferung „gut gegen Geschwulst und Zahnreissen“. Die Geschwulst wurde damit gestrichen und gesprochen: „Im Namen“ usw. Von den 'Mohrenzitzchen', der anderen Art der Donnerkeile dortselbst, wenn ein Kind am Halse und hinterm Ohr wund war, schabte man etwas ab und streute den 'Sand' auf die Wunde. Ebenso, wenn Kühe im Walde von bösen Fliegen, z. B. am Euter, gestochen waren, bestrichen die Leute sie mit 'Donnerkeilen'. Es nähern sich also die ostpreussischen Donnerkeile mehrfach im Gebrauch den Trudensteinen, und es dürfte anzunehmen sein, dass auch in Ostpreussen natürliche Steinbildungen mit durchgehender Öffnung gleichem Gebrauch dienen. H. Frischbier (Hexenspruch und Zauberbann in der Provinz Preussen, Berlin 1870 S. 19) erwähnt nun ausdrücklich nach Pisanski, dass man Kühe mit verhexter Milch durch die Öffnung eines Donnerkeiles melke. Unter Donnerkeil sind hier vorgeschichtliche Steinbeile mit Durchbohrung zu verstehen.

Wenn nach Richard Andree (13, 297) Ruet Siebenhofer (1678) im Gerichtsverfahren gegen den Zauberer Jaggl aussagt, dass seine Mutter Trudensteine zum Melken gebrauchte, so ist vielleicht anzunehmen (wie bei Friedel und Frischbier), dass die Zitze des Kuheuters durch die Öffnung des Steines gemolken wurde.

Zehlendorf.

Wilibald von Schulenburg.

II.

Zu meiner Mitteilung über Trudensteine (oben 13, 295) sind von verschiedenen Seiten Nachträge erfolgt. Ich selbst will noch hinzufügen, dass für Bayern zwei Quellen, die damals von mir übersehen worden waren, vorliegen, welche sich im wesentlichen mit meinen Mitteilungen decken. K. von Leoprechting (Aus dem Lechrain 1855 S. 92) erwähnt, dass sie namentlich an die Betten der Wöchnerinnen als Schutzmittel gehängt werden, da kann die Trud nicht herankommen. Hebammen führen deshalb solche Steine bei sich. Auch Panzer (Bayerische Sagen und Bräuche 2, 164. 429) erzählt gleiches von den 'Drutensteinen' aus Kempton und Oberdorf, wo sie in mehreren Häusern sich finden, aber um teures Geld nicht zu haben seien. Sie bewahren dort gegen das Alldrücken und gegen das Verfilzen der Mähnen und Schweife der Pferde.

Ferner war Herr Prof. Th. Zachariae in Halle a. S. so freundlich, mich auf weitere Parallelen aufmerksam zu machen. Er schreibt: „Vor allem möchte ich bemerken, dass auch in Indien hohle Steine eine Rolle gespielt haben und noch spielen. Zu nennen ist da zunächst der Salagrāmastein, der sehr oft erwähnt wird. Er wird als hohl beschrieben, z. B. in dem Zitat aus den Wanderings of a Pilgrim bei Yule - Burnell, Glossary (London 1886) p. 852a; vgl. p. 593. Ferner zu vergleichen die Ausführungen (mit reichen Literaturangaben) von Crooke, [Introduction to] the popular religion of Northern India, sec. edition 2, 163ff., bes. 164f.: 'One form of stone is regarded with special reverence, those that have holes or perforations'. Crooke spricht dann auch von dem Durchkriechen durch hohle Steine. Einen Fall der Art finden Sie bei J. H. Grose, Reise nach Ostindien, deutsch, Fürth 1775, S. 69f. Über das Durchkriechen habe ich selbst einmal

1) [In Belgien hängt der Bauer, wenn er einen durchlochten Feuerstein (une pierre de silex percée) findet, diesen inmitten seines Stalles auf, um die Krankheiten vom Vieh abzulenken. A. Hock, Croyances et remèdes populaires au pays de Liège 1888 p. 264.]

gehandelt in der Zs. d. V. f. Volkskunde 12, 110ff. Dort finden Sie auf S. 112 das Buch von Panzer zitiert, worin, wenn ich mich recht erinnere, auch über hohle Steine gehandelt wird. Wollen Sie auch Brands Popular Antiquities vergleichen. (?) In dem ausgezeichneten Buche von Crooke vergleichen Sie ferner 2, 17 (perforated shells), 1, 227 oben, 2, 19 Mitte. Ferner Campbell, Indian Antiquary 27, 108f.; vgl. daselbst 26, 252 unten. Wegen des Śālagrāma vgl. noch Colebrooke, Misc. Essays, 1. edition, 1, 156 n. Dubois, Hindu manners, customs a ceremonies, ed. Beauchamp 1897, p. 655. Crooke 1, 274. Über hohle Steine vgl. noch Wutke § 111. 503. 540.“

Diesen dankenswerten Nachweisen möchte ich nur hinzufügen, dass das angeführte Durchkriechen durch hohle Steine nicht in das Gebiet der Trudensteine gehört, sondern zu einem anderen weit über die Erde verbreiteten Gebrauche, zu dem sich sehr viel anführen lässt, der aber am eingehendsten von Henri Gaidoz in seiner Schrift 'Un vieux rite médical' (Paris 1892) behandelt worden ist. 'Il s'agit, pour résumer d'un mot, de se guérir d'une maladie en passant par une ouverture ou en mettant à profit une cavité.'

München.

Richard Andree.

Zur Hillebille.

Oben 6, 445 ist eine Mitteilung von W. Schwartz über die Hillebille enthalten, in der es heisst: „Auch im Bückeburgischen kannte man den Ausdruck Hillebille und wandte ihn in modifizierter Weise an. Wenn nämlich ein neues Haus gerichtet und bekränzt war, so pflegten die Zimmerleute mit ihren Hämmern auf die Bretter zu schlagen und so einen Heidenlärm zu machen. Dann sagte man: Sie schlagen Hillebille.“ Diese Nachricht ist in den zahlreichen Zusehriften über die Hillebille, die in dieser Zeitschrift [7, 208. 8, 347] und im Korrespondenzblatte des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung (Jahrg. 1896/97—1899/1900) veröffentlicht worden sind, so weit ich sehe, nicht beanstandet worden, sie bedarf aber in wesentlichen Punkten der Berichtigung und Ergänzung. Zunächst ist zu bemerken, dass man den Ausdruck Hillebille und die Sitte des Hillebilleschlagens heute im Bückeburgischen noch sehr wohl kennt. Im ganzen südlichen Teile des Fürstentums wird noch heute die Sitte bei Hausrichtungen selten unterlassen, in der Gegend nördlich des Rebburger Höhenzuges dagegen ist sie unbekannt. Sodann besteht der alte Brauch keineswegs darin, dass die Zimmerleute auf die Bretter schlagen, um einen Heidenlärm zu machen; aus dieser Angabe gewinnt man über die Ausführung ein ganz falsches Bild. In gewisser feierlicher Weise versammeln sich die Zimmerleute nach Errichtung der Dachsparren, meist gegen Feierabend, oben auf dem Gebäude. Vor einem über zwei Balken gelegten, etwa 30 cm breiten und 10—15 cm dicken, beschnittenen Buchenbrette nehmen vier Zimmerleute Platz, je zwei auf einer Seite, und beginnen taktmässig mit ihren „Krummhauern“ das „Hillebilleschlagen“, das von fern recht melodisch klingt. Es ist ausserordentlich weit vernehmbar und nichts anderes, als eine laute Ankündigung, dass das Haus gerichtet ist, und das Richtfest seinen Anfang nehmen kann. Hierin liegt gerade die Beziehung auf das alte Schallinstrument, die Hillebille, das einst wichtige Meldungen von Hof zu Hof und Dorf zu Dorf trug.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit noch auf das eigentümliche kurze Anschlagen der Glocke vor dem Beginn des Geläutes bei Beerdigungen im Fürstentum Schaumburg-Lippe hinweisen, das man „kleppen“ nennt. In dem Kirchdorfe Sülbeck war bis vor wenigen Jahren an den drei hohen kirchlichen Festtagen ein

ganz eigenartiges Anschlagen der Glocken vor dem Beginn des Festgeläutes üblich. Es bestand in einem schnellen Läuten der kleinsten, sogen. Pingelglocke, und in einem wechselseitigen Anschlagen der beiden grösseren Glocken; man nannte es „bunt läuten“. Seit im Jahre 1898 die grösste und kleinste Glocke durch neue ersetzt wurden, wird der alte Brauch in der Weise ausgeübt, dass vor dem in drei Absätzen stattfindenden Festgeläute mit den drei Glocken abwechselnd dreimal, mit der grossen Glocke jedesmal fünfmal, mit den anderen beiden viermal angeschlagen wird. Über die Entstehung dieser Sitte, die, soviel ich weiss, nicht weiter verbreitet ist, hat sich nichts feststellen lassen. Sollte sich in ihr vielleicht auch eine Erinnerung an die alte Hillebille erhalten haben?

Köln.

O. Zaretzky.

ABC - Kuchen.

Die kleine Abbildung, welche ich hier beifüge, erinnert an einen längst abgekommenen Gebrauch, der in alter Zeit eine Art pädagogischer Bedeutung hatte und bei Kindern die Lust zum Erlernen des Alphabets erregen sollte. Es kann sich auch dabei zugleich um eine Belohnung für fleissige Kinder handeln, die gut gelernt haben. Jedenfalls ist das Verfahren ein altes und heute, wo jedermann liest und schreibt, völlig verschwundenes: es verdient daher als ein volkstümlicher Brauch hier eine Auffrischung.

Die Abbildung zeigt den Wachsabguss aus einer Form, die im 18. Jahrhundert in München geschnitzt wurde und sich in einem seit alters berühmten Wachsziehgeschäft dieser Stadt erhalten hat. Die Firma Mathias Ebenböck betreibt dort noch in ursprünglicher Weise Lebkuchenbäckerei, Wachszieherei und Metbrauerei nebeneinander, denn alle drei Erzeugnisse beruhen ja auf der Tätigkeit der Biene. Man kann dort guten Honigwein trinken, Wachsvotive der mannigfachsten Art und Kirchenkerzen kaufen oder den Lebkuchen in den verschiedensten Formen, die teilweise bis in das 17. Jahrhundert zurückgehen, geniessen. Die ganze Familie ist, was einen wohlthuenden Eindruck macht, in der Herstellung der verschiedenen Waren beschäftigt, an der Spitze der mehr als achtzigjährige, immer noch rüstige, freundliche Vater, dem die Frau, die Söhne und die Töchter fleissig zur Seite stehen, ein jedes in seinem besonderen Fache geschickt. Der alte Herr, der vor fast 70 Jahren noch in alter Weise als „Lebzelterlehrling“ freigesprochen wurde, hat über sein Gewerbe wertvolle Nachrichten niedergeschrieben (Zeitschrift des Münchener Altertumsvereins, n. F., 8. Jahrg., 1897, S. 23), auf die ich hier verweisen will. Besonders hervorzuheben ist noch die Sammlung alter Formen (Modeln), aus Holz geschnitzt, die zur Herstellung der Honigkuchen und Wachsvotive dienten und sich im Hause Ebenböck erhalten haben. Für Trachtenkunde lässt sich bei ihrer genaueren Ausführung ebensoviel gewinnen, wie für die Sittengeschichte und manchen volkstümlichen Brauch.

Unter diesen Formen befindet sich auch jene des ABC-Kuchens, dessen Abbildung hier wiedergegeben ist. Das Täfelchen ist $5\frac{1}{2}$ cm breit und ohne den durchlochten Stiel 7 cm lang. Oben steht in drei Reihen das Alphabet von A bis tz. Das f ist dreimal hintereinander gegeben, ebenso das s, das r in zwei verschiedenen Formen. Alles in deutscher Fraktur, und die Häufungen einzelner Buchstaben finden wohl ihren Grund darin, dass der Raum der drei Zeilen völlig gefüllt werden musste. Wozu dieses Alphabet diente, erkennt man aus der Darstellung, welche das untere Drittel des Täfelchens einnimmt. Da sitzt auf einem Stuhle, mit der Perrücke auf dem Haupte, würdevoll in der Tracht des 18. Jahr-

hundreds der Schulmeister, den damals noch nicht verpönten Bakel schwingend, vor ihm zwei Knaben, ein jeder mit der Fibel, und zwei Mädchen. Was die sechs Kreise über den Köpfen der Kinder bedeuten sollen, weiss ich nicht; vielleicht handelt es sich nur um eine Füllung des leeren Raumes.¹⁾

Ob in der geschichtlich pädagogischen Literatur etwas über diese einst sehr verbreiteten ABC-Kuchen bekannt geworden ist, kann ich nicht sagen; vielleicht gab es auch einen besonderen Namen für diese Leckerbissen. Ich habe nur gefunden, dass Basedow solche nacheinander, jeden Buchstaben einzeln, den Kindern zum Verspeisen gab. Vielleicht ist ein Nachklang an diese einzelnen Buchstaben in jenen zu erkennen, die heute noch in den Cakesfabriken hergestellt und in den Handel gebracht werden.

Es handelt sich bei dem hier angeführten Brauche jedenfalls um eine alte Sache, über deren frühes Vorkommen ich durch meinen verehrten Freund, den um die Volkskunde hochverdienten Prof. Henri Gaidoz in Paris, aufgeklärt worden bin. Er übersandte mir auf meine Anfrage seine Schrift *Les gateaux alphabétiques*²⁾, welche wünschenswerte Aufschlüsse bringt, und da diese Arbeit des verdienten Herausgebers, der leider mit dem zehnten Bande vor wenigen Jahren eingegangenen volkskundlichen Zeitschrift *Mélu* wenig bekannt geworden sein dürfte, so gestatte ich mir zur weiteren Erläuterung des Münchener ABC-Kuchens nachfolgendes daraus im kurzen Auszuge mitzuteilen.

In einem irländischen Manuskripte des 15. Jahrhunderts, *Lebar Brecc*, wird das Leben des h. Columba, später bekannt als Columcille (die Taube der Kirche), erzählt und dabei über seine Lehrzeit berichtet, wie sein Lehrer ihm das Alphabet auf einen Kuchen schrieb, und Columba die eine Hälfte für das Land im Osten, die andere für das Land im Westen des Wassers (Meeres) verzehrte, was dahin ausgelegt wurde, dass seine Missionstätigkeit sich auf Irland und Schottland beziehen sollte. Durch das Verschlucken des ABC-Kuchens lernte aber Columba ganz von selbst das Lesen, so dass er gleich darauf an Stelle seines verhinderten geistlichen Lehrers *Misericordia Dei* in der Kirche singen konnte, was als ein Wunder betrachtet wurde.

Gaidoz fügt dieser Erzählung hinzu, dass dadurch wieder eine Bestätigung vorliege für den Glauben, dass man sich eine Kraft oder eine Tugend dadurch erwerben könne, wenn man einen körperlichen Gegenstand, welcher jene darstellt, verschluckt. Es sei bekannt, dass durch Verschlucken von magischen oder frommen Formeln bei Krankheiten die Heilung erstrebt werde. Das ist richtig und kommt



1) [Eine ähnliche Tafel mit dem Alphabet hängt auf Christoph Weigels Abbildung von 1689 in einer Schulstube (Reicke, *Lehrer und Unterrichtswesen in der deutschen Vergangenheit* 1901 S. 111). Eine 1535 von H. Aldegrever gestochene Alphabettafel bei Reicke S. 96f.]

2) Erschienen in *Mélanges Renier*. Paris, F. Vieweg, 1886.

genug heute vor, und ich will hinzufügen, dass auch ein grosser Teil der Menschenfresserei darauf beruht, dass man Teile des erschlagenen tapferen Feindes verzehrt, um selbst dessen Tapferkeit zu erlangen, und in Mariazell in Steiermark verkauft man kleine Heiligenbilder zum Verschlucken bei gewissen Kinderkrankheiten.¹⁾

Bei den in Rede stehenden Kuchen und der hier mitgeteilten Abbildung handelt es sich aber im wesentlichen um ein pädagogisches Hilfsmittel beim Lesenlernen, und es geht, wie Gaidoz zeigt, weit über den Gebrauch bei den alten Irländern heraus. Ob schon bei den Römern ähnliches vorgekommen, lässt er dahingestellt, aber er verweist auf Horaz (Satiren I, 1, 25):

— — wie zuweilen mit Naschwerk freundliche Lehrer
Kinder erfreuen, dass gern das Alphabet sie erlernen.

Auch für England hat Gaidoz eine Quelle gefunden, welche auf älteren Gebrauch des ABC-Kuchens hinweist, und diese ist Goldsmiths Vicar of Wakefield, wo es heisst: „He (Mr. Burchell) brought my little ones a penny-worth of gingerbread each, which my wife undertook to keep for them, and give them by letters at a time.“ Ferner kommt bei Smollett (Humphrey Clinker, Tauchnitzausgabe S. 122) eine Stelle vor: „I will bring her the ABC in gingerbread.“

Diese kurzen Notizen genügen wohl schon, um den Nachweis zu liefern, dass die ABC-Kuchen einmal ein alter Gebrauch und dass sie auch weit verbreitet waren.

München.

Richard Andree.

Die zwölf goldenen Freitage.

Kürzlich kam mir eine handschriftliche Aufzeichnung aus Steiermark zu. betitelt: 'Erzeugnis der hlg. zwölf goldenen Freitage samt Erklärungen, wie man dieselben halten soll. Geschrieben im Jahre 1820.' — Auf der zweiten Seite steht: „Fünfzehn heimliche Leiden oder Schmerzen, so Christus der Herr der frommen und Gott liebenden hlg. Maria Magdalena aus dem Orden der hlg. Clara, welche zu Rom in grosser Heiligkeit gelebt und selig gestorben, mündlich geoffenbart hat. Samt Erklärung über das Gloria Patri und Bericht sechs hlg. Messen, wie sie für Lebendige und Abgestorbene sollen aufgeopfert werden.“

Auf der nächsten Seite folgt: „Eigentlicher Bericht von sechs heilige . . . Wer dann dieses Lobsprüchlein recht oft betet und durch fleissige Übung in Gewohnheit bringt, wird gewiss erfahren, dass ihm alles Gute hierdurch zukomme, dass er auf eine leichte und geringe Weise in allen Dingen kann zu Gott aufsteigen. ja, die beste Meinung, an der dem Menschen am meisten liegt, erwecken, alle Güter Gottes, Engel und Menschheit teilhaftig werden und im Himmel die Glorie erlangen kann. So bete dann oft und allzeit: Die Ehre sei Gott Vater, dem Sohn und dem hlg. Geist. Amen! Erklärung der hlg. zwölf goldenen Freitage, welche der hlg. Papst Clemens aus der hlg. Schrift gezogen und wie wir uns an denselben halten sollen, so hat Christus der Herr selbst die zwölf goldenen Freitage gesetzt und selbe seinen Jüngern geboten zu fasten in Wasser und Brot, und wer diese hlg. Freitag mit Wasser und Brot fasten tut, der sieht Gott den Herrn und die hlg. Jungfrau und Mutter Gottes samt der englischen Schar zwölf Täg' vor seinem End. Dieser Mensch kann oder mag dann nicht geschieden werden, ihm

1) Dazu ist zu vergleichen Felix Liebrecht, Zur Volkskunde 1879, S. 436: „Der aufgegessene Gott“. [R. Andree, Votive und Weihgaben des katholischen Volkes in Süddeutschland 1904 S. 21.]

werden gegeben die sieben Gaben Geist Gottes des hlg. Geist. Die erste Gab ist, dass er ohne hochwürdigem Sakrament nicht vercheiden mag; die zweite Gab ist, dass er in keinen bösen Tod nicht sterben werde; die dritte Gab ist, dass er in keine grosse Armut kommen kann; die vierte Gab ist, dass er nicht verdammt werde; die fünfte Gab ist, dass ihm zwölf Täg vor seinem End' die Stunde geoffenbaret werden wird; die sechste Gab ist, dass ihm die Mutter Gottes vor allen bösen Geistern behüten und bewahren wird; die siebente Gab ist, dass die Seel von seinem Leib genommen und in die ewige Freud geföhret werde. Wer diese Freitag weiss und tut es anderen Menschen offenbaren, der kann sich einen grossen Verdienst machen.

„Der erste Freitag ist vor dem Asehermittwoch, bete zu Ehren der hlg. Dreifaltigkeit drei Vaterunser und drei Ave Maria. Der zweite Freitag ist vor Maria Verkündigungstage; bete zu Ehren des süssesten Namen Jesu sieben Vaterunser und sieben Ave Maria. Der dritte Freitag, an dem hlg. Karfreitag; bete zu Ehren der spitzigen Dornenkrone Christi 60 Vaterunser und 60 Ave Maria. Der vierte Freitag ist vor der Himmelfahrt Christi; bete zu Ehren unseres Herrn Jesu Christi, dass er nach seiner Auferstehung noch 40 Tage auf Erden gewesen ist, 40 Vaterunser und 40 Ave Maria. Der fünfte Freitag ist in der Pflingstwoche; bete zu Ehren unseres Herrn Jesu Christi, dass seine heiligen Apostel mit dem hlg. Geist sind erleuchtet worden, 40 Vaterunser und 40 Ave Maria. Der sechste Freitag ist vor dem hlg. Frohnleichnamstag; bete zu Ehren der hlg. Apostel zwölf Vaterunser und zwölf Ave Maria. Der siebente Freitag ist vor Johannis des Täufers Tag; bete zu Ehren unseres Herrn Jesu Christi, dass er 33 Jahre alt geworden, 33 Vaterunser und 33 Ave Maria. Der achte Freitag ist vor dem Peter und Paulstage; bete zu Ehren unseres Herrn Jesu Christi, dass er verkauft worden um 30 Silberlinge, 30 Vaterunser und 30 Ave Maria. Der neunte Freitag ist vor dem Maria Himmelfahrtstag; bete zu Ehren der hlg. fünf Wunden unseres Herrn Jesu Christi fünf Vaterunser und fünf Ave Maria. Der zehnte Freitag ist vor dem hlg. Erzengel Michaeltag; bete zu Ehren der drei Nägel drei Vaterunser und drei Ave Maria. Der eilfte Freitag ist vor dem Allerheiligen Gottestag; bete zu Ehren unseres Herrn Jesu Christi, dass er sich unser gezeigt hat, 15 Vaterunser und 15 Ave Maria. Der zwölfte Freitag ist vor dem hlg. Christtage; bete zu Ehren Jesu Christi, der 15 Zeichen tun wird vor dem jüngsten Tage, 15 Vaterunser und 15 Ave Maria. Allen denjenigen, die das Gebet verrichten, denen wird Gott durch dieses Gebet schenken: 25 verstockte Sünder, die sich zur Busse bekehren, sonst aber ewig zugrunde gingen, durch dieses Gebet aber erlangen sie ewige Freud und Seligkeit. Auch kann man 25 arme Seelen aus dem Fegefeuer erlösen, was man für eine haben will, und an seinem letzten End' wird Gott, der Allmächtige, kommen mit seinen lieben Engeln und Heiligen und ihn bewahren, auch seine Seele in die ewige Freud' und Seligkeit einföhren. Dieses ist gefunden worden zu Jerusalem bei dem hlg. Grab Christi so mit goldenen Buchstaben geschrieben gewesen im Jahre 1724.“

Nun folgt ein Gebet: „O Herr mein Gott, hab ich gebrochen dein Gebot, habe ich gesündigt wider dich, meine Sünden reuen mich.

Hab' ich Sünden soviel getan,	Der die Sünd' vergeben kann.
Dass ich's bei keinem Priester beichten kann,	Meine Sünd' gib ich von mir
So beicht' ich's bei Gott, dem Allmächtigen,	Und meine Seel' befehl' ich dir
Der ist ein heiliger Mann,	Vom Grunde meines Herzens. Amen.“

Wurde vorher von den 'goldenen' Freitagen berichtet, so kommt endlich die Rede auf die drei goldenen Samstagnächte:

„Vorbericht. Samstagnacht, will soviel sagen als Samstagabend. Also heisset man den hlg. Abend, neuen Jahr- und Dreikönignacht¹⁾, die Rauchnacht' auch genannt, das ist der hlg. Abend, an welchem man pflegt die Häuser auszurauchen. In der ersten goldenen Samstagnacht soll man beten: O allerseligste Jungfräuliche Mutter Gottes Maria, du bist zwar würdig, dass man dich täglich verehere und sich deiner mächtigen Fürbitte empfehle, ich verlange aber dich sonderbar anheut, als in der ersten goldenen Samstagnacht kindlich zu verehere und zwar mit und durch den grossen Himmelsfürsten, den hlg. Erzengel Michael, nach dessen Fest diese hlg. drei goldene Samstagnacht ihren Anfang nimmt²⁾“ usw.

Es folgen noch Gebete der zweiten und dritten goldenen Samstagnacht. Den Schluss bildet ein Lied:

Wo ist Jesus, mein Verlangen,
 Mein Geliebter und mein Freund,
 Wo ist er denn nun hingegangen,
 Wo mag er sein zu finden heunt? usw.

Weissenbach, Post Liezen.

Karl Reiterer.

[Nachtrag: Dies Gebot, an zwölf Freitagen bei Wasser und Brot zu fasten, können wir auch anderwärts nachweisen. Aus einem zu Anfang des 14. Jahrh. geschriebenen Codex der Biblioteca Corsiniana in Rom hat G. Amati (Ubbie, ciancioni e ciarpe del secolo XIV. Bologna 1866, p. 5) eine italienische Fassung veröffentlicht: 'Questi sono i dodici venerdì, i quali trovò papa Chimento. Chi gli digiuna in pane e in acqua, non vede mai le pene del ninferno: Io Chimenti papa trovai negli atti degli apostoli, che Iddio disse a Piero di questi venerdì, gli quali tutti i Cristiani deono digiunare . . . perchè dodici sono gli apostoli' . . . Eine englische Fassung, die Maurice Lenihan (Notes and Queries 4. ser. 2, 330. 1868) aus einer alten irischen Hs. mitteilte, beginnt: 'The Golden Fridays of the Year. Whosoever fasteth on the Golden Fridays, and eats but one meal of bread and water each Friday, and prays devoutly on each of them days as followeth, shall have five gifts: first, he shall not die a sudden death: nor he shall not die without the holy rites of the church: nor the devil will have power over him. He shall see the glorious Virgin Mary with his own corporeal eyes before his death; he shall see our Lord Jesus Christ on the cross forty days before his death.' Besondere Gebete an den einzelnen Freitagen werden nur in der deutschen und englischen Fassung vorgeschrieben.

In der italienischen folgt aber noch eine eigenartige Begründung der Heiligung des Freitags: 'però che in venerdì Adamo fu fatto, in venerdì peccò, in venerdì Caino uccise il suo fratello, in venerdì venne il diluvio sopra alla terra, in venerdì uccise Davit Golia; in venerdì uccise per il peccato Elia ventiquattro migliaia d' uomini, in venerdì fu dicollato santo Giovanni Battista, in venerdì fu annunziata la vergine Maria, in venerdì fu crucifisso Cristo, in venerdì santa Maria n' andò in cielo, in venerdì fu morto san Piero e san Pagolo, in venerdì fu lapidato santo Stefano, in venerdì pugnerà Antecristo il mondo con Elia ed Enoche, in venerdì verrà Cristo a giudicare il mondo.' Dieselbe 'Recommandation du

1) Das Volk glaubt, die Nacht zum Rosenkranzsonntag und die Samstage vorher und nachher seien die drei goldenen Samstagnächte, wie ich es in Donnersbuchwald vernahm.

2) Es heisst also auch hier, dass der goldene Samstag acht Tage vor dem Rosenkranzsonnabend ist, nämlich am Samstag vor dem Michaelissonntage.

vendredi ist auch im mittelalterlichen Frankreich und in Irland bekannt (Moland, *Revue archéologique*, nouv. sér. 5, 104. Gaidoz und Lévi, *Mélanges* 4, 133. 204).

Mit dem im deutschen und italienischen Texte erwähnten Papste Clemens mag der früher als Verfasser der *Constitutiones apostolicæ* betrachtete Clemens von Rom gemeint sein, da in diesem Werke (Buch 5. Migne, *Patrologia graeca* I) vom Fasten gehandelt wird. Bei Martène, *De antiquis ecclesiae ritibus*, bei Pitrè, *Il venerdì nelle tradizioni popolari d'Italia* (*Curiosità di usi popolari* 1902 S. 53 bis 105) u. a. habe ich vergeblich nach diesem Brauche gesucht. J. Bolte.]

Joli Tambour.

Den spärlichen Belegen für die Übernahme französischer Volkslieder in den deutschen Volksgesang [oben 12, 215. 14, 350] glaube ich einen neuen hinzufügen zu können. Das über ganz Frankreich verbreitete Lied vom 'Joli tambour', von dem Doncieux (*Le romancéro populaire de la France* 1904 S. 428f.) über vierzig Varianten nachweist, findet sich als deutsches Kinderlied, wenn auch in freier Umgestaltung, wieder. Dem von Doncieux auf Grund der verschiedenen Lesarten konstruierten Texte stelle ich den deutschen Wortlaut gegenüber, so wie ich ihn in Berlin von Schulmädchen beim Spiele habe singen hören. Die Mädchen hatten das Lied von einer Lehrerin gelernt, die es ihrerseits ebenfalls als Schülerin einer Mittelschule in Anhalt erlernt hatte.



Fünf-tau-send Mann, die zo - gen ins Ma - nö - ver, fünf-tau-send Mann, die
zo - gen ins Ma - nö - ver, scha - lum - di - bum. scha - lum - di - bum, die
zo - gen ins Ma - nö - ver. scha - lum - di - bum.

- | | |
|---|--|
| 1. Sont trois tambours revenant de la guerre,
Ran, ran, pataplan
revenant de la guerre. | Fünftausend Mann die zogen ins Manöver;
:; Schalum dibum :;
Die zogen ins Manöver. |
| 2. La fille au Roi étoit à sa fenêtre. | Bei einem Bauersmann da liess ein Teil
sich nieder. |
| 3. Le plus jeune a à sa bouche une rose. | Und der Bauer hatt' ne wunderschöne
Tochter. |
| 4. »Joli tambour, donnez-moi votre rose!« | |
| 5. 'Fille du Roi, donnez-moi votre cuere!' | |
| 6. »Joli tambour, demandez-là mon père.« | |
| 7. 'Sire le Roi, donnez-moi votre fille.' | Und der Reiter sprach: „Kann ich die
Tochter haben?“ |
| 8. »Joli tambour, comment oses-tu dire?« | Und der Bauer sprach: „Was ist denn dein
Vermögen?“ |
| 9. Joli tambour, quelles sont tes richesses?« | |
| 10. 'Sire le Roi, ma caisse et mes baguettes.' | Und der Reiter sprach: „Zwei Stiefel und
zwei Sporen.“ |
| 11. [»Joli tambour, tu n'es pas assez riche. | Und der Bauer sprach: „Dann kannst du
sie nicht haben.“ |
| 12. N'as pas vaillant la robe de ma fille.« | |

13. 'Sire le Roi, ne sui bien que trop riche:
 14. J'ai trois vaisseaus dessus la mer jolie,
 15. L'un chargé d'or, l'autre d'argenterie,
 16. Le troisième est pour promener m'anie.']
 17. »Joli tambour, dis-moi, quel est ton
 père?«
 18. 'Sire le Roi, c'est le roi d'Angleterre,
 19. Et ma mère est la reine de Hongrie.«
 20. »Joli tambour, je te donne ma fille.«
 21. 'Sire le Roi, je vous en remercie:
 22. Dans mon pays y en a de plus jolies.'
- Und der Bauer sprach: „Was ist denn dann
 dein Vater?“
 Und der Reiter sprach: „Ist König von
 Italien.“
 Und der Bauer sprach: „Dann kannst du
 sie ja haben.“
 Und der Reiter sprach: „Ich mag sie gar
 nicht haben;
 Bei uns in unserem Land da gibt es noch viel
 schöne Mädchen mit braunschwarzem
 Haar,
 Ja Mädchen mit braunschwarzem Haar.“

In verkürzter Form der einigermaßen die französische Fassung bei E. Rolland, *Recueil de chansons populaires* 1, 266 (1883) entspricht, ist mir das Lied im Jahre 1903 aus Seehausen in der Altmark bekannt geworden:

1. Fünftausend Mann die zogen ins Manöver.
2. Zu einem Bauer da kamen sie ins Quartiere.
3. Der Bauer der der hat ne schöne Tochter.
4. „Sag Bauer, sag, wer soll die Tochter haben?“
5. 'Sag Musketier, was ist denn dein Vermögen?'
6. „Mein Vermögen sind zwei Stiefel ohne Sohlen.
 Mein Vermögen ist ne Hose ohne Boden.“
7. 'Ja Musketier, du sollst die Tochter haben.'

Ist die deutsche Fassung des Liedes auch stark vergrößert, so verleugnet doch der Inhalt — wie auch Rhythmus und Melodie (!) — die Herkunft vom französischen Original nicht. Übrigens ist auch in Frankreich das Lied in verkürzter Gestalt zum Kinderlied geworden (s. Rolland, *Recueil* 5, 54).

Berlin.

Oskar Ebermann.

[Dem französischen Texte näher steht eine bei Wolfram, *Nassauische Volkslieder* 1894 No. 19 nebst der Melodie mitgeteilte Fassung:

1. Es waren drei Tamborn, die reisten in die Fremde ;:
 Ridirom, ridirom, ridirombombom, die reisten in die Fremde.
2. Der jüngste von den drein, der liebt' ein schönes Mädchen.
3. 'Sag an, du schöne Dam, kann ich dich auch wohl kriegen?
4. „Willst du das Mädcl habn, musst du den Alten fragen.“
5. 'Sag an, du alter Herr, kann ich die Tochter kriegen?'
6. „Sag an, du junger Herr, was ist denn dein Vermögen?“
7. 'Was mein Vermögen ist? Die Trommel und zwei Schlägel.'
8. „Wenn das dein Vermögen ist, kannst du meine Tochter nicht kriegen.“
9. 'Ach nein, mein lieber Mann, ich hab noch eius vergessen:
10. Mein Vater, und der ist der König von Italien.'
11. „Wenn das dein Vater ist, kannst du meine Tochter kriegen.“
12. 'Ach nein, mein lieber Mann, ich will deine Tochter nicht haben.
13. Bei uns zu Haus im Land da gibts noch schöne Mädchen.'

Mein Mädchen ist nicht adelich.

1.

Mein Mädchen ist nicht adelich,
Doch ist sie jung und schön:
Vom ganzen Herzen liebt sie mich
Und läßt alle andere gehn.
Sie hat etwas, das mich entzückt.
In ihrem schön Gesicht.
Ein blaues Aug: ich bin verliebt,
Wenn ich sie seh beym Licht.

2.

Ich saß im dunkeln Buchenheim
Bey ihr auf weichem Moos,
Im trüben blassen Mondenschein
Gelind auf ihrem Schooß.
Ich spielte mit dem blauen Band
An ihrer weissen Brust
Und bebte bey dem Druck der Hand
Im Schauer süsser Lust.

3.

Ich sah und hört' sie nur allein,
Nicht Nachtigall'n Gesang,
Nicht Abendroth, nicht Mondenschein:
Mir schlug das Herz so bang.
Fest hieng mein Blick an ihrem Blick,
Mein Mund an ihrem Mund:
Nur unser Engel sah das Glück
Und segnete den Bund.

Drey schöne Neue Lieder. Petersburg. 4 Bl. 8^o o. J. — Das erste: Der Pudel als Retter eines dreyjährigen Kindes. Melodie: Menschen schaudert nicht zurücke (Gerettet durch der Vorsicht Güte'. 16 Str.). Das zweite: 'Mädchen mit dem blauen Auge'. 8 Str. (Vgl. Böhme. Volkstümliche Lieder 1895 No. 427, nur 7 Str. Köhler-Meier. Volkslieder von der Mosel und Saar 1896 S. 399 zu No. 110, 8 Str.). Das dritte: „Mein Mädchen ist nicht adelich“, 3 Str. (oben abgedruckt) ist offenbar eine Dichtung aus dem Ende des 18. Jahrhunderts.

Wien.

Franz Branky.

Zimmermannsverse beim Rammen.

Wenn früher in Braunschweig ein grosser Bau auf bruchigem Boden aufgeführt werden musste, so ramnte man, um einen festen Untergrund für das Mauerwerk zu bekommen, dicke lange Pfähle in den Boden ein. Diese Arbeit, die eine grosse Anstrengung erforderte und die Kräfte leicht ermüdete, begleitete man mit Versen. an deren Ende jedesmal der Fallklotz (Bär geheissen) mit 'bumberndem' Geräusche niedergelassen wurde. Die hochdeutschen Verse, die ich gesammelt habe, lasse ich als jünger weg, zumal sie noch derber sind als manche der niederdeutschen, die ich mir aufgezeichnet habe.¹⁾

Hoch up den Block.
In't deipe Lock!
Dei Bäre is swēr:
Komt alle her,
Daut alle Mann,
Wat jeder kam,

Fat an dat Strick,
Un wenn 't ok ritt,
Trecket alle feste,
Ritt ok dei Weste!
Hoch in dei Klette,
Hoch up un sette!

1) [Andere deutsche Rammerlieder oben 7, 437, 8, 96, 12, 373, 15, 57. Bücher. Arbeit und Rythmus² S. 160f.]

Hoch up den Bären!
 De Winstock hat vel Reben,
 Reben hat de Winstock.
 Kalf is kein Zickenbock.¹⁾
 Hoch in de Klette,
 Hoch up un sette!

Hoch in de Danne,
 Beir in de Kanue,
 Wost op en Disch.
 Dann geit et frisch.
 Hoch in de Klette,
 Hoch up un sette!

Braunschweig.

Otto Schütte.

Sagen aus Kujawien.

I. Das wunderbare Kind.

In Kujawien erzählt man sich folgende Geschichte: In Russisch-Polen wurde im Jahre 1890 ein Kind geboren. Als man dieses zur Taufe trug und die heilige Handlung beginnen sollte, verwandelte es sich plötzlich in einen Fisch. Diesen wollte der Propst nicht taufen, und so mussten die Leute unverrichteter Sache nach Hause gehen. Doch schon unterwegs wurde aus dem Fisch wieder ein Kind. Man trug es abermals zum Taufstein, aber da verwandelte es sich in eine Lichtmesskerze. Auch diese wollte der Propst nicht taufen. Auf dem Rückwege verwandelte die Kerze sich wieder in ihre ursprüngliche Gestalt, und so trug man das Kind zum drittenmal in die Kirche. Allein als der Geistliche mit der Taufe beginnen wollte, verwandelte sich das Kind in ein Brot. Der Geistliche erkannte nun, dass das ein Zeichen von Gott sei, und weil das Brot das wichtigste Nahrungsmittel des Menschen ist, so taufte er es. Nachdem die Taufhandlung beendet war, bekam das Kind seine natürliche Gestalt wieder und fing an zu reden. Es sagte: „Wäre ich in der Fischgestalt getauft worden, so würde eine grosse Wasserflut die Erde verwüstet haben; wäre ich als Kerze getauft, so würden Donner und Blitzschläge hervorgerufen worden sein, die alles vernichtet hätten. Da aber Brot getauft wurde, so wird viele Jahre hindurch grosse Fruchtbarkeit auf der Erde herrschen.“

Wir finden diese wunderbare Erzählung in etwas anderer Gestalt wieder bei J. D. H. Temme, Die Volkssagen von Pommern und Rügen (Berlin 1840) S. 309f. Danaeh hat sich die Geschichte im Jahre 1831 in Stettin zugetragen. Das Kind, das von Bauern auf einer Wiese gefunden wird, verwandelt sich in ein Stück Fleisch, in einen Fisch (Zander) und in ein Brot. Wie der Pfarrer nach dem Messer greift, um das Brot aufzuschneiden, erhält das Kind seine natürliche Gestalt wieder und wächst vor aller Augen, bis es ein feiner Knabe geworden, der dann die Bedeutung seiner Verwandlungen erklärt. Der Verwandlung in eine Lichtmesskerze entspricht in der pommerschen Sage, die übrigens in Mittelpommern weit verbreitet gewesen zu sein scheint, die Verwandlung in ein Stück Fleisch, welche Krieg und grosses Sterben bedeuten soll.

[Die Erzählung scheint zusammenzuhängen mit der Sage vom Kornkinde (Grimm, DS. 14: 'Das schwere Kind'), die S. Singer (Schweizer Märchen 1903 S. 7—35) einleuchtend auf einen Mythos von einem Vegetationsdämon zurückgeführt hat. Neu ist aber die dreimalige Verwandlung des zur Taufe getragenen Kindes in einen Fisch, eine Kerze und ein Brot. Vielleicht können unsere Leser weitere Parallelen nachweisen.]

2. Der Teufel und die Linde.

Nach einem kujawischen Volksglauben kann man den Teufel mit einem Stecken aus Erlenholz prügeln, so dass er die Schläge fühlt; die Äste an dem Stecken

1) [Diese drei Verse stammen aus der Kinderpredigt bei Böhme, Deutsches Kinderlied 1897 S. 306 No. 150 f.]

müssen aber kreuzweise stehen. Dasselbe kann mit einem Lindenstock geschehen (vgl. Blätter f. pomm. Volkskunde 10, 153f.), und mit einem Stricke aus Lindenbast kann man den Teufel fangen, so dass er nicht ent schlüpfen kann. Dieser Glaube hängt ohne Zweifel mit der uralten Heiligkeit des Lindenbaumes zusammen. Herr Lehrer A. Szulczewski in Brudzyn teilt mir aus Kujawien zwei interessante Sagen mit, die diesen Glauben illustrieren und deshalb wohl verdienen, hier mitgeteilt zu werden.

Ein Mann sprach stark dem Branntweinglase zu und ging deshalb Tag für Tag ins Gasthaus. Wenn er dann spät nach Hause zurückkehrte, gesellte sich stets ein Fremder zu ihm, welcher sagte, er sei der Nachbar. Da dies Nacht für Nacht vorkam, merkte der Säufer schliesslich doch, was für einen Nachbarn er habe. Er ging deshalb zu einer Linde und schnitt sich einen tüchtigen Stock von derselben ab. Aus dem Baste der Linde machte er einen Strick. Als er am nächsten Abend wieder zum Gasthause ging, nahm er diese Sachen mit. Beim Nachhausegehen wartete auch schon der Nachbar auf ihn. Eine Weile gingen sie miteinander. Da machte der Säufer einen Witz, so dass der angebliche Nachbar lachen musste. Darauf hatte der Säufer nur gewartet. Schnell warf er dem Nachbarn den Lindenstrick über den Kopf und legte ihn dann in seinen Mund, wie einem Pferde die Zügel. Da wurde aus dem Nachbarn ein grosses, schönes Pferd. Der Säufer nahm dasselbe mit sich nach Hause. Seiner Frau erzählte er, dass er ein Pferd gekauft habe. Sie glaubte es ihm aber nicht, sondern meinte, er rede im Dusel. Als sie sich jedoch überzeugt hatte, brach sie in Verwunderung aus über die Schönheit des Thieres. Der Mann liess nun das Pferd angebunden an einem Baume stehen und gab ihm kein Futter. Am nächsten Morgen spannte er es in einen Pflug und pflügte sein ganzes Feld um, wobei er grössere Furchen machte als anderwärts mit zwei Pferden üblich waren. Auch für die Nachbarn pflügte er, bis zuletzt keine Arbeit mehr für ihn im Dorfe war. Dann band er das Pferd an einen Baum im Garten und ging ins Gasthaus. Seiner Frau verbot er aufs strengste, etwas mit dem Pferde zu machen.¹⁾ Als aber der Mann fort war, da hatte die Frau doch Mitleid mit dem Thiere, das den ganzen Tag über noch kein Futter bekommen hatte. Sie ging daher hinzu und nahm ihm den Halfter ab, damit es etwas grase. Da aber war der Teufel befreit. Unter Sturmgebräus und Erdbeben verschwand er vor den Augen der erschrockenen Frau und hat sich seitdem dem Säufer nie wieder gezeigt. —

Die zweite Sage lautet: Auf einer Mühle trieb der Teufel sein Unwesen, so dass es in der Nacht niemand dort aushalten konnte. Manchmal wehte des Nachts der schönste Wind, aber der Müller getraute sich nicht, die Mühle zu besteigen. So ging denn sein Geschäft den Krebsgang, und er wurde immer ärmer. Eines Tages kam eine Bettelfrau zu dem Müller und bat um ein Almosen. Allein der Müller hatte selbst nichts und erzählte der Frau, wie es mit ihm bestellt sei. Da lachte die Bettlerin laut auf, machte ihm Mut und sagte, er solle nur ohne Sorge sein, ihr etwas zu essen geben und dann ihren Rat hören. Natürlich war niemand froher als der Müller; er setzte der Frau vor, was er hatte. Nachdem diese sich gesättigt hatte, ging sie zu einem Lindenbaum und machte aus dem Baste des Baumes einen Strick, nahm einen Sack voll Sand und bestieg des Nachts die Mühle. Als sie die Thür öffnete, lief der Teufel die Treppe herunter, gerade auf sie zu. Die Frau reichte ihm schnell den Sack mit dem Sande hin und bat ihn,

1) [Zu der folgenden Entzauberung des Pferdes vgl. Grimm, KHM. 68 'De Gaudelf un sien Meester', wo aber nicht der Teufel, sondern sein Lehrling sich in ein Pferd verwandelt hat.]

ihr das zu mahlen. Gleich machte sich der Teufel daran, die Schnur aufzubinden. Darauf hatte die Bettlerin nur gewartet. Schnell warf sie dem Teufel die aus dem Baststrick gemachte Schlinge um den Hals, und nun hatte er keine Macht mehr. Die Bettlerin führte ihn am Schnürchen, wohin sie wollte. Sie kam bald darauf in ein ödes Gasthaus, und hier band sie ihn mit dem Stricke hinter dem Ofen fest. Sieben Jahre musste der Teufel dort sitzen, und weil er in diesem entlegenen Hause wenig Böses zu hören bekam, magerte er ab, so dass er zuletzt einem alten Besen ähnlich sah.

Eines Tages ging ein Wanderer an dem Gasthause vorbei und hörte, wie der Teufel vor Hunger und Kälte heulte. Neugierig ging er hinein und fand dort den Teufel. Dieser bat ihn um Erlösung; er wolle ihm auch dankbar dafür sein. Und den Wanderer jammerte der arme Teufel, und er befreite ihn von dem Stricke. Der Teufel sagte nun dem Wanderer, er wolle an drei Stellen spuken; dann solle der Wanderer kommen und ihn jedesmal vertreiben, wofür er reichen Lohn ernten werde. So ging der Teufel zuerst zu einem reichen Gutsbesitzer und spukte dort überall herum. Der Wanderer kam auch dorthin und erfuhr von dem Spuk. Er erbot sich sogleich, denselben zu vertreiben, wenn er gut dafür bezahlt bekäme. Seine Hilfe wurde natürlich gern angenommen. Als es Nacht geworden war und der Teufel auf dem Boden zu rumoren anfang, bestieg der Wanderer die Bodenleiter. Kaum sah ihn der Teufel, da riss er den Giebel des Hauses auf und lief von dannen. Der Wanderer wurde gut bewirtet, und da es seit dieser Zeit aufhörte zu spuken, so bekam er 100 Taler zum Lohn. Ebenso tat der Wanderer auch auf der zweiten und dritten Stelle, und auch hier wurde er reichlich belohnt. Der Teufel lief jetzt zu einem vierten Gutsbesitzer. Der Wanderer hatte zwar kein Recht mehr, ihn auch von dort zu vertreiben, er ging aber doch hin. Langsam bestieg er wieder die Bodenleiter, aber da kam ihm der Teufel erbot entgegen und fragte ihn, was er hier von ihm wolle. Schon streckte er seine Krallen aus, um dem Wanderer den Kopf abzureissen, da rief dieser dem Teufel in seiner Todesangst zu: „Die Frau mit dem Baststrick ist da!“ Und schnell

1) [Dies ist eine Variante zu Macehiavellis bekannter Novelle 'Belfagor', über die wir eine Untersuchung von A. Gerber erwarten. Vgl. Benfey, *Pantschatautra* 1, 525f. *Čukrasaptati*, *textus simplicior* übersetzt v. R. Schmidt 1894 No. 46–47. H. Sachs, *Fabeln* ed. Goetze 1, No. 177. *Whislocki*, *Zs. f. vgl. Litg.* 10, 71. *Polivka*, *Archiv f. slav. Phil.* 19, 246. 254. *Blätter f. pomm. Volkskunde* 1, 163. *Oben* 6, 324 usw. — Herr Professor G. Polivka in Prag bemerkt hierzu brieflich: Ähnlich ist eine von Kolberg, *Lud* 14, 231 No. 54 aus dem Posenschen aufgezeichnete Sage. Sie beginnt mit einem anderen Stoff, der bei den Polen wie auch bei anderen slawischen Stämmen stark verbreitet ist, erzählt aber weiter ganz anders. Der Teufel stahl einer armen Witwe das letzte Stück Brot, das sie am Tische für ihre Kinder gelassen hatte, und wurde daher vom Obersten der Teufel weggejagt, er soll zu dieser Witwe arbeiten gehen. Das Weib erkannte, dass das der Teufel ist, und verhielt sich demnach: sie spannte ihn in einen Pflug, nachdem sie Zaun und Peitsche aus Lindenbast gemacht hatte, pflügte mit ihm fast den ganzen Tag, nicht einmal nachts spannte sie ihn aus. Endlich erbatnte sich des Teufels ein Wanderer und befreite ihn. Der Teufel versprach, ihm zu einem grossen Doktor zu machen. Es folgt nun die bekannte Erzählung vom bösen Weibe, mit welchem der „Doktor“ den Teufel zuletzt ganz vertreibt. — Ähnlich fing in einem im nordöstlichen Böhmen aufgezeichneten Märchen (*Národní pohádky a pověsti . . . Slavie* 1878, S. 129) ein Bauer den „hastrman“ (Wassermann), warf auf ihn einen Strick aus Lindenbast, verwandelte ihn so in ein Pferd und arbeitete mit ihm, bis er zu Haut und Knochen eintrocknete. Er achtete immer darauf, dass dieses Pferd nie zum Wasser kam. Als er aber einmal abwesend war, fütterte sein Knecht die Pferde und gab auch diesem Pferde zu trinken; plötzlich stand ein grünes Herrchen vor ihm und dankte ihm, dass er ihn befreit habe. Gleichermassen wird noch in

wandte sich der Teufel um, riss den Giebel des Hauses auf und verschwand auf Nimmerwiedersehen. Der Wanderer erhielt auch hier eine reiche Belohnung und ging seines Weges.

3. Geschwür und Nasenschmutz.

Eines Tages verliess das Geschwür die Stadt, um sich in einem Dorfe heimisch zu machen. Da begegnet ihm auf halbem Wege der Nasenschmutz, der gerade zur Stadt will, und fragt nach den üblichen Grüßen das Geschwür, wohin es seine Schritte lenke. „Ins Dorf“, antwortet das Geschwür und erzählt seine ganze Leidensgeschichte: Es werde stets vom Doktor ausgeschnitten, wenn es sich bei einem Menschen oder bei einem Tiere eben erst bequem gemacht habe; jetzt wolle es sich nun im Dorfe versuchen, denn dort sei der Doktor nicht so leicht zu haben, und ausserdem koste es mehr als in der Stadt. Gevatter Nasenschmutz dagegen ist anderer Meinung. Er hat es zuerst im Dorfe versucht, aber da hat ihn der Knecht zur Erde geworfen und dazu noch geschimpft: „Weg mit dir, du zahlst doch keine Miete!“ Er hat aber gehört, dass man ihn in der Stadt in Ehren halte, denn dort nehme man ihn in ein Tuch und verwahre ihn fein säuberlich in der Tasche.

[Eine eigenartige Abwandlung der bekannten Fabel vom Podagra und Floh, die zuerst bei Paulus Diaconus (Zs. f. d. Alt. 13, 320. Poetae lat. aevi Carolini ed. Dümmler 1. 64) erscheint und bei Petrarca (Epist. fam. 3, 43) auf Podagra und Spinne übertragen ist. Vgl. J. Grimm, Kl. Schriften 5, 400. 7, 425. Waas, Die Quellen Boners 1897 S. 15 zu No. 48. Jacques de Vitry, Exempla ed. Crane 1890 zu No. 59. Waldis, Esopus 2, 31. H. Sachs, Fabeln ed. Goetze 1, No. 121. 4, No. 589 und 593. Hauffen, Vjschr. f. Litgesch. 6, 184 und zu Fischarts Werken 3, IV. Celtes, Epigrammata 3, 97. Lied von Jakob Funkelin (Bächtold, Gesch. der dtsh. Lit. in der Schweiz 1892. Anm. S. 123). Der Floh (Spinne) hielt sich bei einem Reichen auf, das Podagra (Fieber) bei einem Armen: beide haben es schlecht, klagen einander ihre Not und beschliessen, ihre Wohnsitze zu tauschen. — Herr Prof. G. Polívka gibt dazu noch folgende Nachweise: Der Floh geht aus dem Dorf in die Stadt, weil die Leute dort lange schlafen und fetter sind; die Fliege geht aus der Stadt aufs Dorf. So polnisch Ciszewski, Krakowiacy 1, No. 276; kleinrussisch Manžura Skazky 7. Hrinčenko, Etnograf. Mater. 2, 10 No. 16. Etnograf. Zbirnyk 5, 79; grossrussisch Sadovnikov, Skazki i pred. Samar. kraja No. 57. — Slowakisch Slovenské Pohľady 12, 723 No. 48 (Katarrh und Gicht klagen, dass es ihnen beim Bauern schlecht geht, ziehen lieber zu den Stadtherren; dort werden sie gehätschelt werden, ins Bad geführt usw.). Kleinrussisch Etnograf. Zbirnyk 15, S. 121 No. 208 (Fliege und Fieber ziehen beide vom Bauern- in den Herrenhof). — Slowakisch Slovenské Pohľady 12, 723 No. 19 (Fieber und Blattern ziehen eins in die Mühle, das andere ins Dorf. Das Fieber will dem Knecht in die Grütze springen und ihn dann so lange schütteln, bis er die Seele herausschüttelt. Der Knecht hört aber aus seinem Versteck diese Worte des Fiebers und weicht der Gefahr aus). — Kleinrussisch Etnograf. Zbirnyk 15, 122 No. 209 (Fieber und Typhus. Der Heger hört versteckt das Fieber erzählen, wie es ihn überfallen will, und giesst den ersten Löffel Grütze mit dem Fieber in den Lauf seines Gewehres, lässt es das ganze Jahr darin und schießt es erst dann in den Wald hinaus).]

einem südböhmischen Märchen erzählt (ebd. S. 130), wie die Bauern den „lastman“, weil er ihre Kinder in den Teich lockte, in Bastschlingen fingen, in einen Stall einsperrten. „auf das Tier mit dem Bast einschlugen“ und ihm erst freiliessen, als er ihnen feierlich versprochen hatte aus dem Teiche wegzuziehen. — Nach dem Glauben der Lausitzer Wenden (Černý, Mythiske bytosce lužiskich Serbow S. 362f.) kann gleichfalls der Teufel mit Lindenbast festgebunden und mit einer Peitsche daraus vertrieben werden.]

Dr. Max Bartels †.

Abermals hat unser Verein einen schweren Verlust erlitten. Am 22. Oktober starb hieselbst im 62. Lebensjahr unser Mitglied, der Geheime Sanitätsrat Prof. Dr. Max Bartels. Er wurde in Berlin am 26. September 1843 als Sohn eines Arztes geboren, der lange Zeit das Krankenhaus Bethanien leitete. Dort, als Assistent



des berühmten Chirurgen Wilms, hat auch unser Bartels seine praktische Tätigkeit begonnen. Nachdem er sich selbständig gemacht, wandten sich die Interessen seiner Mussezeit der Anthropologie und Ethnologie zu. Er wurde ein eifriges Mitglied der Anthropologischen Gesellschaft, um deren Bibliothek und Bildersammlung er sich wohlverdient gemacht hat, deren Schriftführer er seit 1889 war.

Abgesehen von kleineren Arbeiten sind es zwei Werke, die aus seinen umfassenden Studien hervorgingen: 1. Die Medizin der Naturvölker. Ethnologische Beiträge zur Urgeschichte der Medizin, Leipzig 1893; 2. Sieben Neubearbeitungen des Buches von Ploss, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Die achte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage ist gerade jetzt im Erscheinen. Im ersten Werke wird

gezeigt, wie durchweg und bei allen Völkern Dämonen als Krankheitserreger angenommen werden, dass man daher Beschwörungen und Besegnungen gebraucht, um sie zu vertreiben, und deshalb der Priester oder zauberkundige Leute als Ärzte auftreten. Nebenher aber geht die Anwendung von Heilmitteln und äusseren Eingriffen, die nicht selten von guter Beobachtung und grossem Geschick zeugen. Reste dieser Urmedizin leben noch heute bei den gebildeten Völkern, und gewisse Heilmethoden, wie namentlich die Massage, haben die studierten Ärzte der Neuzeit wieder aufgenommen. Das Buch über das Weib behandelt die Frau bei sämtlichen Völkern und durch alle Zeiten in anthropologischem und volkskundlichem Sinne, wie denn überhaupt die Volkskunde Bartels nicht minderen Dank schuldet, als die Anthropologie und Ethnologie. Dem Verein für das Trachtenmuseum hat er seit seiner Entstehung angehört und wurde nach Virchows Tode sein erster Vorsitzender. Auch in die Sachverständigen-Kommission des Museums für Völkerkunde hatte man ihn berufen.

Unser Verein zählt ihn zu seinen Begründern. Von Anfang an war er Mitglied des Ausschusses und hat keine Sitzung weder dieser Körperschaft noch des Gesamtvereins ohne Not versäumt. Vom zweiten Jahr an hat er uns Vorträge gehalten, zuerst seltener, später mindestens einen alljährlich, und oft stattete er sie reich mit erläuternden Bildern aus. Zum Teil sind diese Vorträge in unserer Zeitschrift erschienen. So im 5. Bande der über Krankheitsbeschwörungen, im 9. über ein paar merkwürdige Kreaturen (Maulwurf und Fledermaus), im 10. Was können die Toten?, im 12. Märkische Spinnstubenerinnerungen, im 13. Volksanthropometrie.

Ein Vortrag im Februar 1902 war schon die Frucht einer Reise, die Bartels um seiner Gesundheit willen hatte unternehmen müssen: Das Volksleben in Sestri

di Levante. Im Januar d. J. musste der Sohn an Stelle des kranken Vaters einen Vortrag über japanische Fabel- und Wundertiere verlesen. In unseren Sitzungen haben wir Bartels im laufenden Jahre nicht mehr gesehen, zum Schmerze aller. Denn wir waren uns seiner Bedeutung für den Verein und für die Wissenschaft bewusst und freuten uns der Ehren, die ihm von Mitforschern und seitens der Staatsregierung zuteil wurden. Und wer hätte den feinen und liebenswürdigen Mann nicht gern begrüsst, der mit seiner Milde Festigkeit verband, dessen Überlegtheit und Erfahrung man achtete, auf dessen Gewissenhaftigkeit man bauen konnte. Mögen auch frische Kräfte unserem Verein zugeführt werden -- unser Dank gegen Bartels wird nicht erlöschen, und fehlen wird er uns immer.

Oktober 1904.

Max Roediger.

Berichte und Bücheranzeigen.

Forschungen über volkstümlichen Wohnbau, Tracht und Bauernkunst in Deutschland im Jahre 1903.

Die wichtigsten Ergebnisse, die die Arbeiten auf dem Gebiete der äusseren Volkskunde im Jahre 1903 gezeitigt haben, will ich im folgenden besprechen. Dabei geht es, wie es scheint, ohne theoretische Erörterungen zunächst noch nicht ab. wenigstens sehe ich mich genötigt, ein paar Worte über die wissenschaftliche Wertschätzung zu sagen, die allen diesen Studien noch immer entgegengebracht wird. Ich knüpfe dabei an die Äusserung eines der Führer unserer volkskundlichen Bestrebungen an, der mir gelegentlich der Leipziger volkskundlichen Tagung sagte, 'das Wichtigere' würden doch immer die Arbeiten über die innere Volkskunde sein.

Ich will hier keine persönliche Polemik führen, nur auf die Sache kommt es mir an. Und man wird mir zugeben: wenn schon ein Kenner und Führer der Volkskunde also urteilt, so muss in ferner stehenden Kreisen die Wertschätzung der äusseren Volkskunde noch viel geringer sein. Demgegenüber muss nun aber betont werden, dass eine Abschätzung ganzer wissenschaftlicher Disziplinen auf ihre mehr oder minder grosse 'Wichtigkeit' doch wohl nicht angängig ist. Unsere geistige Arbeit will nicht mehr, aber auch keinesfalls geringer geachtet werden wie jede andere wissenschaftliche Betätigung. Wie jede Wissenschaft, so trägt auch die Sachforschung ihre Berechtigung in sich selbst, sie ist vor allen Dingen Selbstzweck, und die Freude am Wissen und Erkennen ist hier wie überall der Sporn zur Arbeit. Ein Werturteil soll man daher nicht über die gesamte Disziplin fällen, sondern nur über die einschlägigen Einzelarbeiten; denn auch das gilt hier wie überall, dass der Wert einer wissenschaftlichen Arbeit nicht im Thema begründet ist, sondern in dem Masse der geistigen Kräfte, die zu seiner Behandlung aufgewandt worden sind. — Ausserdem muss aber auch eindringlichst darauf hingewiesen werden, wie sehr die Sachforschung sich als Hilfswissenschaft für andere Disziplinen nutzbringend erweist. Aus ihren Resultaten wird in erster Linie die Sprachforschung mehr und mehr Vorteil ziehen. Die Worte, die auf die äussere Kultur Bezug haben, bilden einen der beträchtlichsten und zugleich einen der ältesten Teile unseres Sprachschatzes, und die Tatsache, dass bei den meisten von

ihnen die Wortbedeutung nur auf Grund eingehender Sachstudien mit hinreichender Genauigkeit angesetzt werden kann, sollte gebührende Beachtung finden. Sie sollte auch der äusseren Volkskunde sowohl wie der leider gleichfalls noch in allem Anfang steckenden deutschen Altertumswissenschaft die nötige Wertschätzung garantieren. Neben der Sprachforschung werden sodann nicht minder auch die innere Volkskunde und die Sittengeschichte aus der wissenschaftlichen Behandlung der äusseren Denkmäler reichen Nutzen gewinnen. Glaube und Brauch sind so vielfach mit Wohnbau, Tracht und allerlei Hausrat verknüpft, dass es eben unerlässlich ist, diese zu studieren, wenn man jene richtig verstehen will. Darum schätze man künftig auch unsere Arbeit nicht mehr gering und lasse auch uns den Platz an der Sonne! Und nun kommen wir zur Sache selbst.

I. Der Wohnbau.

Zur Beurteilung der volkstümlichen Bauweise ist mit Recht das Forschungsergebnis über den prähistorischen Wohnbau zum Vergleich herangezogen. Auf diesem Gebiete sind im Jahre 1903 einige interessante Veröffentlichungen erfolgt. Der von mir schon früher (13, 332) erwähnte Vortrag von Hofrat Dr. Schlitz, Unterschiede in Anlage und Zweck der als 'Wohngruben' bekannten prähistorischen Besiedlungsreste¹⁾ ist wenigstens im Auszuge gedruckt worden.²⁾ Weit umfassender aber hat Schlitz dasselbe Thema behandelt in einem vor der anthropologischen Sektion der 74. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Karlsbad gehaltenen Vortrage: 'Der Bau vorgeschichtlicher Wohnanlagen.'²⁾ Zur Untersuchung der Wohnstätten, ihres Baues, ihrer Lage und Gruppierung und der daraus hervorgehenden Siedlungsform stützt er sich auf die Fundergebnisse der mittleren Neckargegend, die „ein fortlaufendes Bild prähistorischer Besiedlung von den Ur anfängen bis zur Schwelle der geschichtlichen Kenntnis“ darbietet. Die verschiedenen prähistorischen Epochen zeigen dort in ihren Wohnungsanlagen grundlegende Verschiedenheiten, so dass man berechtigt ist, dieselben auch verschiedenen Völkern mit verschiedener Kultur zuzuschreiben. — 1. Die Dorfanlagen der jüngeren Steinzeit begegnen in zwei verschiedenen Formen. Einerseits sind es als Reihendörfer enggedrängte befestigte Ansiedlungen auf der Bergeshöhe, deren wahrscheinlich viereckige Hütten sich über flachen, etwa 60 cm tief eingeschnittenen Gruben mit einem Feuerloch in der Mitte erhoben und ohne weitere innere Einteilung zu sein scheinen. Ihre Wände sind aus gespaltenem Stangenholz errichtet, dessen Fugen mit Lehm gedichtet sind. Rundstangen sind selten, ebenso Flechtwerk, meist sind gespaltene Hölzer pallsadenartig nebeneinander gestellt, wie später auch bei den bronzezeitlichen Hütten, und von beiden Seiten mit einem Bewurfe aus Lehm und Häcksel versehen. Diese Bergdörfer haben ebenso wie wahrscheinlich auch die meisten gleichzeitigen Pfahlbaudörfer des Bodensees vermutlich nur kurz bestanden oder sie waren nur zeitweise bewohnt. — Die zweite Gruppe der steinzeitlichen Niederlassungen liegt in der Ebene und zeigt die Siedlungsform des germanischen Haufendorfes mit gruppenweise stehenden Gehöften. Charakteristisch dafür ist das von Schlitz ausgegrabene und beschriebene steinzeitliche Dorf Grossgartach. Dort finden sich in allen Wohnbauten die Eingangsrampe, der vertiefte Herdraum sowie der höher als jener liegende Schlafraum und die Lehmbank. Aber die Anordnung dieser Einzelheiten scheint überall je nach der Wahl des Bauherrn und nach den Zufälligkeiten des Bauplatzes ver-

1) Kbl. d. Gesamtv. der deutschen Geschichts- u. Altertumsvereine 1903, 212f.

2) Mitt. der Anthropol. Ges. Wien 33, 301—320.

schieden zu sein. Ein Grundrisstypus ist also noch nicht vorhanden. — 2. In der Bronzezeit und Hallstattzeit geschieht die Wahl der Wohnplätze unabhängig vom Wasserwege. Eine Gruppe derselben liegt auf den Höhen der Keuperberge: es sind die sogenannten Podien. Die andere Gruppe sind die friedlichen Wohnanlagen an langen, tiefer gelegenen Strassenzügen des Hügellandes, die von den Salzquellen ausgehen. Diese Bauten waren dauernd bewohnt. Sie sind beinahe durchweg rund, nur ein auch sonst ausgezeichnetes Wohnhaus hat länglich vier-eckigen Grundriss. Diesen Hütten, neben denen sich auch noch Erdwohnungen in Bienenkorbform finden, waren in der Hauptsache aus Holz, die Wände aus senkrecht gestellten, gespaltenen Hölzern errichtet, deren Fugen mit Lehm gedichtet waren. Pfostenlöcher sind nicht nachgewiesen, waren aber wohl vorhanden. Der Mittelpunkt der Hütte ist immer das Feuerloch. Inmitten eines solchen Herdes lag einmal ein Stück eines sogenannten „Mondbildes“, wie sie von Lengyel her bekannt sind. Schlitz meint, dass es hier „sichtlich als Feuerbock gedient habe“. Wie weit das in diesem Falle zutrifft, darüber müssen Art und Fundumstände des betreffenden Stückes entscheiden. Ich erwähne es besonders deshalb, weil Meringer schon in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft Wien 21, 145 die prähistorischen Monde für Feuerböcke angesprochen und diese Erklärung dazu benutzt hat, um den an unseren heutigen grossen Feuerböcken befindlichen seitlichen Rasten, welche als Bratspiesslager dienen, die Endverzierungen der Mondbilder zur Seite zu stellen, und dann jenen Bratspiesslagern nicht nur ihre funktionelle, sondern zugleich auch noch eine gewisse übersinnliche Bedeutung beizulegen. Er legt deshalb auch jetzt, einer brieflichen Mitteilung zufolge, auf Schlitz' Erklärung grosses Gewicht. Ich fasse des Verhältnis folgendermassen auf: die Verzierung der freien Endigungen mit Tierköpfen, wie sie sich an den Mondbildern findet, ist an sich nicht auffallend, denn sie ist in der ausgehenden Hallstattzeit, ganz besonders aber in der Latènezeit, auch sonst (an Fibeln, Gürtelhaken etc.) sehr beliebt. Diese Tierkopfverzierung ist, als man anfang, die Feuerböcke aus Eisen zu fertigen, tatsächlich übernommen, wie ein mit deutlichem Tierkopf und Schwanz versehenes eisernes Exemplar (abgebildet bei Montelius, *La civilisation primitive en Italie*, Taf. 56) beweist. Aber eben dieser Kopf ist lediglich Zierform und zum Auflegen des Bratspiesses gänzlich unbrauchbar. Ein Zusammenhang mit unserem Bratspiesslager bleibt deshalb nach wie vor zum mindesten höchst fraglich. — 3. In der Latènezeit herrscht der keltische Einzelhof, meist aus drei Einzelgebäuden bestehend. Das Wohnhaus diente nur als solches, die Schlafgelasse lagen in besonderen Anbauten oder in für sich stehenden Gebäuden, die Wirtschaftsgebäude getrennt. Die Gebäude sind jetzt sämtlich auf ebenem Boden ohne Wohngrube errichtet und zeigen rechtwinkeligen oder runden Grundriss. Die Wände bestehen aus Fachwerk mit schweren Pfosten, das wohl auch mit Steinen ausgeriegelt war, und trugen Lehmverputz. Meist findet sich fester ebener Hüttenboden (Estrich oder Steinpflasterung). Die Herdstelle auf dem Estrich ist ohne Grube. Schon in dieser Zeit findet sich Brockenmauertechnik. Schlitz hat eine Hütte aufgedeckt, deren Wände „offenbar aus Brockenmauerwerk errichtet waren“. Da sie viele zerschlagene Gusstiegel enthielt, so vermutet Schlitz wohl mit Recht, dass es sich um die Werkstatt eines Eisenarbeiters handelt. Dadurch findet auch die feuerfeste Steinmauer ihre Erklärung. Nichtsdestoweniger ist das Vorkommen der Brockenmauertechnik in der Latènezeit nicht zu überschen. — 4. Für die folgende Markomannenzeit gibt die Bodenforschung eine vollkommene Lücke, und „die Annahme ist nicht auszuschliessen, dass die Markomannendörfer an der Stelle der

jetzigen fränkischen Dörfer lagen und ihre Spuren sich dadurch dem Nachweis entziehen“. — 5. In der gallorömischen Dekumatlandszeit herrscht die Form der keltischen Einzelhöfe wie in der Latèneperiode. — 6. Bei der endgültigen Besitznahme durch die Römer wurde das Land zu grossen Gutskomplexen zusammengelegt, deren Mittelpunkt eine Villa rustica trägt. Ob die ihnen folgenden Alamannen schon einen Einhaustypus für ihre Gehöfte besaßen, ist für die mittlere Neckargegend zweifelhaft. Erst die Franken, die ihnen das Gebiet Ende des 5. Jahrhunderts abnahmen, drückten in ihrem Gehöftbau den jetzigen Dörfern den charakteristischen fränkischen Typus auf. — Alle diese Ausgrabungsergebnisse stellt Schlitz in vortrefflicher Übersichtlichkeit zusammen, die mir eine Wiedergabe im Auszug zu verdienen und geradezu zu fordern schienen, und es ist nur zu wünschen, dass diesen höchst empfehlenswerten Mitteilungen auch für andere Gegenden gleiche Zusammenstellungen folgen möchten. Auf ein Ergebnis, welches auch die Mitteilungen von Schlitz bestätigen, will ich noch hinweisen. Man sagt gewöhnlich unter Bezugnahme auf die mancherlei deutschen Bauausdrücke, die römische Lehnworte sind, dass der Steinbau von den Römern nach Deutschland gekommen sei. Das ist so schlechthin nicht ganz zutreffend, denn die Germanen der Latènekultur, mit denen die Römer in Verbindung kamen, verwandten, wie wir oben sahen, in gewissen Fällen bereits die Mauertechnik. Nur handelte es sich dabei lediglich um eine Art Bruchsteinmauerwerk, das sie sozusagen als Hausgewerbe betrieben. Was sie von den Römern übernahmen, war also offenbar nur die Kunstmauer, der Quaderbau, zu dessen Auführung der häusliche Betrieb nicht mehr ausreichte, zu dem vielmehr mancherlei technische Erfahrungen des Arbeiters nötig waren, mit einem Worte, zu dem ein eigenes Maurerhandwerk zu Hilfe kommen musste.

In diesem Zusammenhange mache ich übrigens darauf aufmerksam, dass die Römer in Deutschland in bezug auf die Bautechnik nicht nur gaben, sondern auch empfangen. Wie die meisten Kolonialvölker zu tun pflegen, machten sie sich die Bauweise der Eingeborenen zu eigen, und so haben sie einen guten Teil ihrer rheinischen Bauten in Fachwerk aufgeführt, eine Technik, die sie schon bei den der Latènekultur angehörenden Galliern hatten kennen lernen können. Eine genauere Untersuchung über diese für die deutsche wie für die klassische Archäologie gleich interessante Tatsache ist meines Wissens bislang nicht vorhanden.

Für das Studium des prähistorischen Wohnbaues sehr interessant und ergiebig ist ferner: R. Forrer, „Bauernfarmen der Steinzeit von Achenheim und Stützheim im Elsass. Ihre Anlage, ihr Bau und ihre Funde“. 1) F. berichtet über die Ausgrabung einer grossen Reihe von Wohngruben bei Stützheim, von denen ein kleiner Teil — an einer vorbeiziehenden römischen und vordem schon gallischen Strasse gelegen — der Latène- und Römerzeit angehört. An derselben Stelle lag in neolithischer Zeit eine grosse Bauernfarm mit Herrenhaus und darumliegenden Wohn- und Arbeitshütten. Die Herrenhausgrube war 11 m lang, 3 m breit und bis 1,95 m tief. Für ihren Oberbau ist eine viereckige, längliche Grundform als gesichert anzunehmen. Der Eingang liegt auf der Breitseite mit Durchgang durch das ganze Haus. Links davon lag der Herdraum mit einer daraus ausgesparten viereckigen „Vorratskammer“ und mit drei weiteren Ausgängen. 2) Rechts vom

1) Strassburg, Trübner 1903. 57 S. mit zahlreichen Abbildungen im Text und 1 Tafeln.

2) Eine bei dem Herde sich findende Bank nennt Forrer S. 26 'Ofenbank'. Um Irrtümern vorzubeugen, ist sie wohl besser als 'Herdbank' zu bezeichnen.

Durchgang befand sich ein „Schlafraum“, unter dessen Boden ein liegender weiblicher Hocker begraben war. Wenn nun aber F. dieses neolithische Haus mit dem Hause des Odysseus vergleicht und nach dessen Analogie auch noch ein „durch das Dach schrägwandig abgeschlossenes Obergeschoss“ annimmt (S. 47), so ist das doch gewiss zu gefährlich. Ich würde auch lieber darauf verzichten, das was Tacitus über die Bauweise der Germanen erzählt, auf die neolithischen Hütten zu übertragen. Was Tacitus berichtet, betrifft ja allerdings in erster Linie süd- und südwestgermanische Verhältnisse, wenn auch freilich teilweise wieder Berichte aus anderen Gegenden Germaniens damit verbunden sind. Bei alledem aber handelt es sich doch nur um die Latènekultur, und ein Prähistoriker sollte es zum Vergleich mit neolithischen Verhältnissen nur sehr vorsichtig heranziehen, da es sich doch um bedeutende Zeitunterschiede dabei handelt. Man soll damit um so mehr vorsichtig sein, als diejenigen, die die Prähistorie nur vergleichsweise ausnutzen, gar zu leicht geneigt sind, sogar die lokalen Unterschiede zu übersehen, die man bei der Ausbeutung der Angaben des Tacitus doch unbedingt machen muss. Tacitus schöpfte eben nur aus abgeleiteten Quellen, und so hat er vor allen Dingen die Anschauung, dass alle Kulturerscheinungen in ganz Germanien gleich seien. Lokale Unterschiede kennt er wenig oder gar nicht, und diese Anschauung macht der moderne Leser leicht zu der seinigen, in vielen Fällen gewiss mit Unrecht — Bezüglich der Grundform der Wohn- und Arbeitshütten ist es nach Forrer (S. 50) sicher, das sie „vielfach nicht viereckig, sondern rund oder oval war“. Nach den Beigaben (Spinnwirtel und Stein- oder Knochenwerkzeuge) teilt F. sie in die Hütten der Weiber und der Männer, wobei er eine Trennung der Geschlechter bezeugt findet. Hinter den Frauenwohnungen lagen keine weiteren Wohngruben. F. vermutet dort die Äcker (vgl. Ackerbau als Arbeit der Frau!), während er seitlich davon Viehställe und Hürden annimmt. „Das Ganze hat man sich von Pallisaden oder einem Dornenzaun umgeben zu denken, geschützt durch die künstliche Terrainaufhöhung und Grabenanlage“, über deren Spuren F. berichtet. — Im ganzen sind Forrers Funde von Stützheim weit umfangreicher als die von Achenheim. Von letzteren erwähne ich hier nur ein paar auch in Abbildung wiedergegebene Wandreste, einmal mit Abdrücken flach gespaltener viereckiger Stangen und zweifingerdicken Rundholzes (S. 10); ein andermal „Abdrücke von gespaltenem Flachholz mit fingerdickem Zweiggeläch, sowie Abdrücke, welche einerseits Rundholz verraten, andererseits quer gelegte viereckige Balken, endlich Abdruck einer Lehmfüllung, die einerseits an einem breiten glatten Vertikalbalken lehnte, andererseits die Endlöcher von wagrecht in diesen Ton gesteckten Rundstangen zeigt“ (S. 12). Weiter kann ich hier auf Einzelheiten nicht eingehen, und ich empfehle das mit hinreichenden Abbildungen versehene, in Fundberichten und Zusammenstellungen sorgfältig geschriebene Büchlein zu genauerm Studium.

Wenden wir uns nun der eigentlichen Bauernhausforschung zu, so haben wir zunächst das von den vereinigten Architekten- und Ingenieurvereinen herausgegebene grosse Bauernhauswerk ins Auge zu fassen.¹⁾ Dasselbe ist im Jahre 1903 stark ins Stocken geraten: von den Abteilungen für Österreich-Ungarn und die Schweiz ist gar nichts, von derjenigen für das Deutsche Reich nur eine neue Lieferung erschienen. Dieselbe verdient aber das gleiche Lob wie ihre Vorgänger, wenn auch die verschiedenen Tafeln wieder nicht völlig gleichartig ausgefallen sind. So ist es vom Standpunkte der Hausforschung entschieden zu be-

1) Kommissionsverlag von Gerh. Kühtmann in Dresden.

dauern, wenn auf dem Blatt: Posen No. 1, Abb. 7, von einem Hause in Neuhöfen nur ein Bruchstück des Grundrisses gegeben wird. Es kam dem aufnehmenden Architekten offenbar lediglich auf das Konstruktive und auf das Ornament an. Übrigens begegnen wir der Provinz Posen auf diesem Blatte zum ersten Male. Ebenso wird auch Pommern hier zuerst behandelt und zwar gleich mit drei Tafeln, unter denen ich besonders die Grundrisse der Doppelhäuser, der sogenannten „Tweipötte“, als sehr interessant hervorhebe. Auf Blatt „Bayern No. 12“ fällt besonders der Bauernhof zum Stalleder bei Reuth auf. Derselbe ist in Backstein gebaut, sonst aber ganz in den volkstümlichen Formen gehalten, und wir sehen daran mit Befriedigung, dass auch trotz des Materialwechsels das Haus die landschaftlich charakteristischen Formen nicht einzubüssen braucht. Schleswig-Holstein ist wieder mit vier Blättern (No. 8—11) vertreten, die durch Angabe vieler Einzelheiten, auch derjenigen der inneren Ausstattung, erfreuen. Hoffen wir, dass die abschliessenden Lieferungen und besonders auch die Texte nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Aus den Bestrebungen, die die Architekten der Erforschung des Bauernhauses zuwenden, ist auch hervorgegangen A. Dachler, *Entwicklung des Bauernhauses*.¹⁾ Dieser Vortrag hat für uns um so mehr Interesse, weil Dachler berufen ist, einen wesentlichen Teil des Textes für das *‘Bauernhaus in Österreich-Ungarn’* zu liefern. Ihm ist der baugeschichtliche Teil übertragen, während Dr. M. Haberlandt den ethnographischen Teil bearbeitet. Wenn ich daher im folgenden mehrfach mit Dachler polemisiere, dessen Sachkenntnis und Interesse ich freudig anerkenne, so geschieht es vor allem, um den in Aussicht stehenden Text des Bauernhauswerkes vor gewissen Auffassungen zu bewahren. Vor allem teilt D. die Geschichte des Wohnbaues noch nach Stämmen, und er schreibt S. 2: „Man fand durch die Forschungen, dass jeder deutsche Stamm sich aus dem einfachsten Hause fast unabhängig von den Baustoffen eine charakteristische Bauform im Grundrisse herausgebildet hat.“ Ich kann diesen Satz nicht im einzelnen zerplücken, betone aber dringend, dass jede grössere Behandlung des Bauernhauses meines Erachtens auszugehen hat von der Besprechung der verschiedenen Haustypen (des romanischen, des oberdeutschen, des niederdeutschen, des osteuropäischen und des nordischen). Auf der so gewonnenen Grundlage können dann erst die Unterabteilungen der Haustypen behandelt und, solange wir noch keine besseren Benennungen haben, zur Not auch nach den verschiedenen Stämmen benannt werden. Dachler wählt statt dessen eine, wie mir scheint, sehr unglückliche Anordnung. Er teilt das Bauernhaus „nach den Kultur- bzw. Zeitstufen“ in drei Arten und unterscheidet: 1. das einräumige, 2. das mehrräumige Haus, 3. die neueren Formen. Ich kann diese Einteilung nicht empfehlen, weil dabei die wichtigen Unterschiede der Haupttypen nicht klar herauskommen. andererseits wirkt sie dadurch geradezu irreführend, dass manche Einzelheiten verallgemeinert werden, die in Wahrheit nur gewissen Haustypen angehören, z. B. muss man aus D.s Bemerkungen S. 4 herauslesen, dass jedes einzellige Haus eine „Laube“ gehabt hätte. Nicht minder fordert die Darstellung der Entstehung des „mehrräumigen Hauses“ und der Genesis der Stube, deren Erkenntnis so viele Schwierigkeiten bereitet, zum Widerspruch heraus. Von anderen Einzelheiten kann ich hier absehen. Nur möchte ich grundsätzlich darum bitten, bei allen schematischen Grundrissen die höchst

1) Vortrag, gehalten i. d. Versamml. d. Fachgruppe f. Architektur u. Hochbau am 30. Dez. 1902 (aus Zs. d. Österr. Ingenieur- und Architekten-Vereins 1903, No. 20). Wien. Selbstverlag. 24 S. mit 1 Tafel.

wichtige Angabe der Giebel- und Traufseiten nie zu unterlassen. — Auf seinem eigentlichen Gebiete befindet sich D., wenn er S. 14 ff. die 'Bauweise' beschreibt. Besonders erweckt die Art, wie er sich die Entstehung des Fachwerkes denkt, unser Interesse. Er stellt sich auf den Standpunkt, den meines Wissens auch Bickel schon einmal vertreten hat, dass alle Säulen ursprünglich eingegraben wurden, Schwellen aber überhaupt nicht vorhanden waren, eine Bauart, bei der alle Hölzer rund und unbehauen bleiben konnten. — Ein Schlussabsatz behandelt die Heizung und künstliche Beleuchtung, wobei D. sich der doch wohl noch nicht ganz gesicherten Meinung anschliesst, dass der Ofen „aus der freistehenden Badstube stammt“. — Wohl bedarf Dachlers Arbeit in manchen Einzelheiten der Berichtigung. Davon abgesehen aber ist sein Streben, eine zusammenfassende Übersicht über die Ergebnisse der Hausforschung zu bieten und das Interesse dafür zu wecken und rege zu halten, mit Freuden zu begrüßen.

Unter den Arbeiten, welche einzelne Fragen der Hausforschung oder einzelne Gegenden behandeln, stelle ich an die Spitze: Rudolf Meringer, „G. Bancalari und die Methode der Hausforschung“. ¹⁾ Wohl zumeist angeregt durch manche übertreibende oder geradezu falsche Äusserungen, die sich in Nachrufen auf den verstorbenen österreichischen Hausforscher Oberst Bancalari finden, unterzieht Meringer die Schriften Bancalari einer eingehenden Kritik. Er lehnt, meines Erachtens mit Recht, die von B. getroffene Namenwahl für Haustypen und Hausteile grösstenteils ab und warnt vor B.s Art, die mit allzuviel Spekulation an die fraglichen Dinge herangetreten ist. B.s Schriften, deren Wert Meringer nicht herabsetzt, müssen nach ihm „mit Kritik und mit Vorsicht benutzt werden“. Wohl wird Meringer sich selbst gesagt haben, dass es etwas Missliches hat, mit einer solchen Kritik erst jetzt hervortreten, wo eine Entgegnung nicht mehr Bancalari selbst, sondern höchstens seinen Freunden möglich ist; aber ich gestehe, dass ich diese Kritik im Interesse der Methode der Hausforschung für notwendig und in der Sache für richtig halte. Auf das einzelne darin gehe ich deshalb auch nicht weiter ein. Viel wichtiger sind mir eine Anzahl von Sätzen, in denen Meringer seine eigenen Anschauungen zum Ausdruck bringt, und denen ich so völlig beistimme, dass ich sie geradezu als Leitsätze hier wiedergeben möchte. Er sagt S. 272: „Für mich ist die Hausforschung eine Geisteswissenschaft, nahe verwandt der Geschichte und der Sprachwissenschaft. Sie hat die Aufgabe, die Geschichte des Hauses und seiner Teile darzulegen, und sie kann das, wo das Material vorhanden ist, rein historisch, wo das fehlt, auf dem Wege der vergleichenden Forschung versuchen. Weiter möchte ich vorläufig nicht gehen.“ Und in Ausführung und Ergänzung dieses Gedankens schreibt er S. 252: „Der Hausforschung nützen heute noch keine völkerpsychologischen und anthropologischen Spekulationen, die Hausforschung kann vorab nichts anderes sein, als die vergleichende und historische Formenlehre der Typen des Hauses und des Hausrates.“ Zur näheren Auseinandersetzung der Aufgaben der Hausforschung weist er (S. 258) kurz aber klar auf die Schuchardt-Schmidtsche linguistische Wellentheorie der Isoglossen hin, und in Parallele zu dieser spricht er dann selbst von einer Wellentheorie der „Isoergen“. Danach ist es dann seines Erachtens — und ich schliesse mich ihm durchaus an — die nächstliegende Aufgabe, die Ausbreitungsgebiete der einzelnen Teile und Eigenschaften des Hauses zu studieren. Auf diesem Wege allein ist zu einer klaren Definition des Wortes 'Typus' zu kommen. Wenn die Linien für das Haus und seine Teile einmal auf der Karte fixiert erscheinen,

1) Mitteilungen d. Anthropol. Ges. in Wien 33, 252—273.
Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde. 1905.

dann kann man daran gehen, diese Linien mit den Verbreitungsgebieten anderer Kulturerscheinungen zu vergleichen. Aber vorher sind sämtliche Kulturwellen in ihrem Zusammenhange zu studieren, namentlich die Sprachwellen und die Sachwellen! Hat man einmal die Kulturwellen des Hauses und ihre Chronologie, dann wird die Zeit da sein, Häusertypen mit Völkern in Zusammenhang zu bringen (S. 272). Mit anderen Worten möchte ich dem hinzufügen, dass vorläufig die Hausforschung lediglich als ein Teil der Altertumswissenschaft zu betrachten ist. Erst wenn diese ihre bislang noch viel zu wenig bearbeiteten Aufgaben gelöst hat, dann mögen kommende Generationen ihre Ergebnisse für anthropologische und ethnologische Studien ausnützen. — Sehr interessant ist die Anschauung, die Meringer über den Ursprung des 'oberdeutschen Hauses' vertritt. Er formuliert dieselbe, indem er (S. 272) sagt, dass die Kulturwelle dieses Haustypus „aus der Berührungssphäre zwischen Römern und Germanen nach Norden schwingt“. Ohne weiteres kann ich dem nicht zustimmen. Ich weiss zwar nicht, ob ich in dieser Beziehung irre, allein bislang sehe ich nur, dass das oberdeutsche Haus in jener Berührungssphäre zum Teil seine Grenze findet. Dass seine Kulturwelle aber von dort den Ausgang nehmen soll, dafür sehe ich bislang keinen Beweis. Meringer geht aber noch weiter. Er ist geradezu geneigt, den Ursprung des oberdeutschen Hauses auf römischen Einfluss zurückzuführen, und er sagt S. 262: „Die Römer, die in ihrem Lande das Haus hatten, das der Ahne des heutigen italienischen Hauses ist, erfanden auf deutschem Boden unter neuen klimatischen Verhältnissen das Haus mit dem Ofenraume, das oberdeutsche Haus.“ Diese Anschauung steht meines Erachtens mit allem, was wir sonst wissen, im Widerspruch. Wenn Meringer recht hätte, so müssten doch irgendwo die Ausgrabungen Wohnreste zutage fördern, die man als Urformen des oberdeutschen Hauses und zugleich — nach Technik und Inhalt — als römisch erklären müsste. Tatsächlich aber ist ein römisches Haus mit Ofenraum meines Wissens noch nirgends auf dem Gebiete des oberdeutschen Hauses ausgegraben worden. Überall auf diesem Gebiete geschah in römischen Wohnhäusern die Erwärmung der Wohnräume durch Hypokausten oder durch offenes Feuer. Meringers Anschauung widerstreitet also durchaus den Tatsachen. Er hat das auch wohl nachträglich selbst empfunden, denn er schreibt in einer Anmerkung dazu: „Noch vorsichtiger ist es, zu sagen, der Kachelofen und mit ihm die Stube entstand in der Berührungssphäre zwischen Römern und Germanen.“ Aber selbst dieser Satz, wenn er auch nicht als unrichtig bezeichnet werden kann, so kann er doch auch vor der Hand noch nicht als völlig erwiesen gelten, denn einmal ist es noch nicht ausgemacht, ob der dem oberdeutschen Hause eigentümliche Kachelofen wirklich auf römischen Einfluss zurückgeführt werden muss. Und selbst wenn das erwiesen wäre, so bliebe immer noch die Frage, ob die Stube als solche wirklich erst mit dem Kachelofen zusammen entstanden sei, d. h. ob nicht vielleicht bereits vor dem Kachelofen eine andere Ofenform, die gemauerte, als Stubenofen bestanden habe. Vorläufig kann ich mich also noch nicht entschliessen, die Entstehung des oberdeutschen Hauses mit römischem Einfluss in Verbindung zu bringen. — Bezüglich der Namenwahl meint Meringer S. 255: „Mir will scheinen, dass auch die Hausforschung sowie die Linguistik noch immer am besten ihre Namen der Geographie entlehnt. . . . Nur müsste sie ihre Namen von der heutigen Geographie nehmen oder von den heutigen Völkern und Stämmen, nicht von verschwundenen.“ Mit Recht warnt er sodann (S. 254) davor, mit der Bezeichnung „Typus“ zu leicht bei der Hand zu sein. „Man muss es ablehnen, wegen eines einzigen Merkmals von einem Typus zu reden“, d. h. eine Häusergruppe, die nur ein bestimmtes Merkmal gemein

haben, gleich als Typus zu bezeichnen. Ich möchte nicht einmal Meringers „bosnisches Haus“, obwohl es eine grosse Zahl Besonderheiten hat, als einen Typus bezeichnen. Lediglich auf die bereits früher genannten fünf grossen Haupttypen möchte ich diesen Namen angewandt sehen, weil wir sonst nicht aus den Missverständnissen herauskommen werden. Wie alle Schriften Meringers, so empfehle ich auch diese allen Hausforschern zu eingehendem Studium, und nicht am wenigsten denen, die erst anfangen, sich auf diesem Gebiete zu betätigen.

Bei den nun folgenden monographischen Arbeiten über den lokalen Wohnbau wähle ich die geographische Reihenfolge und nenne zuerst: J. Eigl, „Niedertraxl-Gütl (das einstige Zuhaus zum „Niedertraxl-Gute“ in Berg bei Söllheim) als eine Type der Wohnstätte eines Kleinbauern im Salzburgischen Flachgau“ und J. Eigl, Das Adamgut (jetzt Brötznergut genannt) in Neuhofen bei Kraiwiesen.¹⁾ Beide Aufsätze liefern einen beschreibenden Text zu je einem Blatte aus dem österreichischen Bauernhauswerk, das hier nochmals dargeboten wird. Eigl gibt kaum mehr als eine konstruktive Erklärung der auf der Tafel dargestellten Einzelheiten. Bei dem Niedertraxl-Gütl handelt es sich um ein altes „Austraghäusl“. Das Adamgut ist ein Rauchhaus. Eigl betont, dass in diesen Rauchhäusern, wenigstens bei den neueren und grösseren, nicht etwa infolge von Unvermögen die Überdachführung des Rauches fehlt. Vielmehr sei der bestimmte Zweck vorhanden, das Getreide durch den Rauch zu dörren und es nebst dem Heu gründlich zu desinfizieren.

Bezüglich des bäuerlichen Wohnbaues in Bayern verdient als eine, wenn auch nur vorläufige Zusammenfassung hervorgehoben zu werden O. Brenner, „Unsere Bauernhäuser.“²⁾ Brenner, der rastlose Vorsitzende des bayrischen Vereins für Volkskunde, gibt hier in der für einen Fragebogen notwendigen Kürze einen allgemeinen Überblick über die Haus- und Gehöftformen in Bayern, der sich zumal infolge der beigegebenen schematischen Grundrisse, zur ersten raschen Orientierung vortrefflich eignet. Wenn B. sich dabei — besonders in der Einleitung — ausser an Meitzen vorwiegend an Bancalari anschliesst und dessen zum Teil verfehlt technische Ausdrücke und Anschauungen herübernimmt, so möchte ich wünschen, dass in dieser Hinsicht eine künftige Ausgabe einer Änderung unterzogen wird. Im übrigen aber ist dieser Fragebogen, der durch den Verein hoffentlich eine recht weite Verbreitung finden wird, im Interesse der Hausforschung eine sehr erfreuliche Erscheinung, für die wir dem Verfasser nur danken können. Es ist dringend zu wünschen, dass jeder volkskundliche Verein einen ähnlichen Fragebogen hinaussenden möchte. Die Hausforschung würde dadurch unzweifelhaft wesentlich gefördert werden.

Nach Böhmen führt uns Julius Lippert, Hausbaustudien in einer Kleinstadt (Braunau in Böhmen).³⁾ Der Verfasser berichtet über den Wohnbau seiner Vaterstadt in der Form von Erinnerungsbildern; infolgedessen ist nicht gerade alles, was den Hausforscher an jenem Wohnbau interessiert, durchaus scharf herausgearbeitet, das Zusammengehörige nicht so energisch verbunden, wie wir es wünschen möchten. Im übrigen aber bietet das Buch für denjenigen, der die Zusammenhänge fest im Auge behält, sehr viel Interessantes, sowohl entwicklungs-

1) Zeitschr. f. österr. Volksk., 9. 27—39. 40—59.

2) Fragebogen des Vereins f. bayr. Volkskunde. S. 8.

3) Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde, geleitet von A. Hanflen 5, 1. Mit einer Phototypie und mehreren Abbildungen, Plänen und Kartenskizzen im Text. Prag, Calve. 1903. 41 S.

geschichtlich für das ganze Haus, als auch für die Einzelheiten des Hausrates. Noch in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts liess sich deutlich erkennen, dass alle Häuser in Braunau „von ein und demselben Schema der Anlage ausgingen“. Lippert bringt sie deshalb zutreffend mit den Bauernhäusern der Umgegend Brannaus in engen Zusammenhang. Das Bauernhaus, dem oberdeutschen Typus zugehörig, zeigt folgenden Grundriss. Durch die in der Mitte der Langseite liegende Haustür gelangt man auf den Küchenflur. Rechts davon liegen Stube und Stübchen, links das „Gewölbe“ und die Kammer, hinter letzteren die Stallung. Dieses Haus wird in die Stadt übertragen. Hier wie dort standen alle Giebel nach der Strasse, erst um 1850 entstand in Braunau das erste Querdach. Aber die Baulose waren schmal, das am meisten vorkommende Ausmass für die Breite war „der Dreifensterraum“ (Lippert gebraucht die vom Standpunkte der Hausforschung unglücklich gewählte Bezeichnung „zwei- und dreifenstriges Haus“), aber es kommen auch schmalere Baustellen vor. Infolgedessen hat das Stadthaus die Tür an der Schmalseite, daher auch der Grundriss manche Unterschiede vom Bauernhause zeigt. Dennoch hat letzteres als Vorbild gedient, wie das auch ein altes Braunauer Eckhäuschen noch erkennen liess (S. 14). — Im Braunauer Stadthaus liegt die Stube nach hinten. Sie liegt zwei Stufen höher als der Boden des als „Haus“ bezeichneten Flurs. Unter dem Boden der Stube liegt der Backofen, über dem der Kachelofen erbaut ist, beide werden vom „Hause“ aus bedient. Dass diese Einrichtung eine naheliegende gewesen sei, wie L. auf S. 27 meint, kann ich nicht finden. L. sagt, diese Backofenanlage sei durch die Raumnot bedingt gewesen, und er nimmt die Reihenfolge: „Haus“, Stube, Backofen als Entwicklungsskala an. Nun aber findet sich im benachbarten Bauernhause dieselbe Backofenanlage, nur dass der Backofen ganz in die Stube hineinragt, also nicht unter der Erde liegt. Auch hier erhebt sich über ihm der Kachelofen. Diese Art ist sicher nicht vom Stadthause entlehnt, wie L. auf S. 28 annimmt. Vielmehr muss man entwicklungsgeschichtlich offenbar die Reihenfolge: „Haus“, Backofen, Stube annehmen. In diesem Falle wäre die Stube an das „Haus“ angewachsen. Die ganze Frage scheint mir für die Geschichte von Stube und Ofen sehr wichtig zu sein. Hoffentlich nehmen sich die böhmischen Forscher weiterhin recht eingehend dieser Frage an. — Unter der Stube des Stadthauses liegen Keller und „Baderei“, die ihrem Zweck entsprechend immer in Stein ausgeführte Badestube, die heute nicht mehr als solche gebraucht wird. Lippert meint, dass sie die erwähnte Überhöhung des Stubenbodens veranlasst habe. In dem Hausflur ist, „einem grossen Koffer nicht unähnlich, das steingefügte „Gewölbe“ in das Holzhaus gleichsam eingeschoben“ (S. 17). — Beim neu hinzutretenden Obergeschoss entspricht dem unteren „Haus“ oben der „Saal“. Letzterer liegt wieder ein Stück tiefer als der Boden der „Oberstube“, die dann selbst wieder stufenförmig in den Dachraum emporragt. Der Saal schrumpft durch Einbau von Stube und Stübchen nach vornheraus zum Obergeschossflur in unserem Sinne zusammen. — Eine genauere Untersuchung hätte ich den ‚Lauben‘ gewünscht, die L. auf S. 29—31 behandelt, und die den Häusern der Stadt vorgebaut waren. Jetzt sind sie verschwunden und ihr Raum in den Bezirk des Hauses einbezogen, wodurch das Haus auf Kosten der Gasse an Raum gewonnen hat (S. 38). Übrigens bietet das Buch noch manche interessante Einzelheiten: über Blockbau, in dem die Häuser aufgeführt sind, über „Wockenstock“ und „Stubenstock“ (S. 30). Die Tür war quergeteilt, die Fenster fast quadratisch mit Schiebvorrichtung (S. 17). Die Bedachung bestand noch 1826 in der ganzen Stadt aus Schindeln (S. 22). — Interessant ist die von L. bezeugte Erweiterung des zweizelligen Hauses (Küche und

Stube) zum dreizelligen. Dieselbe ist aber nicht durch Zellenteilung, sondern durch seitlichen Anbau unter Herabziehung der betreffenden Dachseite erfolgt, wie das die auf S. 20 gegebene Abbildung gut erkennen lässt. Grundrisse und Aufrisse sind in schematischen Aufnahmen hinreichend zur Darstellung gebracht. Auch die Erwähnung der Brothänge im Innern des „Gewölbes“ (S. 25) sowie der weihnachtlichen grossen Krippendarstellung (S. 29) führe ich an. Das wichtigste an dem Buche ist, dass es viel zu erzählen weiss. Das Verarbeiten der Einzelheiten bleibt uns in den meisten Fällen freilich noch selbst überlassen. Um so schmerzlicher vermissen wir ein alphabetisches Register der Hausteile und ihrer lokalen Benennungen. Es ist dringend zu verlangen, dass in Zukunft keine derartige Monographie es unterlässt, ein Register darzubieten.

Lokal in nächstem Zusammenhange mit Lipperts Arbeit steht Eduard Langer, Bauten im Adlergebirge¹⁾, eine Reihe kleiner Aufsätze, die ich schon im Vorjahre hätte erwähnen sollen. Steht heute das Haus in Braunau schon mit der Traufseite nach der Strasse, so hat dasjenige in Rokitnitz noch die alte Giebelfront. Langer bildet S. 3 eine Anzahl Laubenhäuser aus Rokitnitz ab. Er beschreibt sie und erklärt die Lauben „ihrem Ursprung und ihrer Entwicklung nach für eine Erscheinung der Städte“. Der Laubenboden ist eine festgestampfte Lehmitte, und er wird als solche auch zum Dreschen benutzt. Im Dachraum darüber lagert das Getreide. Alle diese Häuser haben nur ein Erdgeschoss. — Die von Langer S. 265 ff. mit Ansicht und Grundriss dargestellte „Herrnfelder Erbrichterei“ ist ein grosser vierseitig umbauter Hof mit vorderer Einfahrt und hinterer Ausfahrt. Das Wohnhaus ist ein Blockbau, dessen Wände mit Ausnahme der Balkenköpfe innen und aussen verputzt sind. „Die Stirnwand und ein Teil der Hofwand sind auf Steingemäuer aufgesetzt (Naspe)“. Das Wohnhaus zeigt durchlaufenden Hausflur, links davon liegen die Ställe, rechts davon die Wohnräume, darüber der Boden („die Bühne“). Aus Flur und Stuben ist die ringsummauerte steinerne Küche ausgespart, dahinter liegt die „schwarze Küche“, die „ehemals sicher auch als Rauchkammer im Gebrauch war“ und heute ein Stübchen ist.

‘Das Bauernhaus im Böhmerwalde’ bespricht Marie Bayerle-Schwejda.²⁾ Ich hebe daraus hervor, dass der gepflasterte Gang vor dem Hause „die Greed“ und der Flur ‘Vorhaus’ heisst. Sonst gibt die Verfasserin besonders Angaben über Stubenausstattung und alte Möbelbemalung.

Mit dem Hause des Kuhländchens befasst sich A. Hausotter, Beiträge zur Volkskunde des Kuhländchens. I. Die Aufsammlungen des Museums für österreichische Volkskunde aus dem Kuhländchen. 2. Teil.³⁾ Das Haus des Kuhländchens gehört dem oberdeutschen Typus an, es ist ein Blockhaus mit Strohdach. Was Hausotter darüber angibt, berührt sich vielfach mit den erwähnten Berichten Lipperts. Auch hier liegt der Backofen innerhalb der Stube, und dabei so tief, dass vor seiner Heizöffnung „ein Raum im Flurboden ausgespart werden musste, um das Einschieben der Holzscheiter bequem vornehmen zu können“. H. stellt sich danach die Entwicklung von Stube und Ofen in wohl annehmbarer Weise so vor, dass vom Herd zunächst der Backofen abgetrennt, darum ein neuer Raum, die Stube, gebaut und endlich über dem Backofen der [Kachel-]Ofen errichtet worden sei.⁴⁾ Weiterhin finden sich mancherlei Angaben über Wirtschafts-

1) Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen 2 (1902). 1—6, 89—92, 193—197, 265—269.

2) Zeitschr. f. österr. Volksk. 9, 171f.

3) Zeitschr. f. österr. Volksk. 9, 131—136.

4) Nebenbei bemerke ich, dass die Kachel kein Hohlziegel ist.

gebäude und bäuerliches Gerät. Heute sind die Holzbauten fast überall den Ziegelbauten, die Strohdächer der Schindel- und schliesslich der Ziegel- und Schieferbedachung gewichen, wie auch die Tracht bis auf wenige Reste verschwunden ist. Hausotter gibt auf drei Tafeln 26 Abbildungen: Möbeln mit Rokokoformen und -bemalung, ein hölzernes Schloss, einen Kiehnspanhalter mit Zahnschnitt zum Verstellen, eine Mausfalle, Feuerhund, Tabakschneider, Spinnrad, Glasmangel (= Bügelglas), dazu eine grössere Reihe irdener Gefässe. — Als Ergänzung zu Hausotters Mitteilungen ist einzusehen: Stefan Weigl, Das alte Kuhländer Bauernhaus und seine Veränderungen bis in neuester Zeit¹⁾, der aber nicht mehr als eine tatsächliche Beschreibung gibt.

Begeben wir uns auf sächsischen Boden, so begegnen wir einer trefflichen Schrift, die für uns deshalb besonders in Betracht kommt, weil sie der Entwicklung des städtischen aus dem volkstümlichen Wohnbau mit Sorgfalt nachgeht: Walther Dietrich, Beiträge zur Entwicklung des bürgerlichen Wohnhauses in Sachsen im 17. und 18. Jahrhundert.²⁾ Dietrich behandelt in einem ersten Kapitel die bau- und feuerpolizeilichen Vorschriften mit besonderer Berücksichtigung der Städte Dresden, Leipzig, Chemnitz und Freiberg, und ich mache auf diesen Abschnitt besonders deshalb nachdrücklich aufmerksam, weil er zeigt, dass zur Geschichte der volkstümlichen Bauweise nicht nur das Bauernhaus, sondern vielfach mit gleichem Erfolg auch die alten Stadthäuser und die städtischen Bauordnungen herangezogen werden müssen. Diese Ordnungen lassen die allmähliche Trennung des bürgerlichen Wohnbaues von der volkstümlichen Bauweise in Material, Grundriss und Einzelausführung deutlich erkennen. Noch 1474 bestand in Dresden viel Fachwerkbau und viel Schindelbedachung, wie aus einer gleichzeitigen Feuerordnung hervorgeht. Erst diejenige von 1491 bestimmt, dass die Eckhäuser ganz von Stein, die Häuser in der Strasse aber wenigstens ein Geschoss hoch von Stein erbaut und mit Ziegeln gedeckt sein sollten. Aber nach dem Statut von 1684, also zwei Jahrhunderte später, waren in Dresden doch immer noch hölzerne Gebäude mit Schindeldächern gebaut, und der Kampf gegen die Holzhäuser zieht sich durch die Ordnungen von 1707, 1708, 1710 und 1720, während im Gegensatz dazu noch 1716 die massive Bauweise für die Vorstädte aus fortifikatorischen Rücksichten direkt verboten war. Ähnlich ging es in Leipzig und Chemnitz, wo die Feuerordnungen bis ins Ende des 17. Jahrhunderts hinein immer wieder massive Brandmauern, Ofenwände und Schornsteine sowie Ziegeldächer vorschreiben mussten. Aber noch das ganze 17. Jahrhundert hindurch war in den Landstädten, namentlich in den walddreichen Gebirgsgegenden, der Holz- und Fachwerkbau sehr verbreitet, und selbst 1739 blieb in Chemnitz dem fürsorglichen Magistrat nichts über, als die Herstellung von Schindeldächern oder mit Brettern verschlagenen Giebeln bei Gefängnisstrafe zu verbieten und abermals einzuschärfen, dass alle alten hölzernen Essen mit Lehm ausgeschlagen würden. Ebenso war auch in Leipzig 1734 der Kampf gegen die bretternen Giebel und die Schindeldächer noch nicht beendet. — Die Firstrichtung war noch bei den Neubauten, die in Dresden nach dem grossen Brande von 1491 entstanden, quer zur Strasse. Von den damit verbundenen hohen Giebeln nach der Strasse scheint Dietrich (S. 15) anzunehmen, dass sie als eine Art Ersatz für die schmalen Frontentwicklungen anzusehen seien. Tatsächlich entsprachen sie wohl nur der volkstümlichen Bauweise, die — wenigstens bei den hier in Betracht kommenden

1) Zeitschr. f. österr. Volksk. 9, 114—124.

2) Leipzig, Gilbers 1904, 83 S. 4°. Mit 142 zum Teil farbigen Abbildungen.

„fränkischen“ Bauernhäusern — überall den Giebel nach der Strasse richtete. Erst seit Mitte des 16. Jahrhunderts hat sich die Schwenkung des Dachfirstes parallel zur Strasse vollzogen. Immerhin verbieten in Dresden noch die Ordnungen von 1660 und 1711, dass die Traufen nicht mehr nach der nachbarlichen Grenze geführt werden, und dass in die Nachbarwände und -dächer keine Fenster gesetzt werden sollten (vgl. die Rückwirkung auf den Grundriss!); aber selbst kleine Städte wie Freiburg i. S. befahlen schon im 17. Jahrhundert, dass das Dach mit dem First parallel zur Strasse gestellt werden solle, ein Gebot, dessen Befolgung nach Dietrichs Meinung wohl durch die Rücksicht auf die Unannehmlichkeiten der Traufe und des Schneeauswerfens gefördert worden ist (S. 9). — Die Entwicklung der Fassade schliesst sich an den historischen Wandel der Kunstformen an. Sie gehört der Geschichte der Architektur und kommt für uns weniger in Betracht. Merkwürdigerweise behandelt Dietrich erst nach ihr die Entwicklung des Grundrisses, aber er tut recht daran, wenn er diese unmittelbar an den Grundriss des in Sachsen sich findenden — teils „slawischen“, teils fränkischen — Bauernhauses anknüpft. Auch das Stadthaus zeigt, wie jene, eine Dreiteilung des Grundrisses: in der Mitte den Flur und beiderseits je zwei Räume, „die je nach dem Stande des Besitzers als Kontor, Werkstatt, Laden oder Niederlagen, seltener als Wohnung benutzt wurden“ (S. 62). Die Wohnung lag meist in den Obergeschossen, von denen in Dresden schon 1521 bei den meisten Häusern zwei und sogar noch mehr bezeugt sind, während der Markt von Leipzig schon im 15. Jahrhundert vierstöckige Häuser aufzuweisen hatte. Die Erdgeschossräume wurden in den meisten Fällen überwölbt, woher sie noch heute als „Gewölbe“ bezeichnet werden. Die Dresdener Bauordnung von 1720 schreibt sogar direkt vor, dass das Erdgeschoss, „wenn auch nicht ganz, so doch im Eingange und um den Flur herum überwölbt werden sollte“. — Nun konnte die beschriebene Grundrissteilung bei der häufigen Verkürzung der Baufront oft nur zum Teil durchgeführt werden, so dass auf der einen Seite des Flurs die „Gewölbe“ wegliefen. Dafür entstand dann ein Hinterhaus mit einer Holzgalerie an den Hofseiten. So ist es schon um 1500 belegt. Bis etwa zur Mitte des 17. Jahrhunderts bleibt der Grundriss das Beherrschende. Die Fassade muss seinen Anordnungen folgen. Dann aber beginnt der „symmetrische, Achsen betonende Aufbau der Fassade, die nun in erster Linie zeichnerisch festgelegt wird“, seinen bestimmenden Einfluss zu üben. Die dadurch bedingte weitere Entwicklung des Grundrisses wird von Dietrich in klarer und interessanter Weise dargestellt, aber sie gehört mehr in das Gebiet der Architekturgeschichte und Altertumswissenschaft, als in das der Volkskunde. Wir können deshalb hier nicht näher darauf eingehen. Dietrichs Buch, übersichtlich geordnet und sicher geschrieben und mit grossen, deutlichen und instruktiven Abbildungen ausgestattet, verdient die beste Empfehlung.

‘Das deutsche Dorf mit besonderer Berücksichtigung der märkisch-lausitzischen Verhältnisse’ hat der durch seinen Sammeleifer bekannte Robert Mielke kurz dargestellt.¹⁾ Er macht darauf aufmerksam, dass das Dorf als künstlerische Einheit im Gegensatz zum Bauernhause bislang wenig Beachtung gefunden habe. Er betont zunächst die Wichtigkeit des Hofes, und er findet die Vorzüge deutscher Hof- und Wirtschaftsfreiheit darin, „dass sie für eine künstlerische Ausgestaltung von Haus, Hof, Wohnung und selbst der Arbeitswerkzeuge sehr günstig waren, dass sich weiterhin diese Kunstfreudigkeit in Sitten und Sagen, in poesievollen

1) Vortrag auf der 19. Hauptversammlung der Niederlausitzer Gesellschaft. Niederlausitzer Mitteilungen 8, 1—17.

Gebräuchen wie in den unmittelbar dichterischen, lebensvollen Dialekten äussert und zu den schönen Arbeiten des Gemeinsinnes, zu der Kirche, dem Friedhof, zu denkmalgeschmückten Wegen und Brücken sich hat entwickeln können“. Wie weit die Kritik im einzelnen anerkennen wird, dass das alles lediglich auf die deutsche Hof- und Wirtschaftsfreiheit zurückzuführen sei, lasse ich dahingestellt. Ich bemerke aber, dass ich persönlich kein Freund davon bin, derartige Dinge, die so verschiedenen Gebieten menschlicher Lebensäusserung angehören, immer gleich auf eine Formel zu bringen. — Mielke bespricht die verschiedenen Dorfarten, diejenige bei Einzelhöfen, bei der das Dorf als eine Gruppe einzelner Hofstellen erscheint, und andererseits die geschlossene Hofform. Er geht sodann auf die besonderen Verhältnisse des ostelbischen Koloniallandes über, wohin zumeist die niederdeutsche Hausform verpflanzt ist. Das typische brandenburgische Dorf — besonders auch der Nieder- und Oberlausitz — gruppiert sich um einen runden, eher länglichen als kreisrunden Anger, von dem die Flurgrenzen und -wege fächerartig nach allen Seiten hin ausstrahlen. Mielke geht auf seine Einzelheiten, den Dorfteich, die Bauernhäuser mit ihren Vorgärten, die Dungstätte, die Kirche und das Gutshaus noch etwas näher ein. Einzeln hervorheben möchte ich nur einen Satz auf S. 7: „Nach Beobachtungen aus neuerer Zeit ist auch der Schluss gerechtfertigt, dass die oberdeutschen Hausformen mehr oder minder mit dem niederdeutschen Einbau zusammenhängen.“ Schon hier ergreife ich die Gelegenheit, diese ganze Behauptung entschieden zu bestreiten. Mielke stützt sich dabei auf eigene Untersuchungen, auf die wir später noch zu sprechen kommen.

Zunächst bleiben wir noch kurz auf dem Gebiete des mitteldeutschen Hauses, welches dem 'oberdeutschen' Haustypus angehört. Ich nenne zuerst F. Loose, *Aus Grossmühlingens Vergangenheit*.¹⁾ In diesem Buche, in dem der Verfasser einige ausgewählte Kapitel zur Geschichte und Volkskunde seines Pfarrortes Grossmühlingen behandelt, welches zu den als „Börde“ bezeichneten elf Ortschaften des Nordthüringgaues gehört, sind auch „Haus und Hof“ mit einem Abschnitt bedacht (S. 29 ff.). Der Flur führt auch dort noch die Bezeichnung „Haus“. Auf die massiven Umfassungswände des Erdgeschosses wurde verstaktes und mit Lehm verklebtes (gewällertes) Fachwerk aufgesetzt (S. 29—30). Die Walmen findet man an den dortigen alten Gebäuden thüringischer Bauart äusserst selten. „Dagegen waren Giebelaufsätze sehr gebräuchlich: Hasenöhrchen V, Wetterfahne, Giebelblume, Kugel, Dreieck, Viereck.“ — Looses, mit mehreren Abbildungen versehenes, Büchlein liest sich sehr angenehm und gibt manche schätzenswerte Einzelheit. Mit Recht stützt es sich vielfach auf den Sachsenspiegel, der hier als lokale Quelle wesentlich in Betracht kommt. Eine kurze Erwähnung des Pferdehirten (S. 9 Anm. 3), des in Bornum bei Zerbst sogenannten „Wäkers“, berühre ich deshalb, weil die Geschichte desselben, über die, besonders in Anlehnung an die bekannte Heliandstelle, manches Unzutreffende geschrieben ist, noch einer genaueren Untersuchung bedarf. Auf den Abschnitt über die Grossmühlinger Tracht komme ich später noch zurück.

Begeben wir uns von Thüringen nach Hessen, so begegnen wir einem umfangreichen Werke: Karl Hessler, *Hessische Landes- und Volkskunde. Das ehemalige Kurhessen und das Hinterland am Ausgange des 19. Jahrhundert. Bd. II: Hessische Volkskunde*.²⁾ Die Anregung zu dieser Arbeit, deren zweiter Band

1) Ein Beitrag zur Volkskunde des ehemaligen Nordthüringaus. Dessau, C. Dünhaupt. 1903. 46 S. 8°.

2) Marburg, Elwert. 904. XVI, 662 S. Mit mehreren Karten und zahlreichen Abbildungen.

zuerst erscheint, ist vom Verein für Erdkunde in Kassel ausgegangen. Zu ihrer Ergänzung sollen später in zwangloser Reihe weitere Mitteilungen unter dem Titel: „Neue Beiträge über Sitten und Gebräuche in Hessen-Kassel“ veröffentlicht werden. Das vorliegende Werk soll ein populäres sein; es ist nach des Herausgebers Worten (S. VIII) „nicht etwa für den Gelehrten und Forscher, sondern vor allen Dingen für das Volk selbst geschrieben“. Damit ist aber die Kritik des Forschers doch nicht ausgeschaltet, und diese hat leider manches an dem Werke auszusetzen. Das Buch ist von einer grösseren Reihe von Mitarbeitern, meist Lehrern, geschrieben. Aber die einzelnen Beiträge gebärden sich wie ganz selbstständige Schriften, fast keine nimmt Rücksicht auf die andere, und da die Aufteilung des ganzen Stoffes nicht nach systematischen, sondern nach lokalen Rücksichten erfolgt ist, so finden sich fortgesetzte Wiederholungen, und andererseits ist es doch fast unmöglich gemacht, das Zusammengehörige auch zusammenzufinden, zumal ein Register fehlt. Dazu reichen die Kenntnisse der meisten Mitarbeiter zu einer genügenden Behandlung des Stoffes nicht aus. Die meisten Abteilungen sind ohne hinreichende Bekanntschaft mit den historischen Formen geschrieben, die doch die Grundlage der heutigen Erscheinungen bilden. Die nötigen germanistischen Vorkenntnisse muss man fast überall vermissen. Geradezu krankhaft erscheint das Bestreben der Mitarbeiter, alles, was sie nicht erklären können, auf das Heidentum zurückzuführen. Wenn daher der Herausgeber im Vorwort selbstbewusst behauptet, in diesem Werke habe sich die hessische Lehrerschaft „selbst ein Denkmal gesetzt, das sie ehren wird für alle Zeiten“, so bedaure ich, in dieses Lob nicht miteinstimmen zu können. — Sehen wir nun aber von alledem ab, so ist anzuerkennen, dass in dem Buche für die Volkskunde viel schätzenswertes Material dargeboten wird. Die mitten im Volksleben stehenden Mitarbeiter haben wirklich sehr viel interessante Einzelheiten mitzuteilen, und deshalb werden auch die wissenschaftlichen Arbeiter am Werke der Volkskunde recht oft mit Nutzen auf das Buch zurückgreifen müssen. Auch für den Hausbau finden sich manche Angaben. Die Gebräuche bei der Errichtung des Hauses, Haussprüche etc. werden als besondere Abschnitte in den einzelnen Kapiteln besprochen. Bezüglich des Wohnbaues befinden wir uns in Hessen auf dem Grenzgebiete zwischen oberdeutschem und niederdeutschem Haustypus. Die wesentlichen Unterschiede zwischen beiden hätten daher von dem Verfasser des Kapitels über das sächsische Niederhessen klar hervorgehoben werden müssen; statt dessen beschränken sich die Mitteilungen bezüglich des Wohnbaues lediglich auf einige, allerdings brauchbare Angaben über das 'sächsische' Haus. Im Absatz 'Das fränkische Niederhessen' schildert Hessler den 'fränkischen' Wohnbau und beschreibt nacheinander ein Arbeiterhäuschen, dann das Haus des Kleinbauern, des Grossbauern und des Herrenhofes. Dabei wird aber der Grundriss trotz längerer Auseinandersetzung nicht hinreichend klar, auch ist das Typische nicht genügend hervorgehoben. Den besten Eindruck haben auf mich die einschlägigen Mitteilungen über das Bauernhaus der Schwalm gemacht. Der Verfasser glaubt dort, nach Bautechnik, Art der Stockwerke etc., drei verschiedene Stadien unterscheiden zu können; es bleibt jedoch zu untersuchen, wie sich die Grundrisstypen zu dieser Einteilung stellen. Die charakteristischen Fachwerkverzierungen der Schwalm werden besprochen. Wir erhalten auch einen Überblick über die innere Ausstattung der Stube. Die Abteilung „Schwalm“ ist insofern gut. Sie nennt auch die Hausteile bei Namen und beschreibt das Gerät. Schade, dass die Abbildungen hier nicht ausreichen, da sie zu sehr auf das Malerische statt auf die Einzelheiten gehen. — Aus alledem geht hervor, dass bezüglich des volkstümlichen Wohnbaues noch manches für die

demnächst erscheinende 'Hessische Landeskunde' zu tun übrig bleibt, dass andererseits doch infolge der tatsächlichen Mitteilungen und beigebrachten Einzelheiten niemand, der den hessischen Wohnbau studieren will, auf das Studium des vorliegenden Werkes vorläufig wird verzichten können. Auf die Behandlung der Tracht werde ich weiterhin zurückkommen.

Frankfurt a. M.

(Fortsetzung folgt.)

Otto Lauffer.

Otto Schrader, Die Schwiegermutter und der Hagestolz, eine Studie aus der Geschichte unserer Familie. Braunschweig, George Westermann, 1904. IV, 119 S. 8°.

Im April und Mai hatte Otto Schrader in Westermanns Monatsheften zwei Aufsätze über die Schwiegermutter und den Hagestolz veröffentlicht; diese erscheinen jetzt, durch Anmerkungen und Belege erweitert, in Buchform. Schrader beschränkt sich auf Darlegungen aus den Sitten und Gebräuchen der Völker, die indogermanische Sprachen reden, er sucht die Stellung der Schwiegermutter und des Hagestolzes in der Zeit der Urgemeinschaft dieser Völker zu erschliessen und gibt damit ein auch weiteren Kreisen verständliches Beispiel für die Methode, auf die sich die Resultate seines grossen Reallexikons der indogermanischen Altertumskunde stützen und der wir so überraschende Aufschlüsse über die Kultur unserer Vorfäter verdanken. Die Ergebnisse zeigen zwar einerseits, wie fremd die alte Zeit unserem Denken schon geworden ist, wie fest aber andererseits manche Sitten der Urzeit noch jetzt in Volksanschauung und Volksgebräuchen wurzeln.

Die böse Schwiegermutter, das müssen wir dem Verfasser glauben, gab es schon bei den Indogermanen, aber sie war nicht, wie jetzt, der Schrecken des jungen Ehemannes, sondern der jungen Frau, die der Gatte in das Haus seines Vaters heimgeführt hatte. Für die Mutter der Frau besass die alte Sprache keine besondere Bezeichnung; erst in historischer Zeit beginnt bei den Westindogermanen die Übertragung des Wortes für Mannesmutter auf die Mutter der Gattin, die Ostindogermanen scheiden die Bezeichnungen noch heute. Die Weibesmutter, wo sie überhaupt eine Rolle spielt, tritt in alter Zeit stets als besonders besorgt um den Schwiegersohn auf. Die Verhältnisse haben sich daher gänzlich verschoben; die sozialen Veränderungen, welche diese Verschiebung hervorgebracht haben, sucht Schrader zu skizzieren. Eine ähnliche Verschiebung der Sitten zeigt er im Zusammenhang mit der Untersuchung über den Hagestolz, der, wie er nachweist, in der indogermanischen Urzeit nicht existierte oder doch eine verachtete, bemitleidete Rolle spielte. Wenn aber auch bei diesem Gegenstand auf die treibenden Ursachen der allmählichen Wandlung hingewiesen wird, die der Verfasser vor allem in dem Luxus der Städte, in der Schwierigkeit, für die Frau und die Familie auskömmlich zu sorgen, sodann in missverstandenen Lehren der Apostel und in dem Zölibat der Geistlichen sieht, so bleiben doch wohl noch zwei wichtige Punkte dabei hinzuzufügen, auf die die Etymologie des deutschen Wortes führt, mag man nun die des Grimmschen Lexikons oder die von Müllenhoff, Zs. f. d. Altert. 12, 297 f. gegebene für richtig halten: das Erbrecht und das Lehnsrecht. Es ist dem Verf. nicht zu verdenken, wenn er auf diese Fragen nicht näher hat eingehen wollen, betreffen sie doch nur spezifisch germanische Einrichtungen; hier aber reichen sie so weit zurück und schneiden so tief ein, dass sie zur Erklärung der augenblicklich geltenden Anschauungen, die ja Schrader auch deuten will, nicht entbehrt werden

können. Launige Einschaltungen und Ausblicke würzen die Darstellung; manchem Leser und vielen Leserinnen mag die geschilderte alte Zeit trotz der bösen Schwiegermutter natürlicher, gesünder, loekender erscheinen als unsere vielgerühmte Kultur.

Schöneberg bei Berlin.

Felix Hartmann.

N. Γ. Πολύτων· Μελέται περὶ τοῦ βίου καὶ τῆς γλώσσης τοῦ Ἑλληνικοῦ λαοῦ. *Ἡαροδόσεις. Μέρος Α' καὶ Β'.* 1348 S. (= *Βιβλιοθήκη Μαυρασίῃ* 210. 255—258. 259—262). 21077101, Karl Beck. 1904. Preis des ganzen Werkes (einschliesslich des noch erscheinenden dritten Bandes) 20 Fr.

Eine unfreiwillige Pause, die in der Veröffentlichung seiner Sprichwörter-sammlung eintreten musste, hat der nie rastende Forscher dazu benutzt, den von ihm gehobenen reichen Sagenschatz seines Volkes der gelehrten Welt zugänglich zu machen und damit einen neuen Saal in dem von ihm unternommenen Museumsbau der neugriechischen Volkskunde zu eröffnen. In wenig mehr als anderthalb Jahren hat er die Arbeit bewältigt, zum grössten Teil wenigstens: zwei stattliche Bände der *Βιβλιοθήκη Μαυρασίῃ* liegen uns vor im Umfange von 1348 Seiten; davon enthält der erste die Texte, 1013 an der Zahl (worunter allerdings auch die Varianten als eigene Nummern figurieren), der zweite die Anmerkungen zu den ersten 644 Nummern. Ein dritter Band, der Anfang nächsten Jahres erscheinen soll, wird den Rest der Anmerkungen bringen.

P. hat den Stoff nach sachlichen Gesichtspunkten in 38 Abteilungen gruppiert, die wir, da ein Register noch fehlt, gleich hier aufführen. Die ersten elf Abteilungen enthalten die historischen Sagen, und zwar: 1. Alte Geschichten: No. 1 bis 27. 2. Konstantinopel und die Nagia Sophia: No. 28—43. 3. Städte und Örtlichkeiten: No. 44—58. 4. Versunkene Länder und Städte: No. 59—67. 5. Kaiser, Könige und Königssöhne: No. 68—88. 6. Hellenen, Helden und Riesen: No. 89 bis 134. 7. Antike Gebäude und Marmorblöcke: No. 135—169. 8. Alte Götter und Helden: No. 170—178. 9. Christus und sein Leiden: No. 179—191. 10. Heilige: No. 192—209. 11. Kirchen: No. 210—216. Die folgenden fünf Abschnitte umfassen die auf die Natur bezüglichen Stücke, und zwar: 12. Himmel, Gestirne und Erde: No. 217—258. 13. Das Wetter: No. 259—274. 14. Versteinerungen: No. 275 bis 316. 15. Pflanzen: No. 317—327. 16. Tiere: No. 328—367. Hierher möchte ich auch den letzten Abschnitt stellen, der die sogen. ätiologischen Sagen enthält, die die Erklärung von augenfälligen Erscheinungen bei Pflanzen, Tieren und Menschen behandeln: No. 990—1013 (übrigens finden sich ätiologische Sagen auch in den übrigen Abschnitten in grösserer Zahl zerstreut; man vgl. No. 179, 183, 191, 218, 221, 223, 226—28, 232—36, 241, 243, 246, 259, 260 usw.). Alles übrige, was nun folgt und allein zwei Drittel des Bandes einnimmt, enthält die Sagen über Phantasiegestalten des Volksglaubens, nämlich: 17. Ungeheuer: No. 368—373. 18. Drachen und Schlangen: No. 374—403. 19. Schätze und Mohren: No. 404—446. 20. Geister und Geisterorte: No. 447—549. 21. Geister und Geisterorte des Meeres: No. 550—559. 22. Hirtendämonen: No. 560—589. 23. Kallikantaren: No. 590—644. 24. *Ἀνακελεύσεις*: No. 645—650. 25. Neraiden: No. 651—804. 26. Lamien: No. 805—821. 27. Hexen: No. 822—832. 28. Tage: No. 833—835. 29. Zauberer und Zauberinnen: No. 836—839. 30. Teufel: No. 840—886. 31. Gespenster: No. 887—897. 32. Alpeister: No. 898—900. 33. Krankheiten: No. 901 bis 915. 34. Mören: No. 916—922. 35. Tote und Seelen: No. 923—932. 36. Vam-

pyre: No. 933—977. 37. Tod und Unterwelt: No. 978—989. Die letzte Gruppe (38) wurde bereits vorweggenommen.

Der grösste Teil des vorliegenden Materials beruht auf bereits edierten Quellen — ein Verzeichnis derselben wäre wünschenswert gewesen —, und es ist sicher nicht zu befürchten, dass dem Herausgeber bei seiner imponierenden Kenntnis der einheimischen und der fremden Literatur etwas Wichtiges entgangen ist. Anders steht es mit der Frage, ob das sicherlich noch viel grössere unedierte Material, also das aus der Urquelle des Volksmundes fliessende, in systematischer Weise herangezogen worden ist. Referent hat nach den von ihm angestellten statistischen Stichproben den Eindruck, dass dies nicht in dem Masse geschehen ist wie bei den Sprichwörtern, für die der Herausgeber in allen Gegenden griechischer Zunge Gewährsmänner hatte. Was von den Sagen auf Mitteilungen solcher beruht, beträgt in einigen Partien den vierten, in anderen nur den achten Teil des Gesamtmaterials und scheint mehr gelegentlichen Mitteilungen als methodischen Nachforschungen seinen Ursprung zu verdanken. So erklärt sich wohl auch der ungleichmässige Umfang der drei von uns angenommenen Hauptgruppen; denn sollte es wirklich in den tatsächlichen Verhältnissen seinen Grund haben, dass der weit überwiegende Teil der Sagen, nämlich 861 Nummern, an historische und mythologische Erscheinungen anknüpft und nur ein verhältnismässig geringer, nämlich 174 Nummern, an solche aus der Naturwelt? — Bei der bekannten liebevollen Naturbeobachtung, die alle Balkanvölker auszeichnet, ist es doch wohl nicht anzunehmen, dass die Natursagen bei den Griechen eine geringere Rolle spielen sollten, als z. B. bei den Slawen und Rumänen. Wenn daher bei P. die auf Pflanzen und Tiere bezüglichen Sagen nur 30 Seiten (von über 600) einnehmen, so kann ich mir das nur so erklären, dass die Sammler weniger auf diese unscheinbare Art von Sagen aus waren, als auf die offener zutage liegenden historischen und mythologischen.¹⁾ Wer also nach jener Seite P.s Sammlung ausbeuten will, wird dabei die Tatsache einer gewissen Unvollständigkeit im Auge behalten müssen. Ferner ist zu bedenken, dass ein grosser Teil der Sagen sich auf lokale Verhältnisse bestimmter Gegenden bezieht, für die vergleichende Betrachtung also nicht ohne weiteres nutzbar zu machen ist; hierher gehören die meisten der historischen Sagen. Dagegen liefern die übrigen Abschnitte dem Sagenforscher eine Fülle von Stoff für seine Studien, wenn er nur immer imstande wäre, die — natürlich in der Volkssprache mitgeteilten — Stücke zu verstehen. Machte sich diese Schwierigkeit schon bei den Sprichwörtern geltend, so wird sie hier, wo es sich um grössere zusammenhängende Texte handelt, geradezu verhängnisvoll; denn dem, welcher nicht gründlich Neugriechisch versteht, sind sie völlig verschlossen, d. h. wirklichen Nutzen hat von ihnen nur der Neogräzist, während das Werk doch nicht in erster Linie für diesen, sondern für den Sagenforscher bestimmt ist. Es wäre im Interesse dieser dringend notwendig gewesen, den Texten eine französische Übersetzung oder wenigstens Inhaltsangabe beizufügen. Wie das Werk jetzt vorliegt, befindet es sich in einem eigentümlichen Zwiespalt zwischen nationaler Abschliessung und internationaler Bedeutung; fast könnte man sagen: der erste Band gehört nur der griechischen Nation, der zweite (und dritte) nur der internationalen Forschung. Um so kräftiger muss die Aufmerksamkeit auf diesen zweiten Band gelenkt werden, zumal er wenigstens in einer Sprache geschrieben ist, die zwar nicht zu billigen, aber dem des Altgriechischen Kundigen doch einigermassen verständlich ist.

1) Man müsste, um darüber ein sicheres Urteil zu gewinnen, die Sagensammlungen anderer Völker auf dieses Verhältnis hin untersuchen.

Dieser zweite Band enthält also die Anmerkungen zu den ersten 644 Nummern. „Anmerkungen“ ist freilich eine etwas zu bescheidene Bezeichnung für eine solche Fundgrube nicht etwa von Literaturangaben und Parallelen, sondern ganzen Studien zur vergleichenden Sagenkunde. Wir müssen uns hier darauf beschränken, auf die wichtigsten und umfangreichsten hinzuweisen und wählen dazu sieben Studien im Umfang von etwa 160 Seiten, von denen es wohl zu wünschen wäre, dass sie durch eine Übersetzung allgemeiner zugänglich gemacht würden. So lange das nicht der Fall ist, sei ihr Inhalt oder dessen Ergebnis hier kurz angedeutet.

Die erste Studie, eine „Anmerkung“ zu No. 33, der Sage vom versteinerten König, legt die Elemente dar, aus denen sie entstanden ist; diese sind: 1. die Unglaublichkeit des Todes berühmter Männer; 2. der griechische Aberglaube von der Entrückung von Heroen in eine andere Welt; 3. der Aberglaube an helfende Heroen; 4. die jüdisch-christlichen Vorstellungen vom Tode und von der Wiederkehr biblischer Personen (Henoch, Moses, Elias, Esra, Johannes, Maria) und die in den Visionen des Daniel ausgebildete Vorstellung vom armen König und seiner errettenden Wiederkehr. Das Motiv der Versteinering des Königs scheint ein spezifisch griechischer Zug zu sein (Bd. 2, S. 658—674).

Die zweite Untersuchung betrifft die Sage (No. 88) von den zahlreichen, über alle griechischen Gegenden verbreiteten und als „Schloss der Schönen“ bezeichneten Bauwerken, deren P. gegen dreissig verzeichnet. Die Hauptuntersuchung dreht sich hier um die Widerlegung der von Buchon und Sathas über ihren Ursprung aufgestellten Theorien und um die Feststellung der allgemeinen Tatsache, dass die Sage aus mythischen und historischen Elementen der altgriechischen sowie der neugriechischen Volkspoesie entstanden sei (S. 716—727).

Die dritte Abhandlung gilt der Sage von den sogen. ‘Altweibertagen’ (No. 298), d. h. den drei letzten kalten Tagen des März, die nicht nur bei den übrigen Balkanvölkern (Albanesen, Kutzovlachen, Rumänen, Serben) sowie bei Russen und Türken, sondern auch, was bisher weniger bekannt war, bei westeuropäischen Völkern nachgewiesen wird, bei Franzosen, Italienern, Spaniern und sogar bei den Schotten. In der Frage nach dem Ursprung der Sage wendet sich P. gegen die Theorie von Hasdeü, der sie mit der Niobesage in Verbindung bringt und versucht eine rein meteorologische Deutung und weist aus der Erhaltung der verschiedenen Sagen die Ursprünglichkeit der griechischen nach (S. 874—900).

Eine längere Betrachtung knüpft P. auch an die Sage von der Hausschlange (No. 450). Nach einer Übersicht über deren Vorkommen bei den Alten werden die Reste dieses Brauches bei den modernen Völkern besprochen (Balkanvölker, Süditaliener und Franzosen, Deutsche, Dänen usw.), dann die Vorstellung hergeleitet von der Veränderung der Seele nach dem Tode und dem daraus entspringenen Glauben ihrer Verkörperung als Schlange, wofür ebenfalls zahlreiche Belege beigebracht werden. Hierauf folgt eine Skizze der Anwendung der Schlange als Totensymbol in Kultus, Sagen und Kunst der Alten; dann werden die modernen Opferbräuche der Balkanvölker besprochen, endlich die Bedeutung der dem antiken Heros gebrachten Menschenopfer (S. 1073—1093).

Ein interessantes Beispiel für das Fortleben und Weiterwuchern antiker Vorstellungen sieht P. in No. 501, worin erzählt wird, wie die Kraft eines übermenschlichen Wesens sich auf Sterbliche überträgt. Im Zusammenhange damit wird eine makedonische Sage mitgeteilt als Zeugnis für den Aberglauben, dass der Genuss einer Speise, die göttliche Kräfte enthält, zum Helden macht. Diese Bedeutung legt P. auch vielen antiken Sagen unter, z. B. der von Glaukos: beiden liege der uralte Aberglaube zugrunde, dass die Eigenschaften, die jeder Körper hat,

bevor er sich in Nahrung umsetzt, auf den davon Essenden übergeht, Vorstellungen, die bei den Alten wie noch bei Naturvölkern zu finden sind (S. 1123—1135).

Die als Erklärung zu der Gorgonensage (No. 551) dienende ausführliche Darlegung hat im wesentlichen den Nachweis zum Inhalt, dass die modernen Gorgonen eine Verschmelzung der antiken Gorgonen und Sirenen mit der Skylla darstellen, wie P. an zahlreichen Proben der mittelalterlichen und modernen griechischen Volkskunst zeigt. Darauf folgt ein Exkurs über ähnliche Phantasiegebilde bei anderen Völkern (S. 1165—1192).

Zur umfassendsten Studie des Bandes hat der Name der Kallikantzaren und die über sie umgehenden Sagen Anlass gegeben (S. 1240—1281). Hierin verbreitet sich P. zuerst eingehend über den Namen dieser Geister der Zwölften, dann gibt er Nachweise über das Vorkommen dieser Wesen im Aberglauben auch der westeuropäischen Völker und endlich eine fesselnde Darstellung ihres Ursprungs, den er in dem Mummenschanz der byzantinischen Kalenderfeier erblickt, wofür er Parallelen in den skandinavischen Julbucks und der italienischen Befana beibringt.

Diese gerade herausgegriffenen und nur andeutungsweise wiedergegebenen Proben sollen nur einen ungefähren Begriff geben von dem Reichtum an verarbeitetem Material, das in diesem Bande steckt; denn fast jede Anmerkung gestaltete sich dem Verfasser zu einer kleinen Untersuchung, und man kann den Band ohne Übertreibung bezeichnen als eine Sammlung von selbständigen Studien zur vergl. Mythologie und Sagenkunde, auf Grund neugriechischer Sagen angestellt. Möge sie in den Kreisen der Volksforscher überall die gebührende Beachtung finden!

Berlin.

Karl Dieterich.

Valtýr Guðmundsson, Island am Beginn des 20. Jahrhunderts. Aus dem Dänischen von Richard Palleske. Kattowitz (O.-Schl.). Verlag von Gebrüder Böhm, 1904. XV, 233 S. 8°.

Jetzt ist es also fest beschlossen, dass Island binnen kurzer Zeit telegraphische Verbindung mit dem europäischen Festlande erhält. Vom allgemein menschlichen Standpunkte ist diese Aussicht natürlich mit Freude zu begrüßen; wir aber, die wir mit Eifer überall nach volkstümlichen Zügen suchen, sind so selbstsüchtig, dabei auch ein leises Bedauern zu empfinden, indem wir wehmütig fragen: Wird nicht Island, je mehr es mit den übrigen Kulturländern in Berührung kommt, um so schneller die letzten Reste seiner uralten Eigenart einbüßen? Ohne Zweifel hat sich schon manches geändert. Der Verfasser schildert uns sein Heimatland auf der Stufe, die es heutzutage einnimmt, unterlässt es aber nicht, auch den früheren Stand der Dinge zu beleuchten, und da finden wir dies einigermaßen bestätigt. Immerhin jedoch lernen wir das isländische Volksleben als auch noch jetzt sehr urwüchsig und fesselnd kennen, während sich die Fortschritte mehr auf politischem Gebiet vollzogen haben. Ein ideales Streben, eine merkwürdig hohe geistige Kultur unter schwierigen, ja kümmerlichen wirtschaftlichen Verhältnissen haben ja die Isländer stets ausgezeichnet und ihnen eine so hohe Stelle in unserer Wertschätzung angewiesen, welche durch das Lesen dieses Buches womöglich noch gesteigert werden wird.

Eine kurzgefasste Schilderung der Natur Islands von Professor Thoroddsen eröffnet das Werk, und 108 Abbildungen sind in demselben verstreut. Zahlreiche Proben aus der isländischen Literatur sind ihm beigegeben, darunter drei Prosastücke, die als fesselnde Sittenbilder dienen. Der sehr gewissenhafte Übersetzer hat redlich das Seine getan, den Text zu erläutern und zu bereichern.

M. Lehmann - Filhós.

Valentin Kehrein, Die zwölf Monate des Jahres im Lichte der Kulturgeschichte. Paderborn, F. Schöningh 1904. 140 S. 8°. 1,50 Mk.

Obwohl ohne gelehrte Ansprüche und Quellennachweise auftretend, wird diese etwas bunte Zusammenstellung von griechischen, römischen und christlichen Festen und Bräuchen, katholischen Heiligtagen, landwirtschaftlichen Notizen und Bauernregeln sowie Arzneimiteln manchem unserer Leser willkommen sein. Eine stärkere Berücksichtigung der deutschen Volkskunde wäre allerdings zu wünschen, auch finden sich manche Versehen und gewagte Behauptungen. — S. 11 lies *Strenia* statt *Tetrenna*, S. 18 *Feralien* und *Caristia* (aus lat. *carus*), S. 103 *Wales* statt *Galles*. Die Ableitung des 'Bohnenliedes' S. 12 ist fraglich. Der S. 29 erwähnte Weisheitstrichter erscheint zuerst in der Schulkomödie *Almansor* von M. Hayneccius (1578). S. 35 fehlt die Anführung des 'in den April schicken', das schon 1631 auf einem Flugblatte erwähnt wird: „Eigentliche Contrafactur, Wie Kön. May. zu Schweden den alten Corporal Tyllen nach dem Aprill schicket.“ J. B.

Aus den

Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

Freitag, den 21. Oktober 1904. Der erste Vorsitzende gedachte des herben Verlustes, der den Verein durch den Tod seines langjährigen Schatzmeisters, des Bankiers A. Meyer Cohn, am 11. August betroffen, und würdigte die mannigfachen Verdienste, die der Verstorbene sich um den Verein erworben hat. Über den gegenwärtigen Stand der Hausforschung in Deutschland und Österreich sprach Herr Robert Mielke. Er gab eine Übersicht der verschiedenen Methoden der Hausforschung und der gewonnenen Resultate. Bisher wurden die Typen des deutschen Bauernhauses gewöhnlich nach den verschiedenen deutschen Volksstämmen eingeteilt; Redner zeigte, dass alle diese Typen verhältnismässig jungen Datums sind. Als Urform des nordeuropäischen Hauses bezeichnete er das sogen. Dachhaus, eine im wesentlichen unterirdische Behausung, die nur durch ein Giebeldach überdeckt und geschützt wurde. Dem gegenüber steht für Südeuropa ein oberirdisches Wandhaus; als dritte Art kommt der osteuropäisch-slavische Typus hinzu. Redner erläuterte seine Ausführungen mit Hilfe zahlreicher Abbildungen. — Ferner berichtete Herr Prof. J. Bolte über die am 31. Juli im vlämischen Städtchen Veurne gehaltene Bussprozession und zeigte im Anschluss daran, welchen Einfluss im Mittelalter derartige dramatische Umzüge auf die Entstehung des geistlichen Dramas hatten. Zum Schatzmeister ward Herr Bankier Hugo Ascher gewählt.

Freitag, den 25. November 1904. Der erste Vorsitzende eröffnete die Sitzung mit einem warmen Nachruf auf den verstorbenen Mitbegründer des Vereins, Geh. Sanitätsrat Dr. Max Bartels (oben S. 106). Herr Dr. Gerbing legte einige in Schnepfental für das Volkstrachtenmuseum gesammelten Gegenstände vor, darunter ein als Pferdeshmuck und zugleich als Amulet dienendes Daehsfell und die auf Jahrmärkten feilgehaltene Tonfigur des hl. Bruno von Querfurt auf seinem Esel. Darauf hielt Fräulein E. Lemke einen durch zahlreiche hübsche Projektionsbilder illustrierten Vortrag: 'Wanderfahrt am Frischen Haff'. Sie führte zuerst die interessanten älteren Bauten Elbings vor, die teilweise den Einfluss der seit 1577 ein-

gewanderten englischen Kaufleute und der niederländischen Renaissance in den Voluten der Staffeln, ihren Obelisken, Kriegerfiguren und Tieren zeigen, ging auf die Kirchengebäude sowie die noch immer bestehenden Bräuche der Adventsmütterchen (oben 12, 335), der Zitronen bei Begräbnissen und bei der 1767 erfolgten Einweihung eines Galgens u. a. ein und gab reichliche Proben der dortigen Mundart. Ausführlich wurden die schönen Wälder bei Vogelsang, Cadinen, Dörbeck vorgeführt, die den Fremden zu behaglicher Sommerfrische einladen; ebenso der Badeort Kahlberg auf der Frischen Nehrung, die Niederung mit ihren Vorlaubenhäusern, Tolckemit, Lenzen mit dem Heidenwall, Panklau mit den 'heiligen Hallen', endlich Marienburg und die Dirschauer Brücke.

Freitag, den 16. Dezember 1904. Aus Anlass des bevorstehenden Weihnachtsfestes hatte Herr Direktorialassistent Dr. Brunner aus der Kgl. Sammlung für Volkskunde eine Anzahl Gegenstände ausgestellt, die zu dem Feste Beziehung haben. In sehr verschiedenen Formen ist der hl. Nikolaus dargestellt; eine Figur vom Niederrhein zeigt ihn auf einem Schimmel reitend, worin sich eine seltsame Verquickung germanischen Volksglaubens mit der christlichen Legende ausspricht. Ebenfalls vom Niederrhein stammten zwei kleine Holzschuhe, wie sie von den Kindern abends mit Futter für den Schimmel des Heiligen vor die Tür gestellt werden. Auch der struppige Gefährte des Nikolaus, in Süddeutschland Krampus oder Schmutzi genannt, war in mehreren drastischen Darstellungen vertreten. Daneben interessierten mehrere Nussknacker in Hebel- und Schraubkonstruktion, die meist in grotesken Tier- oder Menschenformen ausgeführt waren, sowie zwei kunstvoll verzierte Wachsstöcke aus Bayern. — Darauf sprach Herr Oberlehrer Dr. E. Samter über Hochzeitsgebräuche. An einen früheren Vortrag (oben 13, 127f.) anknüpfend führte er aus, dass die Hochzeitsgebräuche ebenso wie die Totengebräuche als Sühnezereemonien aufzufassen seien. Die Hausgötter schützen zunächst nur die wirklichen Angehörigen des Hausstandes. Deshalb sucht die Braut beim Verlassen des Elternhauses dessen Hausgötter zu versöhnen und gleichzeitig durch eine weitere Zeremonie sich die Gunst der Götter ihres neuen Hausstandes zu sichern. Auch den Seelen der verstorbenen Anverwandten werden bei der Hochzeitsfeier Sühnopfer dargebracht. Die Geister der Verstorbenen haben nach dem allgemeinen Volksglauben Macht, das Land wie die Ehe mit Unfruchtbarkeit zu schlagen. Indem die Braut ihnen Opfer darbringt, sucht sie also der Verhinderung des Kindersegens durch die Seelen der Abgeschiedenen vorzubeugen. Die Opfergaben bestanden im alten Rom aus einer Wollbinde, mit der die Braut die Tür ihres neuen Heims bekränzte, sowie in Blut, Öl oder Fett, mit dem sie die Türpfosten bestrich. Der gleiche Sinn liegt dem noch heute in der französischen Schweiz geübten Brauche zugrunde, dass die Braut die Schwelle des Bräutigams mit Öl abreibt. Eine dritte Gruppe von Gebräuchen hat den Zweck, die übelwollenden Geister aus der Nähe der Neuvermählten durch lautes Geräusch zu verschrecken. Das Hochzeitschiessen im Sauerland und der Polterabend sind die letzten Überreste dieser alten Sitte. An der dem Vortrage folgenden lebhaften Besprechung beteiligten sich besonders die Herren Dr. E. Goldmann, Dr. Minden, Prof. Bolte, Dr. Hahn, Maler Ludwig und Maurer. — Zum Schluss legte Herr Dr. E. Hahn mehrere russische Gebäckbrote vor. — Der bisherige Vorstand wurde durch Zuruf für das neue Jahr wiedergewählt.

O. Ebermann und G. Minden.

Aus alten Novellen und Legenden.

Von **Pietro Toldo.**

(Vgl. oben 13, 112—126, 14, 47—61, 15, 60—74.)

8. Die Sakristanin.

In Bozons nach 1320 niedergeschriebenen 'Contes moralisés'¹⁾ heisst es: „Als König Richard zum heiligen Lande zog, verliebte sich ein Ritter aus seinem Gefolge in einer Stadt, wo sie sich eine Weile aufhielten, in eine Nonne, die endlich den Bitten des Ritters Gehör schenkte. Eines Nachts nahm sie die Schlüssel des Klosters, da sie selber Pfortnerin war, und wollte zu dem Ritter gehen, dessen Wohnung nahe dem Hause lag; und da sie Gott und seiner süssen Mutter ergeben war und jedesmal niederkniete, wenn sie vor dem Kreuze vorüberging, so sprach sie auch jetzt: 'Ich flehe zu dir, Jesus Christus, und danke dir für meine Erlösung; durch deine teuren Wunden und dein heiliges Leiden schütze mich vor Unfall und vor der höllischen Pein!' Als sie so gesprochen, nahm sie die Schlüssel, öffnete das Tor und wollte hinaus. Da stand das Kruzifix vor ihr und streckte die Arme aus. Aber sie war von fleischlicher Anfechtung so entbrannt und von der finsternen Nacht so geblendet, dass sie es nicht merkte. Da streckte das Bild des Gekreuzigten eine Hand aus und fasste und hielt sie, dass sie nicht von der Stelle konnte, bis die Nonnen zur Mette aufstanden und sie dort festgehalten fanden. Da begann sie ihren bösen Vorsatz zu bereuen und versprach Besserung, und das Kruzifix zog die Hand zurück. Alle, die dies Wunder hörten, lobten Gott wie billig.“

Bozons Erzählung ist, obwohl die trefflichen Herausgeber es nicht angemerkt haben, inhaltlich sehr ähnlich einer bereits bei Caesarius von Heisterbach²⁾ († 1240) auftretenden Geschichte: Eine von Liebes-

1) Les contes moralisés de Nicole Bozon, éd. L. Toulmin Smith et P. Meyer (Paris 1889), p. 100, nr. 80.

2) Dialogus miraculorum 7, 33; ed. Strange. — Vgl. meinen Aufsatz 'Leben und Wunder der Heiligen im Mittelalter' in den Studien zur vgl. Literaturgeschichte 2, 314, 320 (1902).

leidenschaft getriebene Nonne will in die Welt fliehen, aber sie ist Jesus ergeben, und Jesus verwehrt ihr 'manibus in cruce expansis' den Ausgang. Doch tritt hier zum Heiland die hl. Jungfrau, von der es bei Bozon nur heisst: 'la dame out estee devoute a Dieux e a sa douce miere'. In der deutschen Legende ist Maria minder 'sanft' als bei dem französischen Erzähler: denn sie gibt der Fluchtbereiten einen Backenstreich, der das verirrte Schäflein rasch wieder auf den Pfad der Tugend bringt. So vergisst die Nonne für immer den schönen Liebhaber, der sie beinahe in die Verdammnis gelockt hätte.

Von den zahlreichen Bearbeitungen dieser von Gautier de Coincy, Passavanti u. a.¹⁾ erzählten Legende abgesehen, suchen anderwärts Jesus oder Maria vergeblich die Flucht der Pflichtvergessenen zu hindern. Die Leidenschaft siegt über die Frömmigkeit, die Nonne flieht aus dem Kloster und geniesst die verbotene weltliche Lust. Das der Flüchtigen entgegentretende Gottesbild verkörpert die den Schritt der Nonne hemmenden Gewissensbisse; da jedoch die Leidenschaft stärker als das Gelübde ist, übernimmt die hl. Jungfrau meist eine barmherzigere Rolle. Wehe, wenn die menschlichen Fehlritte nicht von Gottes Güte ausgelöscht würden und ein Augenblick der Reue nicht die schuldbelastete Seele erlösen könnte! Fehlt auch die Nonne gegen ihre Pflicht, so trägt doch ihr in der verhängnisvollen Stunde an die Gottesmutter gerichtetes Gebet später reiche Frucht; die Sünderin kehrt ins Kloster zurück und findet, dass Maria ihre Stelle eingenommen, ihren Fall vor allen verborgen hat und ihre Verzeihung erwirkt. Die hohe Barmherzigkeit der allerreinsten Jungfrau preist schon der hl. Bernhard in Dantes 'Göttlicher Komödie'²⁾:

Ein Weib bist du so gross, und soviel gilst du,
Dass, wer nach Gnade strebt und dich nicht anruft,
Der wünschet sich, zu fliegen sonder Schwingen.
Und deine Gütigkeit gewährt dem Hilfe
Allein nicht, der drum bittet; nein, zum öftern
Kommt sie zuvor der Bitt' aus freiem Willen.

1) Mussafia, Studien zu den mittelalterlichen Marienlegenden [1, 73: Pariser Hs. des 13. Jahrh. (Sitzgsber. der Wiener Akademie 113. 1887). 2, 58 (ebd. 115. 1888). 3, 8. 44: Etienne von Besançon Nr. 11 (ebd. 119. 1889). 4, 16 (ebd. 123. 1891). 5, 15 (ebd. 139. 1898). Wright, Latin Stories Nr. 106: De moniali sacristana. Caesarius von Heisterbach, Libri VIII miraculorum ed. Meister 1901 (Röm. Quartalschrift f. christl. Altertumskunde, 11. Suppl.) S. 138: 111, 11. Anderes bei Watenphul in der am Schlusse des Aufsatzes angeführten Dissertation.] Aus dem Alphabetum narrationum des Etienne von Besançon (vgl. Hist. litt. de la France 20. 266. Romania 10, 277. 19, 363. Gröbers Grundriss der roman. Phil. 2, 2, 96. Jacques de Vitry. Exempla 1890, p. LXXI) ist, wie Crane (Academy 1890, 22. Febr.) bemerkte, der von D. Mariano-Aguiló herausgegebene portugiesische 'Recull de eximplis e miracles, gestes e faules e altres legendes ordenades per ABC' übersetzt, der unter Nr. 109 (2, 38: Maria officium servorum suorum implet eis absentibus) die Geschichte der Beatrix und unter Nr. 411 (2, 41: Marie cogitatio malam cogitationem impedit) eine dem unten zu besprechenden französischen Mirakelspiele ähnliche Legende erzählt.

2) Paradies, 33. Gesang (deutsch von Philalethes).

Der Ausdruck 'fliegen sonder Schwingen' besagt, dass man ohne Marias Hilfe keine himmlische Gnade erhält und dass sie die geborene Fürsprecherin der armen sündigen Menschheit ist. In den ersten christlichen Jahrhunderten war die hl. Jungfrau vergessen oder doch vernachlässigt, aber dann drang die Vorstellung von ihrer Macht nicht nur in den Sinn aller Gläubigen, sondern wuchs auch bei Abergläubigen und Einfältigen zu ungeheurerlicher Grösse. Der Himmel wird zu einem Gerichtshofe, in dem der Teufel als Ankläger, Jesus als Richter und Maria als Verteidiger auftritt. Wenn der Höllenfürst die mit Blut geschriebenen Schuldseine derer vorlegt, die ihm ihre Seele verkauft haben, oder das lange Sündenregister der Menschen verliest, so weiss Gott sehr wohl, dass der Feind des Guten nicht ohne Grund redet; aber die Himmelskönigin lächelt sanft, und ihr Lächeln löscht die Schuld aus und vernichtet die Anklagen des Bösen. Der Teufel muss mit langer Nase abziehen, von den Erzengeln mit feurigen Schwertern verfolgt, und sich mit den immerhin zahlreichen Sündern begnügen, die den göttlichen Beistand nicht anrufen oder als dessen unwert befunden wurden. Aus der Neigung, Übernatürliches zu vermenschlichen, und aus der verbreiteten Vorstellung von Marias Güte entspringen sonderbare, ja unehrerbietige Legenden.

In den französischen Mirakelspielen und 'andächtigen Erzählungen'¹⁾ wird die hl. Jungfrau über die Massen vertraulich behandelt: sie verjagt die Teufel, welche die Keuschheit von Mönchen und Nonnen durch Trugbilder anfechten, hindert wie zum Scherz einen Jüngling, der ihrem Bilde einen Ring an den Finger gesteckt hat, seine Gattin zu umarmen²⁾, und leistet in der Legende ('l'une abbesse qui fut grosse'³⁾ sogar ihrer Schutzbefohlenen Hebammendienste. Ein andermal kämpft sie im Turnier anstatt eines Ritters, oder sie schirmt ein sündiges Liebespaar auf seiner Flucht und lässt sich herbei, einen armen Ehemann zu betrügen. Es wird daher nicht wundernehmen, dass in Passavantis Version der Geschichte von der Sakristanin⁴⁾ Maria sich nicht nur zur niedrigsten Rolle bequemt, sondern auch das ihrem göttlichen Sohne angefangene Unrecht zudeckt.

Ein Priester reizte durch unkeusche Worte eine Nonne zu Köln zur Lüsternheit. Da nun ihre Anfechtung, vom Teufel genährt, täglich wuchs und die Nonne sie nicht zu überwinden vermochte, beschloss sie endlich voller Verzweiflung, aus dem Kloster zu fliehen und, den Begierden des schwachen Fleisches folgend, in der Welt zu leben. Und eines Tages nahm sie die Schlüssel der Sakristei, die sie schon lange verwaltet hatte, warf

1) Vgl. *Les miracles de Nostre-Dame*, éd. G. Paris et U. Barbier. Toldo in den Studien zur vergl. Litgesch. 3, 315—324.

2) [Landau, Das Heiratsversprechen. Ztschr. f. vgl. Litgesch. 1, 13—33 (1887). De Voors, *Mnl. Marialegenden* 1904 2, 304 zu Nr. 169.]

3) Méon, *Nouveau recueil* 2, 311. v. d. Hagen, *Gesamtabenteuer* Nr. 83.

4) Fr. Jacopo Passavanti, *Lo specchio di vera penitenza* (Milano 1716) p. 112—114.

sich vor dem Altare mit dem Bilde der Jungfrau Maria nieder und sprach: 'Herrin, manches Jahr hab ich diese Schlüssel als Sakristanin bewahrt und Tag und Nacht dir gedient. Jetzt bin ich in einem ungewohnten Kampfe so hart angefochten, dass ich mich auf keine Weise zu wehren vermag, und du stehst mir nicht bei. Darum liefere ich dir meine Amtsschlüssel ab und gebe mich besiegt.' Damit liess sie die Schlüssel auf dem Altar, ging aus dem Kloster und lebte eine Weile mit einem Kleriker; und als dieser sie verliess, sank sie so tief, dass sie eine gemeine und öffentliche Sünderin ward. Nach fünfzehn Jahren der Sünde kam sie einst zur Pforte ihres Klosters und fragte den Pfortner: 'Hast du eine Nonne Beatrice gekannt, die früher Sakristanin in diesem Kloster war?' 'Die kenne ich wohl', sagte der Pfortner, 'sie ist eine verständige und ehrbare Klosterfrau und hat von ihrer Kindheit bis heut in diesem Kloster heilig und wohl-angesehen gelebt.' Die Sünderin verstand die Worte des Mannes nicht, sondern kehrte um und ging davon. Da erschien ihr die Jungfrau Maria, von der sie Urlaub genommen hatte, als sie entwich und die Schlüssel abgab, und sprach: 'Fünfzehn Jahre habe ich in deinem Kleid und deiner Gestalt deinen Dienst versehen, seit du aus dem Kloster gingest, und kein Lebender weiss von deiner Sünde. Darum kehre ins Kloster in dein Amt zurück und tu Busse für deine Sünde! Die Schlüssel der Sakristei findest du auf dem Altar auf der Stelle, wo du sie liessest.' Erschüttert von Gottes Barmherzigkeit und der hl. Jungfrau Gnade, kehrte Beatrice ins Kloster zurück und lebte in Busse und heiligem Wandel bis zu ihrem Tode.

Man könnte annehmen, dass Bozons Legende von Passavantis soeben wiedergegebener Fassung unabhängig sei, wenn nicht eins der 'Miracles de Nostre-Dame' (1, 309, 1876) bezeugte, dass die beiden Teile der Erzählung, wenn sie auch getrennt für sich existieren konnten, sich doch so ergänzen, dass man nicht an eine blosser Laune eines Dichters denken darf. Das Mirakelspiel erzählt „d'une nonne qui laissa son abbaie pour s'en aler avec un chevalier qui l'espousa, et depuis qu'ilz orent eu de biaux enfans, Nostre Dame s'apparut a elle, dont elle retourna en l'abbaie, et le chevalier se rendi moinne.“ Die Nonne gewinnt einen edlen Ritter, der das Kloster besuchen darf, über die Massen lieb und verspricht ihm, in die Welt zu folgen. Die Liebenden haben die Mitternachtsstunde zur Flucht gewählt. Im Kloster schlafen alle und träumen von den himmlischen Freuden, nur die Sakristanin wacht im Gedanken an die irdischen. Draussen harret der Ritter mit seinem treuen Knappen Perrotin und dem ungeduldig stampfenden Rosse. Die Nonne spricht:

Puis que couvent est endormiz,
 Il esconvient que je m'en aille.
 Ce n'est pas raison que je faille
 D'aler ou j'ay convenancié

Par grant amour et fiancié
 Au doulx a qui le mien cuer tent,
 Car trop annue a qui atent,
 Je le say bien, n'est pas nouvelle.

Mais avant par ceste chappelle,
 Ou passer parmy me convient,
 La douce vierge par qui vient
 Grace aux humains des cieulx ca jus
 A mains jointes, a genouz nuz,
 Humblement saluer m'en vois
 De cuer devot a basse vois.
 Vierge qui tant nous as valu
 Contre Sathan, je vous salu
 En disant: 'Ave Maria,
 Gracia plena, dominus tecum. bene-
 dicta tu in mulieribus
 Et benedictus fructus ventris tui.'

Dame, a Dieu! je m'en vois mais hui:
 Plus ne vous vueil ore aouer.
 Egar! me fault il demourer?
 Mère Dieu, que peut ee ci estre?
 Vostre ymage s'est venu mettre
 Li droit au travers de cest huis
 Que nullement passer ne puis.
 E! doux amis, vous muserez,
 Nostre amie huimais pas n'arez,
 Dont moult forment au cuer me
 poise.
 C'est nient, il fault que je me voise
 En mon dortoir.

Das Marienbild wird also unversehens lebendig und hindert die Flucht der Nonne; diese geht in ihre Zelle zurück. Aber dann gewinnt das Flehen des Ritters und des Teufels Versuchung wieder die Oberhand. Warum soll sie das Leben im Kloster vertrauern!

Trop long temps en cloistre ay musé
 Et mon corps en penance usé.

Damit das Marienbild ihr nicht die Flucht verbiete, geht die Nonne still ohne Gebet von dannen:

Couvent dort, que je bien le say.
 Et si me mettray en essay
 De passer parmy la chappelle
 Sanz dire Ave, ne Kyrielle
 Devant l'image de Marie.

So gelangt sie zum Ritter, und beide entrinnen in der tiefen Dunkelheit. Aus dem verbrecherischen Ehebunde gehen Kinder hervor. Wie im Laufe der Jahre die Leidenschaft verraucht, zieht die Rene ein. Eines Nachts hört die Sakristanin eine fremde Stimme rufen und mahnen: 'Die Stunde der Busse hat geschlagen.' Erschreckt fährt sie vom Lager auf, weckt ihren Mann und teilt ihm mit, was sie gehört hat und was sie tun will. Der Ritter lässt sich überzeugen und nimmt von der geliebten Frau für immer Abschied. Das moderne Bewusstsein würde sich gegenüber einer so unvorhergesehenen Trennung laut empören; den mittelalterlichen Menschen stützt der Glaube und erstickt den Schrei der Leidenschaft. So scheiden die durch Schuld geeinten Gatten ohne Träne voneinander; der Ritter wird Mönch, die Nonne kehrt ins Kloster zurück, um nach Marias Weisung ihre Schuld zu büßen, und die Kinder bleiben schutzlos im einsamen Schlosse und rufen vergebens nach denen, denen sie jetzt nur noch das Leben verdanken. Hier versieht unsere liebe Frau nicht mehr den Dienst der Sakristanin, sie beschränkt sich darauf, diese zur Sühne anzutreiben; doch lässt sich nicht leugnen, dass die dramatische Handlung, während sie im ersten Teile Bozons Erzählung gleicht, im zweiten noch immer an Passavanti erinnert. Um der von der Nonne bewiesenen Er-

gebenheit willen sorgt Maria für ihre Busse und gestattet ihr, in dem Kloster, das sie nie hätte verlassen sollen, ihr Leben zu beschliessen.

Auch moderne Autoren haben die fromme Legende zu rührenden Dichtungen benutzt. Ich verweise auf Charles Nodiers mit soviel Kunstgefühl erzählte 'Légende de soeur Béatrice' (Contes de la veillée. 1838), in der die Geschichte der Sakristanin mit vollständiger Verschmelzung der verschiedenen Elemente dargestellt ist, und auf eine von Gottfried Kellers 'Sieben Legenden' (1872): 'Die Jungfrau und die Nonne', in der nach meiner Empfindung ein höchst lebendiges Gefühl fürs Mittelalter und eine romantische Sehnsucht die Flügel regt.¹⁾

Auch hier heisst die Nonne Beatrix und ist Küsterin des Klosters. Auch hier legt sie die Schlüssel des Klosters der hl. Jungfrau hin, aber das Marienbild steigt nicht vom Altar, um die gottvergessene Flucht zu hindern. Der alten Sage hat Keller eben viel Eigenes beigemischt; die Klostereinsamkeit, zu der die Sünderin zurückkehrt, um das unterdes von ihrer Schützerin verwaltete Amt wieder zu versehen, unterbricht er tröstlich durch das unvermutete Erscheinen des Gatten und der Söhne. Es war Marienfest; alle Nonnen hatten vor dem heiligen Bilde Geschenke dargebracht, nur Schwester Beatrix hatte nichts bereitet. „Wie hierauf die Nonnen gar herrlich zu singen und zu musizieren begannen, zog ein greiser Rittersmann mit acht bildschönen bewaffneten Jünglingen des Weges, alle auf stolzen Rossen, von ebensoviel reisigen Knappen gefolgt. Es war Wonnebold [der Gatte] mit seinen Söhnen, die er dem Reichsheere zuführte. Das Hochamt in dem Gotteshaus vernehmend, hiess er seine Söhne absteigen und ging mit ihnen hinein, um der heiligen Jungfrau ein gutes Gebet darzubringen. Jedermann erstaunte über den herrlichen Anblick, als der eiserne Greis mit den acht jugendlichen Kriegern kniete, welche wie ebensoviel geharnischte Engel anzusehen waren, und die Nonnen wurden irre in ihrer Musik, dass sie einen Augenblick aufhörten. Beatrix aber erkannte alle ihre Kinder an ihrem Gemahl, schrie auf und eilte zu ihnen, und indem sie sich zu erkennen gab, verkündigte sie ihr Geheimnis und erzählte das grosse Wunder, das sie erfahren hatte. So musste nun jedermann gestehen, dass sie heute der Jungfrau die reichste Gabe dargebracht; und dass dieselbe angenommen wurde, bezeugten acht Kränze von jungem Eichenlaub, welche plötzlich an den Häuptern der Jünglinge zu sehen waren, von der unsichtbaren Hand der Himmelskönigin darauf gedrückt.“

Von Geschlecht zu Geschlecht pflanzen sich die Volkssagen fort, ihren Stoff und bis zu einem gewissen Grade auch die Form bewahrend, etwa wie die Kinder einer edlen Familie, bei der in den Enkeln das Bild der

1) [Keller benutzte Kosegartens Legenden. Vgl. Scherer, Vorträge und Aufsätze 1874 S. 397 f.]

Ahnen wieder auflebt. Schön oder hässlich, sind sie rechtmässige Nachkommen, und keinem fällt es ein, das zu bestreiten. Wenn dagegen, wie ich gelegentlich in einem anderen Aufsätze¹⁾ zeigte, die Volksüberlieferung von Kunstdichtern bearbeitet wird, so ändern sich die Gesichtszüge, durch die Menschenbeobachtung des Autors umgeformt. In der Volksdichtung und in einer noch nicht verfeinerten Literatur verbirgt der Verfasser sich hinter seinem Werke, so dass dem Leser oder Hörer selten in den Sinn kommt, nach dem, der ihn rührt oder erheitert, zu fragen. In der modernen Kunstdichtung dagegen bemerkt man, auch wenn der Autor alte Stoffe bearbeitet, bei schärferem Zusehen ein gewisses Lächeln, das uns den Spott des Dichters in Aussicht stellt, wenn wir die Einfalt seines Tones allzu ernst nehmen wollten. — In Nodiers und noch mehr in Kellers Bearbeitung finden wir zahlreiche und durchgreifende Änderungen, und bei aller Anerkennung des künstlerischen Wertes der deutschen Prosadichtung kann man meines Erachtens nicht behaupten, dass der Verfasser wirklich die religiöse Empfindung des Mittelalters treu wiedergespiegelt habe. Die Küsterin, die mit ihrem Bewusstsein der Gegenwart näher steht, kann jene Zeit voll sündhaften Glückes nicht vergessen und lenkt noch von der Schwelle des Klosters ihre Gedanken trauernd zu den mitten im schönen Leben stehenden Lieben zurück. Selbst die hl. Jungfrau fordert bei Keller keine unbedingte Reue ohne Klagen und Zurückblicken, sie erlaubt der Büsserin, die Geliebten wiederzusehen, und tröstet sie durch die Hoffnung, dereinst im friedevollen Jenseits mit ihnen vereint zu werden. So erscheint uns Maria noch nachsichtiger gegen menschliche Gebrechen, und die Küsterin rührt uns, weil sie schwächer und weiblicher ist. Doch entsprechen diese Maria und diese Sakristanin nicht der Überlieferung. Bei Bozon, Passavanti, im französischen Spiele ist die letztere eine mittelalterliche, in schreckhaften Vorstellungen aufgewachsene Nonne, die schaurige Rufe aus Gräften zu hören und Verdammte und Teufel heulend durch den Wald laufen zu sehen glaubt. Bei der sie im Sündenleben überraschenden Mahnung befällt sie eine seltsame Angst, stärker als der Schauer vor dem Bösen und die Furcht vor der Strafe, und sie erblickt schon die von Seufzern, Klagen und Weherufen wiederhallende Hölle, wie sie ihr von ihren frommen Genossinnen geschildert und vom Prediger auf der Kanzel ausgemalt worden war. Darum vergisst die Sakristanin so leicht Welt, Gatten und Kinder, darum flieht sie in tollem Schreck und sucht in ihrem Kloster Zuflucht und Schutz bei dem Marienbilde, das alle aufnimmt, die sich zu ihm wenden. Das gleiche begegnet dem Gatten; wenn er sich nicht sofort bekehrt, folgt auf das kurze Leben eine Ewigkeit voll Schmerzen; die Vergangenheit gehörte dem Teufel, jetzt ist

1) Zeitschrift für romanische Philologie 27, 278—297 (1903): 'La leggenda dell'amore che trasforma.'

die Stunde der Sühne. Was gelten die flüchtigen Freuden der Welt im Vergleich zu einem Frieden oder einer Qual ohne Ende! Die mittelalterliche Jungfrau Maria würde ihren Blick von der flehenden Büsserin abwenden, wenn die Erinnerung an die sündige Liebe nicht völlig in ihr erloschen wäre; war die Schuld gross, muss die Basse ganz und bedingungslos, Weltlust und Fleisch für immer erstorben sein; Familie, Kinder, Gatten muss sie vergessen um der Liebe zu Christus willen. Denn wer verlässt Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Äcker um meines Namens willen, der wird es hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben.¹⁾

[Ich erlaube mir hinzuzufügen, dass noch mehr als die S. 129 genannte Erzählung 7, 33 des Cäsarius von Heisterbach die darauf folgende Nr. 7, 34 'De Beatrice custode' auf die folgenden Bearbeitungen der Legende von der Sakristanin eingewirkt hat, wie dies Walther Friedländer in einem hübschen Feuilleton der Nationalzeitung 1904, 6. und 8. März anlässlich des Maeterlinckschen Dramas darlegt. Beatrix heisst sie in der oben angeführten metrischen lateinischen Legende (Mussafia, Studien 3, 8), bei Etienne von Besançon (oben S. 130¹⁾), in dem schönen niederländischen Gedichte Beatrijs (B., een sproke uit de 13. eeuw nitg. door Jonckbloet 1841 und 1859, door Kaakebeen en Lighthart 1902; deutsch von W. Berg 1870), in der niederländischen Prosalegende (De Vooy's, Middelnederlandsche Marialegenden 1, 42—51. 2, 106. 276 f. 1903. Vgl. De Vooy's, Middelnederlandsche Legenden en Exempelen 1900 S. 109²⁾), in den Alexandrinern von Petrus Vloers (Mirakelen vanden h. Roosenerans, 2. deel, Antw. 1659, Nr. 7), bei Alanus de Rupe (Tractatus mirabilis de ortu atque progressu psalterii Christi. Venetiis 1665, p. 272), J. Alberdingk Thijm, Legenden en fantasien 1847, S. 36, J. Ovolet de Brouwere van Steeland, Gedichten 1, 117—141, C. Honigh, Geen zomer, nieuwe gedichten 1880²⁾ usw. — 1630 erzählt Chrysostomus Henriquez, der Historiograph des Cisterzienserordens (Menologium Cisterciense, Antw. 1630, S. 373. Danach G. Bucelinus, Menologium Benedictinum 1655 S. 761), dass die am 6. November verstorbene Beata Beatrix, die Heldin der Legende des Cisterziensers Cäsarius, zu Marmontier im Hennegau im Cisterzienserkloster S. Maria de Oliva³⁾ gelebt habe und dass ihr Grabmal, das er selbst in der durch Feuersbrunst zerstörten Klosterkirche nicht mehr habe auffinden können, ehemals vielfach verehrt worden sei: 'Et quidem usque in hodiernum diem multi sunt, qui sanctae feminae auxilium imploraturi eo veniunt multaue eius miracula patrantur'. Ob bereits die von ihm zitierte spanische Chronica del orden de Cister des Barnabas de Montalvo (1602. 1, lib. 2) die Legende lokalisiert hat, konnte ich bisher nicht feststellen: über die rege Betätigung der Cisterzienser in der Marienpoesie vgl. Schönbach, Studien zur Erzählungsliteratur des Mittelalters 1, 111 (Sitzungsber. der Wiener Akademie 139, 5. 1898). — Vgl. ferner Méon, Nouveau recueil de fabliaux 2, 154: 'De la sougretaine' (1823); vgl. Tobler, Jahrb. f. roman. Phil. 7, 423 und Romania 1³, 240. Gröber, Ein Marienmirakel (Beiträge zur roman. u. engl. Philologie, Festgabe für W. Förster 1902 S. 421—442; vgl. G. Paris, Romania 31, 619): 'D'une none tresoriere'. Jean Mielot,

1) Ev. Matth. 19, 29.

2) Auf diese drei Bearbeitungen wies mich Herr Fl. van Duyse in Gent freundlichst hin.

3) 'Olivae abbatia (Olive) dioc. Hammonia, inter Nivellam et Binchium' (A. Miraeus, Chronicon Cisterciensis ordinis 1614 S. 303).

Miracles de Nostre Dame ed. Warner 1885 Nr. 69. Gautier de Coincy, C'est d'une nonnain qui issi de l'abaie por son amis (ed. Ubrich, Zs. f. rom. Phil. 6, 339). Adgars Marienlegenden hsg. von Neuhaus 1886 S. 223. Rutebeuf 1, 302. Gudin, Contes 1804 1, 65. Trésor de l'âme (Mélanges tirés d'une gr. bibl. 5, 13. Wieland, Werke 49, 16 = Teutscher Merkur 1781, 3, 58: Beatrice). P. Crasset, L'échelle du paradis p. 123. Nodier, Légende de soeur Béatrice (deutsch in den Blättern z. K. der Lit. des Auslandes 1840, 602). A. Villiers de l'Isle, Nouveaux contes cruels. E. Gens, in Ruines et paysages en Belgique. L. de Busschere in Revue blanche 1897, Juni. Maeterlinek, Soeur Béatrice 1901. Avellaneda, Segundo tomo del Don Quixote 1614 cap. 17 = Bülow, Novellenbuch 3, 388 (1836: Das glückselige Liebespaar). Lope de Vega, La buena guarda oder La encomienda bien guardada (Schaek, Geschichte der dram. Lit. in Spanien, Nachtr. 1854 S. 51. Schäffer, Geschichte des span. Nationaldramas 1890 1, 171). Rosete Niño, Solo en Dios la confianza (Schäffer 2, 216). A. M. v. Liguori, Herrlichkeiten Mariä (Sämtliche Werke 1, 1, 4, 172. Regensburg 1842). J. Zorrilla, Margarita la tornera (Cantos del trovador — Obras 1852 1, 281). Busk, Folk-lore of Rome 1874 S. 228: 'La monica Beatrice'. Proctor, Legends and lyrics vol. 2: 'A legend of Provence' (Notes and Queries 5. Ser. 10, 177. 1878). Mariu Saga ed. Unger 1869 S. 514. — Deutsche Prosa im Münchener Cod. germ. 626 und Bolte, Alemannia 17, 11. Germania, Trauerspiel von Pater Elias (Eichstadt 1800) S. 25. Kosegarten, Legenden 1, 117 (1810: Beatrix, Prosa). Amalie v. Helwig, Die Rückkehr der Pfortnerin (Taschenbuch der Sagen und Legenden 1, 35. 1812: Clärechen). Euseb. Emmeran, Die Glorie der hl. Jungfrau Maria 1841 S. 21: 'Maria als Küsterin'. Montanus [Zucealmaglio], Die Vorzeit d. Länder Cleve 1, 350 (1837: Gunhilde, nach Caesarius). Kretzschmer-Zucealmaglio. Deutsche Volkslieder 2, 104 Nr. 46 (1840. Gunhilde. 'Vom Niederrhein') = Brahms. Deutsche Volkslieder Heft 1. W. v. Waldbrühl, Rhingischer Klaaf 1869 S. 139. Schell, Bergische Sagen 1897 S. 78 und 573: 'Gunhild'. W. v. Merckel, Maria vom blühenden Dornstrauch (1842. Gedichte 1866 S. 74—96). Wolf, Niederländische Sagen 1843 S. 418 (Beatrix). Kaltenbäck, Mariensagen in Österreich 1845 No. 17: 'Zur Himmelspfortnerin'. Vogl, Balladen 1851 S. 447: 'Von der Pfortnerin'. F. Halm, Werke 7, 168 (1864: 'Die Pfortnerin'). Bauernfeld, Aus der Mappe des Fabulisten 1879 S. 12: 'Aus der Wiener Himmelpfortgasse'. — Die meisten dieser Fassungen sind sorgfältig untersucht und besprochen in einer soeben erschienenen Göttinger Dissertation von H. Watenphul: Die Geschichte der Marienlegende von Beatrix der Küsterin. Neuwied 1904. 108 S. J. Bolte.]

Das Salz im Volksglauben.

Von Otto Schell.

1. Woher kommt das Salz?

In der Sage vom Engelberger Pfaffen (Laistner, Nebelsagen S. 191) schleppt dieser ein Fass den Berg hinan. Dieses Fass ist mit Salz gefüllt. Es springt sofort in die Augen, dass wir in diesem Zuge eine Verwandtschaft mit der Sisyphussage vor uns haben. Das Salz des Fasses scheint

aber, wie Laistner bemerkt, dasselbe zu bedeuten wie der Sand, den der springende und platzende Nebelwolf in sich gefressen hat, nämlich Schnee. Als salzig wird darum der Schnee bezeichnet, wenn er durch die Kälte körnig und locker geworden ist (Berlepsch, *Die Alpen in Natur- und Lebensbildern* S. 200), und der deutsche Volkswitz erzählt von einem, der Schnee dörnte, um ihn für Salz zu verkaufen (Körte, *Sprichwörter* S. 399. [Müller-Fraureuth, *Die deutschen Lügendichtungen 1881* S. 45. 57. 120]). Laistner bemerkt: „Des Nebelmännleins Lecktäschlein ist also mit Schnee gefüllt, und von solchem Salze wollen freilich die Weidekühe nichts wissen. Die Wolkenkühe sind williger, und so oft sich das Nebelmännlein gezeigt hat, wird im Schneegestöber offenbar, wie gierig sie aus seiner Nebeltasche geschmaust haben. Im Sommer allerdings ist es anders, da müssen sie des Schnees darben; die schneelosen Sommerwolken sind die Kühe, die er hintangesetzt hat, und die nur für die Ethik der Sage aus missachteten Tieren zu Tieren der Missachteten, der Armen und Unterdrückten werden.“

Einen Schritt weiter in unserer Untersuchung bringt uns ein Märchen der Brüder Colshorn (S. 78), welches von einer Mühle erzählt, welche weisses Mehl mahlt, wenn sie links herumgedreht wird; im anderen Falle mahlt sie Graupen. Einst, als diese Mühle Graupen mahlte, war sie nicht mehr zum Stillstand zu bringen, weil niemand mehr den geheimen Kunstgriff, der dies herbeiführte, kannte. Darum mahlt die Mühle nun immerzu: ist aber ein grosser Haufen Gemahl beisammen, dann weht es der Wind auf die Erde herab, und es graupelt. Die Graupen bedeuten hier also die Graupeln; das Mehl kann darum nur den Schnee darstellen. Nach dieser Volksanschauung gibt es demnach eine himmlische Mühle, welche hier als Schnee- und Graupelmühle erscheint, an anderen Stellen aber (Colshorn S. 173ff.; Mannhardt, *Mythen* S. 399) als Salzmühle. Unter dem Salz haben wir demnach nichts anderes zu verstehen als die aus den Wolken kommenden weissen Niederschläge: Schnee und Graupeln. Nach Montanus (*Volksfeste* S. 37) wird am Niederrhein der Schnee auch als Häcksel aufgefasst.

Die jüngere Edda enthält die Sage vom Gesang bei der Mühle, ein mythisches Lied, wie es Hans von Wolzogen (*Die Edda*) bezeichnet. Fenja und Menja, die beiden Mägde, welche da mahlten, sind Wolkenjungfrauen. Nach der Ernte des Kornes mahlen sie nur Salz, nämlich Schnee. Die lichte Freia, die deutsche Berta, wird zur winterlichen Frau Holle, die weisse Flocken statt goldener Ähren zur Decke für die Erde herabsendet. Der Seekönig Mausing raubte Frottes Mühle und brachte sie auf sein Schiff. Dort liess er weisses Salz mahlen, bis alles in der Petlandsbucht versank. An dieser Stelle ist seitdem ein Strudel, da, wo die See durch das Loch des Mühlsteins fällt; die See aber tost, wo er sich dreht, und ward daher auch salzig. [Herrmann, *Nord. Mythologie* 1903

S. 222.] Eine Umgestaltung hat die mythische Schneemühle in diesem 'mythischen Liede' bereits erfahren, indem sie zur Wunschmühle geworden ist, welche alles mahlt, was König Frote nur wünscht: Gold und Frieden. Darum heisst es in dem Liede:

Wir mahlen dem Frote Macht und Heil
 Und reiches Gut auf des Glückes Mühle:
 Er sitze im Reichtum, er ruhe auf Daunen,
 Sei munter am Morgen, so mahlen wir's gut.

Auch ist die Mühle schon aus ihrem natürlichen Reiche, dem gebirgigen Schweden, nach Dänemark gekommen und in den Besitz des Dänenkönigs gelangt; aber man bedarf zu ihrem Betrieb doch noch der Schneeriesinnen Fenja und Menja. Auch mahlt die Mühle nach unserem Liede noch das ursprüngliche Salz. Aber das Lied versteht das Salz als wirkliches Salz, welches dem Meerwasser seinen Salzgeschmack verleiht. Das ist eine von dem ursprünglichen Mythos abweichende Auffassung. König Mysingr oder Mausing führt diese Umwandlung herbei. „der die Vermittlung des Schneesalzes mit dem Seesalze übernimmt“.

Die Schneemühle ist aber eine Wettermühle überhaupt, wie Laistner (Nebelsagen S. 326) nachweist. Mahlte schon die einfache Schneemühle Graupen, Mehl, Salz usw., so tritt bei ihrer Erweiterung zur Wettermühle noch Gold und Frieden hinzu; damit war es nahe gelegt, die meteorologische Mühle auch als Wunschmühle aufzufassen. „Um so merkwürdiger ist, dass auch nach dem Übergang in fremde Volksvorstellungen, nämlich als Sampo im finnischen Epos, unsere Mühle immer noch Salz, Mehl und Gold mahlt, zwei winterliche und ein sommerliches Symbol.“ Eine goldmahlende Mühle kennt auch eine färöische Sage (Antiquarisk Tidskrift 1847. S. 296 und Liebrecht, Zur Volkskunde S. 317f.).

Der Glaube an unsere Schneemühle lässt sich in ganz Deutschland nachweisen. Aber in Oberdeutschland bringt der Volksglaube das Salz mit dieser Mühle nicht mehr in Verbindung, wohl aber in Niederdeutschland (Colshorn. Märchen S. 175). Eine starke Abwandlung hat diese Auffassung in einer von Kuhn (Westfäl. Sagen 2, 10) mitgeteilten Sage erfahren: Der wilde Jäger heisst in der Gegend von Werle der Hojäger. Einmal lagen Pferdejungen beim Feuer, und es schrie ihm einer von ihnen nach; da warf er eine Pferdekeule herab; der Junge war aber kurz entschlossen und rief, den Braten habe er nun, jetzt müsse er auch Salz bringen, da ist die Keule wieder verschwunden. Das himmlische Salz ist hier noch deutlich erkennbar.

Ferner darf hier der Abschnitt aus der germanischen Mythologie angezogen werden, welcher die Entstehung der Götter schildert. Audhumbla, die milchspendende Urkuh, 'ein indogermanisches Bild der allnährenden Wolke' (E. H. Meyer, Germ. Myth. S. 108), ist aus dem Nebel und Eis der Elivaga hervorgegangen. Sie nährt den Riesen Ymer und leckt aus

den salzigen Reifsteinen das Urwesen Buri hervor, welcher mit den Menschen in der Gestalt übereinstimmt. Doch muss bemerkt werden, dass E. H. Meyer diese Mythe in ihrer Echtheit anzweifelt. Sehen wir davon ab, so erscheint das Salz als belebend und ernährend. Simrock (Myth.⁶ S. 19) deutet diese Mitteilung folgendermassen: „Hier gewinnen wir aber eine Bestätigung der eddischen Darstellung. Jene Salzsteine waren durch die Gegeneinanderwirkung von Frost und Hitze, aus Eis und Feuer entstanden; und ähnliches meldet Tacitus als den Glauben der Germanen von der noch fortwährenden Erzeugung des Salzes, als sei es *ex contrariis inter se elementis, igne atque aquis, indulgentia numinis* (durch Allvaters Zulassung?) *concretum*“. Vgl. Uhland, Schriften 7, 479. Auch das Salz ist belebend und ernährend: es dient überall zum Bilde geistiger Kraft und Nahrung, und germanische Völker, Kelten und Hermanduren sowie später Burgunden und Alemannen stritten um die heiligen Salzquellen: Tac., Germ. 20; Ann. 13, 57; Plinius, Hist. nat. 31, 39. Ammianus Marc. 28, 5. In ihm müsste die männliche Zeugungskraft angedeutet sein.“

2. Die lebenspendende Kraft des Salzes

tritt uns auf den verschiedensten Gebieten entgegen. Diese kurz zu beleuchten, ist der Zweck der weiteren Ausführungen.

Das geheimnisvolle Salz, welches der himmlischen Salzmühle entquillt, tritt zunächst mit der ebenfalls von einem göttlichen Geheimnis umgebenen Quelle, welche durch den himmlischen Blitzstrahl erschlossen wurde, in Verbindung. Der Salzquell, das Produkt dieser Verbindung, war darum den Germanen besonders heilig und führte, wie wir oben andeuteten, zum Kampf um die heiligen Salzquellen bei verschiedenen germanischen Völkerstämmen. Ferner verstehen wir es, wenn nach Sommer (Sagen aus Sachsen und Thüringen Nr. 67) im salzigen See bei Eisleben Frau Wolle (entstellte Namensform für Frau Holle) badet, nachdem sie von einem steinichten Berge bei Aseleben herabgestiegen ist. Das Bad ist hier nicht schlechtweg als eine Reinigung aufzufassen, sondern Frau Holle ist die Wolkengöttin der Germanen, welche Regen und Schnee zur Erde sendet und darum zu den Brunnen in besonders nahe Beziehungen tritt (vgl. K. Weinhold, Die Verehrung der Quellen in Deutschland S. 18 ff.). Dass sie aber von einem Berge zum Bade herabsteigt, „ist der Ausdruck für die weisse Wolke, die sich aus der Höhe in den feuchten Waldgrund oder zum Fluss herabsenkt“ (Weinhold). Die weitere Ausgestaltung dieser Anschauung zu der vom Wohnen der Geister in Salzquellen ist nicht befremdend. So berichtet Ernst Meyer (Sagen aus Schwaben S. 96) von Schwäbisch-Hall, dass dort ein Brunnengeist in der Salzquelle hause, der Hallgeist genannt. Derselbe zeigt Überschwemmungen an, und man ist bestrebt, ihn bei guter Laune zu erhalten. Wenn es um den Brunnen,

so berichtet Herolds Chronik von 1541, „etwan ongeheir“ ward, umschritt man am Sonntag Rogate mit dem Heiligtum den genannten Salzbrunnen.

Der Salzbrunnen ist hier ein heiliger, verehrter Quell. Stark herabgemindert erscheint diese Verehrung, wenn man in der Eifel in einen neugegrabenen Brunnen gleich nach der Fertigstellung Salz wirft; man glaubt, dadurch halte sich das Wasser besser und sei gesunder (Schmitz, Sitten und Sagen des Eifler Volkes I, 97). In der Umgegend von Mettmann bei Elberfeld ist derselbe Gebrauch auch heute noch in Übung, und auch nach der Reinigung eines Brunnens schüttet man Salz hinein. Letzteres geschah dort z. B. vor einigen Jahren; das Quantum, 3—4 *kg.*, war aber etwas reichlich bemessen worden, und das Wasser blieb längere Zeit ungenießbar. Einen Grund kann man für dieses Vorgehen in Mettmann nicht mehr angeben. Man folgt lediglich den Traditionen der Väter.

In Remlingrode (und auch an anderen Orten des ehemaligen Herzogtums Berg usw.) warf man in früheren Zeiten einige Salzkörner in die Milch und glaubte sich nun sicher, dass diese nicht behext werden könnte. Auch hier hat man einen uralten Brauch beibehalten; aber zu einer Zeit, wo man vielfach unverstandene Sitten und Gebräuche mit der Hexerei in Verbindung brachte, auch diese Gewohnheit in der oben angedeuteten Weise zu erklären versucht. Den tieferen Sinn erkennen wir aber, wenn wir eine kleine Anleihe in Westfalen machen. Nach Kuhn (Norddeutsche Sagen S. 470) soll, wer einen Hecktaler haben will, in der längsten Nacht des Jahres einen schwarzen Kater in einen Sack stecken und diesen fest, und zwar mit 99 Knoten, zubinden. Dann geht man dreimal um die Kirche und ruft, wenn man an Schlüsselloch vorbeigeht, den Küster. Beim dritten Male erscheint dann der Teufel, welchen man fragt, ob er einen Hasen zu kaufen wünscht, worauf man für den Kater den gewünschten Hecktaler erhält. Der Betreffende hat sich dann aber eiligst zu entfernen, um in ein Haus zu gelangen; denn holt ihn der Teufel vorher ein, nachdem er die 99 Knoten gelöst hat, so ist der Mensch verloren. Den Hecktaler wird man nur los, wenn man ihn in Salz steckt, vermöge der Heiligkeit desselben. Wenn also Salz in die Milch, in den Brunnen geworfen wird, so ist dies nichts weiter als ein Weiheakt nach germanisch-heidnischer Sitte, vollzogen durch das heilige Salz.

In Guldal in Norwegen wirft man auch (Liebrecht, Zur Volkskunde S. 316 ff.) Salz in die Milch, damit die Hexen der Kuh, von der die Milch kommt, nicht schaden können, denn „das Salz kommt von dem Meere, und das Meer ist geweiht“. Pfannenschmidt (Das Weihwasser) bemerkt erläuternd dazu: „Es ist längst bekannt, dass Griechen und Römer, welche den Gebrauch des Weihwassers vor dem Christentum kannten, gern Meerwasser zu Weihwasser benutzten, und dass sie, wo sie dasselbe nicht haben konnten, das Quellwasser durch einen Zusatz von Salz zu künstlichem Meerwasser umschufen, um dessen Wirksamkeit als Weihwasser dadurch

zu erhöhen. Schon Euripides hatte gesagt, dass das Meer (oder das gesalzene Wasser) alle Sünden der Menschen abwasche. Da das Salz nicht nur eine erhaltende, sondern deshalb auch eine reinigende Kraft besitzt, so wird man dem Meerwasser oder dem künstlich erzeugten Salzwasser ebenfalls eine vorzugsweis reinigende Kraft zugeschrieben haben. So wurde das mit Salz versetzte Weihwasser ein symbolisches Mittel der Reinigung.“

Gleichzeitig tritt das Salz zu einem zweiten Element, dem Feuer, in Beziehung, und zwar im Glauben der galizischen Juden, worüber B. W. Schiffer (Urquell 4. 210) folgende Mitteilung macht: „Gegen bösen Blick: Kohlenlöschchen. Wird jemand ohne sichtbare Ursache von Übelkeit befallen, so geschah dies nur infolge eines bösen Blickes. Man nehme ein mit Wasser gefülltes Glas und werfe mit einem Messer darin glühende Kohlen vom Herde, indem man zählt: eins, zwei, drei usw. bis neun; darauf spreche man: So wie über Josef den Gerechten das ‘Ain-ha-ra’ (böser Blick) nicht ‘scholet’ sein (bewältigen) konnte, so möge es von N. Sohn (Tochter) der N. (hier wird der Name des Kranken und der seiner Mutter gelispelt) schwinden, ohne ihm schaden zu können. Weiter spreche man: Gleich wie die Kohlen im Wasser zerfließen, so zerfließe das ‘Ain-ha-ra’ von N. N. Darauf werfe man neuerdings glühende Kohlen ins Glas, indem man zählt: nicht eins, nicht zwei usw. bis neun, und wiederhole dieselbe Formel. Endlich werfe man weitere neun Kohlen ins Glas und zähle rückwärts: nicht neun, nicht acht usw. bis eins, und spreche dieselbe Formel. Zum Schluss schütte man etwas Salz ins Glas auf der Spitze des Messers und spreche: Gleich wie das Salz zerfließt, so zerfließe usw. Die Formel ist jeweilig je dreimal zu wiederholen. Jetzt beobachte man, ob die Kohlen steigen oder fallen: wenn ja, rührt der böse Blick von einem Frauenzimmer, wenn nicht, von einem Manne her. Man gebe darauf dem Kranken vom Wasser zu kosten, befeuchte seine Hände und Schläfen und schütte den Rest in alle vier Ecken des Zimmers, das Glas stelle man darauf umgestürzt vor der Tür.“ B. W. Schiffer berichtet noch ein anderes Beispiel vom Volksglauben der galizischen Juden, welches hier angezogen werden muss (Urquell 4, 74): „Heftiges Prasseln des Feuers auf dem Herde bedeutet, dass Feinde böse Ränke schmieden; man muss daher eine Handvoll Salz ins Feuer schütten, was man ‘den Feinden Salz in die Augen streuen’ heisst.“ Auch bei den Nordgermanen gewinnt das Salz durch eine Verbindung mit dem Feuer. Am Weihnachtsabend wird in Norwegen ein Häufchen Salz mit einem Holzkreuz darin auf den Herd geschüttet. Am nächsten Morgen zerreibt man das durch die Wärme gehärtete Salz und gibt es den Kühen (Liebrecht, Zur Volkskunde S. 320).

Zur Anwendung des Salzes in der Volksmedizin gehören noch einige Beispiele aus Litauen. So schützt Salz, welches man in den Zipfel des

Gewandes bindet oder, in ein Tuch gebunden, um den Hals trägt, gegen Ansteckung. Am Tage oder bei der Nacht zwischen 11 und 12 Uhr nimmt man einen Esslöffel voll Salz in die linke Hand, geht an ein fließendes Wasser, streut mit der rechten Hand das Salz ins Wasser, indem man das Gesicht nach der Mündung kehrt und spricht:

Ich streue diesen Samen
In Gottes Namen,
So dieser Same wird aufgehn,
Will ich mein Fieber wiedersehn.

(Ans Alt-Pillau bei Frischbier, Hexenspruch und Zauberbann S. 32. 52f.)
Nach Bartsch (Sagen aus Mecklenburg 2, 106) verwendet man Salz zur Heilung des Fiebers in folgender Weise: Wenn man Brot und Salz in einen Leinwandlappen bindet, drei Vatermser darüber betet und zugleich das Zeichen des heiligen Kreuzes darüber macht und es alsdann rücklings in fließendes Wasser wirft, so vergeht das Fieber. In diesen Beispielen geht das Salz wieder eine Verbindung mit dem Wasser ein und wird dadurch erst zu einem zauberkräftigen Heilmittel. In Dänemark nimmt man morgens, ehe man etwas genossen hat, Salz und Brot und glaubt dann vor jeder Krankheit geschützt zu sein (nach mündlichen Mitteilungen).

Auch zum dritten der alten Elemente, der Erde, hat das Salz eine Art Wahlverwandtschaft, als deren Folge Heilkraft und Segen hervorgehen. So berichtet Liebrecht (Zur Volkskunde S. 316) aus Norwegen, dass dort die Sennerinnen bei der Ankunft auf der Sennerei ehemals etwas Erde vor der Tür der Sennhütte aufnehmen, diese mit Salz vermischen und dem Vieh geben. Befanden sich mehr Sennenwirtschaften in der Nähe und waren noch nicht bezogen, so konnte die Sennin sich auch dorthin schleichen und etwas Erde fortnehmen.

Führen wir hier gleich noch verschiedene Beispiele an, in welchen gezeigt wird, wie der Mensch sein Vieh durch die dem Salz innewohnende Kraft gegen Unfall usw. zu schützen sucht. Wenn in Norwegen der Leitkuh die Glocke umgehängt werden soll, füllt man sie zuvor mit Salz und gibt das dann der Kuh (Liebrecht, Zur Volkskunde S. 320). Dürfen wir hier nicht eine Verbindung des Salzes mit der Luft als dem vierten Element annehmen? A. Tienken (oben 9, 166f.) berichtet aus den Marschen: „So legte man dem Vieh, wenn es im Frühjahr auf die Weide getrieben wurde, ein Beil vor die Schwelle. Das schützte vor Hexerei. Ein anderes Mittel bestand darin, dass das Vieh auf Stirn und Kreuz mit Salz bestreut wurde, wozu dann allerlei geheimnisvolle Sprüche gemurmelt wurden. Diese beiden Prozeduren geschahen in vielen Häusern stets, sobald das Vieh den Stall, wenn auch nur vorübergehend, verlassen musste.“ Reiterer (Hexen- und Wilderererglaube in Steiermark, oben 5, 412) schreibt aber: „Ganz originell ist die bäuerliche Anschauung, dass Wilderer dem Wilde geweihtes Steinsalz geben, um es leichter zu bekommen. Bekanntlich ist

es auf dem Lande üblich, am Stephanstage in der Kirche Salz weihen zu lassen, das sogen. Stephanssalz, welches den Haustieren, vornehmlich dem Rinde, gegeben wird, damit allerlei Übel abgewendet werden. Deshalb finden wir es auch erklärlich, warum geglaubt wird, geweihtes Steinsalz könne auch eine Wirkung auf das Wild haben. Es wird als 'Lecksalz' auf die Berge gebracht, und das Wild wird dadurch zahmer und leichter zugänglich."

Es ist nur eine logische Konsequenz dieses Glaubens, wenn das Salz auch zum Gedeihen des Getreides in Beziehung gebracht wird. So bindet man in der Gegend von Marggrabowa in Preussen in den Zipfel des Säelakens Salz und einen Silbergröschen, um dem Getreide Wachstum zu sichern: in manchen Ortschaften um Dönhoffstädt legt man Geld hinein, um einen hohen Preis für das Getreide zu erzielen. In Lubainen knüpft man nach den Mitteilungen Töppens (Aberglauben aus Masuren S. 92) Brot und Salz, in Hohenstein Silberstückchen. Brot, Salz und Fenchel zur Beförderung des Gedeihens in Säelaken (Frischbier, Hexenspruch und Zauberbann S. 134f.).

Diese belebende Kraft des Salzes muss sich auch (wir führten schon dafür in anderen Beziehungen Beispiele an) als Gegenmittel gegen die geheimnisvolle Wirksamkeit der Hexen bewähren, so dass hier die lebenswirkende, lebenspendende Kraft, welche dem Salz im Volksglauben innewohnt, noch potenziert erscheint. Im Patznamaiale (Alpenburg, Deutsche Alpensagen S. 200f.) waren einst die Hexenweiber zum Tanz versammelt, als sich der neugierige Mann einer Teilnehmerin einfand. Das Weib bot ihm Kuchen dar: davon nahm und ass der Mann; aber er schmeckte wie Judenmatzen, war ohne Salz und Schmalz. Der Mann hatte etwas Salz in seiner Tasche: das streute er auf, ass und sagte: Das Salz ist doch eine herrliche Gottesgabe! Da krachte es um ihn als berste der Berg; Lichter und Feuer erloschen: alles verschwand, und der Mann sass allein auf einem Felsen in öder finsterner Wildnis. — Im gewöhnlichen Leben sind aber die Hexen vom Salz ebenso abhängig wie die übrigen Sterblichen, was die von Alpenburg (S. 184) mitgeteilte Sage von der Sattelhexe beweist.

Die Kraft des Salzes bewährt sich nach dem allgemein verbreiteten Glauben, dass man, wenn einer von dem anderen Milch holt, Salz hineinstreuen müsse, da sonst durch die Milch etwas angetan werden könnte (Mecklenburg: Bartsch 2. 137; im ehemaligen Herzogtum Berg: des Verf. Bergische Sagen S. 264 usw.). Frischbier (Hexenspruch S. 15) bemerkt: „Hat man auf dem Markte Milch gekauft, so tut man gut, auf dem Heimwege etwas Salz in dieselbe zu streuen: sie ist dadurch gesichert gegen den bösen Blick, das Verrufen missgünstiger Leute (Ermland).“ Am heil. Christabend treiben die Hexen namentlich ihr Wesen. Der Bauer in Preussen streut darum, um ihrem Zauber zu begegnen, gleich nach Sonnenuntergang Salz in den Stall und in die Krippen, greift aber auch noch zu

anderen Mitteln (Frischbier, Hexenspruch S. 12f.). „Leiht man noch warmes Brot weg, oder gibt man es in anderer Art aus dem Hause, so steckt man Salz hinein, dann kann man vor jedem ‘Schabernack’ sicher sein“ (Samland; Frischbier, Hexenspruch S. 123f.). Wird das Vieh mit Salz bestreut, so ist es vor Verhexung, bösen Augen usw. geschützt (Bartsch 2, 142, 144, 146). Auch als Diebeszauber wird das Salz in Mecklenburg (Bartsch 2, 339f.) angewandt, indem man drei neue Teller auf den Herd stellt, den einen mit Brot, den zweiten mit Salz und den dritten mit Schmalz füllt. Dann legt man einen Blechdeckel darüber. Auf jeden Deckel lege man ferner glühende Kohlen und spreche kaum hörbar:

Ich lege dir, N. N., Brot, Salz und Schmalz auf die Glut,
Von wegen deiner Sünd und Übermut usw.

Solches muss drei Abende nacheinander geschehen, jedesmal neunmal usw.

Befremdend ist es nach diesen Mitteilungen, dass in Preussen (Frischbier, Hexenspruch S. 8) eine Mutter, um zu erfahren, ob ihr ungetauftes Kind verrufen sei, nur mit der Zunge über seine Stirn zu fahren braucht; zeigt sich ein salziger Geschmack, so ist die Verrufung ausser Zweifel.

Auch das Wohnhaus schützt man gegen jede Einwirkung der Hexen durch Salz. Nach Montanus (Volksfeste S. 18) streut der bergische Landmann in die zur Grundmauer aufgeworfenen Gruben Salz, Asche, Getreide und Wermutblätter (auch wohl andere Kräuter): „einige sagen, um Spuk fernzuhalten, andere sagen, um der Mäuse willen.“ In diesem Brauche dürften sich verschiedene Elemente naiven Volksglaubens berühren: nicht zuletzt aber darf das Salz hier als Abwehrzauber gegen Hexen usw. aufgefasst werden. In eine neue Wohnung muss man zuerst Brot und Salz hineinbringen (Bartsch 2, 129). Dasselbe fordert der Volksglauben in Dänemark selbst in den besseren Kreisen der Hauptstadt noch heute vielfach. Oft wird auch Brot und Salz von den Leuten gegessen, die die Wohnung beziehen. In Preussen (Frischbier, Hexenspruch S. 106), wo derselbe Gebrauch herrscht, glaubt man, dass die Bewohner dann niemals Mangel leiden. Bekanntlich bieten die Halloren aus Halle, welche schon durch Sprache und Kleidung ihren wendischen Ursprung dokumentieren und noch manche altväterliche Sitte bewahrt haben, an jedem Neujahrstage dem deutschen Kaiser Brot und Salz an, wie es in Russland allgemein Sitte ist. Im ‘Dannebrog’ vom 9. Juni 1902 wurde berichtet, dass bei der Ankunft des dänischen Prinzen Christian und seiner Familie in Aarhus in Jütland, um sein Sommerschloss — ein Geschenk der jütländischen Bürger — zu beziehen, ihm vor dem Schlosstor Brot und Salz gereicht wurde, ersteres in Form eines Kuchens mit einem Loch in der Mitte, in welchem ein silbernes Salzgefäß angebracht war. Prinz, Prinzessin und Kinder assen davon, und dann erst wurde die Fahrt in den Schlosshof fortgesetzt. Auch bei den Südslawen (oben 2, 185) bietet man dem Gaste

Brot und Salz an, „denn das sind Symbole der häuslichen Wohlfahrt“. Brot und Salz haben also Bezug auf das menschliche Leben. Wenn man beim Brotkneten vergisst, dem Mehl oder Teig Salz beizumengen, so glaubt man, es wird einem jemand im Hause oder in der Verwandtschaft ferne sterben (Bosnien. Bulgarien). Dem toten Vorstand einer Hausgemeinschaft zieht man unterm Arme ein Gefäss mit Salzwasser durch oder rührt mit seiner Hand ein Salzwasser um und gibt es nach seiner Bestattung dem Hausvieh zu trinken, damit es nicht dem Hausvorstande nachsterbe (Bosnien. oben 2. 185). Bricht bei den Südslawen (Krauss. ebenda) unverhofft ein Hagelwetter ein, bevor noch die Sommerfrucht eingeheimst wurde, so trägt der Bauer und die Bäuerin schleunigst vors Haus hinaus den Speisetisch und den Dreifuss, kehrt sie auf dem Boden um, legt Löffel, Brot und Salz auf den Tisch, und eine von den Frauen aus dem Hause spricht die Beschwörung: „Wir empfangen dich als unseren teuersten Gast und Freund, so füg uns auch keinen Schaden zu!“ Dann ruft sie den Geist oder die Seele eines ihr bekannt gewesenen Verstorbenen an, der durch Ertrinken den Tod gefunden: „O Johannes (oder wie er geheissen), ich beschwöre dich mit dem Namen Gottes, wehre den Hagel von hier ab!“

Segenspendend in anderem Sinne erscheinen Salz und Brot in Waldeck. Dort legt man der Braut heimlich Brot und Salz in die Schuhe; das bringt Segen. Wird ihr hingegen Mohn in die Schuhe geschüttet, so bleibt sie kinderlos (Wuttke, Volksaberglaube § 562). Auch in der Saalgauer Gegend wird den Brautleuten am Hochzeitstage geweihtes Salz in die Schuhe und Stiefel getan, gewiss in ähnlicher Absicht (Birlinger, Aus Schwaben 1, 415). In der Mark streut sich die Mutter der Braut Dill und Salz in die Schuhe und spricht:

Dille lass nicht Wille,
Salz lass nicht nach.

Dort legen auch Bräutigam und Braut Dill und Salz in die Schuhe, weil das gegen Hexerei schützen soll (Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen S. 434). In allen diesen Fällen soll das Salz offenbar Fruchtbarkeit bei der Braut erwecken oder alles, was solche hindern könnte, abwehren. Erneuert wird die Fruchtbarkeit allem Anscheine nach durch eine ostfriesische Sitte. Geht dort nämlich eine Kindbetterin zum ersten Male zur Kirche, so streut sie Salz in ihre Schuhe, muss aber darauf achten, dass sie nicht in die Fussspuren anderer Leute tritt, denn sonst würde sie eine geschwollene Brust bekommen (Ploss, Das Kind 1, 229).

Ein Gebrauchsgegenstand des alltäglichen Lebens, dem im Volksbewusstsein solche Kräfte und Wirkungen zugeschrieben werden, wie vorstehend angedeutet, musste ganz allgemein zu grösster Wertschätzung gelangen, ja mit dem Nimbus der Heiligkeit umgeben werden (vgl. Simrock, Mythologie⁶ S. 461). Nur aus diesem Umstande erklärt sich die in Berchtes-

gaden noch übliche Salz- und Bergweihe, worüber Höfler berichtet (oben 10, 93), die in Mecklenburg übliche Probe, ob ein Schwerkranker hergestellt wird oder nicht (man nimmt Salz in die Hand und betritt damit stillschweigend das Krankenzimmer; wird das Salz feucht in der Hand, so stirbt der Kranke, bleibt es trocken, so wird er genesen. Bartsch 2, 123), und ebendort die Probe, wer im nächsten Jahre stirbt (in der Neujahrsnacht wird für jedes Ghed der Familie ein Fingerhut voll Salz auf den Tisch geschüttet. Wessen Salz am nächsten Morgen verleckt ist, der stirbt in dem neuen Jahre. Bartsch 2, 237).

Diesem Glauben an die Heiligkeit des Salzes begegnen wir, wenn auch schon vielfach abgeblasst und entstellt, in manchen Anschauungen des täglichen Lebens, welche an das Salz anknüpfen. Führen wir einige Belege dafür an! Salz verschütten bedeutet Ehezwist in Schlesien (Urquell 3, 40) und anderwärts. Wenn das Salzfass verschüttet wird, gibts Streit im Haus (mündlich aus Dänemark. Bartsch 2, 137). Wenn man bei Tisch Salz verschüttet, entsteht Unglück (England: Urquell 4, 277; Wuttke. Volksaberglaube § 291, 293, 459). Salz darf man nicht verschütten, sonst gibts ein Unglück (Norwegen: Liebrecht, Zur Volkskunde S. 339). Lässt man Salz unachtsam herumliegen, so wird man arm (mündlich aus Dänemark). So viel Salzkörner man umkommen lässt, so viel Stunden muss man vor dem Himmel warten (Mecklenburg: Bartsch 2, 137). erinnert sich das Volk in letzterem Beispiel noch des himmlischen Ursprungs des Salzes? Man darf kein Salz verschütten, sonst muss man für jedes Korn einen Tag in der Hölle sitzen (Bartsch 2, 137). Versalzene Speisen zeigen in Mecklenburg usw. eine verliebte Köchin an. Dieses Motiv behandelt auch ein Märchen der Berber (Hartmann, oben 4, 271) und wird als Liebeszauber bei den Neugriechen angewandt (oben 2, 291).

Unendlich mannigfaltig und tiefgreifend sind, wie wir sehen, die Beziehungen dieses für das Menschenleben unentbehrlichen Minerals, wohl nicht zuletzt eine Wirkung seines himmlischen Ursprungs, der noch keineswegs ganz im Volksbewusstsein verschwunden ist, und der dadurch gebotenen Heiligkeit. Alle Lebensgebiete durchdringt der Glaube an die Kraft und Heiligkeit des Salzes.

3. Nachträge.

Allgemein bekannt ist, dass namentlich in Russland die Sitte herrscht, Fürsten usw. bei feierlichen Anlässen Salz und Brot zu überreichen. Meinen daraufbezüglichen Wünschen hat Herr Eugen Becker in Bialystok durch Anfragen bei russischen Gelehrten und Schriftstellern in entgegenkommendster Weise entsprochen. Das Resultat derselben lege ich im folgenden vor:

Herr Protohierei Stanrowsky schreibt: „Salz (oder Zucker) und Brot (oder brotförmiger Kuchen) wird auf oder in Holz, Porzellan, Silber oder

Gold gereicht (ganz ad libitum). Vorgezogen wird Silber, namentlich für das Salzfass, das aber bei Konditorbrot auch aus Zucker gemacht wird. Folgt eine Adresse, so steht auf dem Teller bloss die Angabe, von wem und an wen das Geschenk gemacht wurde und wann dies geschehen ist. Wird keine Adresse überreicht, so wird in der Inschrift auch der Grund des Ereignisses möglichst kurz mit einigen Schlagworten angedeutet. Unter solchen Bedingungen kann von irgend welchen usuellen Formeln nicht die Rede sein: trotzdem finden sich zahlreiche Inschriften — wie es in Deutschland Sitte ist —, die einen Sinnspruch enthalten und jedenfalls dem Ereignis entsprechen und dem Volksmunde entnommen sind, z. B.:

Chljáb Ssol jäsch, [Brot, Salz iss,]

a Prawdu rjäsch [aber Wahrheit schneide scharf (schneiden = scharf sagen)].

Ein von Prof. Schliapkin herührendes Gutachten lautet in der Übersetzung mit unwesentlichen Änderungen folgendermassen: Eine bestimmte Formel bei der Überreichung von Brot und Salz gibt es nicht. Bei der Hochzeit wird gebeten, Brot und Salz zu essen, den weissen Schwan zu essen und sich mit guten Leuten zu unterhalten. Später dankt man für Brot und Salz, für gute Gewogenheit. Auch sagt man, man habe satt gefüttert, gut getränkt und beehrt oder segnet den weissen Mehlkalatsch (Weissbrot). Auch werden Tafellieder erwähnt. Ferner wird von zwölf silbernen Schüsseln gesprochen (Sibirien, Guljanow), weil weisser Käse auf der Schüssel oder weil ein Stück Zucker auf dem Teller liegt. Sitzt der Ehestifter am Tische, so reicht man ihm Brot und Salz und spricht: „Haben Sie uns lieb!“

Einige Sprichwörter und Redensarten, welche bei der Überreichung von Brot und Salz angewandt werden, lauten:

1. Wenn man darreicht, muss man reden können.
2. Seid willkommen!
3. Für dich ist alles vorbereitet!
4. Wir bitten um Verzeihung für ihre Bewirtung!
5. Brot und Salz sind auch im Schlafe gut.
6. Wir bitten, nicht böse zu sein für das, was Gott geschickt hat.
7. Womit sie reich sind, damit sind wir zufrieden.
8. Womit das Haus reich ist, damit begnügen wir uns.
9. Die Schale ist das Solowieckische Mein; wir trinken wacker auf die Gesundheit.
10. Ohne Brot und Salz ist schlechte Unterhaltung.
11. Iss Brot und Salz und sprich die Wahrheit.

Alle diese Sprüche und Redensarten beziehen sich ausschliesslich auf Brot und Salz, nicht auf das Gefäss, in welchem diese dargereicht werden. Auf diesem (silbern, kupfern, bleiern) findet man nur den Namen des Eigentümers verzeichnet, z. B.: Die Schüssel gehört dem Antoniuskloster,

oder dem Edelmann N. N., oder: Die Schüssel ist Eigentum des Patriarchen Joasaph von Moskau usw.

Anfänglich waren die Schüsseln gewöhnlich rund und aus Holz gefertigt: es wurde auf ihnen Fleisch, Fisch und Brot geschnitten. Später fügte man einen geschlitzten Rand hinzu, welcher allmählich höher wurde, so dass die Schüssel eine humpenartige Form annahm. In dieser Form diente sie auch für das Auftragen von Suppen und flüssigen Speisen. Auch sind weisse, rote, gelbe, seltener grüne irdene Schüsseln im Gebrauch. Diese weisen auf dem Rande grobe Zeichnungen auf. In Solowki kaufte ich eine Schüssel, auf welcher das Kloster oder eine Kirche grob gezeichnet war. Die irdenen Schüsseln scheinen die ursprünglichen gewesen zu sein; nach ihnen kamen solche aus Zinn, Silber usw. auf.

Die Geschichte erzählt von einer Schüssel der hl. Olga in der Sophienkirche zu Konstantinopel, die ein russischer Pilger, namens Antonius, im Jahre 1200 gesehen hat. Ferner weiss man von einer Schüssel, die in einem Schreiben des Fürsten Mstislaw von Nowgorod im Jahre 1130 erwähnt wird: „Wsewolod gab uns diese Silberschüssel und befahl, sie aufzutischen, wenn der Igmun (Prior) zu Mittag isst.“

In einem russischen Wiegenlied heisst es:

Der Kaiser sitzt
Auf einer goldenen Schüssel,
Auf einem silbernen Tisch
Und schreibt mit dem Fuss.

Soweit Schliapkin. Es sei noch bemerkt, dass die Redensarten sich auf russisch meistens reimen.

Hier möchten wir noch eines Hochzeitsgebrauches gedenken, der bis heute im Lippischen geübt wird. Wird nämlich eine Braut auf den neuen Hof, in ihr künftig Heim, geleitet, so führt man sie nicht durch das Tor, sondern bricht durch den unfriedigenden Zaun oder die umgebende Mauer für sie ein Loch, welches gleich nachher wieder verschlossen wird. Sobald sie die Schwelle überschritten hat, reicht man ihr Brot und Salz, welches sie unter das Gesinde verteilt. Dann empfängt sie ein Glas Wein oder Branntwein, leert es aus und wirft es rückwärts über sich. Zerbricht das Glas, so hat sie Glück in der Ehe zu erwarten.

Bietet dieser lippische Hochzeitsbrauch nicht den Schlüssel für die russische Sitte der Überreichung von Brot und Salz?

Elberfeld.

Bildergedichte des 17. Jahrhunderts,

gesammelt von Camillus Wendeler.

(Schluss zu S. 27—45.)

7. Der Kampf des bösen Weibes mit den Teufeln.

Die unerschöpfliche Satire der mittelalterlichen Weiberfeinde verwertet öfter zur Kennzeichnung einer bösen Frau die Behauptung, dass sogar der Meister aller Bosheit, der Teufel, hinter ihr zurückstehe und vor ihr nicht nur Achtung, sondern Angst empfinde. Weitverbreitet ist die Erzählung von der Alten, die auf Geheiss des Teufels Unfrieden zwischen einem Ehepaare stiftet und der ihr Auftraggeber den bedungenen Lohn, ein Paar Schuhe, nur an einem Stecken zu überreichen wagt.¹⁾ Ein Holzrelief aus der Kirche von Corbeil²⁾ zeigt sogar, wie eine grimmige Alte den Teufel beim Ohr gepackt hat und ihm dies absägen will. In Lübeck führten die Patrizier 1462 ein Fastnachtspiel 'van dem olden wyve, de den duvel banth', auf und 1470 eins 'van eynen olden wyve unde van den duwele, de fochten tosamende umme eynen schat, de begraven was, unde dat olde wiff vorwan den duvel unde sloch en unde banth en sere'.³⁾ Dies Stück ist uns zwar nicht erhalten, wohl aber ein verwandtes süddeutsches Spiel⁴⁾, in welchem drei böse Weiber Weinzange, Harlire und Glattenkling die Teufel in die Flucht schlagen, denen sie zuvor Wein und Vieh weggenommen haben. Beide Komödien gehen vermutlich auf ein älteres Gedicht 'Von einem üblen Weibe' zurück, das in verschiedenen Fassungen überliefert ist⁵⁾ und sich durch illustrierte Flugblätter bis ins 17. Jahrhundert fortgepflanzt hat. Ehe ich eins dieser Flugblätter im Abdruck vorführe, möchte ich nur noch darauf hinweisen, dass das Drama wie die bildende Kunst des 16. Jahrhunderts wiederholt einen burlesken Kampf zwischen einer alten Hexe und einem Teufel dargestellt hat. In *Rolls Pontus* (1576) wird die intrigierende Alte schliesslich im Schubkarren zur Hölle gefahren⁶⁾, in *Thomas Schmid's Tobias* (1578)

1) Oesterley zu Kirchhofs *Wendunmut* 1, 366. R. Köhler, *Kleinere Schriften* 3, 12. Vgl. ferner den Kreis von *Macchiavellis Belfagor* (oben S. 104¹⁾.

2) Wright, *Histoire de la caricature* 1875 p. 119 = *Champfleury, Histoire de la caricature au moyen âge* p. 104.

3) Wehrmann, *Nd. Jahrbuch* 6, 4 (1880).

4) Keller, *Fastnachtspiele* 1, 483. — Auch das folgende Stück (2, 497) stellt eine Schlägerei zwischen den Teufeln und den bösen Weibern dar: doch führen schliesslich die Teufel die Hexe fort, die zwischen die Eheleute Unfrieden gesät hat.

5) Keller, *Erzählungen aus altdeutschen Hss* 1855 S. 80 (77 Verse). *Liederbuch der Hätzlerin* 1840 S. 219 (70 Verse). Geuther, *Studien zum Liederbuch der Klara Hätzlerin* 1899 S. 134 f.

6) Bolte, *Das Danziger Theater* 1895 S. 15. — Diese vom Ehetuefel zur Hinderung eines Ehebundes angestiftete Zauberin begegnet z. B. in *Rebhuns Hochzeit zu Kana* (1538),

verspottet und prügelt die Hexe Gabelgretta den gefesselten Teufel Asmodoth.¹⁾ Ein Kupferstich von Jakob Binck²⁾ v. J. 1528 zeigt einen Teufel, auf den eine Alte mit dem Spinnrocken einhaut, ein anderer von Daniel Hopfer³⁾ drei hässliche Weiber, die den Teufel mit Wäschblechern prügeln, ein Holzschnitt von Hanns Weigel⁴⁾ von 1560 eine Schlägerei zwischen einer Frau und einem bocksfüßigen Dämon. — Benutzt ist Bild und Text unseres Blattes in der oben S. 22 abgedruckten, um 1660 erschienenen 'Wunderlichen Zeitung von dem neuen Wunder-Krieg und erlangten Weiber-Sieg' (Nürnberg, bey Paulus Fürsten Wittib. In Alexandrinern). Ferner redet die alte deutsche Bearbeitung von Shakespeares Taming of the shrew⁵⁾ v. J. 1672 von den 'Margarethen, deren sieben den Teufel auß der Hölle gebanet'; und auch in einer englischen Ballade⁶⁾ schlagen die bösen Weiber den Teufel in die Flucht.

Vnerhörte, seltzame, auch | Wunderbarliche newe Zeitung von einem bösen Weib, | welche sich auff einer breiten Heyd mit den Teuffeln geschlagen, gekratzt, gerissen vnd gebissen, | vnd endlich den Sieg behalten. Darüber sich auch der Teuffel selbst verwundert, wie doch die arme Männer bey solchen vnziffern wohnen können, | Allen bösen Weibern zum newen Jahr geschenckt. | [Holzschnitt aus drei Teilen zusammengesetzt, 16,2×25,4 cm: dem von Frauen umringten Teufel entreisst ein altes Weib die Keule und schlägt ihn mit einer Ofengabel; rechts steht die Frau mit dem Knittel dem Manne gegenüber, links rührt ein gehörnter Teufel mit der Gabel im Feuer, darüber Basilisk und Käfer.] Die Einfassung des vierspaltigen Textes erinnert an die Jobinsche. — (Braunschweig, Herzogliches Museum).⁷⁾

Ich gieng ein mal hin über Feld,
Mein gschefft nach zu fordern gelt.
Als ich kam auff ein breite Heid,
Da hett ein böses Weib ein streit
5 Mit den Teuffeln, vnd das ist war,
Der waren gar ein grosse Schaar.

Das böse Weib flucht, murt vnd zannt,
Hatt ihre Waffen in der Hand,
Ein Ofenkruock vnd Gabel lang;
10 Grimmig sie auff vnd nider sprang.
Sie schry, als wens vn Sinnig wer,
Vnd sprach: 'Ir Teuffel, kommet her!

in Culmanns Isaak und Rebekka (1547), in P. Prätorius Isaak und Rebekka (1559), in Bireks Ehespiegel (1593), in Liebholdts Kaufmann von Padua (1596), in Mauricius Comedia von allerley Ständen (1606).

1) Wickram, Werke 6, 187 f.

2) Bartsch, Peintre-graveur S. 280 Nr. 58.

3) Bartsch S. 490 Nr. 71.

4) R. v. Lichtenberg, Über den Humor bei den deutschen Kupferstechern des 16. Jahrhunderts 1897 S. 52. Taf. 11.

5) Kunst über alle Künste hsg. von R. Köhler 1861 S. 39, 9.

6) The Roxburghe Ballads ed. by Chappell 1, 331: 'Women the best warrier'. Vgl. 2, 366.

7) Zu diesem Blatte v. J. 1610 (A) kommen drei weitere Drucke: B) Ein vnerhörte . . . [Holzschnitt mit dem Monogramm GL.] Gedruckt zu Rumpelskirchen im Schwaderloch, bey Rudelöffelsteltz, siben Meyl wegs hinder der Beltzmühl. (Erlangen, Archiv f. neuere Spr. 102, 253). — C) Von Einem Bößen Weib . . . [Kupferstich, 18,6×27,9 cm]. Gedruckt zu Rumpelskirchen im Schwaderloch, bey Rude Löffelsteltz, Drey Meyl hinder der Beltzmühl (Wolfenbüttel). — D) Ein vnerhörte . . . Getruect zu Augspurg, bey Mattheo Langenwaller. ANNO 1627 (Berlin Yf 6600, Bl. 11. Weller, Annalen 2, 451. Oben 8, 2 f.).

Wir wölten da einander reissn,
 Stechen, schlagen, kratzen vnd beissn.⁷
 15 Das böse Weib voller vnflug
 In einem streich drey Teuffel schlug
 Vnd spisst sie an ihr Gabel an.
 Zu letzt sie auch den Sieg gewan,
 Sie erschlug da mit jhrem Leib
 20 Des Teuffels Mutter vnd sein Weib.
 Der Teuffel wurden von ihr wund
 Bei dreyttausend in einer Stund:
 Eins theils flohen eylends darvon,
 Von diesem Streit musten sie lan.
 25 Sie sprachen: 'O wol vns, Gsellen
 mein.
 Daß wir dem wurm entrunnen sein!
 Hat vns das böß Weib also than,
 Wie geschicht denn eim frommen
 Mann,
 Der ein solches böß Weib bekompt,
 30 Die nichts thut denn murret vnd
 brommt!
 Welcher so gar mit bösen Weiben¹⁾
 Sein zeit auff Erden muß vertreiben,
 Der lebt gewieß im Jammerthal
 Vnd hat kein Frewd gantz überal.
 35 Es geschicht jm weh vnd geht jhm hart:
 Weh jhm, daß er geboren ward.
 Wil er anderst, sie wil also:
 Ist er trawrig, so ist sie fro:
 Wil er gehn, so wil sie lauffen:
 40 Wil er schlagen, sie wil rauffen;
 Wil er essen, sie wil trincken;
 Wil er tantzen, wil sie hincen:
 Wil er reiten, sie wil fahren:
 Wil er zehren, wil sie sparen;
 45 Wil er ruhen, sie wil springen;
 Wil er schweigen, wil sie singen:
 Wil er weinen, wil sie lachen:
 Wil er schlaffen, sie wil wachen:
 Wil er dieses, so wil sie das:
 50 Wil er wenig, so wil sie baß:
 Ist er nächtern, so ist sie wol:
 Wil er übel, so wil sie wol:
 Wil er da groß, so wil sie klein:

Saget er ja, so sagt sie nein:
 55 Wil er wenig, so wil sie viel,
 Sie helt allzeit das widerspiel.
 Trincket er Bier, so trinckt sie Wein:
 Ist er frölich, so thut sie grein:
 Wil er schwartz, so wil sie gar weis,
 60 Das machet ein bald alt vnd greis.
 Gwinnt er etwas, sie wils verthan;
 Also ist er ein armer Mann.
 Ich Teuffel sag hie ohne schertz,
 Daß ich selbst nicht mehr hett das hertz,
 65 Ein solchs Weib zu nemen ehlich;
 Ich sorgt, sie möcht gar schinden mich
 Oder auffs ringst so queln gewies,
 Daß ich für angst mich gar beschiß.
 Drumb ists nichts, das man sagt on
 zweiffl,
 70 Nichts ärgers sey als der arm Teuffel:
 Wenn in der Höll ein solchs Weib wer,
 Ja wol es blieb kein Teuffel mehr.
 Darumb, ihr Witwer vnd Geselln,
 Alle die noch heyrathen wölln,
 75 Hütt euch vor einem bösen Weib,
 Daß sie nit peinig ewren Leib
 Vnd mache euch das lachen thewr,
 Auch sey ein ewiges Fegfeuer!
 Das Sprichwort halt in guter acht,
 80 Darneben auch gantz wol betracht:
 Der über alle Pflaster rennt
 Vnd nimbt ein Weib, die er nicht kennt,
 Der gsieht nicht wol odr ist verblent
 Vnd bleibt ein Narr biß an sein End.
 85 Dann heyrathen darff guten Rath,
 Daß nicht gewere nach der That.
 Auff Erden ist kein schwerer pein
 Dann bey eim bösen Weib zu seyn.
 Bey Drachen ist besser zu won.²⁾
 90 Das bezeuget manch frommer Mann.
 Der solches hat erfahren wol.
 Weis oftmals nit, was er thun soll.
 Das macht sein grawsam bösen Weib,
 Die also peinigt seinen Leib.
 95 Ein böß Weib macht viel Hertenleid,
 Ein fromme bringt viel tausend frawd.

1) Zu den Versen 31—62 vgl. Keller, Erzählungen 1855 S. 81, 26. Liederbuch der Hätzlerin S. 219, 33. Bahder, Germania 23, 305. Lassbergs Liedersal 2, 503, 15. Geuther, Studien 1899 S. 136f. Euling, Studien über H. Kaufinger 1900 S. 24. Schröder, Die Gedichte des Königs vom Odenwalde 1900 S. 12f. Keller, Fastnachtspiele 1, 494, 17. Englert, oben 6, 296f. und 8, 24.

2) Randnote: Syrach.

Ein böß Weib regiert jhren Mann,	105	Hierauff gib ich ein Rath fürwar:
Ein fromme ist jhm vnterthan.		Nimb dir ein Weib nur auff ein Jar!
Ein böß Weib treibt viel tausend		Gefelt sie dir, behalt sie gar;
Tück,		Ist sie böß, so nimbs bey dem Haar
100 Ein fromme ist des Mannes Glück.		Vnd wirff sie tausend Stiegen nab!
Ein böß Weib mach[e]t ein verkehr.	110	Was gilts, sie wird nicht lachen drab.
Ein fromm ist aller Ehren werth.		Amen, das ist: es ¹⁾ werde waar.
Wenn ich diß gschlecht alls		Bösr ²⁾ Weiber ist ein gantze Schaar:
bschreiben solt,		Doch meyn ich die nicht, die allein
Ein Ochsenhaut ich brauchen wolt.		Offtmals auß noth müssen böß seyn.

Ein gantze Company vnd zusammen geschworne Gesellschaft der bösen Weiber, so auff S. nimmerstag den Teuffel gantz vnd gar auß der Höll zu vertreiben sich vnverzagt vnterstehn wöllen.³⁾

Nemlich die Fraw von Dollenstein, Oberste Befelchshaberin etc. Die Fraw von Klapperburg. Die Fraw von Zerring. Die Fraw von Dantzenberg. Die Fraw von Hurenheim. Die von Neitberg. Die von Bubendorff. Vnd die von Schnatterberg. Die Fraw von Freßberg. Die von Haßfurt. Die von Zankenberg. Die von Buleck. Die von Hoffartstetten. Die von Rümpffnasen. Die von Seltenfrewd. Die von Koch-übel. Die Fraw von Naseweiß. Die von Schlafflang. Die von Reissenstein. Die von Spitznasen. Die von Faulburg. Die von Streitburg. Die von Murrbach. Die von Murmelstein. Die Fraw von Weschhausen. Die von Spiegelsburg. Die von Schwetzenburg. Die von Sawersehen. Die von Filtzhofen. Die von Zornperg. Die von Vbelhaussen vnd die von Trutzmann. Die von Weinsberg. Die von Flaschenburg. Die von Schleckstat. Die von Eifferberg. Die von verthun. Die von Braß als daheim, vnd vnser Fraw von Naschhausen.

Ein Jungfraw, die gern Brantwein trinckt,
 Jungen Gselln mit den Augen wineckt,
 Gern mit den Füßn schart auff der Erden.
 Ists kein Hur, so wirts eine werden.
 Auß schimpff ist dieser Spruch gemacht.
 Kein fromme doch dadurch veracht.

Gedruckt zu Pormesquick, da man die krummen Arschlöcher bohrt, bey herrn Steffan Pumpernickel 1610.

S. Doktorprobe.

Der Schwank, der auf dem folgenden Bilderbogen des 17. Jahrhunderts nicht sonderlich geschickt erzählt wird, stammt aus den *Facetiae Poggios*⁴⁾ und ist zuerst von Adelphus (1535) verdeutscht worden; Hans Sachs⁵⁾ bearbeitete ihn 1546 in einem Meisterliede: 'Des esels satel'.

1) er. — 2) Böser. — 3) Vgl. zu dem folgenden Verzeichnis oben S. 23 und 25.

4) Londini 1798 I, 113: 'Clitella'. — Weitere Fassungen sind in Montanns Schwankbüchern 1899 S. 600 zu Kap. 31 der Gartengesellschaft verzeichnet. Dazu füge ich: Das Buch ohne Nahmen (um 1700) Nr. 114. Crane, Italian popular tales 1885 p. 288. 378. Balladoro, Folk-lore veronese. novelline 1900 p. 166. Georgakis et Pineau, Folklore de Lesbos 1894 p. 131. Decourdemanche, Sottisier de Nasr-Eddin Hodja 1878 Nr. 88. Lidzbarski, Geschichten aus den neuaramäischen Hss. 1896 S. 157.

5) H. Sachs, Fabeln und Schwänke hsg. von Goetze und Drescher I, 59 Nr. 276.

Seltzame vnerhörte Doctor Prob, Eines zwar Armen jedoch Gelährten Medici, vnd | eines Reichen doch vngeschickten Kälber Artztes. | [Kupferstich, 13×23,1 cm gross, in zwei Abteilungen: a) Der gelehrte Arzt in seinem Studierzimmer, das ganz mit Regalen voll Apothekerbüchsen und Büchern dekoriert ist, ein Harnglas besehend: auf einem Pulte liegen Kräuter. b) Der reiche Arzt hebt einen Beutel empor; rechts steht ein kostbarer Schrank mit Blumen, links ein Tisch mit Geld. Im Hintergrunde sieht man ihn an einem Krankenbette stehen, unter dem die Eselshaut liegt.] Darunter der dreispaltige Text. Der Bogen könnte aus Paulus Fürsts Verlag stammen. — (Braunschweig. Herzogliches Museum.)

ES gebibt sich zu dieser zeit
 In der gantz werthen Christenheit
 Bald nah, bald fern, bald dort, bald da
 So viel vnd manch Historia,
 5 Welche bißweiln geschehn mit fleiß
 Auff manche art vnd manche weiß.
 Bißweiln geschehn sie ohn gefehrd
 So wol bey Gschickt als vngelehrt.
 Bey Hoherfahrnen Gerten Leuten
 10 Begibt sich auch etwas zu Zeiten:
 Ob es schon scheint was lächerlich.
 Ists doch der Ehr nichts hinderlich.
 Hergegen welcher nur stoltzirt,
 Im Grobiano hat studirt,
 15 Dem geht es nicht stets glücklich
 hnauß, [drauß,
 Zu letzt wird jhm kein Ehr auch
 Wie diese Figur und Geschicht
 Kürztlich anzeigt vnd vns berichtet.
 Es ligt am Rhein ein Schöne Stadt,
 20 Darinn es zween Doctores hatt:
 Die waren Medici zuhandt,
 (Ihr beyder Nahm ist wolbekandt)
 Die Ich ietzund zu dieser [!] Ziel
 Ehrenhalben nicht nennen will.
 25 Der Eine wahr sehr hochgelärt.
 Der ander vngeschickt vnd verkehrt.
 Der Glärt war arm, desselben gleich
 War der Vnglärte mechtig reich.
 Der Glärte Doctor stets studirt.
 30 Sein Patienten recht curirt,
 Hielt sich gering in Kleidern sein,
 Gieng fein schlecht vnd gerecht herein.
 In seiner Cur Er zu der stätt
 Allzeit viel Patienten hett.
 35 Dargegen der ander wol staffirt,
 Mit gulden Ketten war geziert;
 Studieret nichts, wie man thun soll,
 Befließ sich nur des Plauderns woll
 Vnd war verschlagen zu der stund
 40 Vnd sich auch woll aufs Geld ver-
 stundt.

Der Glärt hett Tag vnd Nacht zu-
 schaffn,
 Das macht den andern gar zum Affn.
 Da solchs der Vnglärt Doctor spührt,
 Den Gelärten er Visitirt
 45 Vnd gieng zu ihm selbst in sein Hauß
 Vnd fraget ihn fein alles auß,
 Wie es doch käm, das jederman
 Ihn in der Stadt zum Artzt wolt han,
 Was kranck war, beide groß vnd klein,
 50 Wolte von jhm curiret sein.
 Bath ihn, Er solts jhm sagen her,
 Was doch solches die vrsach wer.
 Darauff der Glärte Doctor sprach:
 Mein Herr, Ich euch die Vrsach sag.
 55 Wen man mich holt ins Krancken
 Hauß,
 So seh ich alle Winckel aus.
 Sondrlich wo ligt der Patient.
 Da seh Ich eylendt und behendt.
 Ob Ich seh Oepfl, Birn oder Nuß.
 60 Alsdann den Pulß, Schloff vnd die Füß
 Begreiff Ich, vnd seh dann herum,
 Ob Ich was mehr zu sehn bekumm
 Von vngesunder odr frembder Speiß.
 Das merckt Ich nun mit allem Fleiß:
 65 Wenn Ich dann von Naschwerck vorab
 Etwas gsehn vnd gemercket hab.
 So sprech ich kecklich vnd vermessen:
 Ihr habt diß oder Jens gegessn:
 Da kombt Euch Ewer Kranckheit her.
 70 Alßdann verwundern Sie sich sehr,
 Gedeckn: Das ist ein Gwissér Man,
 Der, was man gessn, errathen kan.
 Der vnglärt Doctor gieng dahin,
 Nam diese Regel wol in Sinn:
 75 Was der Gelärte jhm thet sagn,
 Vermeint es auch darauff zu wagn.
 Nach Dreyen Tagen ohn gefehr
 Ward zu eim Krancken gfordert Er,
 Denselbigen solt Er curirn,
 80 Der Doctor thet bald sehn vnd spürn,

Das vnterm Bett ein Eselshaut
 Da lag, welch Er ein wenig schaut.
 Er sah im Gmach sonst hin vnd her
 Vnd sah von Naschwerek doch nichts
 mehr.

85 Darauff sprach er zum Patienten:
 'Ewer Kranckheit soll sich bald enden:
 Dann jhr habt von eim Esel gessn.
 Welchs jhr nicht thun solln so ver-
 messn.'

Der Kranck sprach: 'Lieber Herr
 Doctor mein,

90 Was müst ich für ein vnflut sein,
 Wann ich so gar mutwillger weiß
 Ein Esel solt Essen für mein speiß!
 Da behüt mich mein Gott darfür,
 Ich Eß nicht so ein grewlichs Thier.
 Auff diß mahl habt ihr nicht errathn,
 Was da thut meiner Gsundheit
 schadn.'

Also der Doctor vngelärt
 Durch den Glärten vollends war
 bthört.

Hett er sich bfließen auch der Kunst.

100 So hets ihm bracht Lob, Ehr vnd
 Gunst:

Hergegen hatt er Spott vnd Hohn
 Vnd zog mit großer Schandt darvon.

Drumb siehstu, Lieber Leser mein,
 Albier den Glärten Doctor fein,
 105 Welcher fleissig ist vnd studirt.

Sein Patienten recht curirt,
 Der mit rechter Artzney umbgeht.
 Auff Edle Kreutter sich versteht,
 Der von dem Harn recht Judicirt.

110 Durch Gottes hilf den Schmertz abfärt.

Der ander aber, so stoltziert.
 Mit Guldin Ketten ist geziert,
 Ist vngeschickt vnd vngeläbirt,
 Mit plaudern nur die Kunst vmbkehrt.

115 Führt einen Seckel in der Hendt,
 Darauff sein beste Kunst Er wendt,
 Mag aber wol durch solchen schein
 Ein Rechter Kälber-Doctor sein:

Wie dann in gleichem hin vnd her
 120 Söleher Kûch Artzt man findet mehr.
 Für solche hüt sich manigfalt.

Beyd Reich, Arm, Mann, Fraw, Jung
 vnd Alt.

Hiermit ein jeder nemb in Acht
 Vnd sein Gesundheit wolbetracht:

125 Der Glert ist durchaus nicht veracht.

ENDE.

9. Der diebische Zöllner und seine Frau.

Ein kurzweiliger Schwank, von einem Zöllner vnd seiner Haußfrawen, Wie sie das Zollgeld vertheilen. [Kupferstich, 13,4 × 24,4 cm, mit der Jahreszahl 1678: Der Horcher in Mantel und Federhut steht auf der Gasse einer Stadt im Gespräch mit einer Magd und dann noch einmal durch einen Spalt der Wand in das nach vorn offene Zimmer des Zöllners blickend. Dieser sitzt vor einem Tisch mit Geld, während die Frau ihm den Trunk kredenzt. Weiter rechts sitzt die Frau nochmals mit der Zollbüchse auf dem Schoss; vor ihr steht der Mann auf dem Striche und wirft das Geld nach der Büchse.] Die Einfassung des vierspaltigen Textes gleicht der Jobinschen. — (Braunschweig, Herzogliches Museum.)

Einmahls an einem Abend spat
 Gieng ich spatzirn in einer Statt.
 Eben in einer breyten Gassn,
 Durch welche gieng die recht Land-
 strassn,

5 Da kam ich für ein Hauß, war schön,
 Darinnen hört ich ein gethön,
 Als wenn man einen hauffen Gelt
 Auff einen Tisch schütt vngezehlt.
 Ich meint, es wehrn eytel Kronen,

10 Gdacht: Da wird ein Kauffmann
 wohnen,

Das Gelt möchstu auch wol ersehnen.

In dem sah ich zu mir hergehn
 Ein Dienstmagd, die thet ich bald
 fragn, [sagn.

Wer in dem Hauß wohnt, solts mir
 15 Sie sprach: 'Ein Zöllner wohnt darinn,
 Dem steht nach Gelt sein muth vnd
 sinn.'

Mit dem thet sie bald von mir gehn.

Ich aber blieb noch lenger stehn
 Vnd gucket durch ein Ritzlein klein
 20 Gar eben in die Stub hinein.

Da ward ich auff dem Tisch gewar
 Ein grossen hauffn Geldes zwar.

- Dabey der Zöllner saß allein:
 Bald kam auch dar die Haußfraw sein.
 25 Sie sprach: 'Ist das der heutig Zoll?
 Gottlob, es hat heut geben wol.
 Wieviel tregts wol in einer Summ?
 Hastus im einnehm war genom?
 Er sprach: 'Nein, wir wollns jetzt
 wol zehln.
 30 An zwanzig Guldn wird nit viel fehl'n.
 Sie sprach: 'Wie wolln wirs aber
 machn.
 Daß wir auch rathen vnsern sachn?
 Welchs denn gar wol geschehen kan,
 Wenn du mir folgst, mein lieber
 Mann.' [denn.
 35 Der Zöllner sprach: 'Wie meinstu
 Daß wir auch mit den Herrn bestehn?
 Sie sprach: 'Die Herrn seind reich
 genug. [fug.
 Mich deucht, es gseh mit gutem
 Daß wir so viel theil mächten fein,
 40 Als vnser in dem Hause seyn.
 Eins dir. Eins mir, das deucht mich
 recht. [Knecht
 Auch eins der Magd vnnd eins dem
 (Denn damit köndten wir ihn lohnen
 Vnd vnser Geldts dest bessr schonen),
 45 Auch vier theil für vnser vier Kind.
 Wiewol derselben fünffe sind.
 Denn das ich trag im Leibe mein,
 Wil auch zugleich mit Theilsmann
 seyn. [geb
 Das zehend theil wolln wir dann
 50 Dem Zollherrn. Ists jhm dann nit ebn.
 So schick ers vns wiedrumb anheim.
 Doch muß manns offenbahren keim,
 Daß es ja nicht fürn Herren kom.
 Alsdenn so blieben wir stets from,
 55 Weils kein berechneter Zoll ist,
 Daß man köndt mercken vnsern list.
 Der Zöllner sprach: 'Es ist zu viel.
 Ein andern raht ich geben will:
 Das halb theil wölln wir nehmn darvon.
 60 Das ander Theil den Herren lohn.'
 Die Fraw sprach: 'Nein, was solt
 das seyn?
 Wiltu so nehren dein Kinderlein?
 Was thun die Herren mit dem Gelt?
 Es ist vor ihr [!] in aller Welt.
 65 Das Goldt vnd gantze Thaler bhalt!
- Es ist so schöne Müntz vnd alt,
 Das ich sie nicht verlassen kan;
 Ehe wolt ich etwas anders lahn.'
 Der Zöllner sprach: 'Das schickt
 sich nicht.
 70 Die Herrn sind darauff abgericht,
 Sie wissn, daß nicht einerley Gelt
 Ein gantzes Jahr zu Zoll einfellt.
 Drumb muß es fein vermengt seyn,
 Goldgülden, Thaler vnd Pfenning klein.
 75 Doch weiß ich noch ein Rath, folg mir,
 Der ist am allerbesten schier.
 Geh hin vnd hol die Zollbüchs her,
 Die ich hab vor gebraucht mehr!
 Die wil ich stellen auff die Banck
 80 Vnd ich darfür zween schritte lang;
 Denn wil ich werffen nach dem ritz,
 Wiewol fast eng ist dran der Schlitz.
 Was nun Gott hat dem Zollherrn
 bschert,
 Dasselb ich hinein werffen werd;
 85 Was wir vns aber solln anmassn,
 Das wird vns Gott hinaussen lassn.'
 Die Fraw sprach: 'Weil dirs dann
 gefellt,
 Das also werd getheilt das Gelt.
 So ist es auch der wille mein.
 90 Doch deucht mich das noch besser seyn.
 Daß ich die Zollbüchs nem in d' Händ,
 Hielt auff mein Schoß, so hart ich könt.
 (Denn da fiel das Gelt heimlich nieder,
 Sprüng dir auch nicht entgegen wiedr).
 95 Als wenn dus würffest auff die Bank;
 Da gebs zumahl ein hellen klang,
 Man möchts auch auff der Gassen hörn,
 Da man nachgeht den newen Mehrn.'
 Der Zöllner sprach: 'Fraw, es ist
 wahr.
 100 Ich will dir hierinn folgen zwahr.
 Nun setz dich nieder in die Eck,
 Laß sehen, wie oft ich treff den Zweck!
 Die Fraw war aller listen voll,
 Wie mich solches bedauchte wohl.
 105 Sie sprach zum Zöllner: 'Lieber Mann.
 Ein guten trunck nim von mir an!
 Damit bracht sie jhm ein gar auß,
 Den must er auch trincken herauß.
 Ich gdaucht: Das thut sie gewiß
 darumb,
 110 Daß wenig Gelt in Zollbüchs kom;

- Den Zölner sie gern truncken macht,
 Daß er deß werffens ja nicht acht.
 Da nun der Wein getruncken war, 155
 Satz sie sich in die ecken dar.
 115 Der Zöllner maß von jhrem sitz
 Zwen schritt, da macht er einen
 schmitz.
 Darüber dörrfte er nicht schreitin,
 Das hatten sie verredt bey zeitn.
 Er sprach: 'Nun halt die Büchse
 still!
- 120 Die Pfeng ich erst nein werffen wil.⁷
 Damit fieng er zu werffen an,
 Als stünden Kegel auff dem Plan.
 Ich gdacht: Nun wiltu lenger sehn.
 Wie doch das spiel zum end wil
 gehn
 125 Vnd welchs theil da behalt den preiß.
 Nun braucht der Zöllner allen fleiß,
 Als mich bedauht: doch war er nicht
 Wol auff das werffen abgericht.
 Denn mich dauht gleich als durch
 ein schem,
 130 Der zehnd Pfeng kaum in d'
 Büchsen kem.
 Da nun die Pfeng geworffen wahrn,
 Musten die Kreutzer naber fahrn
 Mit halbn vnd gantzen Batzen gut,
 Vnd was man dergleich müntzen thut.
 135 Da diese nun auch warn verflogn,
 Doch wenig in die Buchs gezogen,
 Nam er die gantze Thaler auch
 Vnd warff nach seinem alten brauch.
 So oft er aber werffen thet,
 140 Die Fraw allmahl zu zücken het
 Vnd sprach: 'Die Flöh mich stechen
 sehr,
 Daß ichs schir nicht kan leiden mehr.'
 Weil sie nun zückt so oft vnd viel,
 Als der Zöllner warff nach dem Ziel,
 145 So kam der Thaler keiner nein
 In die Büchs, da sie solten seyn.
 Der Mann aber merckt jhren list,
 Sprach zu ihr: 'Fraw, nicht recht
 das ist.
 Die Büchse mustu halten still,
 150 Sonst wird darein nicht kommen viel.'
 Sie sprach: 'Die Flöh die machens
 zwar, [Har.]⁷
 195 Sonst wanckelt ich nicht vmb ein
- Nach diesem nam der Mann eylend
 Die Goldgülden auch zu der Händt
 Vnd warff darmit zur Büchsen hin.
 Die Fraw war listig in jhrm Sinn
 Vnd bald ein andern list erdacht,
 Daß sie die Gülden erhielt mit macht;
 Sie thet, als wenn jhr kâm ein
 schliekn.
 160 Vnd so bald sie dann thet erblicken
 Ein Gülden, den der Mann hinwarff.
 So kluxet sie heftig vnd scharff.
 Daß sie auch gleich darvon auffsprang,
 Damit verlohren die Gülden den Klang,
 165 Fieln allweg auff das Schürtztuch hin.
 In die Zollbüchs kam keiner hin.
 Da nun das werffem het ein endt.
 Sprach der Zöllner: 'Ey potz elend,
 Der Schurtz deß Gelts hat viel
 bekommn.
 170 In der Büchsen ist kein groß Summ.'
 Sie sprach: 'Ich hab gefolget dir.
 Wie du im anfang riethest mir.
 Vnd ich glaub auch bey meinen Ehrn,
 Hett Gott der Herrschafft wolln
 beschern,
 175 Was er mir hat bescheret ebn.
 So würd ers jhr wol han gegeben.
 Wie du auch vorhin hast vermeldt.
 Darumb ist vnser dieses Geldt.
 Die Zollbüchs setzt hin an ein ort.
 180 Wir wollens noch mehr brauchen fort,
 Vnd was das Glück wird allweg gebn,
 Dem wollen wir nicht wider-
 streben.' etc.
 Hiermit giengens zur Stuben hinauß
 Vnd verschlossen das Gelt im Hauß.
 185 Da gieng ich auch mein Strassen hin
 Vnd gedacht in meinem Sinn:
 Das Zollgeld ist getheilet auß,
 Vnd wo es einsmahl kem herauß.
 So würd der Zöllner vnd Zöllnerin
 190 Am Galgen werden geführet hin.
 Doch wers recht, daß man diese
 Frawn,
 Vff daß man sie dest baß möcht
 schawen,
 An Galgen höher hencken thet
 Als den Mann, weil sie öftmals het
 Die Zollbüchsen verrenckt mit list.
 195 Wie es wol noch mehr breuchlich ist.

Morale.

Drumb seydt gewarnt. ihr Zollner Knecht,	Solches zu lieffern ewren Herrn!
Vnd handelt redlich vnd auffrecht!	Denn wo ich ewrer einen werd
Vnd was jhr am Zoll nehmet ein,	Noch einsmals finden vngefehrt,
200 Das thut in [die] Zollbüchs hinein	205 So will Ichs sein Herrn zeigen ahn:
Vnd lassets euch ja nicht beschwern.	Die werden jhn gewißlich hencken lahn.

W. H. F. H.

Gedruckt zu Darmbstatt, durch
Balthasar Hoffmann.

1619.

10. Die verkehrte Welt.

Die Vorstellung einer verkehrten Welt, in der Menschen und Tiere ihre Beschäftigungen und Beziehungen zueinander tauschen, lässt sich bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgen.¹⁾ Unter den Bildern von unmöglichen Dingen und in den Lügenstücken begegnen seit dieser Zeit einzelne Züge, wie: der Hase jagt die Hunde oder den Jäger²⁾, das Schaf zerreisst den Wolf³⁾, der Frosch verschlingt den Storch⁴⁾, die Gänse braten den Koch⁵⁾, der Wagen geht vor den Rindern⁶⁾, und der Sack trägt den Esel zur Mühle⁷⁾. Auf derselben Umstellung und Verwechslung von Satzgliedern beruht des Hans Sachs Meisterlied vom verkehrten Bauern (1531): 'Eindorf in einem pauren sas'⁸⁾ und sein Schwank von 1550 'Die hasen fangen und praten den jeger'⁹⁾. Auch das Volksbuch vom Finkenritter (1559) erzählt von einem Orte, wo das Obst die Bäume trägt, die Hasen die Hunde fangen, die Hühner und Gänse den Füchsen und Mardern nachstellen und die Mäuse die Katzen fressen. Nicht minder hat sich die bildende Kunst solcher scherzhaften Gedanken bemächtigt. Eine bemalte Tonfliese des 13. Jahrhunderts aus einem Kloster in Derby zeigt einen Hasen, der hornblasend auf einem Hunde zur Jagd reitet¹⁰⁾; auf Miniaturen des 14. Jahrhunderts wird der Hund gefesselt von mehreren Hasen zum

1) Vgl. Uhland, Schriften 3, 225f. Müller-Fraureuth, Die deutschen Lügendichtungen 1881 S. 11f. 19. Auf antike Parallelen gehe ich nicht ein.

2) Marner (MSH. 2, 245a. Strauch, Der Marner 1876 zu XIV, 185). Keller, Fastnachtspiele 1, 298. Uhland, Volkslieder Nr. 241, 9. Bei Reinmar von Zweter (160, 8 ed. Roethe 1887) will der Hase Wölfe jagen.

3) Marner (MSH. 2, 245a). Uhland Nr. 241, 10.

4) Keller, Fastnachtspiele 1, 93, 299.

5) Keller 1, 94.

6) Reinmar der alte (MSH. 1, 197b). Freidank 127, 11. Uhland Nr. 241, 8.

7) Reinmar (MSH. 1, 197b).

8) H. Sachs, Fabeln und Schwänke ed. Goetze 3, Nr. 23.

9) Ebenda 1, Nr. 128. Einen Nachtrag zur Anmerkung werde ich gelegentlich liefern.

10) L. Jewitt, The Reliquary 3, 92 Taf. 12 (1862-63) = Wright, Histoire de la caricature 1875 p. 83.

(Galgen gefahren¹⁾, oder der Hase trägt den erlegten Jäger heim²⁾; auf einem Holzrelief des Klosters zu Sherborne hängen die Gänse den Fuchs³⁾; der Ochse lässt zwei Männer den Pflug ziehen⁴⁾. Im 16. Jahrhundert wird besonders die Exekution des Jägers durch die Hasen oder Hirsche wiederholt dargestellt von Cranach, Georg Glockendon, Solis und namenlosen Künstlern; auch der von Gänsen hingerichtete Fuchs⁵⁾ und die von den Mäusen begrabene oder benagte Katze⁶⁾ kehrt wieder.

Gesammelt erscheinen nun diese Einfälle auf dem unten folgenden, 24 Nummern enthaltenden Bilderbogen von der verkehrten Welt⁷⁾, der im 17. Jahrhundert mehrmals aufgelegt und bis ins 19. Jahrhundert⁸⁾ nachgeahmt worden ist. 1670 zitiert Grimmelshausen diesen Kupferstich oder einen ähnlichen Wockenbrief mit unverhohlener Anerkennung (Des Abenteuerlichen Simplicissimi Ewig-währender Calender S. 108):

Dieweil ich den Abend zuvor . . . in eine Kuckelstuben zu Liecht gangen war und [an] der alleranmütigsten Dirne Kuckel ein Kupfferstück auff einem Bogen Papier gefunden. warüber ich mich eben so sehr als über die liebliche Spinnerin selbst vernarrede; dann weil ich noch kein solches Exemplar gesehen, kahme mirs auch desto [artiger] vor; und nachdem ichs mit Consens seiner Possessorin herab genommen, setzte ich darhinder und carresierte an statt der schönen Spinnerinn in [?] jhren Kuckelbrieff und lobte bey mir selbst die artliche Invention deß Authours, indem mich bedunckte, die verkehrte Welt könt sinnreicher, kürtzer und besser nicht abgemahlet werden, als sie uff selbigem Brieff entworfen [110] war. Ja. ich bildete mir die Sach so steiff ein, daß mir auch darvon träumbte: dann da kam mir vor, wie der Ochs den Metzger metzelte, daß Wild den Jäger fällete, die Fisch den Fischer frassen, der Esel den Menschen ritte, der Lay dem Pfaffen predigte, daß Pferd den Reuter tumelt, der Arm den Reichen gace [i. gabe], der Bawr kriegte und der Soldat pflügte.

Und wie Grimmelshausen anderwärts⁹⁾ das oben zitierte Meisterlied Hans Sachsens vom verkehrten Bauern kopiert, so benutzt er auch 1672

1) Wright p. 84 = The Reliquary 3, 93f. (Jewitt führt hier auch eine von der Maus verfolgte Katze auf einer Miniatur und einen vom Pferde getriebenen Kutscher an.)

2) Champollion-Figeac, Louis et Charles d'Orléans 3, 29 (1844) = Champfleury, Histoire de la caricature au moyen âge² p. 203.

3) Wright p. 84.

4) Champollion-Figeac 3, 29 = Champfleury p. 201.

5) Bredt, Zeitschrift für Bücherfreunde 6, 486. R. v. Lichtenberg, Humor bei den Kupferstechern 1897 S. 83, 85

6) Jaime, Musée de la caricature 1, pl. 162d (1838). Rovinskij, Russkija narodnija kartinki 1, 166—170 (1881) = Zeitschr. f. Bücherfreunde 5, 177.

7) Wie alt die Ausdrücke 'le monde bestorné', 'le monde renversé', 'the world turned upside down' sind, müsste noch untersucht werden.

8) Um 1850 hat der Maler Stauber auf dem bei Braum und Schneider erschienenen Münchener Bilderbogen Nr. 89 'die verkehrte Welt' dargestellt: Der Stiefel putzt die Magd, der Hase schießt den Jäger, der Rock klopft die Magd, der Esel reitet auf dem Bauern, das Kind pappelt die Mutter, der Ochs pflügt mit dem Bauern und dessen Frau, der Weidenbaum zersägt den Holzhaner, das Schwein sticht den Metzger ab, die Gans rupft die Bäuerin.

9) Teutscher Michel 1673 Cap. 8 = 2, 1100f. ed. Keller 1854.

in seinem Buche: 'Des abenteuerlichen Simplicii Verkehrte Welt'¹⁾ jenen Kupferstich zur Einleitung einer Schilderung der Hölle, in der es umgekehrt wie im gegenwärtigen Leben zugeht, da dort alle Tyrannen, Geizhalse, Neidischen, Wollüstigen usw. grausame Strafen leiden: das Titelkupfer erklärt er in folgenden Versen:

Der Hirsch den kühnen Jäger legt,
 Der Ochs manchmahl den Metzger schlägt,
 Der Arm dem Reichen Steuer trägt,
 Zur Arbeit der Soldat sich regt,
 Der Bauer in Waffen sich bewegt,
 Solch Ding die Welt zu üben pflegt.

Deutlicher noch spüren wir in der 1683 aufgeführten Schulkomödie 'Von der verkehrten Welt' des Zittauer Rektors Chr. Weise²⁾ den Einfluss unseres Bilderbogens, wenn da der Müller genötigt wird, den Esel zu tragen, wenn der Grossvater sich vom Enkel wiegen, der Arzt sich vom Kranken Medizin geben, der Lehrer sich von den Schülern meistern lassen muss. Den Mittelpunkt der Handlung bilden die verkehrten Entscheidungen des Landrichters Alamode, der in bezeichnender Kleidung auftritt: die Hosen über die Arme und das Wams über die Beine gezogen, auf dem Kopfe einen Stiefel und den Hut am Fuss. Die ihm Widersprechenden lässt er eine Weile auf den Kopf stellen, bis sie an seine Weisheit glauben. Endlich bringt Apollos Richterspruch alles wieder ins Gleiche.³⁾ — Auch ein Lügenlied, das in einem Drucke des 18. Jahrhunderts überliefert ist⁴⁾, weist durch die Worte: 'So könnt ihr auf dem Bilde sehen' auf ähnliche Illustrationen hin, wo der Hase den Jäger erschiesst, die Henne den Fuchs packt und die Fische den Vögeln nachstellen.

1) Zuerst 1672 (Berlin Yv 5302. Das Titelbild ist reproduziert in der Zeitschrift für Bücherfreunde 2, 149. 1898).

2) Chr. Weisens Neue Jugend-Lust, d. i. drey Schauspiele, Franckfurt und Leipzig 1684 (Berlin Yq 7181). — 1686 vom Altenburger Rektor Joh. Wähl aufgeführt (Lorenz, Gynnasium in Altenburg 1789 S. 360).

3) Dagegen wird anderwärts der Ausdruck 'verkehrte Welt' nur in allgemeiner satirischer Bedeutung verwendet: *Mundus inversus*. Linzer Schulkomödie des 17. Jahrh. (Berlin ms. lat. qu. 420). *Le Sage et d'Orneval. Le monde renversé 1718* (*Le théâtre de la foire* 3, 201–267. Amsterdam 1723), deutsch von J. Ulrich König, *Die verkehrte Welt* (1725. 1746: vgl. Creizenach, *Zur Entstehungsgeschichte des neueren deutschen Lustspiels* 1879 S. 3. E. Mentzel, *Archiv für Frankfurts Geschichte* n. F. 9, 448. 468. H. Devrient, *Joh. Friedr. Schönmann* 1895 S. 362) und Prätorius, *Die verkehrte Welt, Opera comique*, Hamburg 1728 (komponiert von Telemann: vgl. Gaedertz, *Nd. Jahrb.* 8, 166. Schneider, *Geschichte der Oper in Berlin* 1852 S. 45): holländisch von M. van Hattum (*De verkeerde waereldt*. Amsterdam 1742) und J. Rousseau (Amsterdam o. J.). Caspar Abel, *Boileaus Satyrische Gedichte* übersetzt 1, 300 (1729): 'Die verkehrte Welt, aus dem Holländischen, anonym.' Eine Robinsonade ist: *Die verkehrte Welt, welche anders spricht, wie sie denkt, und anders denkt, wie sie spricht, in dem Leben eines Jünglings, aus eigener Erfahrung herausgegeben*, Frankfurt und Leipzig 1769 (Berlin Yv 6991).

4) Erk-Böhme, *Liederhort* Nr. 1117: 'Hört an, ihr lieben Frau und Mann.'

Selbst in England und Polen hat unser Bilderbogen seine Wirkung geübt. In London erschien ein Gedicht 'The world turned upside down, or the folly of man exemplified in twelve comical relations upon uncommon subjects'¹⁾, dessen zwölf Illustrationen den Tausch zwischen Ochsen und Pflüger, Soldat und Amme, Hasen und Koch, Reiter und Pferd, Schlichter und Ochsen, Vogel und Jüngling, Esel und Müller, Pferd und Knecht, Fischen und Fischer, Gestirnen und Erde, Kind und Schulmeister darstellen. Eine Reihe grober Stiche der verkehrten Welt mit polnischem und deutschem Text (der Ochse schlachtet den Metzger, das Schaf schert den Hirten, der Mann spinnt, während das Weib Waffen trägt usw.) wurde am 6. Oktober 1896 im Berliner Verein Herold vorgelegt.²⁾

Die Verkehrte Welt hie kan | Wohl besehen Jedermann. — Querfolioblatt in Kupferstich, 'Paulus Fürst Exedit' (Braunschweig, herzogliches Museum). Die 25 Abteilungen sind in fünf Reihen geordnet.³⁾

1. Eine Weltkugel, auf der alle Gebäude verkehrt stehen. Beischrift:

Die Verkehrte Welt hie kan
Wohl besehen Jedermann.

2. Der Diener zu Ross, der König zu Fuss:

Vbermütig reit der Knecht,
Vnd der Königig (!) gehet schlecht.

3. Der Diener bei Tisch sitzend, der Herr legt ihm Rechnung:

Seinem Diener alles voll
Jetz der herr verrechnen soll.

4. Der Kranke im Bett besieht seinen Urin oder die Medizin des Arztes, dieser steht daneben:

Ja der Kranck ihm bildet ein
Klüger als der artz zu sein.

5. Der Bauer bei Tisch sitzend, der Soldat schenkt ihm ein:

Auch dem Bauren mit verdruß
Der Soldat auffwarten muß.

6. Der Mann vom Roeken mit der Spindel spinnend, die Frau in Federhut und Waffen daneben:

Ey wie fein doch spinnt der Mann,
Vnd das Weib trägt waffen an.

7. Ein alter Mann in der Wiege, ein Kind setzt diese in Bewegung:

Secht, das Kindt will grösser sein
Als der Alt vnd wigt in ein.

8. Der Lehrer kniet vor der Bank, der Schüler streicht ihm den blossen Hintern mit Ruten:

Vnd der Knab den Maister streicht,
Meint, hab meher witz erreicht.

1) Ashton, Chap-books of the 18. century 1882 p. 265—272.

2) Vgl. den russischen Bilderbogen bei Rovinskij, Russkija narodnija kartinki (1881. Atlas 1, 176.

3) Ein älterer, um 1620 anzusetzender Druck des Blattes, der keine Angabe des Stechers enthält (Berlin, kgl. Bibliothek. Nürnberg, Germ. Museum) weicht in Kleinigkeiten ab.

9. Das Kind, auf dem Schosse der Mutter, päppelt diese:
Das vorwitzig Kind ohn sehen
Will der Mütter geben brey.
10. Der Arme in Lumpen gibt dem Reichen Geld von seinem Teller:
Jetzt der armen schweiß vnd blut
Vor den reichen steuren thut.
11. Ein Stelzfuss trägt einen Ganzbeinigen:
Vnd der Lahme hart vnd schwer
Träget den Geraden her.
12. Ein aufrecht gehender Mann wird von einem Blinden am Stabe hinterhergezogen:
Offt der Blindte führen soll
Einen, der da sihet woll.
13. Vier Pferde in einer Kutsche, welche von Frauen gezogen wird:
Weiber, die seint schön vnd zart,
Ziehen Hengst von wilder art.
14. Ziegenbock, Ochs, Schaf, Gans und Schwein bei Tische, einem Ferkel füllt ein Mann aus seinem Deckelkrug das Glas:
Auch oft manchem groben schwein
Muß der Mensch jetzt dinstbar sein.
15. Sau, Fuchs, Hirsch, Hase und Bär stürmen hinter dem mit seinem Sau-spieß entfliehenden Jäger und dessen Hund her:
Weil der Jäger ist verzagt,
Wirt er von dem wildt geiagt.
16. Der Ochs den Schlächter ausweidend:
Hier der Ochs den Metzger schlacht,
Der ihm nach den leben traecht.
17. Der Esel treibt den Mann mit der Peitsche an, der seine Säcke trägt:
Was ein Esel sonstn trägt,
Wirt dem Menschen aufgelegt.
18. Der Wolf wird von einem Schaf gefressen:
Einen Wolf das Lämlein frist,
Weil er seiner stärck vergist.
19. Der Hirt, vom Schaf geschoren:
Vnd das Schaaf dem [!] Hirten schert,
Wie er ihms zu thun begert.
20. Der Mann im Bauer auf der Stange sitzend: der Papagei, in Freiheit davor, lehrt ihn sprechen:
Ja dem Papigay die sprach
Soll der Mensch erst reden nach.
21. Hoch in den Wolken schwebt eine bastionenreiche Stadt, weit unterwärts der feste Erdboden, darunter Sonne, Mond und Sterne:
Mancher seinem Witze traut
Vnd in lüfften Schlösser baut.
22. Fische im Vogelnest auf dem Baum, Vögel haschend: unten aus dem Wasser sehen Vogelköpfe hervor:
Fisch die wöllen vögel sein,
Einer greiffet dem andren ein.

23. Über Bergesspitzen und Täler steuert ein Schiff dahin¹⁾:

Offt ein Klügling schiffit im sinn
Vber berg vnd thaal dahin.

24. Ein Mann, der Hut und Handschuh an den Füßen, einen Stiefel auf dem Kopf und das ganze Kleid verkehrt angezogen hat, auch das Schwert mit der Spitze nach oben trägt:

Nach dem gantz verkehrten lauff
Kombt auch diese Tracht noch auff.

25. Die Henne auf dem Hahn:

Jetz die Henn will sein der han,
Das erfähret Mancher man.

11. Die widerwärtige Welt.

In ganz ähnlicher Weise wie der vorige Bilderbogen sind noch mehrere Kupferstiche komponiert, die Paul Fürst zu Nürnberg um 1650 älteren Vorlagen nachstach: die widerwärtige Welt, die türichte Welt, die widersinnige Welt und zwei Blätter 'Teutscher Sprichwörter', sämtlich auf dem herzoglichen Museum zu Braunschweig befindlich. Das dritte Blatt 'Ein Newer Kunckelbrieff Die widersinnige Welt genandt'²⁾ ist nichts anderes als das oben S. 158 erwähnte Meisterlied des Hans Sachs: 'Ein dorff in einem Bauren sass' (16 Felder mit je einem Vers und einem Bilde dazu).

Die widerwertige welt. — Querfolioblatt in Kupferstich, vermutlich von Paulus Fürst gestochen (Braunschweig). Die 30 Felder sind in fünf Reihen geordnet, in jedem steht ein Bild und eine Verszeile.³⁾

Ein zigainerin last ihr warsagen.	Die Kuhe dem Esel auff hoviert ⁵⁾ .
Der gelehrte thut den bauren fragen.	10 Der wagen hie die Ochsen füert.
Ein alter thut wol kindisch thaten. ⁴⁾	Die Saw den Metzger sengt vnd plagt.
Das Kind dem altn gibt zurathen.	Der Esel seinen Meister zwagt ⁶⁾ .
5 Der knecht sieht zu, der herr arbeit.	Auff diesssem Meer dieser hie Mäht.
Der Esel seinen Meister reitt.	Auff grüner heidt zu Fisschen geht.
Die Fraw der magdt folgt vnd serviert.	15 Der Fisch den fischer oft erlangt.
Der baur der pflügt, der ochs regiert.	Das hun den hünerefangt fangt.

1) Ein solches über Wasser und Land fahrendes Schiff begegnet öfter im Märchen (R. Köhler, Kl. Schriften 1, 134, 191f. Kristensen 3, 215. Skattegravener 8, 65. Steffen 2, 16. Jurkschat 1, 27). Eine holländische Eisyacht dagegen ist abgebildet auf einem Flugblatte: 'Ein wunderkünstig Schiff, welches vber die gefrohren Wasser vund Landt fahret . . . in 2 stunden 7 meil.' Leyden, Christoffel von Sicheu 1605 (Berlin. Wolfenbüttel).

2) Auch im kgl. Kupferstichkabinet zu Berlin und im Germanischen Museum zu Nürnberg vorhanden. Reproduziert bei H. Boesch, Kinderleben in der deutschen Vergangenheit 1900, Tafel zu S. 72.

3) Ein älterer Druck (um 1620) mit etwas abweichender Schreibung in Berlin. kgl. Bibliothek.

1) Reitet auf einem Steckenpferd und treibt ein Rädchen.

5) Die Kuh spielt Laute, der Esel schaut zum Fenster hinaus.

6) Der Meister lehnt knieend über einen Tisch, der Esel giesst ihm aus einer Schüssel Wasser über den Kopf.

- | | |
|--|--|
| Ein hauß auff dem Eyb dieser bawt. | Der Raab sich mit dem Adler Raufft. |
| Ein grüb er in dem waßer hawt. | ²⁵ Daß königlein Ihn auch erschreckt. |
| Der Han den Fuchsen vberlist. | Die Geiß den Löwen hart anbleckt. |
| ²⁰ Die Mauß der katze ein falstrick rüst. | Der Amboß fleugt nun vnverhofft. |
| Das hün hie nach dem Habicht flücht. | Der Mülstein schwimmt empor gar off. ¹⁾ |
| Die Daube nach dem Falken steigt. | Der thurn hie in der kloeken schwänckt. |
| Der hund vorm Haasen forchtsam laufft. | ³⁰ Der Galgen an dem diebe hängt. |

12. Die törichte Welt.

Die nachfolgende Narrenreihe gehört zu der grossen Gruppe satirischer Dichtungen, die sich an Brants Narrenschiff anschliessen; vgl. Zarnckes Ausgabe 1854 S. CXXIIIff. und Wickrams Werke 5, LVI. LXXXVI.

Die Torechte welt. — Querfolioblatt in Kupferstich, ohne Angabe des Stechers (Berlin). Die 20 Felder sind in vier Reihen geordnet.²⁾

1. Ein Narr müht sich, ein rundes Relief mit fünf Narrenköpfen durch ein Netz zu verhüllen. Beischrift: 'Stultorum plena sunt omnia'. Darunter:

Es laßen sich bergen die Narrn,
Als deckt mans mit ein Fischers garn.

2. Zwei Männer beten kniend; der eine 'bitt um Sonn', der andere 'bitt vmb Regen':

Ein Jeder Thor wil hie Gott lehren,
Wan er soll Sonn oder Regen bescheren.

3. Zwei Kavaliere reichen einander die Hand, im Hintergrunde eine Schlacht:
Nach Krieg macht friedt die thorecht welt:
Macht sie vor friedt, sie behielt ihr geldt.

4. Midas mit Eselsohren sitzt hinter einem gedeckten Tisch:
Waß er anrürt, nach wünsch wirdt goldt,
Leidt hunger, da er essen solt.

5. Ein Geizhals giesst trotz der vielen im Keller lagernden Fässer nur den Tropfwein aus den Untersätzen in seinen Krug:

Der Geitzich hatt den Keller voll
Vnd trinckt Tropfwein, ist thorheit voll.

6. Eine nackte Dame im Bett hält einen Kavalier am Seil:
Der heldt, der da wolt teüffel fangen,
Bleibt wie ein thor an einer Metz hangen.

7. Ein Pfeifer und vier Tanzende:
Ist die Weltt nicht unsinnig gantz,
Daß sie springt wie ein aff am tantz!

8. Ein Mann schüttet aus einem Krüge Wasser in einen Ziehbrunnen. [Vgl. Brant. Narrenschiff 1494 Cap. 32 und Murner, Schelmenzunfft 1512 Cap. 26]:

Wasser inn brum trägt dießer thor,
Gibt dem, der da genug hatt zuor.

1) Vgl. Müller-Fraureuth, Lügendichtungen 1881 S. 91. Meisterlieder der Kolmarer Handschrift 1862 S. 111.

2) Ein späterer Druck, wohl von Paulus Fürst, befindet sich in Braunschweig.

9. Ein Alchimist vor dem Schmelzofen:
 Sein Silber wil er zu Goldt machen.
 Verleurt allbeyd: soll man nicht lachen?
10. Ein Kavalier haut auf einen Baum los:
 Der thor rümbt sich, wie in ein streich
 Er hab gefällt ein große Eich.
11. Zwei Männer, von denen der erste eine Narrenkappe trägt, stürzen von einer Brücke herab:
 Siehstu daß Narrn fall zu vor
 Vnd folgst ihm nach, bist auch ein thor.
12. Ein Jüngling spricht einer Frau ins Ohr:
 Waß er mir sagt, ich schweigen soll.
 Vnd er schwätzt mir: ist er nicht tholl?
13. Ein Mann sitzt an einem Tische vor einem unfertigen Hause:
 Dem Narren Regnets gewiß ins tach,
 Der seinen baw nicht anfführen mach.
14. Einem den Balken behauenden Zimmermanne sieht ein Mann aus seiner Haustür zu:
 Wer sorgt vnd forscht, waß andre machu,
 Versaumpt daß sein: sindt thorecht sachn.
15. Einen nach einem Vogel zielenden Armbrustschützen beißt eine Schlange in den Fuss [vgl. Hildeberts Epigramm im Archiv für neuere Sprachen 112, 268]:
 Mancher thor Jagt, waß ihn nicht beist.
 Vnd sieht die Schlang nicht, die ihn reist.
16. Ein Büchernar sitzt, mit einem grossen Staubwedel in der Hand, vor einem Doppelpult in seiner Bibliothek (vgl. Brant, Narrenschiff 1494 Cap. 1):
 Wo man von Künsten redet klug,
 Spricht er: Ich habs daheim im buch.
17. Ein Astrolog sitzt vor seinem Astrolabium:
 Der bleibt ein Narr arm vnd in nöthen.
 Der auff Glück wart seines Planeten.
18. Vier Leute in Fastnachtsmummerei:
 Wer die Weltt nicht mit Narrn beseßen,
 Daß Faßnacht kleidt wer längst vergeßen.
19. Ein Sarg, von vier Männern getragen:
 Ist daß nicht auch ein rechter thor,
 Der wartt anff Erbschafft vnd stirbt vor?
20. Drei Narren sitzen zechend mit Mädchen an einem Tisch:
 Ein Jeder will sein Narr im spiel.
 Weil er redt vnd thut, waß er wil.

Nachtrag zu S. 154: Vgl. die Reproduktion der 'Doctorprobe' nach einem Gothaer Exemplar bei Peters. Der Arzt und die Heilkunde in der deutschen Vergangenheit 1900 S. 72.

Grussformeln russischer Bauern im Gouvernement Smolensk.

Von Robert Croon.

Wie in alter Zeit Gastfreunde unter freundlichen Reden Gabe und Gegengabe tauschten, so erscheint später an Stelle der Wertgabe die Wortgabe, Rede und Gegenrede, Gruss und Dank. Häufig fällt dabei der Dank reicher aus als die Gabe. Schon Glaukos überreicht im 6. Buche der Ilias dem Diomedes eine goldene Rüstung für dessen eherner; und ebenso zahlt noch heute der russische Jude für den gebotenen 'Guten Tag' mit einem ganzen 'Guten Jahr'. Leicht konnte sich eine solche Wortgabe, die ja keinerlei Ungelegenheiten verursachte, ins Ungehenerliche auswachsen und sich ein Begrüssungszeremoniell herausbilden, das mit der Zeit lästig fiel und von der fortschreitenden Kultur nach und nach wieder beseitigt ward. Schon die Anrede (*προόμιαι*) der alten Griechen und das Salve der Römer war kurz und bündig.¹⁾ Heut aber werden sowohl die äusseren Grusszeichen wie die Grussworte und Formeln noch weiter gestutzt und verkürzt. Das Entblössen des Hauptes wird bereits gestrichen: und wenn unser Jahrhundert auch Kratzfuss und Kopfreigen fallen lassen sollte, so verbliebe als modifizierte Form des chinesischen Chin-chin lediglich ein Erheben der halbgeballten rechten Hand zur Stirn. Dass nun ein leeres und lügenerisches Formenwesen ins Grab sinkt, ist unstreitig als wertvolle Errungenschaft einzuschätzen. Sollte aber nicht den kommenden Geschlechtern ein Denkstein von den Begrüssungen berichten, die Jahrhunderte hindurch den Altvordern gedient und ihrem Geloben einen Stempel aufgedrückt haben?

Als ich vor mehr als fünfunddreissig Jahren zum ersten Male die Smolenskischen Dörfer betrat, erhielt ich auf mein kurzes baltisches Grusswort auch nur einen knappen Bescheid: bald aber befremdete es mich, dass die Leute untereinander viel mehr Worte machten und bei

1) [Vgl. über den Gruss: O. Schrader, Reallexikon der idg. Altertumskunde 1901 S. 309—314. Schaber, Über Sitten, Ausdrücke und Symbole des Grusses, Progr. Donau-eschingen 1857. Spencer, Principles of sociology § 383—398 (deutsche Übersetzung 3, 137. 1889: 'Verbeugungen und ähnliche Ehrenbezeugungen, Anredeformen'). O. Henne am Rhyu, Kulturgeschichtliche Skizzen 1889 S. 157—168: 'Die Art der Begrüssung bei verschiedenen Völkern'. G. Steinhausen, Kulturstudien 1893 S. 1—17: 'Der Gruss und seine Geschichte'. Becker-Göll, Charikles 1, 223f. 3, 100. E. Curtius, Die Volksgrüsse der Neugriechen, Sitzgsber. der Berl. Akademie 1887, 147. Marquardt, Privatleben der Römer 1879 S. 252f. A. Schultz, Das höfische Leben² 1, 529. Zender, Der Gruss und seine Formen in der Eifel, Ztschr. d. Ver. f. rhein. n. westfäl. Volkskunde 1, 293—300, 1904. An den Gruss des fremden Berufsgenossen schliesst sich ein Examen an bei den Schäfern (oben 7, 97, 210), Jägern (R. Köhler, Kl. Schriften 3, 452. Uhlund, Schriften 3, 199) und Handwerkern (Schade, Weimar, Jahrbuch 1, 306f.).]

jeder abweichenden Gelegenheit etwas Abweichendes vorbrachten. Bei der Fülle des Neuen und Befremdlichen, das sich mir damals aufdrängte, verfolgte ich diese Wahrnehmung nicht weiter. Heute bedauere ich das sehr; denn die Alten sind längst heimgegangen, und das junge Volk lacht über solch unbrauchbares, leeres Zeug. Nur mühsam vermag ich noch einzelnes zusammenzubringen. Besondere Mühe machte das Aufspüren des Gegengrusses, da heut meist das einfache 'Danke' an seine Stelle getreten ist. Voller klingt schon die Antwort: 'Erlöse dich Gott' oder 'Ich schenke dir Heil'. Oft hat das Streben, die Grussformeln gleich dem Sprichwort bei knappestem Zuschnitt in Versmass und Reim zu kleiden, zu Wort- und Reimbildungen geführt, die der Grammatik Holm sprechen. Häufig wird eine Schallnachahmung eingeflochten, an der gerade die Russen besonderes Gefallen finden. Unmöglich war es mir, stets eine völlig wortgetreue Übersetzung der Grussformeln zu geben; bisweilen musste ich mich mit der Wiedergabe des Hauptgedankens begnügen.

1. Der Spinnerin: Glänzend und stark sei dein Lein!
Gegengruss: Fang dir damit den Freierrmann ein!
2. Der Weberin (beim Ordnen des Garnes):
Was ich antraf, verbleibe zum Einschlag!
Gegengruss: Zu einem Tucho ich dir's abschneiden mag.
3. Beim Weben: Was krumm ist, schieke in den Wald hinein!
Das Grade verbleibe dem Webstuhle dein.
Gegengruss: Das Grade verbleibe dem Webstuhle mein.
Auch einfach und grade die Wege dein.
4. Der Brotbäckerin: Ergiebig sei dein Backgeschirr!
Gegengruss: Hundert Rubel in den Beutel dir!
5. Beim Einmachen von Kohl: Süß wie Zucker gerate dein Kohl!
Gegengruss: Süß mein Kohl geraten muss,
Süß sei dir des Freierr Kuss.
6. Beim Schärfeu von Kohl: Schmackhaft gerate dein Kohl,
Er sei nicht zu weich, auch nicht hart,
Just wie ein Jüngling ohne Bart.
Gegengruss: So schmackhaft dir des Bräutigams Art.
7. Beim Einschieben der Brote in den Backofen:
In den Ofen wie ein Sperling so klein,
Aus dem Ofen wie ein Öchselein.
Gegengruss: Zum Gastmahl lade ich dich dann ein.
8. Beim Mittagsmahle: Salz und Brot gedeihe dir.
Gegengruss: Bitte um die Gnade, speise mit mir.
9. Dem unliebsamen Gaste: Salz und Brot dich wohl ergötze.
Gegengruss: Bitte zu speisen, doch fehlt der Platz, wohin ich dich setze.
10. Oder: Salz und Brot dir wohlgedeh!
Gegengruss: Mein Gut mit dir zu teilen,
Das ist's, des ich mich freu!

11. Der Trunkene dem Nüchternen: Eitel Gesundheit wünsche ich dir,
Ich sterbe noch am Kater hier.
Gegengruss: Um deiner Seele Heil zu wahren,
Mag ich nicht sechzig Kopeken sparen.
12. Beim Melken: Dein Eimer fülle sich zum Rand.
Gegengruss: Füllt sich mein Eimer bis zum Rand,
Einen Labetrunk bietet dir meine Hand.
13. Beim Feuermachen (wenn das Holz nicht recht brennen will):
Feuer, König ich dich nenne,
Feurige Lohe, komme und brenne,
Königin seist du!
Gegengruss: Lieblicher Jungfrau rotwangige Schöne
Komme und helfe dir! Feuer entlehne
Zündende Flammen des Freierrsmanns Kuss.
14. Dem Teetrinkenden: An Tee und an Zucker gebreche es nicht.
Gegengruss: Komm und trink und gräm dich nicht!
15. Dem Diebe: Wenn du entkommst, sah's nicht der liebe Gott?
Gegengruss: Wenn ich entkomm', so half der liebe Gott.
16. Dem Säemann: Wachstum und ein reichlich Gedeihn
Gebe dem Saatkorn der liebevolle Gott!
Gegengruss: Mir mein Anteil,
Dir dein Anteil,
Jedermann sein reichlich Teil!
17. Bei der Gemüseaussaat:
Rühre nicht dran und zweifle nicht dran,
Gott lässt's gedeihn, und die Frucht reift heran.
Gegengruss: Mir mein Anteil,
Dir dein Anteil,
Jedermann sein reichlich Teil.
18. Bei der Kohlaussaat:
Möge sie keimen, das sei dir mein Gruss.
Fern von dir bleibe jedweder Verdruss.
Gegengruss: Mir mein Anteil,
Dir dein Anteil,
Jedermann sein reichlich Teil.
19. Beim Backen von Pfannkuchen:
Im Galopp, im Galopp.
Hebe dein Kuchen sich im Galopp.
Oder: Hebe dich, hebe dich, steige auf,
Kuchen, heb dich im eiligsten Lauf.
Gegengruss: Dir bring ich den ersten, der fertig und gar.
Zum Riechen, zum Schmecken, Sattessen dir dar.
20. Dem Zimmermann: Heil dir und Gesundheit, du Zimmergesell.
Gegengruss: Bin ein Zimmermann und kein Zimmermann:
Doch das Klopfen, das Poltern und Klappern,
Das hat's mir angetan.

21. Beim Windigen von Getreide (mit der Wurfschaufel):
Gott mehre es dir!
Gegengruss: Mir mein Anteil,
Dir dein Anteil.
Jedermann sein reichlich Teil.
22. Ebenso (aus Bruchteilen zusammengestellt):
Nicht narre der Wind dich, aus allen Ecken
Fahre er nicht, um dich zu necken.
Gegengruss: Das Stirkorn werde rein von Spreu.
Goldrein dein Glück dir allzeit sei.
23. Bei der Getreideeinfuhr: Feimengross dir in die Scheune,
Was im Feld ein Schock nur war.
Gegengruss: Von meinem Erdrusch
Dir Überfluss.
24. Beim Kartenspiel: Von jedem Narr
Den Fünfer¹⁾ bar.
Gegengruss: Wo der Rubel bereit, macht die Klugheit sich breit.
Doch ohne den Rubel bist nicht gescheit.
25. Beim Glase: Trinken seinen Branntwein
Heisst nicht schon Verbrecher sein.
Gegengruss: Betrunken sein, das schafft dir Pein
Und sperrt dich in die Flohstüb' ein.
26. Der Schnapsflasche: Lieb Fläschen, lieb Täubchen,
Schmuck Bürschehen, komm her.
Lieb Täubchen, schmuck Bürschehen.
Warum denn schon leer?
Erwiderung: O Lüderlich, o Saufaus,
Du Strafgericht mein.
So lauf in das Wirtshaus!
Und ich hinterdrein.
27. Dem Gläschen: Fahr wohl, Herzblättchen, Gläschen mein,
Sonst muss ich dich ertränken.
Erwiderung: Ins Krüglein, ins Fässchen.
In die Tonne hinein,
Nur so mag das Leben nicht kränken.
28. Der Mutlose fragt: Wie lebe ich's noch, wie wird es wohl noch.
Woher soll den Mut ich mir nehmen?
Antwort: Lauf in den Krug (Wirtshaus).
Ein Petak²⁾ ist genug.
29. Dem Froste: Frost, Frost, komm herbei
Und speise deinen Honigbrei³⁾.
Gegengruss: Im Sommer will ich dich verschonen
Und nicht bei deinen Feldern wohnen.
Am Felddrain will ich nimmer liegen
Und nicht der Arbeit Frucht bekriegen.

1 Fünfer = 5 Kopeken. — 2) 5 Kopeken.

3) Ungemahlener, mit Honig gekochter Weizen, eine Liebesspeise des Bauern zur Weihnachtszeit, wird dem Morós, dem 'alten Froste', unter obiger Anrede vor die Türe gestellt.

30. Dem Holzhacker: Zum Klafter wachse dir das Holz.
Gegengruss: Vollauf spalte ich für dich auch auf.
31. Dem Postillion: Den Berg hinauf, den Berg hinab.
Zu Schnaps der Herr noch immer gab.
Gegenruf: Einen Ganzen, — einen Halben.
Ein Viertel (25 Kopeken) gibt er,
Doch der Faustschlag in den Rücken,
Der läuft nebenher.
32. Dem Zumarktfahrenden: Friede dir auf den Weg
Und gedeihlichen Marktpreis.
Gegengruss: Zürne, Roggen, zürne mir nicht.
Wenn gering nur der Preis und schlecht das Gewicht.
Im Lenze bezahl' ich das doppelte Geld
Und hole dich heim vom Ende der Welt.
33. Der Tänzerin: Tanze nur zu, sonder Ruh.
Achte nimmer deiner Schuh!
Der Vater flieht aus Bast die Schuh,
Die Schnüre drehe ich dazu,
Und Leinwand liegt in Mutters Truh'.
Gegengruss: Tanze die Füße dir kurz bis zum Knie,
Zum Traualtare führst du mich nie.
Oder: Tanze die Sohlen dir dünn und klar,
Mich führst du nie zum Traualtar.
34. Der Angebeteten: Liebwertes Mägdlein, schwarzügiges Kind.
Komm, o komm doch — küss mich geschwind.
Erwiderung: Einen Groschen gebe ich dir.
Nur einen Groschen wert bist mir.
35. Beim Butterschlagen: Deine Butter klumpe sich.
Gegengruss: Auch zum Butterbrot für dich.
36. Der Schnitterin: Die Garbe dehne sich zum Schoek.
Gegengruss: Mit Weizen fülle ich dir den Rock.
37. Dem Kaufmanne: Vorteil dir, du Handelsmann.
Gegengruss: Zum Einkaufspreis biet ich dir's an.
38. Demselben: Handeln mögest du mit Gewinn.
Gegengruss: Auf deinen Nachteil steht nicht mein Sinn.
39. Dem Schlächter: Es wandle sich das Fleisch in Fett.
Und werde rübenweich.
Gegengruss: Von dem, was Gott mir hat gewährt,
Sei allzeit dir ein Mehr beschert.
40. Demselben: Zur Rübe das Fleisch, und den Kindern die Knochen
(vgl. auch weich wie Rüben).
Gegengruss: Von meinem Teile dir ein Mehr.
41. Dem Unbeliebten (bei dessen Abfahrt):
Glückliche Reise und kehre nie wieder
Zum Rade dir der Weg.
Gegenruf: Drehe mich wieder um und — schrumm!
Bin ich wieder da.
42. Dem Mäher: Mähe, Sense, mähe das Gras,
So lange es vom Tau noch nass.

Gegenruf (neckend): Die Sense ist brav, die Sense ist gut,

Nur dass sie in Händen eines Dummkopfes ruht.¹

43. Beim Stecken von Kartoffeln: Leistengross²) gerate sie dir.

Gegengruss: Von meinem Anteil dir ein Mehr!

44. Dem Fischer: Das Pfund zum Pud, zum Berkowetz (= 10 Pud),

Nur dass nicht reisse dir das Netz.

Gegengruss: Dir biete ich den grössten Fisch.

Bestelle nur gleich einen grösseren Tisch.

Oder: Von meinem Teil dir gleich das Beste.

Lauf gleich und lade dir liebe Gäste.

45. Beim Mittagmahle: Bei steifem Brei halten Kinder zum Haus.

Gegengruss: Komm, teile mit mir so Trank wie Schmaus.

46. Dem Niesenden: Eine Serviette Euer Gnaden³).

Gegengruss: Auf jedermanns Niesen 'zur Gesundheit' sagen — damit wirst du nicht fertig.

47. Der Nähterin: Perlengleich die Nähte dein!

Gegengruss: Perlengleich die Nähte mein,

Wie Korallen am Fädchen die Kinder dein.

48. Der Kohlpflanzenden: Dein Pflänzling stehe hübsch aufrecht da!

Gegengruss: Dein Freierrmann sei dir allzeit nah.

49. Bei der Schafschur: Reiche Schur, noch reicheren Nachwuchs.

Gegengruss: Was Gott mir gegeben, dir zehnfach im Leben.

50. Vor der Kirchweih (kirmasch):

Wieviel Korallen auf deiner Schnur,

Soviel Freier dir in der Flur.

Gegengruss: Von meinem Anteile dir ein Mehr.

51. Dem Hirten (neckend⁴): Bist dem Schaf gegenüber ein ganzer Mann (Molade).

Gegenruf: Gegenüber dem ganzen Mann

Nur ein rechtes Schaf ich dich heissen kann.

52. Dem Müller: Zum Wasser das Brot (Getreide, Hleb)

Und fern jede Not (Unfall, Tseda).

Gegengruss: Von meinem Anteil dir ein Mehr.

53. Bei schwerem Tagewerk: Hilfe dir Gott aus aller Not!

Gegengruss: Gott hilft mir schon aus aller Not,

Doch mitzuhelfen er dir gebot.

1) Massgebend ist hier die Schallnachahmung des Dengelklanges der Sense.

2) Der Leisten zum Bastsehm ist unförmlich gross und ähnelt einer amerikanischen Riesenkartoffel.

3) Die Serviette (russisch Ssalfet) ist vermutlich ein Missverständnis oder eine scherzhafte Entstellung des lateinischen Wunsches 'Salve', 'Salvete' oder 'Pro salute'. [Herr Dr. E. Thomas in Berlin erinnert an den polnischen Wunsch beim Niesen: 'Hundert Jahre!' (Sto lat), den der Niesende mit der Einladung: 'Ich bitte zum Begräbnis' (Proszę na pogrzeb) beantwortet.]

4) Hier muss bemerkt werden, dass nur ein sonst zu nichts tauglicher Mann sich als Hirt verdingt.

Kleine Mitteilungen.

Der Binder.

Langsam.

Klopfen¹⁾ usw.

1. Und i bin in mein Handwerk a Binta, drum

tuat mi das Bin - tu so gfreun.

Und mei Handwerk geht

Summa uud Winta, drum tragt's mar a all - weil was ein.

Eruah mo - ring da geh i ins Bin - tu, den
Ei - mer da hab i an Sie - ma, wanns

Schle - gel den han i bei mir, und da nimma i ma Schnitzerl und
teu - er is, darf eahms neamd frie - ma, da bind' i 'stags acht o - der

Zan - gan, a Roa - ferl a drei o - der vier. Für'n
neun, und drum tuat mi das Bin - tu so gfreun.

2.

3.

Und wie i in d' Kuechl kumm eini,

Hoassts glei: Is der Binta bua da!

Die Köchin schreit: Zerseht bintst ma meini,

I hab dar schon zuagwart't lang gnua.

:: Da tua i mi gar nit lang bsinna

Und bint ihrs glei her um an Siema.

's Mensch hat ma nur sechs Kreuzer gebn.

Weil i's zweni hab abintn mögn. ::

Und 's Kuahdiandl im Stall hat vauumma,

Dass heut is der Binta bua da.

Die schreit: Kimm nur grad gschwind amal

Und bint ma mein Triinkkübl a! [uma

:: Und da muass i da vurher was sogn.

Dabei muasst recht saggerisch schlag'n.

Da krieg i halt allmal glei Gall.

Mei Schlegel der hat ja koan Hall. ::

1) Die linke Hand wird mit der Innenfläche auf den Tisch gelegt; auf den Rücken derselben schlägt man mit der rechten Faust auf (1), wendet dann die linke Hand um den kleinen Finger als Achse, so dass der Rücken gut hörbar auf die Tischplatte auffällt (2), und dreht endlich die linke Hand um dieselbe Achse wieder nach rechts zurück (3) usw. An textlich bedeutsamen Stellen (gfreun, ein, Binta usw.) schlägt man mit dem Ellenbogen auf den Tisch statt mit der Faust auf den Handrücken.

4.

Und hiaz bint i da Kellrin ihr Flaschl,
Weils ihr alleweil rinnt beim Spund,
Die hat a so a kloanzinziges Flaschl,
Drum brauch i ins Bintn a Stund.

:: Und da derf i mir gar nit lang bsinna.
Sunst möcht ma der Schlegel dabei sinka,
Da bint i schön langsam, schön stad,
Und dass 's ihr koa Daufel aus-draht. ::

Hintern Ofen wer a no an Alte.
Möcht a no gern abuntn sein.
Die hat aber schon frisch an eiskalte,
Drum tuat mi das Bintn nit gfreun.
Hörst, Alte, halts mir nit in Übel,
's war ja schad um mein Schlegel und
Triebel,

5.

Und d' Frau Wirtin war a no zun Bintn,
Die hat man schon zuagwart't recht lang.
Die sagt ma, i sullt nur glei kema,
Ihr war scho nms Bintn oft bang.

:: I sullt ihr an Kübel aufsetzen.
Und sullt ihr koan Daufel verletzen,
Der Herr Wirt schlagt allweil danebn.
Er derft eahm an Schlegel zualegn. ::

6.

Du bist ja viel z' alt und viel z' lab,
Bei dir war nms Abintn schad.
Hörst, Alte, halts mir nit in Übel.
's wa ja schad um mein Schlegel und
Triebel,
Und mein'n Schlegel, den wagelt der Stiel.
Und an Alte kannt bintn, wer will.

Vorgesungen vom alten Holzinger in Scharfpling am Mondsee (August 1904).
Überliefert von Felix Pöschl, aufgeschrieben von Alexander Pöschl.

[Dies von Herrn Prof. Dr. Josef Pommer in Wien übermittelte recht derbe Lied geht bis ins 13. Jahrhundert zurück: vgl. Gottfried von Neifen, Lieder hrsg. von Haupt 1851 S. 44, 20: 'Es fuor ein büttenerer' (5 vierzeil. Str.); eine elfstrophige Fassung von 1525 bei Schade, Handwerkslieder 1865 S. 192 = Böhme, Ad. Liederbuch Nr. 178: 'Es fur ein armer binder'. Spätere Gestaltungen bei Schade S. 191 (Es wollt ein Fassbinder reisen), Zs. f. d. Myth. 3, 86, E. Meier Nr. 84 (Es wollte ein Küferle wandern). Ditfurth 2, 256 Nr. 331. Hruschka-Toischer, Volkslieder aus Böhmen 1891 Nr. 174, Erk-Böhme, Liederhort 1, 459 Nr. 130. — Von einer niederländischen Version des 16. Jahrhunderts 'Het voer een-enyperken cuypen' ist nur der Anfang und die Melodie bekannt. — J. B.]

Das Kutschkelied.

Ende November 1904 meldete die Berliner 'Woche' (Nr. 48, S. 2154), der Dichter des berühmten Kutschkeliedes Gotthelf Hoffmann habe kürzlich sein 60. Lebensjahr vollendet, und wärmte damit eine anscheinend längst erledigte Streitfrage auf. Prüfen wir darum nochmals in aller Kürze den Tatbestand, der für die Entstehung und Verbreitungsweise von 'Volksliedern' in neuerer Zeit ein interessantes Beispiel abgibt. — Durch zahlreiche Zeugnisse¹⁾ ist festgestellt, dass die Verse 'Was kriecht denn da im Busch herum? Ich glaub, es ist Napoleum' lange vor 1870 von Studenten, Soldaten und Schülern als Bummelreime auf den ersten Napoleon nach verschiedenen Melodien²⁾ und bisweilen mit einer Fortsetzung³⁾

1) 1845 in der Provinz Sachsen (G. Stier bei H. Grieben, Das Kutschkelied vor dem Untersuchungsrichter 1872 S. 21), vor 1847 in der Lüneburger Heide (C. v. A. ebd.). 1858 in Leipzig (Magdeburger Zeitung 1895. 1. Januar — Ztschr. f. d. dtsh. Unterricht 9, 317), 1858—61 in Halle (Pastor bei Grieben S. 20), 1859 beim Jägerbataillon in Sangerhausen (Mitscher ebd. S. 26), 'vor Jahren' von mecklenburgischen Gymnasiasten (F. S., Magazin f. d. Lit. des Auslandes 79, 130. 1871).

2) 'Immer langsam voran' (Holtei bei Grieben S. 19. Stier ebd. Daheim 1871, 395), 'Druck nit so'; später 'Ich bin der Doktor Eisenbart'.

3) 'Schlagt ihn tot, Patriot. mit der Krücke ins Genicke, mit dem Stock auf den Rock, mit dem Sabel auf den Nabel, mit der Zwiemel auf die Stiefel, den Kujon Napoleon'

gesungen wurden. Was war also natürlicher, als dass mit dem Beginne des Krieges im Juli 1870 diese Verse wieder auflebten und gleichzeitig bei passendem Anlass von verschiedenen Personen, wie z. B. dem Oberprimaner Otto Weddigen¹⁾ in Minden und dem Gerichtsassessor Georg Mitscher, Reserveoffizier beim 40. Inf.-Regt.²⁾, laut zitiert wurden, die sich später wohl als 'intellektuelle Urheber' des bekannten fünfstrophigen Liedes ansahen! Dies neue Lied aber entstand nicht in Feindesland, sondern daheim, und ist durch einen gedruckten Zeitungsbericht angeregt und durch die Zeitungen verbreitet worden. Wie der Redakteur Hermann Grieben in Köln ausführlich nachgewiesen hat, sind die ersten vier Strophen am 16. August 1870 zu Malchin von dem Pastor Hermann Alexander Pistorius³⁾ verfasst und am 22. August als 'Das Kutschkelied, vom alten Sechszwanziger' in den 'Mecklenburgischen Anzeigen' Nr. 194 (Schwerin) veröffentlicht worden; die fünfte fügte der Bühnenschriftsteller Adolf Bahn im 'Rheinischen Kurier' (Wiesbaden) vom 25. August hinzu. Pistorius schöpfte den Namen Kutschke und die beiden Anfangszeilen aus einem Artikel der 'Neuen Preussischen Zeitung' vom 14. August, der auf die Tags zuvor ausgegebene Nr. 46 des 'Daheims' zurückgeht. Hier hatte ein leider ungenannter Kriegsberichterstatler⁴⁾ in Saarbrücken den 'Gesamteindruck der tüchtigen, kampfesmutigen und allzeit wohlgelaunten Füsiliere' vom 40. Regimente in einem Typus, dem er den frei erfundenen Namen Kutschke gab, zusammengefasst und diesem, 'dem Eulenspiegel des Regiments', beim Absuchen eines Gebölzes die Bemerkung in den Mund gelegt: 'Was kriecht denn da im Busch herum? Ich glaub, es ist Napoleon'. In diesem Ende Juli geschriebenen und noch vor dem 1. August in Leipzig eingetroffenen Briefe haben wir also den Keim zu der ganzen, üppig aufgesprossenen Kutschkediichtung und Kutschkeliteratur⁵⁾ vor uns. Doch erst das volkstümlich gehaltene, wenn auch poetisch nicht eben hochstehende Gedicht von Pistorius machte den Füsilier Kutschke unsterblich. Eifrig suchte man in der ganzen Armee nach diesem, um schliesslich in ihm eine

(Mitscher). 'Schlag elm doth, Patriot, mit den Degen in den Brägen, mit de Kabel an den Snabel, mit de Krücken ins Genick, den Kujon Napolijon' (C. v. A.).

1) O. Weddigen, Aufsätze und Reden 1902 S. 55—63: 'Die Entstehung des Kutschkeliedes i. J. 1870' (geschr. 1895) und Erinnerungen aus meinem Leben 1902 S. 31—34. Vgl. Die Post 1899, 28. Mai Nr. 145.

2) Grieben S. 25—27.

3) Geb. 1811, gest. 1877. Vgl. Grieben S. 37 (nach Lipperheide, Lieder zu Schutz und Trutz 1871 I, 168, 181 und Pistorius' Privatdruck: 'Des wahrhaftigen Kutschke Lieder und Unterhaltungen aus dem deutschen Reichskriege, vom alten Sechszwanziger' 1871). Neue Preuss. Zeitung 1877, 7. Mai. Wachenhusen, Über Land und Meer 37, 790 (1895, Nr. 12).

4) Wie mir der jetzige Chefredakteur des Daheims, Herr Dr. Th. H. Pantenius in Berlin, unter dem 7. März 1905 mitteilt, lebt der Verfasser jenes Feldbriefes noch und wünscht seine Anonymität beibehalten zu sehen. Vgl. Daheim 1871, 395.

5) Napolium-Lieder von August Kutschke, Füsillier, 8. vermehrte Auflage, Bremen 1870—1871. Kutschkes Kriegs-Memoiren, Leipzig 1871. Des Füsiliers Kutschke Leben und Thaten, hrsg. von seinem Freunde Wutschke, München 1871—1873. Über die Feldpostkarten Gustav Schencks und Strebesam Holzwurms [= Joseph Steinbach zu Neuenahr] Humoristischen Briefwechsel zwischen den beiden Füsiliern Krans und Kutschke (3. Aufl., Leipzig 1871) vgl. Grieben S. 40f. und 35. v. Dittfurth, Histor. Volkslieder des Krieges von 1870—1871 I, II, 76, 107, 122, 142, 2, 120, 175, 212 (1871—72) usw. — Zahlreiche Übersetzungen in alle möglichen Sprachen geben Ehrenthal, Das Kutschkelied auf der Seelenwanderung (Leipzig 1871). Vgl. Revue critique 1872, I, 286) und Pauli, Neue Forschungen über den Ursprung des Kutschkeliedes (Münden 1872).

mythische Figur zu erkennen. Pistorius nannte sich erst, nachdem im Februar 1871 der bei Sedan verwundete Grenadier Gotthelf Hoffmann (geb. 1841 zu See bei Niesky) beim Westpr. Gren.-Regt. Nr. 6 mit dem Anspruche aufgetreten war, der Erfinder des Namens Kutschke und der Dichter des Kutschkeliedes zu sein, das er in der Nacht vom 3. zum 4. August 1870 hinter Quechheim bei Landau verfasst haben wollte.¹⁾ Steht nun schon diese bestimmte Angabe mit den eben mitgeteilten Tatsachen in bedenklichem Widerspruche²⁾, so fällt eine Vergleichung des Hoffmannschen Textes mit dem von Pistorius und Bahn gelieferten ebenso wenig zu seinen Gunsten aus.

(H. A. Pistorius)

1. „Was kraucht da in dem Busch hermm?
Ich glaub', es ist Napolium.“
Was hat er rumzukrauchen dort?
Drauf, Kameraden, jagt ihn fort!
2. „Dort haben sich im offnen Feld
Noch rote Hosen aufgestellt.“
Was haben die da rumzustehtn?
Drauf los! die müssen wir besehtn!
3. „Mit den Kanonen und Mamsell'n
Da knall'n sie, dass die Ohren gell'n.“
Was haben die rumzucknall'n?
Drauf, Kameraden, bis sie fall'n!
4. „Napolium, Napolium,
Mit deiner Sache geht es krumm!“
Mit Gott drauf los, dann ist's vorbei
Mit deiner ganzen Kaiserei!

(A. Bahn)

5. „Und die französ'sche Gros-maulschaft,
Auf ewig wird sie abgeschafft.“
Auf, nach Paris! Den richt'gen Lohn
Dort geben wir der grrrande nation.

(G. Hoffmann)

1. Was kriecht dort in dem Busch hermm?
Ich glaub', es ist Napolium!
Was will der alte Louis dort?
Drauf, Kameraden, jagt ihn fort!
2. Er hat ja nichts dort 'rum zu steh'n;
Er hat nichts auf uns her zu seh'n;
Was kriecht er hier und allerort?
Darauf, Kameraden, jagt ihn fort!
3. Er will mit seinen dummen Pforten
Noch orgeln und mit Chassepoten
Uns niedernähen auf dem Fleck,
O Louis, Louis, scheer' dich weg! —
4. Du mit den ganzen Herren Franken,
Wir kennen dich, deine Gedanken:
Jetzt aber machen wir dir klar,
Wie wackelig doch dein Standpunkt war!

5. Das Schwert in unsern mark'gen Händen,
Woll'n wir die Sache nun mal enden.
Hurrah, und drauf! und gebt den Lohn
Der übermüt'gen grande nation!

Der Gedankengang und vielfach auch der Ausdruck stimmt in beiden Fassungen trotz sonstiger Verschiedenheit (hier ein Zwiegespräch in einfachem volksmässigem Tone, dort ein Monolog in teils plumper, teils gezielter Sprache) so sehr überein, dass ein Abhängigkeitsverhältnis zwischen ihnen bestehen muss. Für die Priorität des Hoffmannschen Textes aber fehlt es durchaus an sicheren Beweisen: während des ganzen Feldzuges blieb er unbekannt, ungesungen und ungedruckt. Und wie sollte Pistorius, der die Entstehung seines Textes glaubwürdig nachgewiesen hat, und später Bahn zu den Versen gelangt sein, die Hoffmann am 4. August niedergeschrieben haben will? In den von Grieben sorgsam durchforschten Zeitungen findet sich das Lied vor dem 22. August, wo Pistorius Dichtung erschien, nüngends. Hoffmann mag am 4. August den alten Reim von Napoleon im Busch mündlich oder selbst schriftlich variiert haben: dass aber seine fünf Strophen in der vor-

1) J. Kreither, Das neue Blatt (Leipzig) 1871, Nr. 11. Dresdener Anzeiger 1872, I. Nov. Gotthelf Hoffmann, Kutschkes ausgewählte Gedichte (Breslau 1895) S. 11 und 19.

2) H. Unbescheid nimmt in seinem für Hoffmanns Ansprüche eintretenden Aufsätze „Die Kriegspoesie von 1870/71 und das Kutschkelied“ (Zs. f. d. deutsch. Unterricht 9, 309—321, 1895), dem das Meyersche Konversationslexikon³ 10, 901 (1896) und Hoffmann-Prahl „Unser-volkstümlichen Lieder“ 1900 S. 252) allzu gläubig folgen, keine Rücksicht auf Griebens ausführliche Untersuchung, die ihm somit unbekannt geblieben zu sein scheint.

liegenden Gestalt ohne Kenntnis von Pistorius-Bahns Text entstanden sind, dünkt mir unmöglich. Seine Erzählung ist ebenso verdächtig wie die J. Steinbachs¹⁾, der gleichfalls behauptete, den Namen Kutschke erfunden und das Kutschkelied in ein Notizbuch geschrieben zu haben, das ihm auf der Eisenbahn abhanden kam. — Ich halte daher mit H. Grieben für gesichert, dass 1. der anonyme Berichterstatter des Daheims Ende Juli 1870 den Füsilier Kutschke frei erfunden und ihm den alten Studentenreim in den Mund gelegt hat, dass 2. Pistorius diese zwei Zeilen zu dem vierstrophigen 'Kutschkeliede' erweitert und Bahn eine fünfte Strophe hinzugetan hat, und dass 3. allen, die sich sonst an der Kutschkeliteratur nach Massgabe ihres Geistes, Witzes und Talentes beteiligt, ihr bescheidener Anteil wohl gegönnt, dagegen höheren, wider das Recht der Tatsachen streitenden Ansprüchen keinerlei Zugeständnis gemacht werden darf.

Berlin.

Johannes Bolte.

Rübezahls Wagenspuren.

Der kleine Beitrag zu den Rübezahlsagen, den ich in diesem Aufsätze geben will, verdankt seine Aufzeichnung eigentlich nur dem Zufall. Im August dieses Jahres auf einer Wanderung durch das Riesengebirge begriffen, ohne die Absicht, mich dort irgendwie wissenschaftlich zu beschäftigen, wurde ich durch die daselbst auf Schritt und Tritt begegnenden, gerade von der Kultur gepflegten Rübezahlerinnerungen, wohin ausser den Rübezahls Namen tragenden Gasthäusern und Villen besonders auch die geschnitzten Holzfiguren des Berggeistes gehören, auf den Gedanken gebracht, einmal aus dem Volksmunde selbst etwas über diesen zu hören. Ich versuchte es besonders mit alten Leuten: doch war aus diesen wenig herauszubringen. Ein alter Mann, dem ich auf dem Gebirgskamme begegnete, sagte mir, man habe sich nur „aus Jux“ Geschichten von Rübezahl erzählt, ein anderer wollte überhaupt nichts von ihm wissen. Ein 75jähriges, in Spindelmühle bedienstetes Mädchen aus Alt St. Peter antwortete mir auf meine Fragen immer nur, dass Rübezahl vor ihrer Zeit gewesen sei; nur einmal setzte sie hinzu, dass die Leute sagten, ihr Herr (der einen langen, breiten, weissen Vollbart trug) hätte einen Bart wie Rübezahl.

Etwas mehr erfuhr ich von einem Kinde, einem 13jährigen Mädchen aus einer der auf dem Gebirgskamm vor dem Fuchsberge befindlichen, in kleinen Gruppen stehenden Bauden. Dasselbe erzählte mir, dass Rübezahl einmal auf einem Pferde mit silbernem „Geriemsel“ geritten und ihm ein Reiter mit goldenem Geriemsel begegnet sei; Rübezahl habe den Reiter zum Tausche bewogen, dieser habe aber später bemerkt, dass sein Pferd ein hölzernes war. Auf meine Frage, warum denn der Reiter sein Pferd mit goldenem Riemenzeug gegen eins mit nur silbernem vertauscht habe, antwortete das Mädchen, Rübezahls Pferd sei so schön gewesen. Die Erzählung — es ist die von dem schwedischen Rittmeister in etwas anderer Gestalt (vgl. Kletke, Das Buch von Rübezahl, Breslau 1852, S. 60ff.) — wollte sie von ihrem Vater haben, der 56 Jahr alt und schon in derselben Baude wie sie selbst geboren sei; dieser habe die Geschichte wieder von seinem Grossvater gehört. Doch wusste sie von ihrem Vater weiter nichts mehr über Rübezahl, als dass dieser einmal einem reichen Müller Hafer gestohlen und einem armen Manne geschenkt habe (eine Übertragung der Geschichte von Crispin), setzte aber noch hinzu, dass auf Karten (d. h. Ansichtspostkarten) Rübezahl der Herr

1) Bei H. Grieben S. 42.

der Berge genannt werde, und wollte mir auch noch erzählen, was in ihrem Lesebuche über ihn stände. So vermischen sich bei der jungen Generation bereits die durch die erhöhte Kultur zurückgerufenen Rübzahlerrinnerungen mit den durch dieselbe Kultur zurückgedrängten. Doch schied das Kind so deutlich, dass ich an der Richtigkeit seiner Angaben über den Ursprung seines Wissens über Rübzahl nicht zweifeln möchte, wemgleich es möglich ist, dass schon die Mitteilungen ihres Vaters von der Literatur oder durch Fremde beeinflusst waren. Auf meine Frage, wo denn Rübzahl wäre, antwortete das Mädchen noch, früher sei er im Riesengebirge gewesen, jetzt aber verschwunden; über den Grund und das Ziel seines Verschwindens aber wusste es nichts anzugeben.

Ausser von diesem Kinde erfuhr ich über Rübzahl nur noch etwas von einem in Spindelmühle geborenen und dort auch jetzt noch wohnenden 48jährigen Manne, der zuerst Schlosser, später Gastwirt gewesen war. Freilich verdanke ich es auch bei diesem nur seiner Gesprächigkeit, dass meinem Wunsche willfahren wurde. Denn er ganz besonders wies die Glaubwürdigkeit der Rübzahlgeschichten zurück, deren Entstehung er dadurch erklärte, dass Rübzahl vor Jahrhunderten Bergwerksbesitzer gewesen und in verschiedenen Trachten aufgetreten sei, um die Leute zu verschrecken und die Bergwerke allein ausbeuten zu können; auch wollte er mir viel mehr gleich von den Bergwerken als von Rübzahl erzählen. Dass freilich auch er selbst noch abergläubisch war, wo nur der Aberglaube nicht zu weit ging, zeigte er durch eine kurze Erzählung von zwei Riesen, die jetzt in Arnau vor dem Rathause abgebildet wären: dieselben hätten zuerst im Gebirge gehaust, wären dann nach Arnau gezogen und hätten sich dort, ohne zu bezahlen, aus den Läden allen ihren Bedarf genommen, bis man sie endlich im Schlafe erschlagen hätte. Seine euhemeristische Erklärung Rübzahl's wurde mir in ähnlicher Form auch von seinem Vater, einem 78jährigen pensionierten Revierförster, der im Alter von 18 Jahren aus der Ebene in das Riesengebirge gekommen war, gegeben: danach berichteten „uralte Chroniken“ von Hohenelbe, dass Engländer zuerst im Riesengebirge, speziell in St. Peter, Erze gegraben und die Leute verschreckt hätten. Hier liegt offenbar eine Erinnerung an den Sagenzug vor, dass sich Rübzahl einmal in England aufgehalten habe: Prätorius, Deß Rübzahl's Dritter Historischer Theil, Leipzig 1673, S. 1 ff., hat ihn dort sogar zu Cromwells Präzeptor gemacht. Der allgemeine Gedanke, dass ein Mensch Rübzahl die Schätze des Riesengebirges ausgebeutet und deshalb die Bewohner verschreckt habe, ist pseudo-gelehrten Ursprungs, wie aus den Schlesischen Provinzialblättern, N. F. 4, 223 erhellt: „So wird z. B. behauptet, dass 1661 der Leipziger Magister Prätorius im Auftrage der deutschen und welschen Edelleute sein Buch über Rübzahl geschrieben, und dass zu der Sage von Rübzahl wahrscheinlich einer dieser Schatzgräber Anlass gab, der das meiste Ansehen genoss, die Oberleitung führte, hinlängliches Vermögen besass, ein grosser Alchymist war und Rubizzo Giovanni hiess, und zwar theils um das leichtgläubige Gebirgsvolk zu täuschen und von ähnlichen Nachgrabungen abzuhalten, theils um sich Spass zu machen und die ganze Gebirgsbevölkerung in Respekt zu halten.“ Übrigens meint auch Schranka (Rübzahl, Hohenelbe 1884, S. 132 ff.), dass Rübzahl zwar im Volksglauben seinen Ursprung habe, aber doch an historische Personen angeknüpft worden sei, indem italienische Kaufleute, die im 14. Jahrhundert im Riesengebirge Kräuter, Edelmetall und Edelsteine gesammelt, aus Geschäftsinteresse, um zahlreichen Besuch zu verhüten, die Sagen von einem daselbst hausenden Gespenst ausgesprengt hätten. Tritt doch auch in der Sage Rübzahl ganz besonders als Besitzer der Kräuter und Erze des Riesengebirges auf.

Was nun meinen Gewährsmann aus Spindelmühle betrifft, so erzählte er mir (und sein Vater bestätigte es wiederum), dass man gewisse weisse Linien, die quer über das Bett des Weisswassers gingen, für Wagenspuren Rübzahl halte, nicht ohne hinzuzusetzen, dass es nicht möglich sei, dort mit einem Wagen hinüberzufahren. Und zwar sehe man in den schmaleren Linien Spuren seiner Peitschenschläge, in den breiteren die seiner Wagenräder.

Er begleitete mich darauf noch den am Weisswasser entlang führenden Weberweg hinauf und wies mir die Spuren. Die ersten mögen etwa fünf Minuten von der Mündung des Weisswassers in die Elbe entfernt sein. Zuerst zeigt sich hier eine dünne weisse Linie, die quer über die Steine läuft, über welche das Weisswasser fliesst und die so gerade geht, als ob sie mit einem Lineal gezogen worden wäre. Wenige Schritte weiter hinauf folgt eine ebenso gerade weisse Linie von der Breite einer Wagenradspur, dann eine ebenso breite, aber nicht ganz so gerade gehende: die beiden letzteren sind wohl etwas weiter voneinander entfernt als die Räder eines gewöhnlichen Wagens. Etwa eine Viertelstunde weiter hinauf folgen wieder verschiedene dünne und breite weisse Linien, die jedoch mehr schräg gehen und auch sonst Unregelmässigkeiten zeigen: auch sie werden für Spuren von Rübzahl Wagenfahrten gehalten.

Dachte man sich den Rübzahl quer über das Weisswasser fahren, so muss er natürlich von einem Berge hiantergefahren sein, und so ist die Vorstellung von Rübzahl Wagenspuren in Weisswasser vielleicht durch Einwirkung der Erzählung des Prätorius, Des Rübzahl's Anderer Theil 1671, S. 12ff.: „Rübzahl fährt auff dem Schlitten“ entstanden. Diese Erzählung beginnt folgendermassen: „Für gleichsam 15 Jahren ist es geschehen, daß ihrer sechs Personen auff dem Riesengebirge gegangen, und auff einem Teiche (welcher zwischen hohen Felsen von gesamleten Regen- und Schnee Wasser erfüllet worden) den Rübzahl lustig mit einer Schleiffen herumb fahrend gesehen haben, vom hohen Felsen herunter, da doch der Teich gantz nicht zugefrozen, und kein Eiß darauff vorhanden gewesen ist“.

Dass sich die Gebirgsbewohner die von der Natur gebildeten, über die Steine des Weisswassers laufenden weissen Linien, die in der Tat wie Wagenradspuren aussehen, aber von keinem Wagen eines Menschen hervorgebracht worden sein können, als von dem Wagen eines übermenschlichen Wesens herrührend gedacht haben, ist ganz natürlich. Dergleichen Erklärungen für eigentümliche Bildungen in der Natur gibt es ja unzählige; erinnert sei nur an die auf dem Berge Rosstrappe im Harz befindliche grosse Rosstrappe, die vom Hufe eines Riesenpferdes herrühren soll, und an die sich eine ganze Sage geknüpft hat. Im Riesengebirge wurden natürlich die meisten oder alle Erklärungen solcher Naturbildungen mit dem dort durchaus in der Phantasie prävalierenden Berggeist Rübzahl in Verbindung gebracht, und es wäre daher allerdings auch recht wohl möglich, dass hier die Anknüpfung an diesen auch ohne Einwirkung der von Prätorius erzählten Geschichte, die ja anderwärts spielt, entstanden wäre. Wenn die Angaben bei Schranka S. 154 auf wirklich volkstümliche Sagen zurückgehen, so kennt man dort als Szenen von Rübzahl Erzählungen auch einen Rübzahlsthron, einen Rübzahlskeller, eine Rübzahlstafel, eine Rübzahlskanzel, sowie Rübzahl's Fusstapfen, eine groteske Steingruppe am Kochelfalle.

An Rübzahl's Wagenspuren wusste mein Gewährsmann freilich keine weitere Erzählung zu knüpfen, ebensowenig auch an „Rübzahl's Grab“, eine eigentümliche Steinbildung, die nach seinem Berichte in der Nähe der am Mädelsteige befindlichen Peterbaude liegen soll, und von der er mir auch eine Beschreibung

gab. Von anderen nach dem Berggeist benannten Örtlichkeiten wusste er nur noch den Namen der bekanntesten „Rübezahls Garten“, ohne freilich die Stelle dieses nicht so nahe bei Spindelmühle gelegenen Bezirkes richtig angeben zu können, die indes sein Vater als bei Gross-Aupa befindlich noch kannte.

Berlin, Oktober 1904.

Richard Loewe.

Weihnachtsfeier in der ehemaligen Deutschbanater Militärgrenze.

1. Bei Beginn der Feier gehen Hausherr und Hausfrau, hinter ihnen die Kinder und Angehörigen und streuen Stroh, welches das Stroh der Krippe andeuten soll, in allen Zimmern auf, wobei hier und da gesungen wird. Hierauf wird auf einem Herde ein Feuer angezündet und in die Glut desselben ein Strauss von einem Tannenbaum gesteckt; dieser darf die Nacht hindurch nicht ganz verbrennen; auch werden in das Feuer verschiedene Feldfrüchte, gedörnte Zwetschgen, Nüsse u. a. geworfen. Sodann wird ein Kuchen, auf dem sich ein Geldstück befindet, auf ein Körbchen, in das ebenfalls Stroh und Früchte gestreut sind, gelegt und in jede Ecke des Zimmers eine Nuss geworfen und dann gesungen.

Früh am hl. Tage geht's zur Kirche, dann eiligst heim, wo gewartet wird, bis jemand einen Schuss vor der Türe abfeuert; darauf wird das Herdfeuer wieder angefacht und der Strauss ganz verbrannt. Dann wird die Türe dem Schützen geöffnet. Dieser wird nun als Bringer des Glückes (Polaschenik) ins Zimmer geführt, auf den Boden gesetzt und ihm Getreide aufs Haupt geschüttet. Hierauf erhält er ein Geldstück und einen Kuchen und nimmt als Gast den ersten Platz bei Tische ein. In der Mitte des Tisches befindet sich das früher erwähnte Körbchen, in das unterdessen auch eine brennende Wachskerze gesteckt wurde. Wenn nun die verschiedenen Speisen in einer gewissen Reihenfolge aufgetragen und verzehrt wurden, wird das Spanferkel, welches an diesem Tage in keinem Hause fehlen darf — da es nach dem Volksglauben das Glück aufwühlt — unzerschnitten auf den Tisch gebracht. Hier bleibt es, bis der Hausvater unter verschiedenen Gesängen mit Weihrauch alle Zimmer ausgeräuchert. Dann zerschneidet er den Braten, der unter Gesang verzehrt wird. Dann kommt ein Kuchen, in den ein Geldstück eingebacken ist, er wird unter Gesang vom Vater mit den Händen zerrissen und jeder nimmt ein Stück; wer das Geldstück erwischt, gilt als der Glücksvogel des Hauses für das laufende Jahr. Darauf werden einige Tropfen schwarzen Weines auf die Kerze geträufelt. Auf wessen Seite sich der Rauch der erlöschenden Kerze wendet, der stirbt im nächsten Jahre. Steigt aber der Rauch aufwärts, herrscht dafür grosser Jubel, weil es allseitige Gesundheit verkündet. Am ersten Tage geht niemand aus, das Stroh bleibt drei Tage auf dem Boden, am dritten Tage wird erst das Essgeschirr und das Zimmer gereinigt.

Diese Mitteilungen machte mir mein braver Schüler Arzt von den Serben und Rumänen der Grenze, als ich im Winter 1892/93 in Panesova an der dortigen Realschule tätig war.

2. Der Schüler Theodorovič erzählte folgendes: Ein allgemeiner Gebrauch der Serben im Banat ist, am ersten Weihnachtstage gut acht zu geben, wer von den Fremden zuerst ins Haus kommt. Derselbe wird dann ins Zimmer hineingeführt und muss sich, wenn er jung ist, auf dem Boden niedersetzen; dann nimmt der Hausherr oder die Hausfrau ein wenig Korn mit Gerste und Hafer gemischt und wirft es dem Burschen über den Kopf; dann darf er wieder aufstehen und bekommt den Namen Polaschenik. Gewöhnlich werden dazu Kinder von einem Nachbarn zum anderen geschickt. Bei den Bauern herrscht der Aberglaube,

dass wenn ihr Polaschenik ein Glückskind ist, so werden auch sie das Jahr über glücklich sein. Der Polaschenik wird gewöhnlich am selben oder am zweiten Feiertage eingeladen, bleibt den ganzen Tag als Gast im Hause und wird erst abends heimbegleitet, meist beschenkt, oft sogar mit Musik.

3. Der Schüler Kotru endlich teilte mir aus Perlas und Umgebung mit: Zerschlägt man am ersten Weihnachtstage ein Glas oder Geschirr oder dergleichen, so wird einem dasselbe das Jahr hindurch noch öfters passieren.

Salzburg.

Richard von Strele.

Zaubersegen des 16. Jahrhunderts, aus dem Orgichtboecke im Braunschweiger Stadtarchive.

Zu einer Zauberin Namens Anna Durmeiger kam im Jahre 1565 die Meigersche, die in dem Weichbilde der Neustadt Braunschweig wohnte, und klagte ihr, ihr Mann sei weggegangen, ob sie nicht Rat wüsste, dass er wiederkäme. Sie wusste zu helfen und sagte ihr: „Gy moten mick juwen trurinek don, dar gy mith sindt to hope gegeben, dar moth ick wat van schauen (schaben) und vor den sul strauwen, dar he is ouer gan.“ Darauf fing sie an, nannte den Namen des Mannes und sagte:

Ick se dick na
Und sende dick na
De werden hilligen drefoldicheitt,
Dat dw most lopen na dinem echten gaden,
Euen also de henne na dem brode¹⁾,
Also de visch na der flott,
Also de hengst na der stoett,
Also Maria dede na orem herte leuen kinde. do se id hangen sach am galgen
des hilligen crutzes,
Aftowenden van andern fruwen und megeden,
Und wendest dick wedder na dinem echten gaden. Des helpe dick und mick
de vader son und hilliger geist.

Solche Worte sagte sie drei Tage nacheinander, „iders dages einmal, des ersten dages, do de sunne is undergegan gewest, den andern dag, ehr de sunne is opgegan, den dridden dag also de sunne is wedder undergegan“; und jedesmal, wenn sie die Worte sagte, schabte sie etwas von dem Trauringe und streute es „vor den sul dar de man ouer gegan“. [Vgl. Nd. Jahrbuch 12, 140.]

2. Gegen das Unglück der Beckerschen wusste sie folgenden Rat: „Mescholde dre betten brodes sniden, einen in sunte Johannes namen, einen anderen in Marien namen, den dridden in Goddes namen un denne van orem tuge wath um dat hoveth gebunnen und do umb den auendt do de sunne was undergegan stilswigendes hengan und de dre betten brodes under einen alhorn (Hollunder) busch gedragen, dath se ein hund oder ein ander beest kregge und wenn se dat brot dael lechte gesecht: Hir legge ick alle min ungelücke dael im namen usw.“ (1565.)

3. Gegen die Anfechtung des Teufels befahl sie der Beckerschen, „kruth mit namen wedderdan in den hals to hängen und sunte Johannes euangelium afschriuen to laten und oek in den hals to bringen.“ Sie nahm auch einen Klumpen Erde auf und sagte: „Hir sind foetstappen fallen, nu neme ick dusse foetstappen

1) Des Reimes wegen ist wohl 'Brot' zu lesen.

in goddes namen.“ Diese Erde brannte sie auf Kohlen weiss, ging in der Beekerschen Haus und warf sie ihr heimlich „in ore rechtern foetstappen. Wenn me einem dat foetspor benemen wolle. so solle me hinder dem her gan und de erde ut dem rechtern foetspor nemen un seggen:

Hir neme ick datt foetspor up
Und legget in den rock. Im Namen usw.“ (1565.)

4. Eier vom Teufel zu erhalten. Wenn man vom Teufel etwas haben wollte, müsse man einen Stein nehmen, unter einen Haselbusch gehen, mit dem linken Fuss vor dem Busche ein hol (Loch) kratzen, den Stein in aller Teufel Namen darein werfen, dann dreimal un den Busch in aller Teufel Namen hergehen, dann ein wenig stille stehen und sagen:

Belsbueck, ick sta hir inth Westen;
Kum, bring mick hir eier in dath nest!

5. Dass eine Kuh immer Milch gäbe. Wenn man eine Kuh hätte, so müsse man auf einen Kreuzweg gehen und da Erde holen in aller tausend Namen und die Erde zum Teil in den Stall schütten, wo die Kuh stünde, dann einen Stock vom Ader Tune in derselben Namen holen auf einem Donnerstage Abende, von dem Stocke ein Kreuz machen in aller Namen und unter den „sul“ (Schwelle) mit der Erde graben, und wenn man dann eine Kuh darüber triebe, so sollte man sagen: „ga hir ouer in aller Namen“ und dann die Kuh in aller Namen melken und dann der Kuh drei Haare aus dem Schwanze ziehen und das Haar „in de hoige“ über die Kuh pusten in aller Namen und sagen „fluch hen“ und sich dann unter die Kuh setzen in aller Namen und betengen (anfängen) zu melken in aller Namen und sagen:

Dat dw motest by der were bliuen und nicht vorswinden.
So lange alsene har kan an dick finden. (1560.)

6. Dass man Recht kriegte vor Gericht. müsse man solche Worte sprechen:

Id is mick dussen dach gelungen,
Ick hebbe einen snakeskop [vgl. oben S. 173] gefunden.
So nemet gy den kop, und latet mick de tungen! (1565.)

Braunschweig.

Otto Schütte.

Zu den ABC-Kuchen.

Die Mitteilung von Richard Andree (oben S. 94) kann ich durch einen Hinweis ergänzen. Gudemann (Gesch. d. Erziehungs- u. Bildungswesens bei den abendländ. Juden 1, 51f. 1880) erwähnt aus dem 11. und 12. Jahrhundert als einen in Frankreich und der Rheingegend herrschenden Brauch bei der ersten Unterrichtsstunde der fünf- bis sechsjährigen Knaben: Der Lehrer nahm eine Tafel mit den vier ersten und den vier letzten Buchstaben des Alphabets sowie einigen Bibelversen. Der Schüler musste die Buchstabennamen nachsprechen und die mit Honig bestrichene Tafel ablecken, um so die Süßigkeit der Lehre zu empfinden. Ferner gab es einen Honigkuchen, der von einer Jungfrau gebacken war, mit Bibelversen (Hesekiel 3, 3. Jes. 50, 4f. Ps. 119, 9. 11f. 18. 34. 97. 130. 140), und auch ein Ei mit solchen (Ps. 119, 99f.). Der Lehrer las alles vor; nach dem ersten Unterricht ass der Knabe Kuchen und Ei, dazu noch Äpfel, denen man günstigen Einfluss auf das Fassungsvermögen zuschrieb. Der Knabe musste auch eine Zauberformel gegen Vergesslichkeit sprechen: 'Ich beschwöre dich, אֶתְּךָ.

Dämon der Vergesslichkeit, das du das unkluge Herz aus mir beseitigst und entfernst und auf hohe Berge wirfst.' — In Deutschland während des 12. u. 13. Jahrhunderts sowie in Italien während des 13. und 14. waren die Einführungsfeierlichkeiten beim Beginn des Unterrichts ebenso (Güdemann 1, 117 und 2, 206f.).

[Eine Abbildung eines ABC-Kuchens gab bereits Höfler oben 10, 324.]

Mülhausen i. Els.

Heinrich Lewy.

Berichte und Bücheranzeigen.

Forschungen über volkstümlichen Wohnbau, Tracht und Bauernkunst in Deutschland im Jahre 1903.

(Schluss zu S. 107—122.)

‘Das Bauernhaus und die ländlichen Gehöfte in der Grafschaft Mark’ behandelt ein gewisser F. W. H.¹⁾ Der Aufsatz ist zwar in Einzelheiten der Korrektur bedürftig, aber er gibt eine ziemliche Reihe von Abbildungen und nennt auch die lokalen Bezeichnungen der Hausteile. Wir sind mit ihm wieder auf dem Gebiete des niederdeutschen Hauses angelangt.

Ebenso interessant in den Einzelheiten wie meines Erachtens verfehlt in der Hauptschlussfolgerung ist ein Aufsatz von R. Mielke. Zur Entwicklungsgeschichte der sächsischen Hausform.²⁾ Wenn der Verfasser, um diese Entwicklung zu ergründen, zunächst darauf verzichtet, die in diesem Zusammenhange sonst oft behandelten Hausurnen heranzuziehen, auf die er für die Hausforschung kein grosses Gewicht legt, weil es sich bei ihnen immer in erster Linie um die Bildung einer Urne und erst in zweiter Linie um die mehr oder minder deutliche Nachahmung eines Hauses handelt, so kann ich ihm darin nur beistimmen. Er versucht dann, den Unterschied zwischen „sächsischem“ und oberdeutschem Hause klarzulegen, und er legt dabei ein besonderes Gewicht auf „die Stellung der Herdanlage“, d. h. die lokale Anordnung des Herdes innerhalb des Hauses. In dieser für die Scheidung der Haustypen prinzipiell sehr wichtigen Frage pflichte ich Mielke nicht bei. Ich operiere gleich Bünker und Meringer mit den Begriffen Ein- und Zweifuerhaus, aus denen sich die Verschiedenheiten der Anlage der Feuerstätten nachher von selbst ergeben, und die meines Erachtens den eigentlichen Kern der Frage enthalten. — Die lokale Anordnung des Herdes im Hause kann also zur Unterscheidung der Typen des Hauses nicht verwandt werden, wohl aber — und hierin behalten Mielkes Untersuchungen vielleicht ihre Gültigkeit — zur Trennung der Unterarten des einzelnen Typus. Mielke teilt danach das ‘sächsische’ Haus in folgende vier Gruppen: 1. Herd am rückwärtigen Ende der Diele; 2. Herd an der Seite; 3. Herd an der Vorderseite des Hauses; 4. Herd in der Mitte des Hauses.³⁾ — Er äussert sich darüber folgendermassen: „Es unterliegt

1) Sonntagsblatt zur Unterhaltung und Belehrung. Beilage zum Lüdenschneider Wochenblatt 5. Dez. 1902. No. 19.

2) Zeitschrift für Ethnologie 35, 509—525.

3) Es ist mir nicht recht klar geworden, ob Mielke diese Einteilung für das ganze Gebiet des niederdeutschen Haustypus gelten lassen will, oder ob er sie, wie ich eher

keinem Zweifel, dass von den drei [ersten] Gruppen die erste, welche dem Rastedter gleich ursprüngliche Häuser noch heute zahlreich in den Moor- und Heidegebieten des mittleren Hannovers besitzt, die typischere ist, von der die anderen sich erst spät — in der Mehrzahl wahrscheinlich erst im 18. Jahrhundert frühestens — getrennt haben. Fraglos ist ferner, dass bei der Verschiebung der Wohnräume nach vorn, der Übergang vom Flachland in ein bergiges Gelände mitgewirkt hat“ (S. 513). — Die vierte Gruppe liegt hauptsächlich im Kolonialgebiet östlich der Elbe. Mielke hat sich nun gerade für dieses Gebiet ein grosses Verdienst erworben, indem er dort die östliche Grenze des sächsischen Hauses festgestellt hat. Er findet diese Grenze „am Südrande der Ostsee entlang bis nach Jamund, von hier über Neustettin in den westlichen Zipfel nach Westpreussen hinein, von wo sie an der pommerseh-märkischen Grenze nach Westen bis in den Pyritzer Kreis entlang verstreicht, um dann in einer Linie Küstrin-Berlin-Wittenberg - Belzig - Brandenburg - Genthin - Tangermünde - Calvörde wieder auf das Hannoversehe Hauptgebiet zu stossen.“ — Das Laubenhaus, welches M. früher für eine besondere Art des „ostdeutschen“ Hauses gehalten hat, sieht er jetzt als „sächsisch“ an, denn einmal vermisst er das Verbindungsglied mit dem ostdeutschen Hause, und andererseits liegt das Laubenhaus innerhalb des Gebietes, auf dem die alten Feldsteinkirchen des 12. und 13. Jahrhunderts, die Mielke daraufhin untersucht hat, als Charakteristikum einen durch den Turm gehenden westlichen Eingang besitzen, und welches sich im übrigen völlig mit dem Ausbreitungsgebiet der märkischen Formen des sächsischen Hauses deckt. Infolgedessen fühlt M. sich berechtigt, auch das Laubenhaus zu diesen märkisch-sächsischen Formen zu zählen. — Gelegentlich bemerke ich, dass Mielke die Giebelpferdeköpfe nicht als stammesmässiges Merkmal gelten lassen will. Er hält sie überhaupt erst für eine Errungenschaft der letzten Jahrhunderte (S. 516). In diesem Punkte bin ich nicht abgeneigt, ihm beizustimmen, aber um so mehr vermisse ich eine nähere Begründung. — Ein weiteres Verdienst des Aufsatzes liegt nun noch darin, dass M. (S. 518 ff.) eine Reihe sehr interessanter primitiver Bauten publiziert, die er als „Daehhäuser“ bezeichnet, und in denen er die Ausgangsstufe des „sächsischen“ Hauses gefunden zu haben glaubt. So wie Mielke diese Auffassung vorträgt, wirkt sie einleuchtend. Aber sie bedarf doch im einzelnen der Kontrolle. Vor allem ist es dringend nötig, dass Mielkes Untersuchungen durch sprachliche Studien ergänzt werden. Es wäre daher sehr wünschenswert gewesen, dass er die volkstümlichen Benennungen der einzelnen Hausteile angegeben hätte. Leider findet sich nicht eine einzige, und dürfen wir in dieser Hinsicht wohl noch weitere Mitteilungen erwarten, zu deren Sammlung und Verarbeitung dem Verfasser ein Bündnis mit einem germanistisch geschulten Forscher zu empfehlen wäre. — Was M. nun aber mit dem „Daehhause“ anfängt, das muss ich leider für gänzlich verfehlt halten. Zunächst findet er einen „nahen Zusammenhang“ zwischen „sächsischem“ Hause und dem Schwarzwaldhause, weil sie beide ein grosses Dach haben. Schon hier muss ich widersprechen: dadurch, dass beide Häuser Einheitshäuser sind — daraus resultiert eben das grosse Dach — wird doch noch kein Zusammenhang erwiesen. Mielke verfällt hier in den Fehler Bancalaris. Er möchte aus einem einzigen gleichartigen Merkmal schon etwas Typisches herauslesen. — Jener vermeintliche „nahe Zusammenhang“ ist Mielke offenbar ein erfreulicher Fund, den er voraussichtlich auch später noch weiter ausnützen wird, denn er befindet sich

annehme, nur für das, durch ein völlig anderes Konstruktionsprinzip von dem „friesischen“ Hause unterschiedene „sächsische“ Haus in Anspruch nimmt.

auf der Suche nach dem „gemeinsamen Stammhaus aller deutschen bzw. germanischen Haustypen“. Die Annahme eines solchen „Stammhauses“ glaubt er sogar bei „allen berufenen Autoren“ bereits vorgefunden zu haben, da sich dieselben „für einen gemeinsamen Ursprung mehr oder minder bestimmt ausgesprochen“ hätten (S. 523). Ich muss dem widersprechen, denn wer heute von einem gleichartigen Ursprung der verschiedenen Haustypen redet, der meint nur, dass sie alle auf ein Stadium der Einzigkeit zurückgehen. Dass aber diese Urformen der verschiedenen Typen auch in bezug auf die Konstruktion, auf den Baugedanken und auf das Raumgefühl der Erbauer gleichartig gewesen seien, mit anderen Worten, dass jene Urformen einander wesensgleich gewesen seien und somit ein gemeinsames Stammhaus der verschiedenen Haustypen darstellten, das ist meines Wissens nicht von allen berufenen Autoren behauptet. Und selbst wenn es behauptet wäre, so würde es nur den lebhaftesten Widerspruch verdient und sicher auch erfahren haben. — Um nun aus jenem vermeintlichen gemeinsamen Stammhause die verschiedene Entwicklung des oberdeutschen und niederdeutschen Haustypus zu begreifen, stützt sich M. auf die von ihm nachgewiesene grosse Bewegungsfreiheit des Herdes im niederdeutschen Hause, welche nach seiner Anschauung im scharfen Gegensatz zu der Gebundenheit im oberdeutschen Hause steht (S. 518). Er hält sie für ein typisches Merkmal des niederdeutschen Hauses, und er sucht die Keime dafür in einem abweichenden Konstruktionsgedanken. Die Verschiedenheiten hierin sucht er zu belegen, indem er die von ihm geschaffenen Typen „Dachhaus“ und „Wandhaus“ einander gegenüberstellt. Wie weit er sich aber mit dieser Vergleichung von allem entfernt, was die Forschung über das oberdeutsche Haus festgestellt hat, das zeigen seine eigenen Worte, wenn er auf S. 524 sagt: „In den Alpen stiessen das Dachhaus und das Wandhaus dann offenbar aufeinander: hier haben ihre Vermischung und die Abgabe der einen Eigentümlichkeit an das andere Haus jene bunte Verwirrung der Haustypen bewirkt, die für die Schweiz, Tirol und die österreichischen Berglande geradezu charakteristisch ist.“ Dem ist entgegenzuhalten, dass es sich in dem ganzen bezeichneten Gebiet bis an die Grenze des romanischen Hauses nur um einen einzigen Typus, nämlich den des oberdeutschen Hauses handelt, der dann freilich verschiedene Spezies zeigt. — Nur gelegentlich bemerke ich, dass diese letzten Worte Mielkes wieder deutlich zeigen, wie sparsam man mit der Bezeichnung „Typus“ umgehen muss. Zusammenfassend betone ich, dass Mielkes Dachhaus für mich nur einen Wert, und zwar einen bedeutenden Wert als primitive Form des niederdeutschen Hauses hat. Die weiteren daran anknüpfenden Hypothesen des Verfassers erscheinen mir durchaus verfehlt. Auch bezüglich der von M. stark betonten Bewegungsfreiheit des Herdes im niederdeutschen Hause scheint mir die ganze Fragestellung von vornherein nicht richtig gewählt. Ich sehe in jener Beweglichkeit nur etwas Sekundäres, und ich halte sie für eine Begleiterscheinung zu den Veränderungen, die mit dem niederdeutschen Hause vor sich gehen, und die in den von M. vortrefflich geschilderten Spielarten zutage treten. — Nicht um Mielkes Arbeit herabzusetzen, sondern lediglich um eine Einigung mit ihm zu erzielen, bin ich so lange auf jenen inhaltreichen Aufsatz eingegangen. Man wird daraus erkennen, welches Gewicht ich auf seine Mitarbeit lege. Nur möchte ich ihn wie alle Hausforscher dringend vor allzu weit ausschauenden Hypothesen warnen. Die Hausforschung muss vor allem erst einmal in die Tiefe arbeiten, sie muss zunächst einmal recht ausgiebig sammeln, sowohl die Formen wie auch nicht minder die lokalen Benennungen. Für spekulative Konstruktionen bleibt später immer noch Zeit. Und es ist mir nicht zweifelhaft, auch Mielke

wird vor der Hand bedeutend mehr erreichen, wenn er weniger als jetzt erreichen will. Sicher ist, dass wir mit den besten Hoffnungen auf Mielkes fernere Mitarbeit rechnen dürfen. Seine Kenntnisse, sein Eifer und nicht zum mindesten sein Sammeltalent werden der Hausforschung auch künftig gute Dienste leisten.

Die Bestätigung dafür gibt gleich ein anderer Aufsatz: R. Mielke, Die Ausbreitung des sächsischen Bauernhauses in der Mark Brandenburg¹⁾, in welchem M. die in der Provinz Brandenburg sich findenden verschiedenen Hausformen, die er als 'Sächsisches Haus', 'Märkisches Dielenhaus', 'Nute-Nieplitz-Haus', 'Laubenhau' und 'Wendisches Haus' bezeichnet, in schematischen Grundrissen vorführt, nach ihren Ausbreitungsgebieten gegeneinander abgrenzt und in der früher erwähnten Weise zum Teil mit den romanischen Kirchen mit Westeingang in Beziehung setzt.

Eine Reihe interessanter Mitteilungen, die mit den besten Abbildungen ausgestattet sind, bietet Prejawa, Erläuterungen zu dem im germanischen Nationalmuseum aufgestellten Teil eines niedersächsischen Bauernhauses.²⁾ P. knüpft dabei an das an, was ich selbst in dem gleichen Bande der „Mitteilungen“ S. 19 bis 55 über „Flet und Dönse aus der Gegend von Diepholz“ vorgetragen habe, und bietet dazu sowohl in bautechnischer Beziehung als auch in Hinsicht auf die Einzelheiten des Hausrates manche Ergänzung. Was er auf S. 134 über das Einfeuerhaus sagt, bedarf der Korrektur, denn das Wesen des Einfeuerhauses besteht nicht darin, dass es „Menschen und Vieh unter einem Dach versammelt“. P. verwechselt „Einfeuerhaus“ mit „Einheitshaus“. Bezüglich des westfälischen Bauernhauses verweise ich hier schon auf das weiter unten zu besprechende „Westfälische Trachtenbuch“ von Jostes.

Hans Leuss, Zur Volkskunde der Insel Friesland³⁾ gibt Mitteilungen über die Verhältnisse der Insel Spiekeroog, aus denen ich folgende Einzelheiten heraushebe. Der Name des Dachfirstes ist „Bock“. Der Stall wurde „Bau“ (Boo) genannt! Ausserdem finden sich Nachrichten über Schiffstypen, über zweirädrige Karren („Wuppen“) und über Hausmarken als Zeichen der Herdentiere. Ein mir sonst unbekannter Bestattungsbrauch besteht darin, dass die Bahre noch mehrere Wochen nach der Beerdigung über dem frischen Grabhügel stehen blieb. —

Was nun die Arbeiten über einzelne Hausteile angeht, so muss ich hier zuerst einen von mir selbst geschriebenen Aufsatz: Der Kachelofen in Frankfurt⁴⁾ erwähnen. Die Frage nach dem Ursprung des Kachelofens ist wichtig genug, denn wie wir sahen, bringt Meringer die Genesis des oberdeutschen Hauses unmittelbar mit ihr in Zusammenhang. Gegen Meringer habe ich dort in zwiefacher Hinsicht polemisiert, indem ich anknüpfte an einen Meringerschen Aufsatz „Zur Geschichte des Kachelofens“ (Mitt. d. anthrop. Ges. Wien 27, 225 ff.). Ich habe versucht, die von M. verfochtene Meinung, dass die deutsche Kachel unmittelbar auf den römischen Wölbtopf zurückzuführen sei, wenigstens insofern zu erschüttern, als ich einen in Heddernheim bei Frankfurt ausgegrabenen römischen Töpferofen, auf den M. sich wesentlich gestützt hat, nicht als Beweis anzuerkennen vermag. Zweitens habe ich die von M. ausgesprochene Vermutung bestritten, dass die moderne Blattkachel sich nur aus der konvexen Kachel ent-

1) Globus 84, 3—6. Mit 6 Abb. und einer Karte als Sonderbeilage.

2) Mitteilungen aus dem german. Nationalmuseum 1903, 131—152. Mit 22 Abb.

3) Globus 81, 202 ff.

4) Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens des Städtischen Historischen Museums in Frankfurt a. M. 1903, S. 103—117. Mit 15 Abb.

wickelt habe, und ich suchte zu beweisen, dass auch von der Konkavkachel ein Weg zur Blattkachel geleitet hat. Was ich über die weitere künstlerische Ausgestaltung der seit der Renaissance allein im Gebrauch befindlichen Blattkachel mitgeteilt habe, ist hier nicht von Belang.

Sehr wichtig dagegen, gerade zur Beurteilung des von Meringer angenommenen römischen Ursprungs des Kachelofens, ist ein Aufsatz von J. R. Bünker. Die Hafneröfen in Stooß.¹⁾ Jene Öfen zeigen in der Tat, dass die bei den Römern übliche Technik, ein Gewölbe vermittels ineinandergesteckter Töpfe herzustellen, sich dort am Hafnerofen bis heute erhalten hat. Ob damit aber der ebenfalls ursprünglich aus Töpfen zusammengesetzte Kachelofen in unmittelbarem Zusammenhang gebracht werden darf, das bleibt für mich wenigstens, zunächst noch eine offene Frage.

Eine Zusammenstellung von Hausmarken bietet P. Pipers, Hausmarken aus Altona, Ottensen und Umgegend²⁾, ferner desselben Schleswig-Holsteinische Hausmarken.³⁾ Eine Sammlung von 20 Haussprüchen bietet G. Züricher, Hausinschriften aus dem Berner Oberland⁴⁾, während Aug. Andrae Hausinschriften aus Dänemark mitteilt.⁵⁾

Zum Schluss des Berichtes über den Wohnbau möchte ich hier zwei Werke nennen, die eigentlich nicht nur für diese Abteilung in Betracht kommen, sondern für die Behandlung aller anderen äusseren Denkmäler in gleicher Weise von Wichtigkeit sind insofern, als sie vielfach die historischen Grundlagen der heutigen Formen erkennen lassen. Das erste ist Alwin Schultz, Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker vom Mittelalter bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.⁶⁾ Dieses Werk als kulturgeschichtliches Handbuch zu besprechen, kann hier nicht unsere Aufgabe sein. Ich habe das in Gg. Steinhausens Archiv für Kulturgeschichte 2, 237—244 mit einiger Ausführlichkeit versucht, und ich finde in dieser Beziehung manches auszusetzen. Aber eins muss hier hervorgehoben werden, dass der durch seinen Sammeleifer auf kulturgeschichtlichem und archäologischem Gebiete bekannte Verfasser sehr viel Einzelheiten mitzuteilen weiss, die allen denjenigen, welche eine historische Volkskunde betreiben, sehr willkommen sein werden. Da sich das Buch auch durch ein umfangreiches alphabetisches Sachregister auszeichnet, so kann ich es als Nachschlagewerk nur empfehlen, und es wird in dieser Hinsicht für alle Gebiete der deutschen Privataltertümer noch lange Zeit sehr nützlich sein.

Ein Büchlein, welches für die Geschichte des Wohnbaues, des häuslichen Gerätes und der Kleidung wesentlich in Betracht kommt, ist: Hermann Duncker, Das mittelalterliche Dorfgewerbe (mit Ausschluss der Nahrungsmittelindustrie) nach den Weistumsüberlieferungen.⁷⁾ D. geht an seinen Stoff zumeist mit volkswirtschaftlichem Interesse heran, und er behandelt in diesem Sinne erst die „Verfertigung von Hilfsstoffen und Gerätschaften“ (Köhler, Aschenbrenner und Pechbohrer, Stellmacher, Drechsler, Böttcher, Tischler, Lindschleisser und Seiler,

1) Mitt. d. anthrop. Ges. Wien 39, 329—335. Mit 10 Abb. im Text.

2) Mitteilungen aus dem Altonaer Museum 1902, 93—102, 1903, 3—24.

3) Ebenda 1903, 86—90, 97—112.

4) Schweiz. Archiv f. Volksk. 7, 53—56.

5) Globus 81, 53—56.

6) G. v. Below und F. Meinecke, Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte. Abt. IV: Hilfswissenschaften und Altertümer. München und Berlin, R. Oldenbourg 1903. VIII, 432 S. Mit vielen Abbildungen im Text.

7) Diss. Leipzig, Osw. Schmidt 1903. XI, 137 S.

Töpfer und Schmied), sodann das Baugewerbe (Sägemüller, Zimmermann, Dachdecker, Kalkbrenner, Stein- und Lehmbeschaffung, Ziegler, Maurer), endlich das Bekleidungs-gewerbe (Gewinnung und Bereitung der Gespinnstfaser, Spinnen, Weber, Wollschläger, Walker und Bleieher, Schneider, dann Gerber, Schuhmacher, Strickenmacher, Kürschner und Handschuhmacher). Schon aus dieser Übersicht ist zu erkennen, wieviel auch wir aus den mosaikartig zusammengetragenen Darstellungen Dunckers lernen können. Das erste Auftreten und die Entwicklung der einzelnen Gewerbe ist naturgemäss auch für die Geschichte der äusseren Denkmäler von grosser Wichtigkeit, und empfehle ich daher das Buch zu reichlichem Gebrauch. D. stützt sich nur auf literarische Quellen; es ist daher unausbleiblich, dass seine Darstellung durch die Geschichte der Denkmäler in einzelnen Punkten zu ergänzen oder zu berichtigen ist: so bedarf z. B. die Angabe, dass die Töpferei auf die Wetterau beschränkt gewesen sei, ersichtlich der Korrektur (S. 35). Im übrigen möchte ich folgende Einzelheiten besonders herausheben. Wir finden erwähnt anno 1685 „jemande, so ain hilzene Kuehl oder Kemich hat“ (S. 83), ferner Nachrichten über Bedachung mit Stroh oder Schindel (S. 74 ff., Bearbeitung des Flachses in der Badestube (S. 91—92), die Elle und den Webstuhl (S. 97—98), sodann Wagen, Karren und Ackergerät (S. 18—20, 38, hölzerne Schüsseln und Becher (S. 21, 24 ff.), Böttcherarbeiten (S. 27 ff.), Siebe (S. 29) und Möbeln (S. 31 bis 32). Von Schneidern wird in jedem Dorf stets nur einer als „der“ Schneider erwähnt. Er arbeitet meist in der Stör, hier und da finden wir freilich auch schon früh Stücklohn angesetzt, so in Brixen 1379. Neben dem Schneider erscheint die „Naterin“, wie wir denn schon im 14. Jahrhundert eine Grede Sniderin zu Attenschwiler bezeugt finden. — Die Zusammensetzung einer Brautaussteuer aus dem Enneberger Gericht führt Duncker S. 104—105 an.

II. Haus- und Wirtschaftsgerät.

Rudolf Meringer, Zur indogermanischen Altertumskunde¹⁾ behandelt im Anschluss an O. Schraders, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde eine Reihe einzelner Wörter und Sachen, die zwar nicht durchgehends Haus- oder Wirtschaftsgerät betreffen, die aber doch zum grössten Teile hierher gehören. Auf alle die vielen Einzelheiten, die M. zur Sprache bringt, kann ich hier nicht eingehen; ich durfte es aber nicht unterlassen, von den Schriften Meringers, die zur Erforschung von Wohnbau und Hausrat stets so viele, auf rastlosem Sammeleiter beruhende und auf wissenschaftlichen Fundamenten sicher begründete Mitteilungen zu machen haben, selbst diese kurze Besprechung zu erwähnen.

Nicht minder empfehle ich Rud. Meringer, Wörter und Sachen²⁾; aber auch hier bin ich in Verlegenheit, was ich aus dieser inhaltreichen Reihe einzelner kleiner Aufsätze besonders herausheben soll. Überall handelt es sich für M. in diesen Aufsätzen um die genaue Präzisierung einzelner Wortbedeutungen, die er mit Hilfe seiner ausgedehnten Sachkenntnis festzustellen sucht, und überall erweist sich diese Verbindung von Wort- und Sachforschung als sehr fruchtbringend. Die Geschichte der äusseren Denkmäler, zumal des Wohnbaues, der Bauteile, der Haus- und Ackergeräte, findet in diesen Artikeln so vielseitige Behandlung, dass es mir hier bei beschränktem Raume leider nicht möglich ist, sie auch nur in kurzen Auszügen wiederzugeben, dass ich aber um so mehr Veranlassung habe, sie allen Hausforschern angelegentlichst zu empfehlen. Mit lobhafter

1) Zeitschrift f. österr. Gymnasien 1903, 1—17.

2) Indogermanische Forschungen 16, 101—196. Mit 21 Abb. im Text.

Befürwortung möchte ich nur Meringers Aufforderung weitergeben. „Sprachwellen und Sachwellen [von denen wir oben bereits sprachen] in ihrem Verhältnisse zueinander auf demselben Sprachgebiete zu studieren, die Bewegungstendenzen, die Ausbreitungsbezirke“ (S. 139). Und im Interesse einer wissenschaftlichen Erforschung der äusseren Denkmäler lege ich grosses Gewicht darauf, hier wörtlich mitzuteilen. dass Meringer, dieser doch wohl widerspruchslos als urteilsfähig anerkannte Forscher, fortfährt: „Die Arbeitskraft des einzelnen kann hier nicht ausreichen, hier könnte bloss organisierte Arbeit etwas Erspriessliches leisten, und nur für diese hätten wir erspriesslich vorgearbeitet. Leider ist für die Sachstudien noch heute nur bei wenigen — freilich sind es eben die Letzten nicht! — Verständnis zu finden.“ —

Was sonst an Mitteilungen über einzelne Geräte mir bekannt geworden ist, kann ich verhältnismässig kurz zusammenstellen. J. Foecke, Die hölzernen Milchrechnungen des Tavetschthales (Graubünden)¹⁾ behandelt eine Art von Kerbholzrechnungen. Ein Aufsatz von G. Fient, Hemd und Hosa²⁾ gibt eine mundartliche Plauderei, in welcher die Zubereitung von Hanf und Wolle und die Geräte zum Spinnen und Weben mit Abbildung und Beschreibung sowie unter Angabe ihrer lokalen Benennungen behandelt werden. Das Joch in einer primitiven Form bespricht L. Laloy, Alte Anspanngeräte.³⁾ Ebenso behandelt K. Hörmann den Schellenbogen der Herdentiere und ähnliche Holzgeräte⁴⁾ und Joh. Werner, Die Zoche, eine primitive Pilgform.⁵⁾ Im Zusammenhang mit sprachlichen Forschungen äussert sich Karl Štrekelj, Köse, Küser, Kosch⁶⁾ über die Garbenharfe. Schliesslich ist als letztes Wirtschaftsgerät das 'Klapperbrett' zu nennen, über welches sich im Globus 83, 52. 196. 291. 323 und 84. mehrere Mitteilungen finden.

Besonders in Fluss gekommen ist in letzter Zeit die Erforschung der volkstümlichen Schiffstypen. Von zwei Seiten sind dafür sehr energische und erfolgreiche Schritte getan worden. Einmal von der deutschen anthropologischen Gesellschaft, welche unter dem Titel 'Zur Forschung über alte Schiffstypen auf den Binnengewässern und an den Küsten Deutschlands und der angrenzenden Länder' eine Reihe einschlägiger Untersuchungen veröffentlicht und mit vielen Abbildungen illustriert.⁷⁾ Sodann aber ist in dieser Beziehung rühmend die Arbeit eines einzelnen Instituts zu nennen. Das trefflich geleitete junge städtische Museum in Altona hat eine eigene Abteilung für Seefischerei von beträchtlichem Umfang in seinen Sammlungen zur Schau gestellt, die in ihren Einzelheiten zwar grösstenteils Eigentum des Deutschen Seefischerei-Vereins ist, deren Schauausstellung aber das wesentliche Verdienst des Direktors Lehmann bleibt. L. hat denn auch einen sehr übersichtlichen 'Führer durch die Abteilung für Seefischerei'⁸⁾ geschrieben, den man als kurzes Handbuch der volkstümlichen Seefahrzeuge bestens empfehlen kann. Nicht nur, dass er eine grosse Reihe von Fischerfahrzeugen der Sammlung in deutlichen Abbildungen wiedergibt, er beschreibt sie auch in ihren Einzelheiten und bezeichnet sie mit den volkstümlichen Namen.

1) Schweiz. Archiv f. Volksk. 7, 36—42.

2) Ebenda 7, 81—92. Mit 15 Abb.

3) Archiv f. Anthropologie 27, 133f. Mit 2 Abb.

4) Globus 83, 7ff.

5) Zs. f. Ethnologie 35, 716—720. Mit Abbildung.

6) Zs. f. deutsche Wortforschung 5, 279—285.

7) Korrespondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft 1902—1904.

8) Mitteilungen aus dem Altonaer Museum 1903, 27—78. Auch als Einzelheft erschienen.

Endlich führe ich noch eine Anzahl kleinerer äusserer Denkmäler an, die zwar nicht als Haus- oder Wirtschaftsgeräte betrachtet werden können, die aber doch hierher gehören. Über 'Kreuzsteine und Steinkreuze aus den Gerichtsbezirken Mies und Pfraumberg (Westböhmen)' handelt Gg. Schmidt.¹⁾ Ferner stellt Fr. Stolz, 'Über die Leichenbretter im Mittelpinzgau' die Verbreitung der „Leichladen“ in jener Gegend fest.²⁾ Er berichtet über ihre Ausstattung und teilt eine Anzahl der darauf befindlichen Gedächtnisverse mit. Schliesslich sind hier zu erwähnen eine Reihe neuerer Mitteilungen über Gebildbrote, denen M. Höfler wiederum seinen Sammeleifer zugewandt hat.³⁾

III. Die Bauernkunst.

Die Erforschung der Bauernkunst hat in den letzten Jahren so starken Aufschwung genommen, dass man beinahe sagen kann, sie linge an, Mode zu werden. Vorläufig kann uns das, solange wir noch der Publikation des einschlägigen Materials dringend bedürfen, nur willkommen sein. So ist denn auch für das abgelaufene Jahr gerade für dieses Gebiet von einer ziemlich Reihe meist erfreulicher Schriften zu berichten.

Hier muss ich zuerst erwähnen, dass seit 1903 sich eine eigene Zeitschrift in den Dienst der Erforschung der äusseren volkskundlichen Denkmäler gestellt hat und dabei besonders die formale, oder wenn man so will, die künstlerische Ausstattung derselben betont: „Volkskunst und Volkskunde, Monatsschrift des Vereins für Volkskunst und Volkskunde in München“.⁴⁾ Die Schriftleitung ruht in den Händen des rastlosen Sammlers Architekt Franz Zell, dem es denn auch gelungen ist, einen grossen Stab fleissiger Mitarbeiter um sich zu scharen und so einen reichen Inhalt des vorliegenden ersten Jahrganges darzubieten. Am besten wird davon folgender kurzer Überblick über den Inhalt unterrichten: Volkskalendarium (v. M. Höfler); Unsere Landkirchen sonst und jetzt (v. R. Berndt); Adventgebäcke (v. M. Höfler); Zum Hausbau im bayerischen Alpengebiet (v. W. M. Schmid); Die wahrhafte Länge Christi (v. F. Zell); Das Bauernhaus im nördlichen Bayern (v. R. Kempf); Die Ortsmuseen in Bayern (v. F. Zell); Löffelopferung im südlichen Schwarzwald (v. H. v. Preen); Zur Geschichte der Berchtesgadener Schnitzerei (v. A. Hartmann); Hirtenkunst [Schellenbogen] (v. K. Hörmann); Die Tölzer Leonhardifahrt; Über Nikolausbräuche (v. K. Reiser); dazu eine Reihe kleinerer Aufsätze, die die Denkmalpflege betreffen. Alle die Mitteilungen sind von einer grossen Reihe guter Abbildungen, teilweise sogar kolorierten Tafeln begleitet, so dass man sich auch in Rücksicht auf den niedrigen Preis (jährlich 2 Mk.) über das Mass des Geleisteten nur verwundern kann. Alle Freunde der Volkskunde werden daher der jungen Zeitschrift auch einen ferneren gleichmässig guten Fortgang aufrichtig wünschen.

Bezüglich der Frage nach dem, was wir unter „Volkskunst“ zu verstehen haben, verweise ich nachdrücklichst auf Hermann Obrist, „Neue Möglichkeiten in der bildenden Kunst“⁵⁾, ein Buch, welches, von einem phantasevollen, bildenden Künstler geschrieben, in schöner Ausstattung eine Reihe sehr anregender Vorträge publiziert, deren einer im besonderen die Frage „Volkskunst?“ behandelt, während

1) Zeitschr. f. österr. Volksk. 9, 163—170.

2) Ebenda 9, 1—15, 237—239.

3) Zs. f. österr. Volksk. 9, 15—22, 185—205. Volkskunst und Volkskunde 1903, 24—26.

4) München, Süddeutsche Verlagsanstalt 1903 ff.

5) Leipzig, Diederichs 1903, 168 S. Mit einer Lichtdrucktafel. 3 Mk.

einige andere sie mehrfach berühren. Eins ist mir an diesen Aufsätzen vor allem wichtig, und deshalb empfehle ich sie allen, die sich mit „Volkskunst“ und „Bauernkunst“ befassen. Das ist die Erkenntnis, dass Volkskunst und Bauernkunst nicht ein und dasselbe ist. Obrist hat das leider nirgend durchaus scharf wie in einem Lehrsatz präzisiert, er gebraucht auch das Wort „Volk“ in seinen beiden Bedeutungen mehrfach unmittelbar nebeneinander, ohne sie streng zu scheiden, aber darin ist er sich durchaus klar, dass man unter Volkskunst eine volkstümliche, d. h. eine nationale Kunst zu verstehen hat, eine Kunst, die in mancher Beziehung noch ein Zukunftstraum ist, und von der O. daher mit Recht sagt: „Unser Begriff von Volkskunst enthält versteckt den Begriff dessen, was wir [d. h. wir Künstler und Kunstfreunde] für richtig und wünschenswert halten, dass unser Volk haben soll“ (S. 86). Die Bauernkunst dagegen ist gar nicht in allen ihren Erscheinungsformen urwüchsig national, sie ist nicht etwa nur der Ausfluss einer seit der Frühzeit unseres Volkes zähe bewahrten rein germanischen Kunstbetätigung, sondern sie zeigt sich in sehr vielen Beziehungen befruchtet oder oft geradezu geleitet von der Stadtkunst, von der grossen Kunst, die im Laufe der Zeiten so oft sich fremde, ausserdeutsche Formen und Anschauungen zu eigen gemacht hat. Das ist es, was Obrist mit den Worten ausdrückt: „Was wir jetzt als Bauernkunst so schätzen, sind nur zu oft Renaissance- und Barockformen, ornamentale Bruchstücke, die sich aufs Land verirrt auf Schränke und Truhen, und die uns durch ihre Naivität und ihre unbeholfene Arbeit rühren, aber alles, nur nicht urvolkschaft sind.“ Was bei Obrist ein wenig zu kurz kommt, das ist der Hinweis darauf, dass wirklich volkstümlich deutsch an unserer Bauernkunst die Art ist, in der jene fremden Elemente in die eigene Formensprache herübergenommen, ich möchte sagen, künstlerisch und ästhetisch adaptiert worden sind.

Was nun die Pflege der Bauernkunst, was ihre Daseinsbedingungen und die Hoffnung auf ihr weiteres Bestehen, was endlich die museologische Behandlung ihrer Erzeugnisse anlangt, so findet sich wohl das beste, was ich in knapper Form überhaupt über diesen Gegenstand gelesen habe, in einem Aufsatz: Peter Jessen, „Die Kunst auf dem Lande.“¹⁾ Alle, die sich mit Bauernkunst befassen wollen, bitte ich eindringlichst, diesen auf reichen Kenntnissen beruhenden, mit verständig kühler Kritik und doch mit warmem Herzen geschriebenen Aufsatz wiederholt zu studieren. Ich schätze ihn so hoch, dass ich dringend wünsche, er möchte nochmals als Einzelheft gedruckt und so der verdienten weiten Verbreitung zugänglich gemacht werden. Einzelheiten aus dieser dicht geschlossenen Kette von klar formulierten Gedanken herauszuheben, ist nicht möglich, und es mag ein Stück persönlicher Genugtuung meinerseits darin liegen, wenn ich nur das eine betone, dass auch Jessen für die museologische Behandlung der äusseren volkskundlichen Denkmäler in Form von Freiluftmuseen eintritt mit den Worten: „Man hat gut daran getan, die ländliche Kunst zusammen mit dem ganzen Bauernhaus aufzustellen, wie in den Freiluftmuseen der nordischen Hauptstädte und in Schleswig-Holstein.“

Fassen wir nun die Einzeluntersuchungen über deutsche Bauernkunst ins Auge, so nennen wir an erster Stelle: O. Schwindrazheim, Deutsche Bauernkunst²⁾.

¹⁾ Vortrag in der 7. Hauptversammlung des Ausschusses für Wohlfahrtspflege auf dem Lande am 10. Februar 1903. Abgedruckt in: 'Das Land, hrsg. von H. Sohney' 11, Nr. 12, S. 201—206.

²⁾ Herausgegeben im Auftrage der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung zu Hamburg. Wien, Martin Gerlach & Co. 1904. Mit vielen Abbildungen im Text und acht kolorierten Tafeln.

Ein Künstler hat dieses Buch geschrieben, ein Künstler mit warmem Herzen und mit einer glühenden Begeisterung für die Sache. Man merkt das auf jeder Seite, und so hat mir der Verfasser seine Ziele auch brieflich selbst mit den Worten ausgesprochen: „Ein gelehrtes, wissenschaftliches Buch will's gar nicht sein, nur ein anregendes Buch für Laien, die geeignet sind und Lust haben, einer guten Sache zu nützen, und ich glaube, das ist wohl einigermassen zu hoffen. Schon die Illustrationen, die ich absichtlich sehr reichlich gab, dürften manchem, der an dem Thema bislang gleichgültig vorbeilief, doch ein wenig aufmerksam machen.“ Nach alledem kann man mit Gewissheit sagen, dass Sch. sein Ziel durchaus erreicht hat. Aus dem Formenschatze bäuerlicher Kunstbetätigung hat er mit rastlosem Eifer eine erstaunliche Menge künstlerischer Motive gesammelt und reproduziert. Dass Niederdeutschland dabei im Vordergrund steht, ist durch den Wohnsitz des Verfassers selbstverständlich bedingt. In den Abbildungen liegt der Hauptwert des Buches, und in dieser Beziehung haben wir bislang nichts, was mit ihm auch nur annähernd konkurrieren kann. So bietet das Buch einen aus der bäuerlichen Kultur Deutschlands geschöpften reichen Quellenschatz künstlerischer Motive. Als solcher ist es auch deshalb bequem zu benutzen, weil der Text in seinem grössten Kapitel in Anlehnung an die Abbildungen die einzelnen Erzeugnisse der Bauernkunst nacheinander, also geordnet nach Hausteilen, einzelnen Möbeln usw. behandelt. Zwei Abschnitte: „Zur Geschichte der deutschen Bauernkunst“ und „Unsere Bauernkunst in ihren Eigenschaften“ gehen voraus. Leider aber hält der Text nicht völlig gleichen Schritt mit dem Wert der Abbildungen, denn wenn wir dort mit Freuden den Künstler an der Arbeit sahen, so würden wir hier lieber mehr den Gelehrten wirken sehen. Trotz aller Anerkennung für die Leistungen, die Sch. als Sammler zuwege gebracht hat, können wir doch nicht verschweigen, dass er der wissenschaftlichen Verarbeitung an historischer Methode und kritischer Schulung nicht völlig gewachsen war. Auch ist er durch seine Disposition, die jede Einzelheit in ihren verschiedenen Formen auf dem ganzen Gebiete deutscher Bauernkunst bespricht, dazu verleitet, Dinge zu verallgemeinern, die nur ihre lokale Bedeutung haben. Hätte er die Bauernkunst der verschiedenen deutschen Gegenden nacheinander, jede für sich behandelt, so wäre er von diesem Irrtum verschont, so hätte er rechtzeitig bemerkt, dass es auch auf dem Gebiete der künstlerischen Ausstattung Wellenbewegungen gibt, die nicht über ganz Deutschland, sondern nur über gewisse Gegenden hinschwingen. Nachher hat Sch. das selbst erkannt, wie ich mit Vergnügen aus einem seiner Briefe entnehme. Aber da war es leider zu spät. Trotz alledem aber bleibt das Buch eine sehr tüchtige und erfreuliche Leistung, und wer einmal die grosse Fülle künstlerischer Formen und technischer Lösungen, die Sch. mitzuteilen weiss, kennen gelernt, oder wer seine zahlreichen Mitteilungen über bäuerliches Gerät und seine Ausstattung studiert hat, der wird dem Verfasser seine Anerkennung nicht versagen. Dazu ist das Buch mit vortrefflichen Verzeichnissen ausgestattet, die seine Benutzbarkeit wesentlich erhöhen. —

Das Bauernhaus als Träger der Bauernkunst bildet das Thema für Rudolf Kempf, 'Dorfwanderungen. Die interessantesten Bauernhaustypen Süddeutschlands. In Aufnahmen nach der Natur'.¹⁾ Verfasser ist der auf unserem Gebiete längst bekannte Direktor des Technikums in Aschaffenburg, und so ist er in rein künstlerischem Interesse an sein Werk gegangen. Auf das Bildmässige, das Malerische kommt es ihm an. Die für die Hausforschung am meisten wichtigen, primitiven

1) Frankfurt a. M., H. Keller 1901. 100 Tafeln mit 12 Seiten Text.

Bauernhäuser interessieren ihn nicht so sehr als diejenigen, die möglichst viel Kunstbetätigung zeigen. In dieser Rücksicht ist sogar das eine oder andere Haus aufgenommen, welches kaum mehr den Namen Bauernhaus verdient, wie denn z. B. das auf Bl. 12 dargestellte Bauernhaus im Schweinfurter Gau schon eher als Gutshaus bezeichnet werden muss. In manchen Fällen sind nicht einzelne Bauernhäuser, sondern ganze Strassenpartien aufgenommen. Die Aufnahmen verteilen sich ziemlich gleichmässig über das ganze südliche Deutschland. Besonders zahlreich sind die Abbildungen von Häusern des bayerischen Vorgebirges und des Hochlandes (Taf. 31—37) sowie des Ammer- und Lechtales (Taf. 39—45). Die Aufnahmen sind durchweg gut und wohl gelungen in der Reproduktion, und es ist geradezu erstaunlich, welche Fülle von Baugedanken und dekorativen Motiven sich in den Blättern finden. Kempf hat sie mit feinem Sinne für die künstlerische Wirkung aufgenommen, und so erfüllt uns das Durchblättern des Werkes mit wahrem Entzücken. Der Text gibt kaum mehr als eine kurze Beschreibung, er erfreut aber durch einige Grundrisse, deren Zahl — sechs — ich freilich gern noch etwas reicher gesehen hätte. Auf den Tafeln wäre für die Hausforschung eine genaue Angabe des betreffenden Dorfes erwünscht gewesen. Die von Kempf gewählten Ortsbezeichnungen sind leider nicht immer ganz hinreichend; z. B. bei Taf. 17 u. 18 mit Darstellungen von Blockhäusern genügt die Bezeichnung „In der fränkischen Schweiz“ nicht, weil die Blockhausgrenze die fränkische Schweiz von Norden nach Süden etwa in der Gegend von Pottenstein mittlen durchschneidet. Eine genaue Ortsangabe wäre daher bei den betreffenden Blättern sehr erwünscht gewesen. Im übrigen verdient diese schöne Publikation die wärmste Empfehlung.

Das gleiche lobende Urteil muss in vollem Masse gespendet werden dem Werke von O. Gruner, 'Die Dorfkirche im Königreich Sachsen. Eine Darstellung ihrer Entstehung, Entwicklung und baulichen Eigenart'.¹⁾ Der Verfasser hat sich um die Erforschung des bäuerlichen Wohnhauses in Sachsen schon wesentliche Verdienste erworben, und so war von vornherein auch in diesem Werke von ihm nur das Beste zu erwarten. Er hat unsere Hoffnung nicht getäuscht. Mit einem reifen Verständnis für die äusseren Einflüsse, denen die Bauformen in ihrer Entstehung unterworfen sind, tritt er an seine Aufgabe heran. Er sagt: „Die echte Dorfkirche will kein von aussen imponantes Gebäude sein: unter den bescheidenen und selbst neben stattlichen Bauernhäusern bedarf es keines grossen Aufwandes an Masse und Kunstformen, um sich auszuzeichnen. Die Höhenentwicklungen, auch des Turmes, sind zumeist so mässige, dass sie sich friedlich und harmonisch in die Dorfsilhouette und in das Landschaftsbild eingliedern: das Streben der verschiedenen Gemeinden einer Stadt, sich durch Grösse und Pracht ihrer Gotteshäuser zu überbieten oder deren Erscheinung neben den mächtigen Stadthäusern zur Geltung zu bringen, ist auf dem Dorfe gegenstandslos: der Innenraum ist bei einer Dorfkirche die Hauptsorge des Erbauers, nächst dem eine charakteristische Endigung des Turmes: das übrige des Äusseren ergibt sich von selbst, ungezwungen, wenn nicht 'stilvoll', doch ganz gewiss malerisch und anmutend.“ Die Kirche als gemeinsame Andachtstätte ist zugleich ein Ausdruck des christlichen Gemeinschaftslebens, des kirchlichen Wesens auf dem Dorfe.

Gruner bespricht die Einflüsse der Lokalgeschichte auf die Entwicklung der Kirchenbauten, die Christianisierung, die Stammesgeschichte, die Hussiten- und

1) Im Auftrage und mit Beihilfe des Vereins für Sächsische Volkskunde und des Sächsischen Ingenieur- und Architektenvereins bearbeitet. Leipzig, Arw. Strauch 1904. 69 S. mit 13 Tafeln und 4 Lichtdruckbeilagen.

Bauernkriege (Defensivrückichten bei Wahl des Platzes und im Aufbau!), die Reformation mit den Kirchenvisitationen, den dreissigjährigen Krieg, die böhmische Einwanderung. Er bringt sodann die Entwicklung des Grundrisses und der äusseren Formen der Kirche und ihrer Teile bis auf ihre Ausstattung an Schmuck, Gerät und Möbeln. Vor allen Dingen aber erschliesst er uns in den Abbildungen einen unendlichen köstlichen Schatz von Formen, in dem die entzückenden äusseren Erscheinungen wie die im Laufe der Zeit harmonisch zusammengewachsenen Innenräume der alten Dorfkirchen Sachsens mit gleicher Liebe zur Darstellung gebracht sind. Unsere Anerkennung für den Verfasser verbindet sich mit dem Dank an die beiden Vereine, die diese schöne Veröffentlichung angeregt und unterstützt haben. Ganz besonders gilt es hier das Verdienst des Vereins für Sächsische Volkskunde hervorzuheben, der hier, durch ein — leider noch nicht gewöhnliches — Verständnis für die Aufgaben der äusseren Volkskunde in vorbildlicher Weise sich ausgezeichnet hat. —

Ein Werk, dessen drei erste Lieferungen ich bereits im vorjährigen Berichte anzeigte, hat im abgelaufenen Jahre seine Vollendung gefunden: Franz Zell, 'Volkskunst im Allgäu¹⁾, und die warme Empfehlung, welche ich damals ausgesprochen habe, muss auch dem abgeschlossenen Werke wiederum zuteil werden. Die Tafeln mit ihrem vortrefflichen, zum Teil farbig ausgeführten Abbildungsmaterial sind auf 36 vermehrt worden, und die in den Text eingestreuten deutlichen und grossen Bilder sind bis auf 56 gestiegen. In den letzten Kapiteln behandelt Zell die Schnitzereien von Oberammergau und Berchtesgaden, die Krippenfiguren, Spielwaren (Puppenküchen) und Massstäbe, sodann die Gläser, als Glasflaschen mit 'Eingricht', Glasbilder usw., und das Wachs und die Wachsstöcke. Untersuchungen über Bauerngeschirr, Tracht und Schmuck, über verschiedene Geräte (Schlitten, Körbe, Bauernzunftschild, Zither, Beleuchtungsgeräte), endlich über Amulette, Haussegen und Reliquien (auch heilkräftige Steine und Kräuter) bilden den Abschluss. Überall bewährt sich Zell als trefflicher Kenner der lokalen bäuerlichen Kultur. Er schöpft hier so sehr aus dem Vollen, dass er für manche Gebiete (z. B. für Oberammergauer Schnitzereien, für Glasbilder usw.) besondere monographische Darstellungen in Aussicht stellen kann. Durch gute Namens-, Orts- und Gegenstandsverzeichnisse ist das Werk leicht benutzbar gemacht, und so gebührt dem Herausgeber für seinen Eifer und seine Kenntnisse, den verlegenden Kunstanstalten für die reiche und schöne illustrative Ausstattung des Werkes uneingeschränktes Lob. Das Buch kann als Muster für alle ähnlichen Monographien bestens empfohlen werden.

Als eine wenn auch vorläufig nur kurze, aber auf ausgedehnter Sachkenntnis beruhende sehr empfehlenswerte Behandlung der schleswig-holsteinischen Bauernkunst ist zu nennen: Heinrich Sauer mann, „Führer durch das Kunstgewerbemuseum der Stadt Flensburg.“²⁾ S. bespricht dort alle Teile seines Museums mit gleicher Liebe. Für uns kommt hier nur in Betracht, was er über die reichen Sammlungen der lokalen bäuerlichen Arbeiten, Trachten, Stickereien, Hausgeräte und ganzer Bauernstuben mitteilt, wozu auf eine schöne Serie von Ansichtspostkarten: '10 Aufnahmen von alten Bauernstuben usw. aus der Zeit um 1500 bis 1793'³⁾ zu verweisen ist. Es wäre dringend zu wünschen, dass S. uns noch weiterhin eine eingehende und gut illustrierte Arbeit über die schleswig-holsteinische

1) Kaufbeuren und München, Vereinigte Kunstanstalten A.-G., 1903. Lfg. 4—6.

2) Flensburg, Emil Schmidt 1903. XV, 118 S. 1 Mk.

3) Flensburg, Aug. Westphalen.

Bauernkunst an der Hand seiner Museumssammlungen und der im Lande verstreuten Denkmäler schenken möchte. Viel mehr als eine Erweiterung der betreffenden Abteilungen des Führers wäre dazu kaum erforderlich. Neu hinzukommen müsste nur eine Behandlung des Bauernhauses selbst, die sich an Meiborgs bekannte Darstellung anlehnen würde, von der aber z. B. genauere Forschungen oder Mitteilungen über die Entstehung von Stube und Pesel sehr erwünscht wären. — Überraschen muss nach jenem Führer nur die Tatsache, dass das Museum den Namen „Kunstgewerbe-Museum“ führt. Eine Sammlung, welche prähistorische Denkmäler, Straßaltertümer, Flensburgensien, eine Schifffahrtsabteilung, Trachten, ferner an Hausaltertümern die vielen mehr kulturgeschichtlich als kunstgewerblich interessanten Stuben enthält, und die auch sonst in allen ihren Abteilen einen vor allem lokal schleswig-holsteinischen Charakter trägt, sollte doch lieber mit dem ihr allein zukommenden Namen als „Historisches Museum“ bezeichnet werden.

Von kleineren auf die Bauernkunst bezüglichen Arbeiten sind mir folgende bekannt geworden. (Lehmann,) „Das Vierländer Zimmer“¹⁾ behandelt an der Hand einer deutlichen Abbildung und unter Hervorhebung des wesentlich Charakteristischen eine typische Vierländer Stube, welche vor kurzem in das Altonaer Museum gelangt ist. R. Mielke, „Verzierungen in dem Lehmfachwerk von Bauernhäusern“²⁾ bespricht die auch sonst gelegentlich schon behandelten, meist geometrischen, teilweise auch pflanzlichen Ornamente, von denen er einige Abbildungen gibt und deren Herstellung vermittels eines gleichfalls abgebildeten hölzernen Spachtels er erklärt. J. R. v. Grienberger, „Lungauer Kornspeicher“³⁾, untersucht unter Beigabe von Abbildungen die an den Speichern des Lungau (Salzburg) sich findende Freskobemalung, deren Entstehung immer auf die Wende des 17. Jahrhunderts anzusetzen ist. Ludwig Mlynek, Die Salzschnitzereien der Wieliczkaer Bergarbeiter⁴⁾, berichtet — leider ohne Abbildungen — über die Salzschnitzereien, die der Verfasser dem Museum für österreichische Volkskunde zum Geschenk gemacht hat. Der Aufsatz von Marie Luise Becker, Ungarische Volkskunst⁵⁾, ist den Lesern dieser Zeitschrift bekannt. Auch hier hätte ich gern zwischen den Begriffen Volkskunst und Bauernkunst deutlich unterschieden gesehen. So aber muss der Leser aus der Art, mit der die Verfasserin nebeneinander von „Volkskunst“, „bäuerlichem Kunstgewerbe“, „Kunst des Landvolkes“, „Hausindustrie“, „Bauernkunst“, „ländliche Kunst“, „Schönheitssprache der einen oder anderen Rasse“ redet, auf den Gedanken kommen, dass alle jene verschiedene Ausdrücke im Grunde ein und dasselbe bezeichnen.

IV. Die Tracht.

Wenn von allen Denkmälern der äusseren Volkskunde zu sagen ist, dass sie ohne ein Zurückgehen auf die historischen Formen niemals genügend behandelt werden können, so muss man das ganz besonders stark bei der Tracht betonen. Nicht etwa, weil es bei ihr in höherem Masse als bei den übrigen Denkmälern notwendig wäre, sondern lediglich deshalb, weil es gerade bei Trachtenstudien heute noch am meisten zu vermessen ist. Leider stehen auch hier noch die wenigsten Autoren mit voller Schärfe auf dem Standpunkte, dass sie in den

1) Mitteilungen aus dem Altonaer Museum 1903, S. 83—85.

2) Zeitschr. f. Ethnologie 35, 435—437.

3) Zeitschr. f. österr. Volkskunde 9, 22—27.

4) Ebenda 9, 160—163.

5) Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde 13, 39—49. Mit zwei Abbildungstafeln.

Bauertrachten fast durchgehends nichts anderes als umgemodelte Formen der allgemeinen Mode vor sich haben. Die Behandlung einer lokalen Bauertracht gewinnt aber nur dann einen wissenschaftlichen Wert, wenn sie sich nicht auf blosser Abbildung und Beschreibung beschränkt, sondern den historischen Vorbildern der einzelnen Elemente nachgeht und daneben die äusseren Einflüsse aufdeckt, unter deren Wirkung die volkstümliche Kleidung jener bestimmten Gegend sich entwickelt hat. Stoff, Schnitt und Farbe der Tracht sind zu untersuchen und auf die Vorbilder der Vergangenheit zurückzuführen. Aber auch hier ist das Typische immer scharf von den persönlichen Zutaten zu trennen. Die letzteren sind für die historische Trachtenforschung eigentlich nur nebensächlich. Die typische Farbe z. B. dient dazu, bestimmte Stände und Ämter, Frauen und Jungfrauen, Fest- und Trauerzeiten usw. voneinander zu unterscheiden. Ihrem Zwange fügt sich jeder einzelne Mensch gewohnheitsmässig. Was er aber in bezug auf Zusammenstellung und Gruppierung der Farben zum Zwecke des Schmuckes hinzutut, das ist zum Teil etwas rein Persönliches, zum Teil hält es sich in typischen Formen, deren Betrachtung in das Gebiet der Bauernkunst gehört. Wenn man sich allgemein gewöhnen wollte, in dieser Weise Kleidertypen und Schmucktypen streng zu scheiden, so würden wir meines Erachtens mit der Trachtenforschung ein gutes Stück vorwärts gekommen sein.

Auf die Erkennung der Typen und des Wandels, dem dieselben im Laufe eines bestimmten Zeitabschnittes unterworfen waren, zielt mit grosser Schärfe das vortreffliche Buch von Moriz Heyne, Körperpflege und Kleidung bei den Deutschen von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert¹⁾. Die Geschichte der deutschen Tracht ist, wie aus dem Titel ersichtlich, zwar nur bis in die Zeit hineingeführt, von welcher ab die lokalen Bauertrachten in Deutschland anfangen, für unser Auge erkennbar zu werden, aber H. gibt in vorzüglicher Weise, die Sachkenntnis und Sprachkenntnis gleichmässig vereint, die historischen Grundlagen, auf denen die Bauertrachten erwachsen sind. Das ist diejenige Seite des Buches, die hier am meisten betont werden muss, und die es auch für die Erforschung der Bauertracht zum unentbehrlichen Hand- und Nachschlagebuche empfiehlt. Daneben aber ist es als musterhaftes Vorbild für alle einschlägigen Arbeiten zu rühmen wegen der Forschungsmethode des Verfassers, der sich nicht auf die Beschreibung der äusseren Denkmäler beschränkt, sondern daneben auch in unserem Sprachschätze eine bislang noch viel zu wenig erschöpfte Quelle zur Kenntnis derselben reichlich ausnutzt. Dass eine wissenschaftliche, historische Trachtenforschung ohne Sprachstudien und germanistische Schulung unmöglich ist, das lehrt dieses Buch auf jeder Seite.

In unserem Zusammenhange kann ich leider nur nebenbei betonen, dass die Geschichte der Kleidung eigentlich nur die kleinere Hälfte des Buches einnimmt. Den ersten grösseren Teil bildet die Darstellung der Körperpflege, welche nacheinander die äussere Erscheinung, die Sorge für die Gesundheit, Reinlichkeit und Zierlichkeit und endlich die Krankheiten und deren Heilung behandelt. Auch dieser Abschnitt ist für die Volkskunde von allergrösster Wichtigkeit, da er nicht etwa die Geschichte der medizinischen Wissenschaft, sondern lediglich die volkstümliche Körperpflege behandelt, und er verdient deshalb noch um so mehr unsere Anerkennung, als der Verfasser sich dabei fast überhaupt auf keine Vorarbeiten

1) Fünf Bücher deutscher Hansaltertümer. Ein Lehrbuch. Bd. 3. Leipzig. Hirzel 1903. 373 S. Mit 96 Abbildungen.

stützen konnte. Das Buch ist mit seinen beiden Vorgängern eine der glänzendsten Erscheinungen, die die archäologische Literatur der letzten Jahre zu verzeichnen hat.

Eine andere kleinere Arbeit, welche auch für die Geschichte der Tracht allgemeine Bedeutung hat, ist das Buch: Walther Gloth, „Das Spiel von den sieben Farben“¹⁾. Dasselbe ist in dieser Zeitschrift 13, 108 ff. bereits eingehend besprochen, ich kann also auf jene Anzeige kurz verweisen, möchte das Buch aber als einen Beitrag zur Geschichte der Farbensprache hier nicht unerwähnt lassen. —

Über die lokalen Formen der Bauertracht liegen zunächst einige kleinere Arbeiten aus der Schweiz vor. P. Furrer, „Wie man in Ursern gegen die Kleidermode kämpfte“²⁾, berichtet vor allem über das im Jahre 1732 erfolgte Vorgehen des Pfarrers von Ursern gegen die fremden Kleidermoden, die nach der Eröffnung des Gotthardpasses eindringen. Der Aufsatz liefert einen interessanten Beitrag zur Geschichte des historischen Wachsens und Wandels der Bauertrachten. — Zwei inhaltlich zusammengehörende Arbeiten sind: K., „Josef Steiner in Russwyl als Brautführer seiner Patin (d. i. Patenkind) Katharina Wolf“³⁾ und „Niklaus Emmenegger von Wichy (richtiger Agy) und Anna Maria geb. Wicht seine Frau“⁴⁾. Dieselben schliessen sich an zwei im historischen Museum zu Bern befindliche Bilder von Jos. Reinhart aus den Jahren 1789 und 1791 an, welche beide in einem Vierfarbendruck reproduziert sind. Das erste Bild ist ein Beleg für die Tracht in Russwyl, Kt. Luzern. Die Braut trägt die Brautkrone, den fein gefältelten, grossen, runden Brautkragen (in gleicher Weise auch in Guggisberg üblich), den Brautgürtel und das Brautsträusschen. Das zweite Bild zeigt die Tracht eines wohlhabenden Bauernhepaares. Sie hat einen mehr städtischen Charakter, zeigt aber noch Elemente, die in der eigentlichen Modetracht von 1791 schon antiquiert waren, und sie gibt so zugleich ein typisches Beispiel für das Eindringen und Einrosten der städtischen Tracht in der sogenannten „Volkstracht“.

In diesem Zusammenhange nenne ich auch die nicht eigentlich in das Gebiet der Bauertrachten, sondern mehr in dasjenige der kirchlichen Altertümer gehörenden Mitteilungen von E. A. Stückelberg, „Translationskostüme“⁵⁾. Die feierlichen Prozessionen bei Reliquienübertragungen fanden durch Ehrenbogen, Festzugswagen usw. und kostümierte Figuren, besonders Engel, ihren äusseren Schmuck. Stückelberg beschreibt nun und bildet ein paar, aus dem Besitze seines Vaters stammende Engelskostüme ab, welche vermutlich einer solchen Translation des 18. Jahrhunderts ihren Ursprung verdanken.

Als vortreffliches Quellenwerk zur Geschichte der oberbayerischen Tracht ist zu schätzen: Franz Zell, „Bauertrachten aus dem bayerischen Hochland“⁶⁾. Rein theoretisch lehrt dieses Werk wieder recht deutlich, welche verschiedenartige Stellung man dem ganzen Trachtenwesen gegenüber einnehmen kann, und wenn sich die Forschung bereits gewöhnt hätte, in der Weise, wie ich es eingangs andeutete, zwischen Kleidertypen und Schmucktypen streng zu scheiden, so würde ich keinen Augenblick im Zweifel gewesen sein, Zells vortrefflich ausgestattetes Werk mit unter dem Kapitel „Bauernkunst“ aufzuführen. Die ästhetische Wirkung dieser Trachten, das Malerische ihrer bunten Farben, die meist so gut zu der

1) Teutonia, Arbeiten z. germ. Phil. Hrsg. Will. Uhl. H. 1. Königsberg i. Pr. 1902.

2) Schweiz. Archiv f. Volkskunde 6, 57 f.

3) Ebenda 5, 214 ff.

4) Ebenda 6, 64—65.

5) Ebenda 6, 304 f.

6) München, Vereinigte Kunstanstalten A.-G. 1903. Folio. 30 Tafeln mit 4 Seiten Text.

umgebenden Landschaft gestimmt sind, das ist es, was die glühende Begeisterung des Verfassers erweckt hat, und so sagt er auch selbst, dass das Werk, welches als eine Fortsetzung der „Bauernhäuser im bayerischen Hochland“ und der „Bauernmöbel im bayerischen Hochland“ gedacht ist, dazu dienen solle, die „Kenntnis der Heimatkunst und des Kulturlebens des bayerischen Hochlandes“ zu fördern. Auf dem Worte „Heimatkunst“ liegt dabei durchaus der Nachdruck, und in dieser Hinsicht sind vor allem die auf dreissig prächtigen Tafeln reproduzierten, vielfach farbigen Trachtenbilder zu beurteilen. Dass dieselben daneben auch für die Trachtenforschung ein vortreffliches Bildermaterial darbieten, versteht sich dabei von selbst, gerade so wie ein Werk über die Bauernkunst am Hause auch für die wissenschaftliche Hausforschung manche interessante Einzelheiten darzubieten pflegt. Wie sehr aber der Verfasser bestrebt war, vor allem das künstlerische Element der Bauerntrachten zu Worte kommen zu lassen, das beweist am besten der Text. Zell sagt, derselbe solle nur eine Erläuterung zu den Tafeln bieten, und so beschränkt er sich denn auch fast lediglich darauf, die bisherige Literatur zusammenzustellen. Über diese gibt er einen guten Überblick, und er hat sie selbst auch beim Sammeln der reichen Abbildungen vielfach benutzt. Auf die Interessen der wissenschaftlichen Trachtenforschung ist er dabei freilich, wie es scheint absichtlich, nicht eingegangen, und so bleiben die Entwicklung der Trachten, ihr Verhältnis zueinander und zu der städtischen Mode, die verschiedenen Einflüsse, die in den einzelnen Gegenden verschieden oder zu verschiedenen Zeiten gewirkt haben, endlich Stoff, Schnitt und Namen der einzelnen Kleidungsstücke im Text völlig unberührt. Wenn des Verfassers Absichten nicht auf die historisch-kritische Behandlung dieser Fragen gerichtet waren, so kann man ihm das nicht zum Vorwurf machen, höchstens wäre zu wünschen gewesen, dass er seinen Standpunkt schon auf dem Titel zum Ausdruck gebracht hätte, indem er etwa die Bemerkung: „Ein Buch zur Kenntnis bayerischer Heimatkunst“ hinzugefügt hätte. — Die Ausführung der Tafeln wie auch die Ausstattung des Textes ist eine ganz vorzügliche, und sie gereicht den herausgebenden Kunstanstalten durchaus zur Ehre.

Den gleichen Standpunkt wie das vorgenannte Werk nimmt auch die von F. Zell geleitete kleine Zeitschrift (Unsre Volkstrachten¹⁾) ein. Auch hier sucht der Verfasser „für eine Wiederbelebung der Volkstrachten einzutreten, wenn auch in veränderter Form und den Bedürfnissen der Neuzeit Rechnung tragend“. Der erste Jahrgang 1903 liegt mit fünf Heftchen vor, aus denen vor allem einige interessante Abbildungen zu erwähnen sind.

Nach dem Kuhländchen führt uns Alex. Hausotter, „Beiträge zur Volkskunde des Kuhländchens. III. Hochzeits-, Tauf- und Trachtgebräuche im Kuhländchen vor 100 Jahren“²⁾. Die dortselbst auf S. 230—234 besprochene Tracht der Kuhländler hat im Laufe des verflossenen Jahrhunderts die mannigfaltigsten Umwandlungen erfahren. Heute sind nur noch spärliche Reste davon vorhanden. Hausotter unterscheidet die Hochzeits-, die Sonntags- und die Alltagstracht. In der Hochzeitstracht erscheint der Bräutigam mit einem mit Rosen, Bändern und Messingflimmer gezierten Gehänge über den Schultern, dazu mit Degen und Stock. Die Braut wie auch die Kranzjungfer tragen eine messingene übersilberte Krone. „Bärtel“ genannt. Beim Kirchgang trägt die Braut einen Rosmarinkranz, die Kranzjungfer einen Flitterkranz mit buntem Glase verziert. Beide wie auch das

1) Verkündigungsblatt der oberbayerischen Gebirgstrachten - Erhaltungsvereine. München, Süddeutsche Verlagsanstalt.

2) Ztschr. f. österr. Volkskunde 9, 151—160, 226—234.

Brautweib waren ausserdem mit der 'Schauw' angetan, einem pelzgefütterten, schwarzen Zeugmantel, der vorn mit einer Blechschnalle geschlossen wurde. Von der weiblichen Kleidung hebt Hausotter besonders die Hemden hervor, von denen er sagt: „Sie bestanden aus zwei Stücken; aus einem bis an die Hüften reichenden, etwas feineren und vorn offenen Oberhemd und aus einem gröberem, eng anschliessenden, gleichweiten Unterhemd, das den übrigen Körper bedeckte und durch die Rockbefestigung festgehalten wurde. Das Oberhemd war mit einem ausgenähten oder gestickten Halskragen, der 'Koller' hiess, besetzt.“ Am Unterarm befanden sich ein Zug und Spitzenmanschetten, sogen. 'Kragelen'. Die Alltagshemden hatten enganschliessende, kurze Ärmel, sogen. 'Schlumpärmel'. Leider fehlen dieser Beschreibung die Abbildungen. Es wäre zu wünschen, dass diese interessanten Hemden in Abbildung und Schnittmuster publiziert und auf ihre Herkunft und Verbreitung untersucht würden.

Für die Tracht in der Gegend von Braunau sind wieder mehrere Aufsätze in Langers „Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen“ Jahrg. 3 zu nennen. Auf S. 39 ff. entnimmt L. dem „Neuen Nationalkalender für die gesamte österreichische Monarchie 1816“ die Beschreibung des Anzuges einer reichen Bauernbraut auf der Herrschaft Braunau. Danach trug dieselbe ein Brautkränzchen aus frischen Myrten, Immergrün und Rosmarin. Ausserdem hat sie „um die Stirn einen schwarz samtnen, mit feinen schwarzen Spitzen besetzten und mit rotem Taffet gefütterten, handbreiten Streifen gebunden“. Derselbe bildete im Genick eine Masche, unter der dann noch eine aus den buntseidenen Bändern der Halschnüre bestehende zweite Masche lag. L. gibt an der Hand der in seinem Privatbesitz befindlichen Sammlungen Braunauer Volksaltertümer Erläuterungen und Richtigstellungen zu jener Beschreibung. So bestand nach ihm das Brautkränzchen meist lediglich aus Rosmarin. Auf S. 46 wird unter Bezugnahme auf zwei Kostümgruppenbilder die „ältere Kopfbedeckung der Frauen im Braunauer Ländchen“ und auf S. 49 der „Anzug eines Braunauer Bräutigams älterer Zeit“ beschrieben, wobei auf die ältere Männertracht überhaupt Bezug genommen wird. S. 85 ff. findet sich ein Aufsatz „Zwei Braunauer Brautpaare bei der Königskrönung Ferdinand I. und seiner Gemahlin Maria Anna im Jahre 1836 zu Prag“. L. druckt die Beschreibung dieses böhmischen Volksfestes ab, die für die Trachtenkunde durch viele bezügliche Mitteilungen wertvoll ist, und an der Hand einer Abbildung, auf der die beiden Brautpaare mit ihrer 'Züchtfrau' dargestellt sind, gibt L. eine eingehende Detailbeschreibung, aus der ich besonders die Bemerkung hervorhebe, dass das Hochzeitsgewand bei einem Todesfalle von den nächsten Angehörigen als Trauergewand angezogen wurde. Ein auf S. 177 ff. mitgeteiltes Programm des Krönungsfestes gibt dann einige Berichtigungen. Da zehn verschiedene Brautpaare an der Feier teilnahmen, so ist die Beschreibung auch für die Geschichte der bräutlichen Tracht in den übrigen Teilen Böhmens von Wichtigkeit, ebenso für Hochzeitszug, Kammerwagen und sonstige Hochzeitsbräuche. Schliesslich bietet L. in einem Aufsatz „Hochzeitsgebräuche und Gespräche der deutschen Sprachinsel Stecken-Iglau (Nachtrag)“ (S. 191 ff.) das Bild eines Brautpaares mit genauer Beschreibung, aus der hervorgeht, dass seit dem Krönungsfeste von 1836 bereits wesentliche Veränderungen in der Tracht sich vollzogen haben, jedoch nicht etwa in der Weise, dass die städtische Tracht eingeführt worden wäre.

Für die Geschichte der Bauertracht in Sachsen erwähne ich aus dem mir vorliegenden ersten Hefte von Fr. Bernh. Störzner, „Was die Heimat erzählt!“¹⁾

1 Leipzig, Arwed Strauch (1903 ff.).

eine Abbildungstafel mit farbiger Darstellung von Lausitzer Trachten, die von dem auf diesem Gebiete auch sonst mehrfach verdienten Prof. O. Seyffert gezeichnet ist. Aus dieser ersten Lieferung des in populärer Form zur Erweckung der Heimatliebe geschriebenen Buches ist sodann noch eine Schilderung des Todaustreibens in Radeberg (S. 28—30) hervorzuheben.

Bezüglich der nordthüringischen Tracht ist auf das bereits erwähnte Buch: F. Loose, „Aus Grossmühlingens Vergangenheit“ zurückzugreifen, wo auf S. 41 bis 46 unter Beigabe eines weiblichen Kostümbildes von 1822 die Männertracht und die Frauentracht nacheinander mit einiger Genauigkeit beschrieben werden.

Von dem schon mehrfach rühmlichst genannten Werke: Ferdinand Justi, „Hessisches Trachtenbuch“¹⁾ ist die dritte Lieferung erschienen. Dieselbe bietet ebenso wie ihre beiden Vorgänger zunächst wieder acht farbige Trachtenafeln, welche das beste Lob verdienen. Man sieht diesen Bildern sofort an, dass sie mit dem nötigen Verständnis für das Wesentliche der Sache gemacht worden sind, und wenn gegenüber dem zeichnerisch Richtigen das Malerische ein wenig — aber auch nur ein wenig! — in den Hintergrund tritt, so bewegen sich damit schon die Abbildungen mit Bewusstsein in der Richtung, die auch den Text charakterisiert. Der Verfasser betont vor allem die historischen Momente in den jetzigen Bauertrachten, und es kann nicht genug hervorgehoben werden, mit welcher oft geradezu erstaunlichen Kenntnis von Literatur und Denkmälern die entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhänge nachgewiesen werden. Den Einzelheiten und Einzelercheinungen der Kleidung kommen diese Forschungen wesentlich zugute. Der Text setzt das Kapitel 2 'Tracht westlich der Lahn' fort und gibt ihm mit der Besprechung der dahingehörenden Kleidung im Kreise Biedenkopf den Abschluss. In einem dritten und vierten Kapitel werden die 'Tracht von Battenberg' und 'Tracht der katholischen Dörfer' behandelt, worauf ein sehr umfangreiches und noch nicht abgeschlossenes Kapitel 5 die 'Tracht bei Marburg' bespricht. Das ganze Buch strotzt von volks- und landeskundlichen Nachrichten, aus denen in dieser kurzen Anzeige Einzelheiten nicht herausgehoben werden können. Eins nur muss ich besonders rühmend an dem Text erwähnen. Das sind die mehrfach dargebotenen Schnittmuster, und ich wünsche, dass auch in dieser Hinsicht das vorliegende Werk sich nützlich erweisen wird, indem es hilft, die grundsätzliche Anschauung zu verbreiten, dass nur an der Hand von Schnittmustern eine wissenschaftliche Trachtenkunde zu gesicherten Resultaten gelangen kann. Nur die Schnittmuster lassen das Typische deutlich erkennen, nur sie bringen das Wesentliche, ohne durch Nebensächliches zu beirren, und nur sie lassen eine ruhige, entwicklungsgeschichtliche Vergleichung zu. Ich kann nach alledem nur betonen, dass Justis Werk auf dem Gebiete der lokalen historischen Trachtenforschung weitaus das beste ist, was ich in dieser Hinsicht kenne. Es muss für alle folgenden Arbeiten als Muster empfohlen werden, zumal da der Verfasser über dem entwicklungsgeschichtlichen das Interesse für die an der Tracht hervortretenden Äusserungen der Bauernkunst nie vergisst, wie die sorgfältigen Schilderungen des Ornaments in Stickereien usw., und wie unter den Tafeln auch jetzt wieder besonders die vorzüglichen Abbildungen dekorativer Einzelheiten an Ärmel, Schürze und Haube beweisen. — Da das Buch sich mehr und mehr seinem Abschluss nähert, so bitte ich schon jetzt, ein recht sorgfältiges Register nicht zu vergessen.

1) Marburg, Elwert 1903. 6 Mk.

Mit Justis vortrefflichem Werke will nun freilich das, was die Mitarbeiter von Hesslers oben genannter „Hessischer Landes- und Volkskunde“ mitzuteilen haben, in keiner Weise konkurrieren. Immerhin wird auch hier für die verschiedenen Landesteile manche gute Nachricht über die Bauentracht gegeben. Ein Versuch, die einzelnen Formen historisch zu erklären, findet sich allerdings nirgends, aber während ich das sonst an wissenschaftlichen Werken immer nachdrücklichst fordere, so berührt mich der Verzicht darauf bei dem vorliegenden Buche in Rücksicht auf seinen allgemeinen Charakter sogar in gewissem Sinne angenehm. Wenn die Verfasser sich bei all den anderen Kapiteln die gleiche Beschränkung auferlegt und lediglich das Tatsächliche gegeben hätten, so würde das ganze Buch wesentlich gewonnen haben. So findet sich denn unter den lokal geordneten Kapiteln je ein Absatz, der der Kleidung gewidmet ist, und in dem das Wesen der Tracht, so wie es für verschiedenes Alter und Gelegenheit (Feste usw.) charakteristisch ist, mit mehr oder minder grosser Ausführlichkeit geschildert wird. Die dazu gebotenen Abbildungen geben leider sämtlich nur einen schwachen Begriff und sind daher unzulänglich. Einzelstücke der Tracht sind überhaupt nicht wiedergegeben. Dass der Herausgeber nicht daran glaubt, den Verfall der Trachten aufhalten zu können, hebe ich ausdrücklich hervor.

Ein prächtiges Werk, mit dem wir uns eingehend beschäftigen müssen, ist: Franz Jostes. „Westfälisches Trachtenbuch. Die jetzigen und ehemaligen westfälischen und schauburgischen Gebiete umfassend“¹⁾. Schon die äussere Geschichte des Buches ist hervorzuheben: denn sein Ursprung knüpft direkt an die Worte Sr. Majestät des Kaisers an, mit denen er 1896 in Oeynhausen seine Freude über das Festhalten der bäuerlichen Bevölkerung an ihrer Tracht zum Ausdruck gebracht hatte, und wenn wir jetzt an der Spitze des vorliegenden Werkes den Kaiser und die Kaiserin sowie das Fürstenpaar von Schaumburg-Lippe als Protektoren genannt sehen, so erfüllt uns das mit hoher Befriedigung in dem Sinne, dass wir daraus auch ferner für unsere Bestrebungen von massgebender Seite tatkräftige Förderung erhoffen dürfen. So hat die vorliegende Publikation selbst schon eine staatliche Unterstützung gefunden, und da sich mit derselben eine anerkennenswerte Uneigennützigkeit des Verlegers verband, der durch die trefflichste Ausstattung des Buches seinem Verlage ein sehr ehrenvolles Zeugnis ausgestellt hat, so halten wir hier ein Werk in Händen, welches an äusserem Schmuck von keinem seinesgleichen in Deutschland übertroffen wird. Ausser den in vortrefflichen Reproduktionen wiedergegebenen, künstlerisch ausgeführten farbigen Tafeln mit Trachtenbildern finden sich noch 256 klare und hinreichend grosse Abbildungen in den Text verstreut, so dass damit ein sehr reiches und hochwillkommenes Anschauungsmaterial dargeboten ist.

Was den Text anlangt, so hat sich der Verfasser mit gutem Recht nicht auf die jetzige Provinz Westfalen beschränkt, sondern er hat die Bezeichnung Westfalen im althistorischen Sinne genommen. Aber auch sonst hat er mit seiner Darstellung weit über das hinausgegriffen, was man nach dem Titel des Buches erwartet, denn nur die zweite, und zwar die kleinere Hälfte des Werkes ist der Besprechung der Tracht gewidmet. Die erste Hälfte umfasst alle die Denkmäler, die ausser der Tracht noch das Forschungsgebiet der äusseren Volkskunde ausmachen, ja darüber hinaus werden auch noch viele Fragen der lokalen Geschichte,

1) Mit 24 Tafeln in Farbendruck nach Originalzeichnungen von Johs. Gehrts, zahlreichen Textabbildungen und einer historischen Übersichtskarte. Bielefeld, Berlin und Leipzig, Velhagen & Klasing 1904. 203 S. 4^o. Geb. 30 Mk.

der Stammeskunde und der inneren Volkskunde besprochen. So beginnt Jostes mit dem Namen und der Geschichte von Westfalen, er bespricht die Besiedelungsverhältnisse, Ackerbau und Viehzucht und schildert dann das Bauernhaus samt Möbeln und Gerät. Nach einer Einzelbehandlung von Viehzucht und Fleischpreisen folgen Fischerei, Jagd und Bienen, Nahrungswesen und Getränk, das Bauernleben während der Woche (u. a. die Spinngeräte), das kirchliche Jahr, die Ernte und endlich die Hochzeit und andere Familienfeste. Eine Zusammenstellung der Urteile über Land und Leute Westfalens schliesst diesen ersten Hauptteil, in dem die umfassende Kenntnis des Verfassers sich trefflich bewährt. Ein paar Einzelheiten hebe ich besonders heraus. Bezüglich des westfälischen Bauernhauses meint Jostes, dass dasselbe auf das Langzelt zurückzuführen sei, eine Anschauung, für die er kaum allgemeinen Beifall gewinnen wird. Mit besserem Recht scheint er mir der Anschauung entgegenzutreten, dass die Kübbungen sekundäre Anlagen seien. Ebenso betont er mit Recht, dass das Bürger- und Bauernhaus keineswegs in einem prinzipiellen Gegensatz steht (S. 30). Den Giebelschmuck hält er für die Stammeskunde für bedeutungslos. Auch darin möchte ich ihm zustimmen, ohne jedoch auf eine genauere Untersuchung dieser Frage verzichten zu wollen. Sehr erfreulich ist, dass J. überall die volkstümlichen Bezeichnungen angibt und damit für weitere Untersuchungen auch vom sprachgeschichtlichen Standpunkte aus die Möglichkeit gewährt. Wieviel gerade für das niederdeutsche Bauernhaus noch zu erforschen bleibt, erkennt man aus des Verfassers Schilderungen sehr deutlich. — Bezüglich der übrigen Einzelheiten des ersten Hauptteiles bemerke ich, dass auch Jostes bei der Besprechung der Pferdezuucht sich auf die Heliandverse 386 ff. bezieht mit den Worten: „Im Heliand werden die Hirten, welche in der Nacht der Geburt des Herrn auf den Fluren Bethlehems ihre Herden hüteten, als „ehuscaldôs“, d. h. „Pferdeknechte“, bezeichnet. Die Pferdehirten scheinen demnach bei den alten Sachsen die gewöhnlichsten Hirten und Pferde das gewöhnlichste Herdenvieh gewesen zu sein, während man die übrigen Tiere frei herumlaufen liess.“ Diese Anschauung wird, soviel ich sehe, von allen Erklärern der betreffenden Stelle vertreten, wie mir scheint mit Unrecht. Ich glaube, das Gewicht ist darauf zu legen, dass es die Nachtzeit ist, in welcher jene Hirten ihre Tiere bewachen, und des Nachts hatten in Deutschland eben nur die Pferdehirten zu wachen, auch noch im späteren Mittelalter, denn Schmeller zitiert an einer mir leider nicht erinnerlichen Stelle eine Bestimmung aus der Gegend von Würzburg, nach welcher die Pferdehirten solange bei ihren Tieren wachen sollen, bis sie im Morgengrauen das Gepräge eines Geldstückes erkennen können. — Auf S. 68 weiss J. den „gronen Pannkoken“ nicht zu deuten. Ich glaube mich aus meiner Göttinger Heimat zu erinnern, dass es sich dabei um einen mit Grün, wohl mit Schnittlauch, bestreuten Pfannekuchen handelt.

Der zweite Teil des Werkes, von S. 129 ff., ist der Behandlung der Tracht gewidmet. Die Stellung, die Jostes derselben gegenüber einnimmt, wird von ihm selbst verschiedentlich präzisiert. Er gibt „sehr enge Beziehungen zwischen der städtischen und ländlichen Tracht“ zu (S. 129), aber er hält es für durchaus unrichtig, die ländliche Tracht in Bausch und Bogen als stehengebliebene städtische Tracht zu bezeichnen. Nach ihm „kann man von der Männertracht allerdings wohl sagen, dass sie eine stehengebliebene städtische sei, allein von den Frauen-trachten gilt das nicht ohne weiteres ebenso: hier ist vielmehr örtlicher Geschnack und Erfindungsgeist in nicht unerheblichem Masse zur Geltung gekommen“ (S. 130). Wenn ich demnach des Verfassers Meinung richtig verstehe, so kann ich sie in meiner Ausdrucksweise so umschreiben, dass die ländliche Tracht in bezug auf

die Kleidertypen in unmittelbare Beziehung zu den historischen Formen der städtischen Tracht zu setzen ist, dass sie aber in bezug auf die Schmucktypen manches Eigene enthält und zum Formenschatz der Bauernkunst neue Motive beige-steuert hat. Ich halte diese Anschauung für durchaus richtig, ebenso auch ein paar weitere gelegentliche Bemerkungen, so wenn J. auf S. 143 sagt: „Es hat keine Zeit gegeben, in welcher nicht eine ‘alte’ Tracht am Aussterben und eine neue im Vordringen war, wenn auch manches einzelne Trachtenstück dabei ein hohes Alter erreicht hat“, oder wenn er S. 148 schreibt: „Ohne jeden Standesunterschied in der Tracht ist diese nicht mehr existenzfähig.“ Ferner stimme ich Jostes darin bei, dass „auch unter den Bauern Geschmack und Mode durch einzelne Persönlichkeiten bestimmt oder wenigstens stark beeinflusst werden“ (S. 153), und ich halte gleich ihm dafür, dass die Unterschiede zwischen der katholischen und protestantischen Bevölkerung ihrem Ursprung nach mit der konfessionellen Verschiedenheit an sich nichts zu tun haben, „sondern sie haben denselben Grund wie die Unterschiede zwischen den verschiedenen Gemeinden derselben Konfession“ (S. 153/4). Wenn ich schliesslich, um das teilweise sehr junge Alter gewisser Trachtenstücke hervorzuheben, darauf hinweise, dass nach des Verfassers Mitteilungen die Bückeburger Flügelhaube ganz jungen Datums, nämlich erst in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts entstanden ist (S. 189), und wenn ich noch hervorhebe, dass auch Jostes dafür hält, dass „das letzte Stündlein der Bauerntrachten nicht mehr fern sein kann“ (S. 203), so geht aus alledem hervor, dass ich in allen wesentlichen grundsätzlichen Punkten mit dem Verfasser völlig übereinstimme. Auf eine Besprechung dessen, was J. über die Trachten der einzelnen Gegenden vorbringt (S. 158 ff.), kann ich daher um so eher verzichten, und ich empfehle das nach Text und Ausstattung gleich vortreffliche Werk aufs wärmste. Was ich an dem Buche auszusetzen habe, besteht darin, dass es keine der höchst wichtigen Schnittmuster bringt, und dass es ohne jede äussere Kapiteleinteilung und leider auch ohne ein Sachregister ist. Ein sorgfältiges Verzeichnis der Abbildungen entschädigt nur einigermaßen dafür.

Eine kleine lokale kostümgeschichtliche Darbietung ist: E. Clemens, „Die Blankeneser Trachten“¹⁾. Der Verfasser versucht zwar nicht, der Geschichte der Trachtenstücke im einzelnen nachzugehen oder eine Deutung der volkstümlichen Bezeichnungen zu geben. Er beschränkt sich darauf, die einzelnen Teile zu beschreiben und ihre Namen zu nennen. Danach konnte man in der Mitte des 19. Jahrhunderts noch zweierlei Trachten unterscheiden: die Bauertracht und die Fischertracht. Diese ist die ältere, ursprünglichere, während die Bauertracht erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eingedrungen ist. Jetzt sind beide ganz im Aussterben. Vor der Fischertracht lag nach Clemenz wahrscheinlich noch eine ältere, die auffallend mit der Helgoländer Tracht übereinstimmt. Der Aufsatz ist von einer Farbentafel mit drei weiblichen Trachtenbildern begleitet, welche die Fischertracht aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts, die Fischerfesttracht um 1820 und endlich die Bauertracht um 1840 illustrieren.

Damit sind die mir bekannt gewordenen Trachtenstudien des letzten Jahres erschöpft, und es bleibt mir nur noch übrig, gewissermassen anhangsweise auf ein paar grosse landeskundliche Werke hinzuweisen, deren eines ich bereits im vorigen Jahre, wenigstens in bezug auf seine erste Hälfte, angezeigt habe: L. Neumann und Fr. Doelker, „Der Schwarzwald in Wort und Bild“²⁾ und Th. Lorentzen,

1) Mitteilungen aus dem Altonaer Museum 1 (Heft 6), 87—90. Mit einer Dreifarben-drucktafel.

2) Stuttgart, J. Weise. Lfg. 16—30. — 1. Aufl. Mit vielen Abbildungen.

„Der Odenwald in Wort und Bild“¹⁾. Von Neumann-Doelkers Werke ist auch jetzt wieder hervorzuheben, dass neben den sorgfältigen landschaftlichen Schilderungen, die von Lokalsagen untermischt sind, gerade auch die im Schwarzwalde vielfach noch lebendigen Trachten des öfteren besprochen werden. So hören wir S. 139, dass Hausen der erste markgräflerische oder altbadische Ort des Wiesentals ist und die Tracht ebenso wie Dialekt und Konfession scharf gegen die oberhalb gelegenen breisgauischen Orte scheidet, so ferner, dass im Wiesental von Thennenbronn (S. 175) und auf den Höhen zwischen Nagold- und Enztal in den kleinen Walddörfern Oberlengenhardt, Schöneberg, Maisenbach, Zainen u. a. (S. 221) alte Tracht und Sitte sich zühe erhalten haben, wie auch von der Grafschaft Hauenstein berichtet wird, dass sie seit alters nach der „Hotze“, der Pumphose der Männertracht, der „Hotzenwald“ genannt wird. Von den Abbildungen hebe ich ein Hotzenhaus in Bergaligen (S. 145), eine Trachtenskizze aus Gutach (S. 171) sowie eine Tafel: Mädchen aus Gutach nach Zeichnung von F. Reiss hervor.

Wenden wir uns dem genannten Odenwaldwerke zu, so bemerkt Lorentzen schon in der Einleitung (S. XI), dass der Odenwald nach der Seite der Volkskunde eine unerschöpfliche Fundgrube in Sitte, Sagen und Liedern, in Scherz und Ernst bildet, und wie er im Laufe der Darstellung eine grosse Reihe von Sagen, besonders bei der Behandlung der Burgen, darbietet, so macht er auch sonst manche volkscundlich interessante Mitteilung. So sehen wir, wie an Lätare in Heidelberg der „Sommertag“ gefeiert wird und Burschen und Mädchen aus der Umgegend des Felsberges zu der dortigen Riesensäule ziehen, um „den Sommer zu holen“ (S. 18). Dem Quellenkult begegnen wir bei Neunkirchen, der Leonhardskapelle, Hesselbach, Schöllnbach, Amorbach (S. 23 u. 105). — Von den uns hier zumeist interessierenden äusseren volkscundlichen Denkmälern fehlen die Mitteilungen über die Tracht gänzlich, um so mehr spricht L. von den Siedelungsverhältnissen und dem Hausbau. So schildert er S. 12 den fränkischen Bauernhof des oberen Modautales, von dem auch die zugehörigen drei Waldenserdörfer Rohrbach, Wembach und Hahn nicht abweichen (S. 13). Im Gersprenzthal und auch hier und da in anderen Teilen des Odenwaldes finden sich Einzelhöfe (S. 43). Im Mossautale bestehen die beiden Orte Ober- und Untermossau ganz aus Einzelhöfen und grossen zugehörigen Bauerngütern. Diese Art ist hier aber nicht alt, denn die im dreissigjährigen Kriege verwüstete Gegend ist erst nachträglich wieder neu besiedelt worden (S. 50). Über die im „Baulande“ sich findende Anlage der Höhendörfer und Taldörfer spricht L. im Anschluss an die „Bavaria“ auf S. 108/9. Die Ansiedlungen auf dem Plateau oberhalb Mosbach (S. 198) tragen meistens den Charakter hochgelegener Gebirgsdörfer: überall finden sich dort die niederen Häuser mit den jetzt mehr und mehr verschwindenden dicken, geflochtenen, tief herabreichenden Strohdächern gedeckt, die im Sommer die Hitze, im Winter die Kälte abhalten und dem Sturme leicht trotzen. Was der Verfasser sonst über den volkstümlichen Wohnbau mitteilt, liegt meist auf dem Gebiete der Bauernkunst. So hebt er in der kleinen Stadt Hering am Otzberg die vielen interessanten altertümlichen Holzbauten mit vorspringenden Stockwerken, Erkern usw. hervor (S. 46) und gibt er auch eine ganze Reihe von Abbildungen, in denen die Holzbauten mit reichem Fachwerk zur Geltung kommen (vgl. S. 69, 133, 176, 182, 196, 289, 297, 309). Endlich sind — gleichfalls nach der Seite der Bauernkunst — die vielen Dorfbilder mit Ansichten von Bauernhäusern und malerischen Kirchenbauten

1) Stuttgart, J. Weise. 316 S. 1^o. Mit vielen Abbildungen auf Lichtdrucktafeln und im Text.

zu erwähnen. Gerade das reichlich dargebotene Abbildungsmaterial und die sonstige Ausstattung der beiden Werke erweckt in uns den Wunsch, dass die Verlagsbuchhandlung der Herausgabe eines badischen und württembergischen Trachtenbuches ähnlich dem oben besprochenen Werke von Jostes näher treten möchte. Es würden zu einem solchen Unternehmen manche der hier benutzten Klischees ohne weiteres übernommen werden können. —

Damit schliesst mein diesjähriger Bericht. Wenn er auch diesmal wieder fast über Gebühr angeschwollen ist, so liegt das lediglich an dem reichlich zufließenden Stoffe, der die wissenschaftliche Behandlung der äusseren volkskundlichen Denkmäler in steter Zunahme zeigt, und der auch für die Folgezeit zu guten Hoffnungen berechtigt.

Frankfurt a. M.

Otto Lauffer.

Neuere Arbeiten zur slawischen Volkskunde (1904).

I. Polnisch und Böhmisches.

Unvergesslich wird das Jahr 1904 bleiben, das so vieles begraben und so vieles zu neuem Leben gerufen hat: so sprengte es auch die Fesseln, die bisher das geistige und nationale Leben der Litauer in Russland, dem Hauptsitz des Völkchens, einschnürten; das Verbot nämlich des lateinischen Alphabetes für litauische Drucke ist endlich aufgehoben worden. Da der Litauer das russische Alphabet für seine Sprache zurückwies, war er durch volle vierzig Jahre auf den Schmuggel litauischer Bücher aus Ostpreussen (Tilsit usw.) angewiesen. Erst nach Beseitigung dieses grausamen und zwecklosen Verbotes lebt die Nation auf; es erscheinen litauische Zeitschriften in Wilno, Publikationen ethnographischen Materials werden jetzt erst systematisch in die Wege geleitet, und der freundlich empfangene Sammler wird nicht mehr mit dem grössten Argwohn betrachtet werden, sowie er nach alten Drucken fragen sollte. Die Folgen dieser Neuerung nehmen wir sofort in der Warschauer Wisła wahr: gleich das Juliheft 1904 brachte, was ja bisher streng verpönt war, litauische Volkslieder aus der Gegend von Poniewież in phonetischer Aufzeichnung (die beigegebene Übersetzung ist stellenweise etwas frei); ein Lied ist des Vergleiches halber auch ins Schriftlitauische umgesetzt.

Für die Publikationen der Petersburger Akademie der Wissenschaften hatte das Verbot nicht gegolten; sie erschienen in lateinischer Schrift, so die zahlreichen Textausgaben und ethnographischen Mitteilungen ihres Bibliothekars Eduard Wolter, welche unser Wissen vom alten und neuen Treiben, Dichten, Sagen des Litauers ordentlich erweiterten. Wolter ist jetzt mit einer litauischen Chrestomathie auf dem Plan erschienen: *Lietuviška Chrestomatija* (herausgegeben von der hist.-phil. Fakultät der Petersburger Universität); das erste Heft (248 Spalten) war bereits 1901 herausgegeben; 1904 folgte das zweite, Spalten 249—490. Es ist überreich an dialektischen Aufzeichnungen; erst jetzt bekommt man eine Übersicht über die Fülle mundartlicher Varianten; die Texte sind Volkslieder, Märchen und Sagen, Bräuche und Aberglauben, charakteristisch ausgewählt; die Auswahl erstreckt sich auf die ältere Literatur (seit 1547 und dessen erstem Katechismus) wie auf die moderne; auch Lettisches ist berücksichtigt, z. B. Stücke aus der Übersetzung der Jahreszeiten des Donaleitis. Für den Philologen und Folkloristen, der sich mit Litauisch beschäftigt, ist dies eine Publikation von schier unerschöpflicher Belehrung, das beste, was uns überhaupt dargeboten werden konnte. Ein Schlussheft

wird Anmerkungen und Glossar bringen. Herausgeber (und Fakultät) verdienen unseren wärmsten Dank. Ich verzichte darauf, aufzuzählen, welche alten Texte und modernen Dialekte erscheinen und mit was für Proben sie bedacht worden sind, und erwähne nur, dass Wölter (und Akademiker Fortunatov) das umfangreichste Werk der alten 'samogitischen' Literatur, die Übersetzung der polnischen Postille des Jesuiten Wujek durch Dauksza vom Jahre 1599, die durch ihre Sprache das interessanteste Denkmal dieser alten Literatur ist, in einem Neudruck weiterer Forschung zugänglich machen (Postilla Catholicka usw. 1. Heft. XX u. 208 S., Titel und Vorrede russisch wie auch in der 'Chrestomathie').

Die Warschauer Wisła, deren wir oben gedachten, hat ihren 18. Jahrgang beendet, 570 S., wozu 379 S. hinzutreten, in denen Leben und Werke des 1903 verstorbenen, unvergesslichen Forschers J. von Karłowicz, des früheren Herausgebers der Wisła, von einer Anzahl von Fachleuten besprochen wurden. Unter den originalen Beiträgen (denn es werden auch Referate und Auszüge fremder Arbeiten gebracht, die ich übergehe) ragen hervor die eingehenden Schilderungen zweier Ortschaften, Żabno im Osten des Landes durch Frau Stanisława Dąbrowska, die in ihren äusserst zuverlässigen Mitteilungen fortfahrend die Trachten, Bräuche (Hochzeit usw.) und Glauben des Volkes bespricht, sowie Mnichow im Westen, durch einen Studiosus W. J. Jaskłowski knapper (ohne den Ballast von Märchen u. dgl.) beschrieben. Auch in den Mitteilungen von J. Kibort, Mythische Wesen in Samogitien, ist jetzt die wörtliche Einflechtung litauischer Texte infolge der Aufhebung jenes Verbotes reicher ausgefallen. Kleinere Mitteilungen (Spiele, Reime, Fabeln u. dgl.) seien hier übergangen. Der Herausgeber selbst, Erazm Majewski, fasst zusammen, was alles die Wisła in den sechs Jahren seiner Redaktion gebracht hat, und belehrt uns ausserdem in einem besonderen Artikel über den Wert, d. i. Unwert der mittelalterlichen Geographie bei ihrer sklavischen Abhängigkeit von der alten, längst durch die neuen Fakta überholten Tradition, was er an einzelnen Beispielen erörtert. Klinger ergreift das Wort zu einem Streite über Quellen und Wesen des Märchens, der durch den Krakauer Romanisten Kawczyński entfacht war: Kawczyński suchte die Bedeutung der mündlichen Tradition zugunsten der literarischen völlig zurückzusetzen, leitete möglichst viele Verwandlungsgeschichten auf Apulejus als Hauptquelle zurück und wollte auch auf anderen Gebieten (Faustthema, Werwolvesagen usw.) die Abhängigkeit von der Antike zum Axiom erheben; er war hierzu von seinen Studien über Apulejus sowohl wie über den Parténopeus de Blois u. a. gelangt; mit Recht warnt Klinger vor der Einseitigkeit dieser Auffassung. Besonders sei verwiesen auf den Aufsatz von B. Malewski, Ubiory ludowe (Volkstrachten, es sind nur polnische gemeint), S. 284—322 und 439—469, der, auf eine äusserst reichhaltige Quellensammlung (328 Nummern) gestützt, die Verschiedenheiten nach den einzelnen Gegenden und die historische Entwicklung bis in die ältesten erreichbaren Nachrichten zurück verfolgt und zu weiteren Arbeiten dringend auffordert, da auch noch die heute vorhandenen Eigenheiten sich rasch zu verlieren drohen. So erhält sich die Wisła auf der einmal erreichten Höhe, bietet in bunter Abwechslung Altes und Neues, Fremdes und Eigenes, Abhandlungen und Notizen, Texte und Melodien, und wir können ihr nur einen grösseren Abnehmerkreis wünschen, damit ihre materielle Basis verstärkt werde.

Monographien einzelner Ortschaften, in denen auch das ethnographische Moment zur Geltung kommt, wie M. Rawita-Witanowski, Klodawa (und Umgebung, mit Originalzeichnungen, Warschau 1905, 286 S.), oder M. Baruch, Pabianiec (mit Nachbarorten, Warschau 1903, X u. 362 S., eine besonders sorgfältige Studie).

muss ich übergehen. Von Warschauer Publikationen sei noch erwähnt ein Sammelband, *Mysł* (Gedanke, Warschau 1904, II u. 476 S.; der Reinerlös ist zu wohltätigen Zwecken bestimmt), wegen mehrerer in unser Gebiet einschlagenden Beiträge. Der unermüdliche Sammler, Ethnograph und Lokalhistoriker H. Łopaciński lieferte einen Aufsatz unter dem Titel 'Spuren der Hochfluten in unserer Geschichte, Archäologie, Sprache, Sprichwort, Überlieferung, Schrifttum und Kunst', ein bei den diesjährigen Stürmen leider sehr aktuelles Thema. Der treffliche Ethnologe L. Krzywicki behandelte in lehrreicher Weise eine äusserst strittige Frage: man ist geneigt, das alte polnische Staatswesen mit der Privilegienfülle des ursprünglich ohne eigenen Bodenbesitz lebenden Adels und mit der Hörigkeit der alten Bodenbesitzer aus einer Invasion herzuleiten; Krzywicki beweist nun durch Analogien, sogar von den Südseeinseln her, wie ein derartiges Staatsgebilde auch ohne Invasion entstehen kann; auch diese Analogie, obwohl sie noch kein Beweis ist, führt unwillkürlich zu einer neuen Revision jener Annahme.

Das Organ der polnischen Gesellschaft für Volkskunde (*Lud*) ist mit dem zehnten Bande nach Krakau übersiedelt; der neunte (unter der Redaktion von Prof. A. Kalina, Lemberg 1903, 428 S.) brachte neben einer Fülle kleinerer Beiträge ein ausführliches Studium über Land und Leute in Husow (Galizien) von W. Badura; einen vergleichenden Aufsatz über Brauch und Aberglauben beim Bauen (das Einmauern des Bauopfers wird als den Slawen fremd erwiesen) von St. Polaczek und eine zu lebhaftem Widerspruch reizende Erörterung eines literarischen Denkmals von E. Swieżawski unter dem Titel: Aus der Vergangenheit des polnischen Folklore. In der *Polenchronik* des magister Vincencius wird nämlich aus Anlass des jähen Todes des geliebten Herrschers (Kasimir des Gerechten, 1192) eine allegorische Szene eingeschoben, in der der plötzlich einbrechende Moeror die vorläufig noch ihres Amtes waltende *Jocunditas* zu einem Ehebunde zwingen möchte; die Interpretation des äusserst verschnörkelten Dialoges bietet stellenweise Schwierigkeiten. Swieżawski sucht nun jede Wendung durch Beziehungen, Herübernahme oder Anspielungen auf einheimischen, wömglich noch heidnischen Hochzeits- und Bestattungsritus zu erklären; auf Grund sehr eingehender Kunde alter und neuer Bräuche bei Slawen gelingt ihm namentlich für den modernen Ritus oder Lied manch schöne Deutung, aber gegen die Anwendung des Gewonnenen auf den Dialog bei Vincencius müssen wir protestieren; der Dialog ist eine höchst gesuchte Allegorie, ganz im Geschmack der Zeit eines Hildebertus oder Alanus, prunkend mit Schul- und Rechtswissen, mit Antithesen und Wortspielereien gespickt und allem Volkstümlichen, Einheimischen fremd; der Verfasser muss auch zu sehr entlegenen Parallelen greifen, die wohl für die Waräger (Nordleute) in Russland, nicht für die polnischen Piasten passen. Der zehnte Band (*Lud*, d. i. Volk, unter der Redaktion von Prof. K. Potkański und S. Udziela, Krakau 1904) bringt eine Beendigung dieser Abhandlung wie über Husow; ausserdem die Fortsetzung von Sammlungen galizischer Orts- und Flurnamen mit ihren volkstümlichen Deutungen von Dr. K. Mátyás; Krippenspiele aus verschiedenen Gegenden mit vollständigem Texte auf Grund eigener Aufzeichnungen der Krippenspieler, Hochzeitsbräuche usw. Besonderen Wert beanspruchen zwei Skizzen: Prof. St. Estreicher bespricht das bekannte Losbitten von der Todesstrafe (vgl. ausser Grimm und Liebrecht besonders Osenbrüggen, Studien zur deutschen und schweizerischen Rechtsgeschichte); in der Schweiz und wohl überhaupt in Deutschland erscheint der letzte Fall solcher Gnadenbitte 1725, in Polen 1747 und 1769; das späte Aufkommen dieser Sitte (oder Unsitte) und ihre Gründe werden lichtvoll erörtert. Prof. T. Wierzbowski hatte in seiner Bibliothek älterer *Inedita* oder

Unica eine Sammlung von Broschüren polnischer Volks- und Liebeslyrik des 17. Jahrhunderts veröffentlicht; Prof. St. Windakiewicz weist nun nach, was davon noch heute beim Volke anzutreffen ist, die Frage nach dem Verhältnis zwischen volkstümlicher und künstlicher Lyrik anschnidend. Wegen des Zusammenstreffens mit einem Aufsatz von Prof. Zíbrt über die Alraunwurzeln Kaiser Rudolf II. sei ein einschlägiger Aufsatz von Prof. Br. Gustawicz über Zauberwurzeln in der Volksmedizin ebenfalls erwähnt. Zu den Lemberger Rubriken des Lud tritt jetzt eine neue hinzu: Angaben aus Akten über Zauberei und kulturhistorisch erwähnenswerte Prozessualien. Von der Herausgabe alter, für die Volkskunde interessanter Texte sei eben die jährlich drei Hefte (aus Zensurrücksichten) bringende Bibliothek des Prof. Wierzbowski in Warschau genannt: sie brachte u. a.: *Zwrocenie Matyasza z Podola* (wie ein Ritter von der traurigen Gestalt aus dem Feldzuge heimkehrt, mit konfessionellen Spitzen. Dialog von 1617); Unterredung des Magisters Janus Knutel von 1642 (*Misère der Dorfschullehrer und Handwerker*; satirisch); *Kiermasz wieśniacki* (Bauernkirmess, um 1615; Dialog, dazu Volkslieder und Schwänke voll prächtigen Humors; einzelne Lieder sind heute noch nicht völlig verklungen); *Komedja rybaltowska* von 1615 (Ribaldenkomödie, Züchtigung eines frechen Ritters durch Bauern und fahrende Schüler, köstlich ausgeführt; dazu noch zwei mattere Intermedien des 16. Jahrh.); endlich jene drei Liedersammlungen (die eine von 1614, die beiden anderen nach der Mitte des Jahrhunderts). Von der Krakauer Biblioteka Piszarzow Polskich, welche die Akademie herausgibt, erschien 1904 als Nr. 49 des P. *Baryka* höfische Komödie von 1637, *Z chlopa krol* (Bauer als König, nur diese Ausgabe ist bekannt, Ausgaben mit anderen Namen, Gawiński, und Daten, Danzig 1638, sind unkontrollierbar oder erfunden); der Herausgeber Lud. Bernacki gibt in der Vorrede (S. 3—11) nur einen gedrängten Auszug seiner eingehenden Forschungen über Verbreitung und Verzweigung des Stoffes in der alten und neueren polnischen dramatischen Literatur. — Unter den Publikationen der 'Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften' in Lemberg seien zwei rechtshistorische Arbeiten von Dr. P. Dąbkowski genannt, über Bestätigung von Verträgen durch Androhung des 'Schelmenscheltens' im mittelalterlichen polnischen Rechte (Lemberg 1903, 75 S.) und über 'Bürgerschaft' in demselben Recht (*Rękojemstwo*, Lemberg 1904, 254 S.); das Schelmenschelten war jedoch im polnischen Recht weniger entwickelt (es vegetierte nur durch zwei Jahrhunderte, ist nur zu Anfang des 15. Jahrhunderts häufiger anzutreffen) als im deutschen; die Bürgerschaft, mit allen Abzweigungen, Einlager usw. wird mit steter Vergleichung böhmischer und deutscher, auch französischer mittelalterlicher Quellen behandelt; von demselben Verfasser rührt auch eine „Skizze der Postverhältnisse im alten Polen“ her (Krakau 1903, 93 S.), hauptsächlich eine Erläuterung einschlägiger Urkunden und Taxen. Da wir so schon bedenklich in das Gebiet der Geschichte hineingeraten sind, sei auch noch das Werk von H. Sadowski genannt, *Orden und Ehrenzeichen in Polen* (1. Teil, Warschau 1904, 92 S. 4^o mit zahlreichen Illustrationen). Näher unseren eigentlichen Aufgaben liegt das Sammelwerk: *Opis ziem zamieszkaných przez Polakow usw.* (Beschreibung der von Polen bewohnten Länder in geographischer, ethnographischer, historischer, künstlerischer, gewerblicher und statistischer Hinsicht), wovon der erste Band (Polen in Preussen, Warschau 1904, IV und 520 S., mit zahlreichen Illustrationen und Karten) erschienen ist.

Wir gehen zu Publikationen der Krakauer Akademie über. Von ihren „Anthropologisch-archäologischen und ethnographischen Materialien“ ist Band 7 (Krakau 1904, XI, 160 und 194 S.) erschienen. Der ethnographische Teil enthält eine

Sammlung ethnographischen Materials aus Westgalizien von Dr. W. Kosiński, hauptsächlich Volksmedizin und allerlei Aberglauben betreffend; anderes aus Dorf Borowa, interessant, weil hauptsächlich auf Aufzeichnungen eines jungen Bauern beruhend; von Frau Regina Lilientalowa, die auch die 'Wisła' und den 'Lud' mit verwandtem Material stets bedenkt, Aufzeichnungen über das jüdische Kind, seine Spiele usw. Aus dem ersten Teil sei besonders hervorgehoben die kurze aber treffende Analyse der berühmten, 1848 im Zbrucz (Ostgalizien) gefundenen Bildsäule, die Swiatowid = Zwantewit deus terre Rugianorum benannt zu werden pflegt, durch den Archäologen Dr. K. Hadaczek; der fachkundige Referent beseitigt die Zweifel an der Echtheit durch den Nachweis von Momenten, die 1848 völlig unbekannt oder unbeachtet, erst durch die spätere Forschung erkannt wurden; zeigt die Abhängigkeit (d. i. Vergrößerung) von antiken Cybelehermen und bestärkt mich nur in der Vermutung, dass es sich um kein slawisches, sondern eher um ein skythisch-sarmatisches Denkmal aus nachchristlicher Zeit handeln kann. Der Arzt und Anthropolog J. Talko-Hryncewicz bespricht zum ersten Male den anthropologischen Typus der sogenannten Karaimen oder Karaiten in Troki, ihrem litauischen Hauptsitz, wohin dieser Judenstamm (Nichttrabiniten) von Grossfürst Witowt zu Ende des 14. Jahrhunderts aus der Krim verpflanzt worden war: der Stamm hat sich völlig unvermischt erhalten, ist vor der Arisierung strenger als andere Juden bewahrt geblieben und zeigt gar nicht den bekannten jüdischen Gesichtstypus; er ist im Aussterben begriffen — der Verfasser zählte im Sommer 1902 in der Gemeinde Troki (woher der berühmte Isaak von Troki stammt, aus dessen Werke von 1593 die Encyklopädisten ihre giftigsten Pfeile gegen das Christentum schnitzten), nur noch 650 verarmende Leute; sie treiben nämlich keinen Handel, sind hauptsächlich Gärtner. Desselben Verfassers Ausmessungen der angeblichen Kriwiczenschädel sowie anderer Angaben über Höhlenfunde (bei Ojcow in der Engschlucht Korytania) und deren Ergebnisse liegen uns bereits zu weit ab. Aus dem Nachlass von Jan Karłowicz ist der dritte Band des dialektischen Wörterbuches herausgegeben worden (Słownik gwar polskich III, L bis O, Krakau 1903, 502 S.); auch die Herausgabe des Restes ist gesichert, trotzdem ein Unstern über der Publikation waltet, denn der eine der beiden neuen Redaktoren, der Sprachforscher Wł. Taczanowski, ist in der Mandschurei gefallen; über die Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit des Materials dieses ersten grossen Wörterbuches haben wir uns bereits früher geäußert. Da wir bei Dialekten sind, gedenken wir einer besonderen Aufgabe, die sich jetzt die wissenschaftliche Forschung gestellt hat.

Das Kaschubische ist ein altpolnischer Dialekt, d. h. vielfach auf einer Stufe stehen geblieben, welche das moderne, namentlich das Schriftpolnisch bereits überwunden und aufgegeben hat; dieses Kaschubische, namentlich in seinen spärlichen pommerschen Enklaven, ist im raschesten Aussterben begriffen, etwa wie im 16. und 17. Jahrhundert das 'Wendische' im Lüneburgischen, mit dem es sich am nächsten unter den übrigen Slawinen berührt (dem sogen. Polabischen). Es ist nun die Aufgabe Krakauer, Petersburger und deutscher Gelehrten, vom kaszubischen aufzuzeichnen, was noch erreichbar ist, sowie das polabische, was im Wort- und Namenschatz (zumal in den zahlreichen alten Flurnamen der Lüneburger Ortschaften) erhalten ist, einer Revision und Deutung zu unterwerfen. So verdanken wir dem Eifer von Dr. Friedrich Lorentz und den materiellen Mitteln der Petersburger Akademie eine 'Slowinzische Grammatik' (Petersburg 1903, V u. 392 S. in deutscher Sprache). Das Slowinzische ist die Sprache der slawischen Bevölkerung von Garde und Schmolsin im Kreise Stolp (Pommern); von S. 351 ab

bespricht Lorenz andere kaschubische Dialekte, namentlich das Kabatkische (von etwa 250 Personen noch gesprochen in Glowitz und Zezenow, Kr. Stolp, Pommern). Unter den Krakauern ist es namentlich Kaz. Nitsch, der kaschubische Texte veröffentlicht und über die Stellung des Kaschubischen handelt, so zuletzt in den 'Materialy i Prace' der linguistischen Kommission der Krakauer Akademie (III, 1903, 57 S.). Ebendasselbst teilte Dr. E. Mucke das Ergebnis seiner Forschungen im 'Wendlande' mit, sich auf Orts- und Personennamen beschränkend. Über die Orts-, d. i. namentlich Flurnamen hatte bereits R. Kühnel in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte Niedersachsens 1901 ff. gehandelt; Mucke bearbeitete dasselbe Material und nahm zuletzt auf Kühnel Rücksicht; Muckes Deutungen sind öfters vorzuziehen, sie verraten ein sichereres Sprachgefühl. Damit sind aber diese Arbeiten noch nicht erschöpft, noch von drei anderen Seiten haben wir erschöpfendere Publikationen oder kritische Revisionen des ganzen einschlägigen Materials zu erwarten, die zum Teil sich schon im Drucke befinden.

Da wir im äussersten Westen des Sprachgebietes uns befinden, seien angeknüpft die Publikationen der (polnischen) Thorer wissenschaftlichen Gesellschaft für 1904; Band 8 der 'Fontes' enthält S. 403—594 die Fortsetzung der Visitation des Kulmer Bistums von 1667—1672, herausgegeben von dem Pelpliner Professor Br. Czaplą; das Protokoll belehrt uns über die geringsten Einzelheiten; es werden z. B. bei jeder Kirche alle ihre Bücher (Handschriften finden sich nur vereinzelt) aufgezählt, mag auch die 'Bibliothek' bereits durch das lecke Daeh oder durch Russ äusserst mitgenommen sein; für Statistik und Ethnographie des alten Kulmer Landes, abgesehen von seiner Kirchengeschichte, ist dies eine Quelle ersten Ranges; sie ist natürlich lateinisch verfasst, fügt aber auch einzelne polnische Verschreibungen und Urkunden ein. Die 'Jahrbücher' (Bd. 11, 265 S., Thorn 1904) enthalten ausser einer sorgfältigen 'westpreussischen' Bibliographie eine Reihe von Abhandlungen; von Pfarrer St. Kujot, Wer gründete die Pfarreien der Kulmer Diözese? (Fortsetzung, mit einem wichtigen Exkurs über den ersten Preussenbischof, den Cisterzienser Christian); über Gräberfunde im Karthäuser Kreis; das Inventar der Schlochauer Starosteı von 1748 u. a.

Das Jahr 1904 war für die Polen als Katholiken ein Marienjahr und rief eine ganze Reihe marianischer Publikationen hervor. Ich sehe von den zwei stattlichen Bänden ab, die in Lemberg im Anschluss an das Jubiläum herausgegeben wurden (mit einer vollständigen polnischen Bibliographia Mariana, Tausende von Nummern umfassend, Abhandlungen über Einzelheiten des Marienkultus usw.) und erwähne nur, bei der Bedeutung, welche der Marienkult im Volksglauben und Volksleben besitzt, das Werk des Jesuiten Al. Fridrich (Historja cudownych obrazow usw., Geschichte der wundertätigen Marienbilder in Polen I, Krakau 1904): der erste Band enthält die Gnadenbilder der preussischen Diözesen (Posen, Kulm, Ermland), alle Bilder in Reproduktionen, die Angaben aus der gedruckten Literatur wie aus den Kirchenbüchern geschöpft. Als Gegenstück sei noch genannt die schöne Arbeit von Prof. J. Tretiak, Najświętsza Panna w poezji polskiej (Maria in der polnischen Poesie), Krakau 1904, 119 S.

Die Besprechung der böhmischen Publikationen beginnen wir diesmal statt mit dem Lid mit der Neuauflage eines längst als verschollen geltenden interessanten Denkmals. Ich war ihm in Petersburg auf die Spur gekommen; jetzt hat es der unermüdliche Prof. Č. Zibrť herausgegeben: eine böhmische Schelmzunft nach dem einzigen (leider defekten) Exemplar des Nürnberger Druckes von 1518. Das Werk ist eine Originalarbeit, nur in den eingeflochtenen Schwänken ist der Verf.

hauptsächlich von Bebels Facetien abhängig gewesen; es betitelt sich 'Frantove Prava' (Rechte der Fanten oder Schelme) und erfreute sich ausserordentlicher Beliebtheit; es wird durch ein volles Jahrhundert zitiert, ist ins Polnische frühzeitig übersetzt (bisher ist kein Exemplar des polnischen Volksbuches bekannt geworden) und der Name seines Helden, des Zunftmeisters, ist bis nach Russland eingedrungen; der Kaschube nennt noch heute das weltliche, lose Lied eine frantowka: der Name stammt nicht von (Sebastian) Brant noch von Freund, sondern ist aus Fant und Franz kontaminiert; vgl. poln. fryc, frycować, hänseln aus Fritz). In der gediegenen Einleitung (S. VI—XXXIV) bespricht Zibrť die Narrenliteratur überhaupt, dann die Trinkliteratur, die grobianische, welche sich alle mit dem 'Fantenrecht' berühren: hierauf das Buch selbst (ich vermisse eine Angabe über den älteren Besitzer: ist es nicht als Kriegsbeute aus Polen nach Petersburg gekommen?) und den Verfasser, den nachmaligen angesehenen Prager Bürger Jan Mantuan (Fencl), der 1518—1520 in Nürnberg druckte (z. B. einen böhmischen Hortulus animae) und sein 'Fantenrecht' dem Pilsener Bürger Jan Jilek widmete, da er selbst aus Pilsen stammte; zuletzt über das Verhältnis zu Bebel. Ich hätte nur eine schärfere Betonung der Originalität des Böhmen und der Verfasserschaft des Mantuan erwartet; denn auch die Bebelschen Schwänke gibt er so frei wieder, dass sie förmlich sein geistiges Eigentum werden, und gerade bei dem überwuchernden Übersetzungscharakter der gleichzeitigen böhmischen Literatur (1510 bis 1550) bildet das Fantenrecht eine wohlthuende Ausnahme. Bestimmt ist es für die Leute, die ihre Sache auf nichts gestellt haben, keine eigentlichen Spieler. Säufer oder Prasser, sondern die des Spruches von den Lilien auf dem Felde und den Vögeln des Himmels eingedenk, Gott und die lieben Nachbarn für ihr Fortkommen sorgen lassen, deren Faulheit, Frechheit, aber auch Genügsamkeit, Zufriedenheit und Sorglosigkeit der pedantischen Engherzigkeit und Ängstlichkeit der anständigen Leute, der Spiessbürger und ihrer Moral, wirksam entgegengestellt wird. Diese Fante sind im Grunde nur Eulenspiegel, eine böhmische Abart des norddeutschen Typus. Der Herausgeber meint, dass die gleiche Erwähnung Neidharts in der Vorrede zur Murnerschen Schelmenzunft (1512) wie im Brief des Franta nicht auf Zufall beruhen kann; allein bei der Verbreitung dieses Typus und Namen unter den Böhmen (vgl. ebenso die weite Verbreitung des 'Meier Helmbrecht', sogar mit weiblichen Ableitungen, unter ihnen) leugne ich jeden Zusammenhang mit Murner. Worauf beruht die Annahme Zibrťs: „Das Buch war aus einer Handschrift gedruckt, die am ehesten Abschrift einer anderen, älteren Vorlage war“? Nach meiner Überzeugung ist Mantuan Verfasser und Herausgeber in einer Person. Der Leser entschuldige, dass wir so lange bei dieser Schrift verweilen; aber sie ist kultur- wie literarhistorisch, durch Alter, Ton, Humor so eigenartig und interessant und bedeutet eine solche ungeahnte Bereicherung unseres literarischen Wissens, dass wir nur ungern auf die Anführung von Textproben selbst verzichten. Aber Zibrť hat es nicht dabei bewenden lassen; er regaliert uns aus seinen erstaunlich reichen Sammlungen mit einer stattlichen Fülle von Beilagen. Zuerst druckt er ab den Brief der Teufelsstände an die Trinker auf der Welt, aus der sonst weniger interessanten Übersetzung von Schwarzenbergs 'Büchle wider das Zutrincken' (1534; böhmische Übersetzung 1538; ebenso ist Seb. Franks Schrift von 1531 'Von dem grewlichen Laster der Trunkenheit' 1537 wörtlich von Jan Petřik übersetzt). Es folgen zwei Lieder von den 'Trunkenbolden', 1561 von Aleš Knobloch von Pirnsdorf verfasst (der gleichzeitig ein 'Regiment der Schafzucht' druckte, das Zibrť im Lid 14, 293—297 wegen seiner Praktiken bespricht); dann ein zwischen 1563 und 1577 gedrucktes Edikt des Herrn 'Unglück' an die

Diener seines Hofes in Hungersdorf und Umgebung, oder die es werden wollen; die Einkleidung erinnert mich an den Druck des 'Pán Rady' von 1505 und gehört wohl weniger in diesen Zusammenhang (Allegorie von Glück und Elend). Als Nr. 5 folgt der Dedekindsche Grobianus in einer freien Bearbeitung in Reimen nach Texten des 18. u. 19. Jahrhunderts (zahlreicher sind die Ausgaben seit etwa 1740; noch heute wird es als Volksbuch gedruckt); zugrunde liegt nicht das lateinische Original, sondern die deutschen Bearbeitungen von Hellbach und Kienheckel. So ist dieses bisher völlig brachliegende Kapitel der böhmischen Literaturgeschichte, aus dem man bisher nur die ungenauen Titel kannte, mit einem Male durch den Fleiss und die Umsicht des hochverdienten Herausgebers der Forschung zugänglich gemacht, wengleich nur das 'Fantenrecht' selbst durch seine Frische und sein frühes Erscheinen eine wesentliche Bereicherung der Literatur darstellt.

Angeschlossen sei der 'Casopis Musea Kr. Č.' (böhmische Musealzeitschrift), den seit 1905 Č. Zíbrt als alleiniger Redakteur herausgibt. Aus dem 78. Jahrgange (Prag 1904, 488 S.) sei hervorgehoben ein Lied aus dem 15. Jahrhundert, ein Vorgänger der Schelmzunft und des Fantenrechts, das seinerzeit J. Feifalik nach einer sehr schlechten Abschrift abgedruckt hat; von Z. Winter, dem trefflichen Erforscher und musterhaften Schilderer böhmischer Städte und Schulen des 14.—17. Jahrhunderts, eine Studie über die ersten Handwerkerzünfte in Böhmen. Beiträge zur Stadtgeschichte (Polička), literarische und biographische Studien (Hauptteil der Zeitschrift) übergehen wir. Das erste Heft des neuen (79.) Jahrganges (1905, 208 S.) zeichnet sich durch besondere Reichhaltigkeit aus. Dr. Klier handelt über das böhmische Steuerwesen im Jagellonischen Zeitalter (d. i. bis 1526); der bekannte Philolog und Verfasser einer reich illustrierten böhmischen Literaturgeschichte V. Flajšhans über die Prager Theologen um 1400, um den Nachweiss zu liefern, dass nach Zahl und Qualität die fremden Kräfte von den einheimischen übertroffen wurden: zwei böhmische Wandkalender, der eine von 1491 (Fragment, wahrscheinlich zu Pilsen gedruckt), der andere von 1517 (Fragment, gedruckt durch Mantuan in Nürnberg); zwei Übersetzungen deutscher Schriften: von Luthers Traktat gegen die Bauern (Proti mordérské . . . roté sedláku, 1546) und Nic. Hermans Mandat Jesu Christi an alle seyne getrewen Christen usw. 1524 (acht Ausgaben, vgl. Wolkan, Böhmens Anteil an der deutschen Literatur 1, 6, Nr. 22) in einer Übersetzung von 1546; beides Petersburger Unika, wie ich annehmen muss, polnischer Provenienz.

Von den prächtigen, die Originale bis in die Holzschnitte völlig ersetzenden Textausgaben der Akademie der Wissenschaften haben wir bereits vom 'Fantenrecht' oben gehandelt; von besonderer Wichtigkeit ist der neue, vollständige Abdruck des Miszellenbandes aus der Bibliothek des Grafen Baworowski in Lemberg vom Jahre 1472. Ich hatte daraus seinerzeit im Archiv f. slaw. Philologie den gereimten Äsop, den Herzog Ernst und den Dietrich von Bern (Laurin) schlecht und recht abgedruckt; jetzt ist die ganze Handschrift in mustergültiger Weise veröffentlicht von Jan Loris (Prag 1903, 476 S.). Auf eine ausführliche Einleitung über Orthographie und eine knappere über den Inhalt der Handschrift folgt der Text (S. 25—429), hierauf ein Glossar. Sie beginnt mit dem prosaischen 'Brunewik' (bekannt aus anderen Handschriften und Drucken, zu einem Volksbuch geworden, das besonders auch in Russland verbreitet ist), d. i. die Geschichte vom Löwenritter, wie sie Michael Wyssenhere in seinem Heinrich dem Löwen bearbeitet hat, erweitert im böhmischen Text um Episoden und patriotische Tendenzen, die den deutschen Vorlagen völlig fremd sind. Es folgt der gereimte Äsop des Anonymus (60 Fabeln); das Lied vom Herzog Ernst, das sich fast wörtlich an die

Fassung D bei Bartsch anlehnt und um etwa 400 Verse länger ist, weil Reimnot den Böhmen zu Erweiterungen des Textes zwang; der Herausgeber verlegt diese Bearbeitung in das zweite Viertel des 14. Jahrh. (den 'Äsop', den er in die zweite Hälfte des 14. Jahrh. setzt, möchte ich lieber dem ersten Viertel zuweisen). Es folgt des Pleiers Tandaros und Flordibel in einer Bearbeitung des 14. Jahrh., die den deutschen Text erheblich kürzt; die Lemberger Abschrift steht ihrem Werte wie der Zeit nach an der zweiten Stelle. Hierauf der Kleine Rosengarten oder Laurin aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrh.; der Böhme nennt ihn 'Dietrich von Bern' und hält sich ziemlich genau an die Redaktion B. Zum Schlusse der (unvollendete) Prosaroman vom Apollonius, übersetzt aus einer lateinischen Vorlage, auf der auch die mitteldeutsche Übersetzung (Apollonius ed. K. Schröder 1873) beruht. Der Äsop (3242 Verse), Ernst (5967 Verse) und Laurin (2052 Verse) sind nur in der Handschrift des Grafen Baworowski uns erhalten worden; der Apollonius ist aus dem Böhmisches ins Polnische und Russische übergegangen; der Brunewik mit dem Sztifrid sind Volksbücher geworden.

Noch sei besonders erwähnt die Ausgabe der drei Bücher vom h. Hieronymus durch A. Patera (Prag 1903, XV u. 179 S.). Kaiser Karl IV. war ein besonderer Verehrer des h. Hieronymus, der ihm wie den Zeitgenossen für einen Slawen galt; nach der Errichtung des slawischen Hieronymusklosters in Prag 1347 überreichte ihm sein Kanzler Johannes (Bischof von Olmütz) die angeblichen Epistolae der heil. Eusebius, Augustinus und Cyrillus über den Heiligen, ein Machwerk des 13. Jahrhunderts mit Spitzen gegen Geistlichkeit und Mönchstum und übersetzte es selbst ins Deutsche um 1376 für Markgräfin (von Mähren) Elisabeth. Die böhmische Übersetzung, die Patera nach der ältesten Handschrift (Pergament, etwa 1370; drei andere böhmische Handschriften gehören dem 15. Jahrhundert an) herausgibt, ist der deutschen vorausgegangen.

Der 'Český Lid' ist in seinem 14. Jahrgang (von Oktober zu Oktober, monatlich ausser im August und September erscheinend) eingetreten, immer vieles und vielerlei bringend, illustriert, populär im besten Sinne des Wortes. Aus den letzten Heften sei hervorgehoben der Streit um den Bauerriecher Kubata, welcher 1581 als Verteidiger des Gemeinderechts (an Wiesen) gegen die Herren (als Rebell, sagen seine Verunglimpfer) hingerichtet wurde, und dem man jetzt ein Denkmal als einem Märtyrer des Volkes und Rechtes gestiftet hat. Klarheit über den Rhythmus des Volksliedes zu schaffen, der weder streng nach dem Akzente noch nach der Quantität sich aufbaut, versucht J. Letošník; er hält sich hierbei an die mährischen als die am sorgfältigsten und zahlreichsten aufgezeichneten Lieder und bespricht vorläufig die trochäischen und daktylischen Verse. Uns interessieren besonders Proben der alten Volksliteratur; ihrem bewährtesten Erforscher Č. Zíbrt verdanken wir wieder neue Beiträge. Zuerst stellt er in Band 13, S. 228—234. 243—250 zusammen die sehr freie, nationalisierte Übersetzung des 'Gesprächs von Petrus und dem Herrn' und ihre deutsche Vorlage (die angeblich von Konrad Has herrührt, jedoch erst über dreissig Jahre nach dessen Tode im Anschluss an dessen 'Ursach aller Handel' usw. herausgegeben wurde); den böhmischen Text von 1584 selbst hatte Zíbrt schon in der böhmischen Universalbibliothek herausgegeben, hier folgen die Parallelen und einzelne Erklärungen. Wichtiger ist der Abdruck (13, 337—354. 390—405) eines satirischmoralisierenden Gedichtes des Tob. Mourenín 'Menschenalter' von 1604 (nach der Ausgabe von 1723), das frei nach Gengenbachs und Wickrams 'Zehen Altern' bearbeitet ist; nicht mit Unrecht weist Zíbrt auf eine etwaige Anregung auch des polnischböhmischen Schriftstellers Paprocki und dessen dreizehn Bilder des menschlichen Alters von 1601; Mourenín

erweitert das Original und schwächt dessen konfessionelle Auslassungen ab. A. Podlaha veröffentlicht ein Zwischenspiel des V. Kozmanek (1645) aus der Strahover Handschrift; es handelt von dem dummen Bauern, der aus Käse Kälber auszubrüten versucht, nachdem er in Abwesenheit seiner Frau das Vieh hat verhungern lassen. Andere Beiträge (Kinderspiele, Volksküche, dialektische Texte, Tänze usw.) mit zahlreichen Illustrationen müssen wir hier übergehen; erwähnt seien noch besonders die reichhaltigen bibliographischen Rubriken, obwohl sie fast nur böhmische und deutschböhmische Literatur erschöpfen. Da soviel böhmische Übersetzungen aus dem Deutschen genannt sind, sei auch das umgekehrte erwähnt. Die Streiche Jan Palečeks des 'Narren' oder eher Rates des Königs Georg von Podiebrad (seine Narrheit bestand hauptsächlich im Befolgen der Schrift und hingebungsvollem Eifer für alle Arme und Unglücklichen) sind schon im 15. Jahrhundert gesammelt und im 16. u. 17. gedruckt worden; Zíbrt fand nun in einem Zittauer Sammelbande des 16. Jahrh. eine deutsche, nach 1551 geschriebene Übersetzung der 'Historien und etliche Artickull, welche Bruder Hans Paleczek geübt, der do gewesen ist bey dem behmischen Könige Girgen' (der Titel stimmt überein mit dem böhmischen einer Görlitzer Handschrift) und druckte diesen deutschen Text in der Weihnachtsbeilage der Politik (Prag, 25. Dez. 1904) ab.

Was soll ich noch von Zíbrts Bibliographie der böhmischen Geschichte sagen? Es hiesse Eulen nach Athen tragen, wenn ich die Vorzüge dieser monumental Kulturleistung noch einmal hervorheben wollte. Es ist jetzt vom dritten Teil das erste Heft erschienen (240 u. VII doppelspaltige S.), die Nrn. 1—5208, die politische, literarische (polemische) usw. Geschichte des bewegtesten böhmischen Jahrhunderts, 1419—1526, umfassend: die Fülle, Ausführlichkeit und Genauigkeit der Angaben, die ungeahnte Menge der Literatur lässt uns immer wieder die Raschheit und Präzision, mit der Zíbrt arbeitet, anstaunen. Man schlage einen beliebigen Artikel auf, z. B. die Hussiten vor Naumburg und das Kirschenfest, in den Nrn. 2417—2438, oder der Brief der Jungfrau von Orleans an die Hussiten (Nr. 2392—2399) oder die Žižkatrommel, zu der sogar Voltaires Verse an Friedrich II. und die Spenersche Zeitung vom 24. 9. 1743 zitiert werden, die reiche Gelehrten-geschichte der Zeit, d. i. die hussitische und antihussitische Literatur, alle hussitischen Kämpfer (alphabetisch aufgeführt) usw. Von diesem Werke kann man immer nur in Superlativen der Anerkennung sprechen.

Da wir bei „Geschichte“ angelangt sind, so sei erwähnt, dass von der neuen grossen slawischen Altertumskunde von Prof. L. Niederle der erste Band abgeschlossen ist: Slovánské Starožitnosti (Prag 1902—1904, VIII u. 528 S.), eine Revision der Ergebnisse der modernen Philologie, Archäologie und Anthropologie. Der Verfasser war von Haus aus Archäolog und Anthropolog, arbeitete sich in die alte Geographie mit staunenswertem Fleiss und Verständnis ein — nur in der Philologie ist er nicht immer zum besten beraten, entfernt sich hier am wenigsten von den alten Šafáříšchen Bahnen. Seinen Etymologien vermag ich nicht immer zu folgen, dafür mache ich aufmerksam auf das letzte (11.) Kapitel über die archäologische Entwicklung Transkarpathiens (der slawischen Urheimat) seit dem Neolith bis zur Römerzeit — der starke Band reicht ja nur bis an den Anfang der Völkerwanderung, an das Ende des 2. Jahrh. (schliesst mit den Angaben des Ptolemäus). Wie vorsichtig wägt Niederle ab, was unsere Archäologen, die ja bekanntlich das Gras wachsen hören, an kühnen Hypothesen (zum Glücke für den Unbeteiligten wirft immer die eine die andere um, und man braucht daher keiner zu glauben) sich geleistet haben (S. 435—511)! Oder man vergleiche, was der Anthropologe über den physischen Ursprung der Slawen, ihre Rassenmerkmale zu

sagen weiss (S. 80—110). Die Beherrschung der Literatur ist eine ganz stupende: was in den Anmerkungen an Zitaten aus aller Herren Ländern (beherrscht doch Niederle die ganze russische und polnische Literatur neben den anderen) geleistet wird, erinnert uns fortwährend an die böhmische nationale Eigentümlichkeit, die zähe Ausdauer, den Bienenfleiss, die methodische und systematische Arbeitsleistung, an das 'Gutta cavat lapidem'. In den Aufstellungen über die Urheimat ist Niederle äusserst vorsichtig, meines Erachtens nach respektiert er sogar allzu sehr die Weichsel als Westgrenze: an der Weichsel und Oder waren die Deutschen vielleicht ebensowenig die Ureinwohner wie am schwarzen Meer oder in der Lombardei — Beweis, die Namen, die erst bei den Inseln wie Rügen, bei Havel und Elbe deutsch sind; Weichsel, Warthe, Oder, Ucker usw. sind urslawisch, ebenso die Spree; Müllenhoffs Versuche deutscher Deutungen von Oder oder Spree sind irrig gewesen. Die Berührung der Slawen mit den Deutschen (Beweis, die uralten germanischen Lehnworte im Slawischen) beginnt eben zwischen Oder und Weichsel, nicht erst als die Goten nach dem Süden abgezogen waren. Wir werden dem Werke und dem Verfasser hoffentlich bald wieder begegnen.

Prof. H. Schreuer versuchte die Echtheit der böhmischen Sagen von Krok, Libuša usw. zu retten, die ich als Erfindungen des Cosmas (aus etymologischen Spielereien, den Metamorphosen und der Bibel) erwiesen hatte: 'Zur altböhmischen Verfassungsgeschichte' (Mitteilungen d. Instituts f. österr. Geschichtsforschung 25, 385—413). Gewiss bestreite ich nicht Recht und Pflicht des Juristen, auch Sagen daraufhin zu prüfen, was sie für Rechtsanschauungen und Rechtsüberzeugungen eines Volkes bieten können; doch Grundbedingung ist, dass die Sage echt sei, d. h. nicht erst am Schreibtisch erkügelte und erkünstelt. Und Cosmas gibt bloss Klügelei, aufgebaut auf sehr dürftigem echten Material, das nur den Premysl und dessen Ackerbau und die erste Stadtgründung (Prag) kannte, dem Krok, die Töchter, der Rechtsstreit völlig unbekannt waren: für Krok, Töchter und Rechtsstreit (und das ist der Kern der Cosmasschen Erfindungen) kann Schreuer auch nicht den Schein irgend einer Begründung anführen, und seine Mühe ist von vornherein aussichtslos für den, der die Stellung des Weibes bei den Slawen wie die Durchsichtigkeit der slawischen Ortsnamen, die zu Geschichtchen herausfordert, kennt. Meine Ausführungen können gar nicht erschüttert werden. Die Zusammenstellung, Premysl = Samo, ist so phantastisch, dass sie keinerlei Widerlegung bedarf, ebensogut könnte Piast = Samo sein; Premysl und Piast sind Bauern, und das ist das entscheidende und wichtige, eine slawische Ursage. Auf dieser beruht auch das bekannte Zeremoniell bei der Installation des kärntnerischen Herzogs; die Ausführungen von E. Goldmann (Die Einführung der deutschen Herzogsgeschlechter Kärntens in den slowenischen Stammverband, 1903) haben mich durchaus nicht eines besseren belehrt. Für die Volkskunde ist der ganze Stoff von ausserordentlicher Wichtigkeit, doch ist er nicht im Rahmen dieser Besprechung zu erschöpfen.

Zum Schlusse sei das ausgezeichnete Werk von Dr. Zdeněk Nejedlý, *Dějiny předhusitského zpěvu v Čechách* (Prag 1904, X, 359 S.) genannt. Diese 'Geschichte des (böhmischen) vorhussitischen (Kirchen-) Gesanges' ist nur die Einleitung zu einer Geschichte der Lieder der Hussiten, der Brüdergemeinden und anderer Bekenntnisse des 16. Jahrhunderts, die ja auch für die lutherischen bekanntlich von Bedeutung sind. Die Wichtigkeit der neuen Darstellung beruht darauf, dass der Verfasser von musikhistorischem Standpunkte ausgeht, den lateinischen Kirchengesang stetig berücksichtigt und die Verhältnisse bei den Germanen und Romanen zur Vergleichung heranzieht, während man sich bisher mit einer philologischen Erläuterung der böhmischen Texte begnügte. Er kommt daher zu völlig neuen

Ergebnissen, vor allem zu Neudatierungen, rückt die Entstehungszeit der nationalen Gesänge sehr erheblich herunter und lässt sie erst im 13. beginnen und sich in den mässigsten Grenzen halten. Es fallen auch Streiflichter auf die Entstehung und Pflege des polnischen Kirchengesanges.

Wegen der Spärlichkeit des uns vorliegenden Materials heben wir die kleinrussischen Publikationen für den nächsten Bericht auf.

Berlin.

Alexander Brückner.

2. Südslawisch und Russisch.

Von der grossangelegten Sammlung slowenischer Volkslieder, die unter der Redaktion des Prof. Dr. K. Štrekelj die Slovenska Matica in Laibach herausgibt, ist nun nach einer nicht vom Redakteur verschuldeten Verzögerung mit dem 7. Heft (S. 593—900) der zweite Band zum Abschluss gebracht worden. Dieses Heft enthält eine grosse Sammlung vierzeiliger Tanzliedchen (Nr. 2417—4729), die mit den Schnadahüpfn der alpenländischen Deutschen eng verwandt sind und im Rhythmus und Reim mit ihnen ganz übereinstimmen, wie Prof. Štrekelj in der Einleitung S. V ausdrücklich bemerkt. Ja er hat daselbst wie auch in seiner Sammlung zu einzelnen Nummern auf ähnliche deutsche Liedchen direkt hingewiesen. Nichtsdestoweniger nimmt er Stellung gegen diejenigen, die etwa diese slowenische Liedchen einen blossen Abklatsch deutscher Volkspoese schelten wollten, und stellt dagegen seine Überzeugung, dass diese ursprünglich fremde Form auf slowenischem Boden ganz heimisch geworden ist und sich nationalisiert hat. Wie in der deutschen Literatur, hat auch in der slowenischen diese Liedform einen eigenen, ziemlich glücklichen Pfleger gefunden in dem Dichter und Journalisten Filip Haderlap, und einige seiner Liedchen sind volkstümlich geworden.

Aus der Vorrede des Herausgebers entnehmen wir, dass noch immer reiche Beiträge zu seiner Sammlung aus allen Kreisen des Volkes, sogar aus den Reihen der Bauern- und Arbeiterbevölkerung zufließen, welche die schon herausgegebenen Bände seiner Sammlung stark vermehren und auch qualitativ bereichern. Wir hegen den herzlichsten Wunsch, Prof. Štrekelj möge diese nicht hoch genug zu schätzende Arbeit sobald als möglich glücklich zu Ende führen und weiterhin Entgegenkommen bei seinem Verleger, dem Laibacher literarischen Verein 'Matica Slovenska', finden, ohne weiter mit Hindernissen kämpfen zu müssen, die aus einer in seiner Vorrede (S. X) recht glücklich abgefertigten Prüderie fließen.

Zur slowenischen Volkskunde wäre ausserdem noch zu erwähnen, dass neuestens eine eigene Zeitschrift für Geschichte und Volkskunde (Časopis za zgodovino in narodopisje) in Marburg in Südsteiermark gegründet wurde. In dem vorliegenden ersten Jahrgange derselben (S. 224) finden wir leider noch keinen Beitrag zur Volkskunde. Zu erwähnen wäre der Aufsatz von Prof. Štrekelj, 'Beiträge zur Erklärung der geographischen Nomenklatur in der deutschen Steiermark' (S. 70 ff.), obzwar er allerdings ausser dem Rahmen der 'Volkskunde' fällt; es wird der slawische Ursprung einiger Namen, wie Admont, Andritz, Aussee, Grundlsee (noch 1386 Krangelsee) u. a., nachgewiesen. Ausserdem wurde noch in dem Agramer 'Sammelband für Volksleben und Gebräuche der Südslawen' 9, 145 ff. ein Volksbrauch am St. Florianstag aus der Umgebung von Luttenberg in der südlichen Steiermark beschrieben. Eine Bibliographie der slowenischen Volkskunde für die Jahre 1898—1904 bringt neuerdings die Zeitschrift für österreichische Volkskunde 10, 243 f.

Von der von der südslawischen Akademie herausgegebenen Publikation zur Volkskunde der Südslawen erschienen das 2. Heft des 8. Bandes und das 1. Heft des 9. Bandes. Das erste bringt einen Kommentar zu dem zweiten Bande der von R. Strohal gesammelten kroatischen Märchen (VIII, S. 161—182); der 9. Band (S. 1—22) 'Kleinere Beiträge' von Ivan Milčetić; unter anderem werden aus einer kroatischen glagolitisch geschriebenen Handschrift aus dem Jahre 1558 und einigen anderen Werken die bekannte Legende von dem verzückten Mönche, der dem Gesange eines Vogels ein bis zwei Stunden gelauscht zu haben wähnte, währenddem 340 Jahre verlossen (Köhler, Kl. Schriften 2, 239f. 427), weiter über ein Trinklied, interessante Bemerkungen zu dem Liede von der Heirat Dušans bei Vuk St. Karadžić 2. Nr. 29, Einmauern von Kindern in den Grundstein von Neubauten, Belege, dass dieser Glauben sich noch jetzt erhalten hat (S. 21f.). Die zweite Abteilung dieses Sammelbandes, welcher Materialien gewidmet ist, bringt eine sehr ausführliche Beschreibung der Landschaft Poljica (S. 183—336. 9. 23—144) in Dalmatien und deren Bevölkerung: äussere Beschreibung der Leute, Sprache, Geheimsprache (S. 249), Dorf, Haus und Hof, Küche, Tracht, Volksmedizin, Jagd, Ackerbau, Hausindustrie, Fischfang, Viehzucht u. a. — R. Strohal gab den 3. Band seiner kroatischen Volksmärchen heraus (Hrvatskih narodnih pripovijedaka kn. 3. Karlstadt 1904. im Selbstverlag, 328 S.). Die sehr reichhaltige Sammlung zählt über 150 Nummern, die in fünf Orten des südlichen Kroatiens, in Fiume und anderen Orten aufgezeichnet wurden, und zwar treu im Lokaldialekt. Mit Ausnahme von Fiume ist bei jeder Nummer der Erzähler angegeben, und in den Einleitungen, die recht willkommene Berichte zur Geschichte der Besiedelung der betreffenden Ortschaften bringen, sind nähere Mitteilungen über die Gewährsmänner des Sammlers angebracht. Es sind natürlich fast durchweg Varianten bekannter Märchenstoffe, z. B. S. 13f. Nr. 2 zum 'tapferen Schneiderlein'; S. 39 Nr. 20 Abderitengeschichten; S. 42 Nr. 22 'Froschprinzessin'; S. 45 Nr. 24 König Midas Obren; S. 46 Nr. 25 König Lear; S. 51 Nr. 29 und S. 101 Nr. 11 Lenore; S. 69 Nr. 1 'Cymbeline'; S. 115 Nr. 20 'Sieben Raben'; S. 117 Nr. 21 Aschenbrödel; S. 137 Nr. 1 'Hans mein Igel'; S. 141 Nr. 3 Ali Baba und die Räuber; S. 157 Nr. 11 Von der wiedererwachten Scheintoten, vgl. diese Zeitschrift 13, 410ff.; S. 169 Nr. 17 Die Tiere im Räuberhaus; S. 249 Nr. 12 zur Legende vom Königssohn im Paradiese (Köhler, Kl. Schr. 2, 224f.); S. 255 Nr. 18 Mann, Schlange und Fuchs u. a. mehr. Zur vergleichenden Märchenkunde liefert diese Sammlung sehr viel und mannigfaltigen Stoff. — Im 'Glasnik' des Landesmuseums für Bosnien und die Herzegowina 16. 1—32. 195—224 finden wir einen auf Grund eines grossen Materials zusammengestellten Beitrag zur Volksmedizin der Serben von Prof. M. Medić, ausserdem (S. 285—303) über Rechtsgebräuche in der Herzegowina (auch über Blutrache u. ä.). Volksgebräuche auf der Insel Lesina in Dalmatien (S. 303—306); Begräbnis, Volksmedizin, Prognostika, Aberglauben. — Einen kleinen Beitrag zur Geschichte der südslawischen Volksepik veröffentlichte Andra Gavrilović im 153. Bande des 'Rad' der südslawischen Akademie (S. 209—226); er sucht da zu beweisen, dass vor dem 15. Jahrh. historische Ereignisse in kurzen lyrischepischen Gedichten besungen wurden: seit Anfang des 16. Jahrhundert erscheint sie umgewandelt in eine rein epische Poesie; die alte Poesie hat sich teilweise in Rudimenten erhalten, denen die mazedonischen Lieder ähneln: teilweise wurde sie vergessen, teilweise zu neuen epischen Liedern umgearbeitet. Ihr Versmass war verschieden, mit der Zeit nahm der fünfzehnsilbige Vers und der zehnsilbige überhand, der erstere ward in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ganz vom Zehnsilbler verdrängt.

In Fortsetzung der von Prof. Jovan Cvijić geleiteten anthropogeographischen Erforschungen der serbischen Länder (vgl. oben 14, 340) erschien von dessen fleissigstem Schüler Rista T. Nikolić eine neue Arbeit 'Poljanica i Klisura. Antropogeografska proučavanja' (Belgrad, Akademie 1904, 244 S. und 10 Beilagen, Karten, Dorf- und Hausansichten) als Sonderdruck aus dem noch nicht erschienenen 6. Band des 'Srpski Etnografski Zbornik'. Treu dem Programm werden Land, Ortschaften und Bewohner in einem Landstrich des südwestlichen Serbiens beschrieben: bis zur Annexion durch Serbien im Jahre 1878, und teilweise noch heut haben Albanesen einige Dörfer inne; ausser diesen Besiedelungsverhältnissen wird auch auf Tracht und Dialekt der Bevölkerung eingegangen. — Ein grosses Interesse weckt das aus dem Nachlasse des heldenhaften montenegrinischen Wojwoden Marko Miljanov von Lj. Kovačević herausgegebene Buch 'Der Volksstamm Kući in der Erzählung und im Liede des Volkes' (Pleme Kući u narodnoj priči i pjesmi, Belgrad 1904, LXXX u. 384 S.). Es ist das eine teils in epischen Liedern erzählte Geschichte dieses Volksstammes, wertvoll für die Charakteristik desselben wie der serbischen Volkspoesie. Dem Buche ist eine Biographie des Autors, einer der markantesten Gestalten des Serbentums, vorausgeschickt. Marko M. war eine der letzten prächtigen Blüten des nun absterbenden serbischen Rittertums mit allen seinen Tugenden. Erst im reifen Mannesalter lernte er lesen und etwas schreiben. 1901 erschienen seine 'Beispiele der Männertugend und des Heldenmuts' (Primjeri čojstva i junaštva), ein Buch, das in einer bekannteren Sprache verfasst gewiss schon den Weg in die Weltliteratur gefunden hätte und eines der besten und beliebtesten Bücher für die heranwachsende Jugend geworden wäre. Sein letztes Werk 'Leben und Gebräuche der Albanesen' erschien im 5. u. 6. Heft des 'Letopis' der Neusatzer Matica Srpska für 1904. — Einiges Material zur Volkskunde enthält noch der Aufsatz der Frau Savka J. Subotić über serbische Weberei und besonders Teppiche in Heft 4—6 desselben 'Letopis'. Die oben 14, 341 erwähnte Zeitschrift 'Karadžić' ist nach kurzem vergeblichen Kampfe mit dem 4. Hefte des 4. Jahrgangs eingegangen.

Zum Schluss dieser Übersicht über neuere Arbeiten in der serbischen Volkskunde sei erwähnt, dass in Belgrad eine Zentrale für das Studium der serbischen und überhaupt südslawischen Volkskunde in dem im Herbste 1904 eröffneten serbischen ethnographischen Museum geschaffen wurde. In der kurzen Zeit von vier Jahren brachte dessen tüchtiger und energischer Leiter Dr. Sima Trojanović, der in den europäischen Fachkreisen sich durch seine interessanten ethnologischen Arbeiten einen guten Namen erworben hat, nach häufigen Reisen in allen südslawischen Ländern, von den letzten serbischen Kolonien bei Budapest bis nach Saloniki, von der Ostgrenze Serbiens bis zu den dalmatinischen Inseln, ein Museum zustande, welches jedem Ethnographen, der sich für die Balkanvölker, insbesondere Südslawen interessiert, eine schier unerschöpfliche Fundgrube bietet. Da nahezu alles Material von Dr. Trojanović und seinem Assistenten direkt bei dem Volke gesammelt und hierbei auch die mannigfaltigen Bezeichnungen der einzelnen Gegenstände angemerkt wurden, ist die Authentizität dieses Materials um so sicherer. Bis jetzt zählen die Sammlungen, wie wir einem von uns erbetenen Berichte des Dr. Trojanović entnehmen, 8256 Nummern. Grösstenteils sind es Volkstrachten. Dr. Trojanović suchte diese vorerst zu sammeln, da eben die Tracht verhältnismässig am schnellsten schwindet. Manche Sachen wurden kaum vor dem endgültigen Verderben gerettet und sind wirklich Unica. Reste schon vergessener Kostüme. Ein Zehntel der gesammelten Sachen ist bereits ausser Gebrauch. 62 vollständige Figuren stellen die Trachten der von Serben und Kroaten be-

siedelten Länder wie auch die der slawischen Bevölkerung Mazedoniens dar. Weiter enthalten die Sammlungen 18 Oberkleider nach türkischem Schnitt, 16 Oberkleider nach serbischem, mittelalterlichem Schnitt, 84 Wämser aus feinem Tuch, 111 bäurische, ärmellose, lange Oberkleider, 212 wollene Schürzen, 123 verschiedene Kopfbedeckungen, 234 Hemden u. ä., 226 Socken, Strümpfe u. ä., 35 bäurische Handschuhe, 22 Armbänder, 173 wollene, lederne Gürtel, 118 Schuhe, 62 städtische Tücher, 52 Beutel; weiter 78 Teppiche, 13 Polster, 14 Vorhänge, 364 Stickerereien, 89 Spitzen, 317 Handtücher und Taschentücher, 38 Webstoffe als Muster, 18 Halsbänder, 450 Schmuck aus Metall, 167 Filigranarbeiten aus Gold und Silber, 38 Geschirr aus Metall, 103 metallene Werkzeuge, 68 hölzerne Gefässe, 201 Holzsachen im allgemeinen, 403 irdene Gefässe, 207 Waffen, 54 Musikinstrumente, 45 Ackerbaugeräte, 29 Feuerzeuge, 32 Hausmodelle, 17 Beschwörungsmittel, Amulette, 2050 Oster Eier, 480 Photographien und Aquarellen aus dem Volksleben u. a. Unter diesen Sachen ist recht vieles hochinteressantes Material für die vergleichende Volkskunde von den Trachten, den Stickerereien und Webarbeiten angefangen bis zu den irdenen und hölzernen Gefässen der Form und dem Ornamente nach. Die Sammlungen sind bereits so reichhaltig, dass der Raum nicht mehr hinreicht; dabei hat das Museum noch viel wichtige Aufgaben zu lösen: Bauernstuben aufzustellen und Gruppen, welche die vielfachen Volksbräuche anschaulich illustrieren; auch in der Beschaffung der Ackerbaugeräte, der Hausmodelle ist noch viel zu tun; denn darin bieten alle jene Länder je nach ihren geographischen und klimatischen Verhältnissen und kulturellen Einflüssen reiche Verschiedenheit. Dass in dieser kurzen Zeit eine so imponierende Sammlung zustande gebracht werden konnte, ist besonders der Munifizienz König Peters I. und seinem tiefen Verständnisse für die grosse Bedeutung derartiger Institute zu danken. Sie wird, wie wir fest hoffen, diesem hoffnungsvollen Institute treu bleiben und es zu hoher Blüte führen.

Die bulgarische literarische Gesellschaft in Sofia übernahm die Herausgabe des Sammelbandes für Volkstraditionen, Wissenschaft und Literatur und gab dessen 19. Band (den 1. Band der neuen Serie) heraus. Aus dem Inhalte desselben weckt unsere grösste Aufmerksamkeit die Studie des Dr. L. Miletič über die bulgarischen Pavlikianer im nordöstlichen Bulgarien wie auch im südlichen, in Philippopel u. a. (S. 369); eine gross angelegte, auf weiten Quellenstudien sich stützende kulturhistorische Studie. Auch zur bulgarischen Volkskunde bringt sie manchen Beitrag nach Berichten katholischer Missionare über Aberglauben (S. 108 ff.): Opfern der Samodiva, Werwolf, Totengebräuche u. a. m., über den Einfluss der katholischen Geistlichkeit auf Gebräuche und Tracht des Volkes sind manche interessante Bemerkungen verzeichnet (S. 138, 191 f. 218 f. 267 f.), Tracht, Gebräuche und Aberglauben bei den südbulgarischen Pavlikianern (S. 212 ff.). — Weiter enthält der Band einen Aufsatz von V. Dečev über die Schafzucht im mittleren Rhodopegebirge (S. 92), auch über Kerbstöcke (S. 86 f.), Prognostika, Aberglauben (mit Hilfe einer toten Hand und Graberde wird epidemische Krankheit von den Herden ferngehalten, S. 89. In alter Zeit wurden die Schafe mit der Asche verbrannt, gestohlener Kinder gefüttert; andere Krankheiten der Schafe wurden mit Hilfe des 'lebendigen Feuers' vertrieben, S. 90; vgl. einen ähnlichen Brauch bei den Čuwaschen in den Berichten der Gesellschaft für Geschichte und Ethnographie in Kasan 19, 3—4 und das unten angeführte Buch Aničkovs S. 325 f.) u. a. Endlich wurden 24 Märchen aus einem Dorfe des Bitoljer Kreise veröffentlicht (S. III und 131). Der Herausgeber E. Sprostranov begleitet sie mit kurzen Inhaltsübersichten und Hinweisen auf Parallelen, die er jedoch aus meinem im 18. Bande desselben Sammelbandes gedruckten Kommentar zu K. Šapkarevs Sammlung abgeschrieben hat. Es

sei mir erlaubt, einige kurze Anmerkungen beizufügen: Nr. 1 (S. 1) vgl. Cosquin Nr. 11. Der Bursche wird von der Schönen um die drei vom Vater ererbten Wunderdinge betrogen, kommt zurück mit der Tarnkappe auf dem mit einer Gerte getriebenen Teppich, welche er streitenden Teufeln abgenommen; wiederum von der Schönen betört, rächt er sich endlich mit den Äpfeln, nach deren Genuss Hörner auf der Stirn wachsen. — Nr. 2 (S. 9). Ein armer Bursch verschreibt sich dem Teufel, der ihm Geld und eine vornehme Frau verschafft: dies Weib zeigt aber eine solche Tücke, dass der Teufel vor ihr flieht und auf der Flucht den Zettel verliert, den der Bursche mit seinem Blute unterschrieben hatte. — Nr. 3 (S. 15) vgl. Steel & Temple, Wide Awake Stories Nr. 5. — Nr. 4 (S. 22) gehört in den Kreis der Märcen vom tapferen Schneiderlein. — Nr. 5 (S. 23) 'Vom Juden, der sein Vieh verteilte und für eines von Gott drei erwartete.' Variante zu 'Bruder Lustig': für die Belebung der Prinzessin nimmt er kein Geld an, sondern gräbt auf Geheiß des ihn begleitenden Engels einen Schatz aus. — Nr. 6 (S. 28): Einem armen Burschen frisst ein Wolf Kuh und Kalb, seine Felder vernichtet Hagelschlag, sein Weib entreisst ihm der Sonnenjüngling. Der Bursche wandert zu diesem hin, der ihn freundlich aufnimmt und am folgenden Tage statt seiner die Erde umkreisen lässt. Von Gott erhält er einen Kranz, den er auf seinen Kopf legt und der wie Feuer leuchtet. Zu Mittag erwartet ihn am gedeckten Tisch der hl. Charalampus, zur Jause der hl. Elias. Der Bursche prügelt den hl. Charalampus, weil er ihm den Wolf geschickt hat (sonst wird meist der hl. Georg oder Nikolaus als Hirte der Wölfe genannt), ebenso den hl. Elias, weil er mit Hagelschlag seine Ernte vernichtet hat. Er rächt sich auch an dem Sonnenjüngling, bekommt seine Frau wieder und kehrt glücklich heim. — Nr. 7 (S. 32). Vgl. Fanch Seouarnec (Köhler, Kl. Schr. 1, 149). — Nr. 9 (S. 38) gehört in den Kreis der Erzählungen von der schönen Magelona. — Nr. 12 (S. 60). Variante zu Spitta Bey, Contes arabes S. 80 Nr. 6. — Nr. 13 (S. 65). Version des 'Treuen Johannes'. — Nr. 16 (S. 85). Ähnlich wie Weigand, Die Aromunen 2, 217. Hinton Knowles, Folktales of Kashmir p. 205. — Nr. 17 (S. 88) 'Der Kaiser und die drei Schwestern', vgl. Schiefner Nr. 12 (Köhler, Kl. Schr. 1, 565). — Nr. 18 (S. 93) Von den drei Gefährten mit wunderbaren Eigenschaften. Der eine von ihnen macht Stricke aus Sand, mit so einem Stricke wird auch der stärkste Gefährte in die Unterwelt hinuntergelassen und die befreiten Mädchen hinaufgezogen. — Nr. 19 (S. 101) Von der treulosen Mutter, die ihren Sohn ihrem Liebhaber, dem vom Sohne schwer verwundeten Räuber verrät. — Nr. 20 (S. 107) Von dem Sohne, der drei Nächte auf dem Grabe seines Vaters wacht. Die Pferde, die ihm am Grabe erscheinen, sind seiner Brüder und sein eigenes Schicksal und werden fortan nur ihm dienen. Weiteres vom Grindkopf als Gärtnerburschen beim Könige. — Nr. 21 (S. 116). Verstand und Glück streiten, wer von ihnen mehr vermag. — Nr. 22 (S. 119). Ein Goldarbeiter verfertigt eine Schüssel mit Huhn und Hühnchen, die wie lebendig sind, der andere ein Pferd aus Holz, das wie eine Taube fliegt (vgl. Chudjakov, Velikorus. skazki 3, Nr. 102. Federowski, Lud białoruski 2, Nr. 83). Der Prinz entführt mit diesem Pferde eine Prinzessin: die Geliebten werden durch Missgeschick getrennt, die Prinzessin wird Kaiserin, als sie eben die erste in die Stadt nach dem Tode des Kaisers zog; dorthin kommt nach einer Zeit der Geliebte, wird erkannt und das Liebespaar vereinigt (vgl. Chauvin, Bibliogr. arabe 5, Nr. 28. 30). — Nr. 23 (S. 124). Ein armer Mann sucht sein Schicksal, kommt in ein Gebirge an einen Platz, der voll von Brunnen ist; 'diese Brunnen sind die Schicksale der Menschen'. Dort werden sie von eigenen Wesen bewacht. Nur am Brunnen des Armen ist niemand, der wälzt sich in einer Höhle herum. Der Mann

will selbst seinen Brunnen reinigen, aber verdirbt ihn ganz. — Nr. 24 (S. 128). Ein Hirt wird von der Schlange mit der Kenntnis der Tiersprache beschenkt, seine Frau sucht ihm sein Geheimnis zu entreissen (vgl. Köhler, Kl. Schr. 2, 610). — Verschiedenes Material. Lieder, Märchen, Aberglauben, Volksmedizin u. a. bringt besonders noch eine in Stanimaka im südlichen Bulgarien unter dem Namen 'Rodopski naprédok' nun das zweite Jahr erscheinende Zeitschrift. — Endlich sei noch notiert ein Aufsatz von J. Ivanov, 'Der Kultus des Perun bei den Südslawen' in den Nachrichten der Abteilung für russische Sprache und Literatur der Akademie der Wissenschaften Bd. 8, Heft 4, S. 140f., wo einige neue Beweisgründe für die Existenz Peruns bei den Südslawen angeführt werden.

Ehe wir zur Übersicht der neuesten Arbeiten in der russischen Volkskunde übergehen, sei des schweren Verlustes gedacht, den die russische Wissenschaft durch das Hinscheiden A. N. Pypins am 9. Dez. 1904 erlitten hat. Neben seinen grossartigen Arbeiten zur russischen Literatur- und Kulturgeschichte war der Verewigte in hervorragender Weise in der russischen Ethnographie, Volkskunde und Stoffwissenschaft tätig. Seine vierbändige Geschichte der russischen Ethnographie (1890—92) wuchs zu einem mächtigen Bilde der russischen Geistesarbeit des 18.—19. Jahrh. an. Sein erstes grosses Werk, 'Abriss einer Literaturgeschichte der alten russischen Erzählungen und Märchen' (1857), in welchem eine Übersicht aller der aus Byzanz und später aus Westeuropa in die russische Literatur eingedrungenen Erzählungen gegeben wurde, legte die Grundlage zu der sich dann üppig entwickelnden wissenschaftlichen Erforschung. Nach vielen Jahren (1888) verfasste er eine bibliographische Übersicht der handschriftlichen russischen Übersetzungen westeuropäischer Erzählungen, auch Gedichte, die sich besonders in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. stark verbreiteten, unter dem Titel 'Für Liebhaber literarischer Antiquitäten'. Er gab selber einen solchen 'Roman' heraus: 'Die Geschichte von einem spanischen Edelmann Doltorn' (1887), der wieder die Vorlage der russischen 'Geschichte von dem russischen Matrosen Vasilij' wurde. In seiner 'Geschichte der slawischen Literaturen' (in deutscher Übersetzung 1883) lieferte er eine Übersicht der Volksliteraturen der slawischen Völker, wie später in seiner Geschichte der russischen Literatur (2. Aufl. 1902/03) eine solche der russischen Volkspoesie.

Unter den neueren russischen volkskundlichen Arbeiten nimmt wohl den ersten Platz ein das gross angelegte Werk von E. V. Aniëkov, 'Das Lied des Frühlingskultus im Westen und bei den Slawen, 1. Teil: Vom Kultus zum Lied' (Petersburg, Akademie 1903, 29 u. 392 S.). Der Verfasser knüpft an die von einigen Gelehrten wie Gaston Paris und Bielschowsky vertretene Ansicht an, dass die Kunstlyrik des Mittelalters sich unter Einfluss des bei den Frühlingsfesten und Tänzen gesungenen Volkliedes entwickelt hat. Diese Ansicht will der Verfasser mit Hilfe des slawischen Liederschatzes sicher beweisen. Er hält es sogar für unmöglich, das westeuropäische Volkslied ohne Kenntnis der 'slaworussischen' Volksdichtung zu erforschen und bedauert lebhaft, dass die westliche Wissenschaft dies osteuropäische Material ignoriert. Als seine Aufgabe betrachtet er die parallele Erforschung der 'griechisch-slaworussischen' und der germanisch-romanischen Volkskunde. Wir hätten hier nur die Terminologie 'griechisch-slaworussisch' oder 'slaworussisch' zu bemängeln: denn die Volksdichtung dieser Gruppen kann keineswegs als etwas Ganzes der westeuropäischen gegenübergestellt werden. Mit viel mehr Recht betont der Verfasser, dass hier nicht das sprachliche Moment entscheidet, sondern vielmehr der kulturelle Zusammenhang von der Sprache nach geschiedenen Völkern und Stämmen. Er zieht daher das volkskundliche Material

der sprachfremden Völkerschaften Russlands, der Čuwassen, Čeremissen, Wotjaken u. a. heran. Den Volksbrauch will er ganz unabhängig von der Mythologie untersuchen; er sucht die Frage nach dem Verhältnis von Lied, Brauch und Fest zu beantworten, indem er die Volkslieder, welche mit den Frühlingsgebräuchen und -Festen verbunden sind, betrachtet. In der Einleitung berührt er die von Grimm, Kuhn, Schwarz und Mannhardt aufgestellten Theorien und hebt als Mannhardts Verdienst hervor, dass er die selbständige Erforschung des Brauches begonnen und ihn wenigstens teilweise von der Mythologie befreit habe. Das zweite Kapitel schildert die Bewillkommung und Verehrung des Frühlings bei den verschiedenen Völkern von Ost- und Westeuropa, die Begrüssung der ersten Zugvögel und des ersten Veilchens, die in Russland stellenweise bis zu einer religiösen Feier heranwuchs (S. 107f.), vergleicht damit die bekannten Feste der Griechen und Römer und kritisiert die Versuche, eine slawische Frühlingsgöttin nachzuweisen; ferner Festgebräuche am 1. Mai (S. 122f.), Maibaum, Baumkultus; das Frühlings-Begrüssungslied, 'trimousettes', Maigraf, Maibraut, Pfingstl u. a. mehr (S. 168f.). Der russische Gelehrte hält dafür, dass Mannhardt und Frazer in ihren Versuchen, in den Frühlingsgebräuchen einen Reflex der ganzen Mythologie des Pflanzentums zu finden, zu weit gehen. In dem grünen Zweig, der aus dem heiligen Haine gebracht wird, ist eher ein sakrales Zeichen zu erblicken. Indem er auf die Ähnlichkeit der Weihnachtsgebräuche mit den Frühlingsgebräuchen, insbesondere im 'griechisch-slawisch-russischen' Osten mit den *záłavzai*, koljady hinweist, spricht er die Vermutung aus, dass der Brauch sich einst am Beginne des wirtschaftlichen Jahres abspielte. Im dritten Kapitel (S. 258) untersucht er die verschiedenen Reinigungsgebräuche mit Wasser und anderen Mitteln, besonders das Vertreiben der bösen Geister durch Lärmen u. a., Umackern des Dorfes mit einem von Frauen gezogenen Pfluge, das Todaustragen, den Streit zwischen Winter und Frühjahr, den Frühjahrskult der Ahnen (S. 295f.), das Fest des ersten Zuwachses, des ersten Eis (S. 307), Opferfeste, der lettischen Uhssing (S. 312f.), die Bräuche beim ersten Viehanstreiben auf die Weide: Gebräuche beim Anfange des Ackerns (S. 330f.), beim Säen, verschiedene Feste. Das altgriechische Adonisfest war eigentlich eine Beschwörung des Samens (S. 346); Flurumritt u. ä. Gebräuche (S. 352f.). In dem Schlusskapitel (S. 361f.) versucht der Verfasser, die Ausführungen Frazers kritisierend, die Psychologie der Volksgebräuche zu ergründen. Die Volksgebräuche sind nicht in dem Anerkennen der Unabänderlichkeit der Naturgesetze begründet, sondern umgekehrt in dem Glauben an die Möglichkeit deren Bruch herbeizuführen. Sie haben ihre Wurzel in dem Egozentrismus, sie entspringen aus der Weltanschauung, die religiös genannt werden könnte, da sie durchaus in der Vorstellung einer Gottheit begründet sind. In dem Glauben an seine Macht über die Natur meinte der ursprüngliche Mensch selbst Gott zu sein; und diese Vorstellung von der Gottheit wird noch bestimmter, wenn die Bräuche ein Magier, Priester, Schamane ausführt. Hier streift also der Verfasser die Frage nach dem Ursprung der Religion. Endlich versucht er die Frage nach dem Ursprunge des Liedes zu lösen. Lied und Brauch sind organisch verbunden. Das psychologische Wesen der Beschwörung ist die Konzentrierung des Bewusstseins auf einen bestimmten Wunsch, welche in den Zustand der Ekstase führt. Die Beschwörung spielt sich ab bei Lied und Tanz unter den Klängen der Trommel u. ä. Das Lied hat einen ganz bestimmten Zweck. Es führt zugleich mit anderen Mitteln die Ekstase herbei und drückt nebenbei durch Worte den Wunsch selbst aus. Seine rhythmische Form ist eng mit dem Inhalt verbunden. In diesem mit dem Beschwörungsritual genetisch zusammenhängenden Liede erblickt nun der Verfasser

die ursprüngliche Gestalt der Volkspoese. Er verbindet diese seine Ansicht mit anderen Theorien über den Ursprung des Liedes, besonders mit der Büchers. Da ich auf Einzelheiten dieses inhaltreichen Buches hier nicht eingehen kann, begnüge ich mich, durch eine knappe Inhaltsübersicht die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt darauf zu lenken.

Einen Beitrag zur vergleichenden Sagen- und Märchenwissenschaft liefert Alexander N. Wesselofsky, 'Über die Sage von Basarga' in den Nachrichten der Abteilung für russische Sprache und Literatur der Akademie der Wissenschaften 9, Heft 2. Es ist das eine legendenhaft gefärbte Geschichte von einem weisen Kaufmannssohne, der die seinem Vater von dem grausamen heidnischen König auferlegten Rätsel löst: es wird auf Gesta Roman. cap. 194 und auf andere im Mittelalter verbreitete Erzählungen hingewiesen (Köhler, Kl. Schr. 2, 651). Derselbe Gelehrte untersucht 'die Frage nach der Heimat der Legende vom hl. Gral' im Journal des Minist. für Volksaufklärung Bd. 351, S. 395—453. — J. A. Šljapkin bestreitet in einem Aufsatz über das Märchen vom Jerš Jeršovič (Journal d. Minist. für Volksaufklärung, August 1904, S. 380f.) den von Gaster in der Byzant. Zeitschrift 13, 231f. behaupteten Zusammenhang desselben mit dem byzantinischen *ἰ-Ἰασιῶτης* und erblickt eher in demselben ein Produkt der russischen Natur und des russischen Lebens und zwar des russischen Nordostens nicht vor dem Anfange des 17. Jahrh. Ein verwandtes Märchen wurde unlängst im Gouv. Wjatka aufgezeichnet und in der Živaja Starina 13, 404f. neben einigen anderen abgedruckt: die Krähe vernichtet das Nest des Kuckucks und dessen Jungen; der Kuckuck führt Zeugen herbei, verliert aber, da die Krähe diese verleumdet, den Prozess und wird in den Wald vertrieben. — G. Potanin setzt seine oben 14, 344f. registrierten Studien in der Ethnograph. Rundschau Bd. 58, 1—27 und Bd. 59, 28—54 fort: an letzterer Stelle untersucht er die Sage von Balder und den zwölf Asen, verweist auf ähnliche asiatische Sagen und macht gegen Sophus Bugges Erklärung des Ursprunges dieser Sage Einwendungen. — Die gewiss zahlreichen Kreise, die des Dänischen unkundig sind, wird es freuen, dass das gerühmte Werk Oestrups über 1001 Nacht nun in russischer Übersetzung weiteren Kreisen zugänglich gemacht wurde im 8. Bande der Arbeiten über orientale Philologie (Trudy po vostokovédéniju), welche das Lasarevsche Institut für orientale Sprachen in Moskau herausgibt. Der Übersetzung ist eine ausführliche literarhistorische Einleitung von A. Krymskij vorausgeschickt, in der eine Übersicht der bisherigen europäischen Studien über die arabischen Erzählungen und auch eine ästhetische Würdigung derselben gibt und ähnliche Sammlungen, besonders Kalila und Dimna, Sindibad, Barlaam und Josaphat, bespricht. Er ist überzeugt, dass 'in der ungeheuren Mehrzahl die europäischen Volksmärchen mit Bestimmtheit auf Indien und noch genauer auf die Schöpfungen des indischen Buddhismus zurückzuführen sind' (S. LVIII). — A. Wetuchow setzt die schon oben 14, 346 angeführte Studie über Beschwörung- und Verwünschungsformeln im Russischen philolog. Boten fort und untersucht die Beschwörungen gegen Blutung und Zahnschmerzen.

Beiträge zur Kenntnis des russischen Volksepos liefert A. Markov, indem er die Reflexe des realen Lebens in der russischen epischen Poesie in der Ethnograph. Rundschau Bd. 58, 42—112. Bd. 59, 1—27 festzustellen sucht, und zwar die Reflexe des ökonomischen, öffentlichen, familiären und religiösen Lebens, um dann weiter die Frage nach Zeit und Ort ihrer Entstehung zu lösen. Er kommt zu dem Resultate, dass das Epos sich etwa im 12.—15. Jahrh. bildete. Von der Mitte des 16. Jahrh. an entstehen dann historische Lieder von ganz anderem Charakter. Der geographische Horizont der epischen Lieder umfasst den ungeheuren Raum vom

‘Deutschen’ Meere bis zum Kaspischen, vom Eismeere bis Arabien. Daraus ist zu ersehen, dass sich das Epos in den verschiedensten Gegenden bildete: jedes Land des alten Russlands arbeitete an der Schaffung desselben. Die epischen Lieder entstanden besonders in Halič und Wolhynien, Kijew, Černigov, Polock, Murom-Rjasan, Vladimir-Suzdal und Novgorod. — Derselbe Gelehrte versucht eine Quelle des epischen Liedes von den 40 Pilgrimen und die historische Grundlage des epischen Liedes vom Fürsten Roman und den litauischen Prinzen festzustellen in der Ethnograph. Rundschau Bd. 61, 110—138. Ausserdem finden wir in derselben Rundschau Bd. 60, S. 43 ff. noch einen Aufsatz von A. S. Jakub über das epische Lied von Suchman. Nicht geringes Interesse weckt ein kleiner Aufsatz von N. L. Brodskij, ‘Spuren professionaler Märehenerzähler in den russischen Märcen’ (Ethnogr. Rundschau Bd. 60, 1—18). Auf Grund der Architektonik des Märcens kommt der Verfasser zu dem Schlusse, dass das Märcen nur im Kreise professionaler Erzähler seinen formalen Ausbau erlangen konnte. Diese gewerbsmässigen Erzähler erblickt er in den altrussischen Spielmännern (‘skomoroči’) und führt historische Zeugnisse für die Existenz solcher Märcenerzähler bis in das 18. Jahrh. an. Einem anderen Bericht in der Živaja Starina Bd. 13, 404 entnehmen wir, dass z. B. im Gouv. Vjatka sehr selten Märcenerzähler anzutreffen sind, dagegen fast in jedem Dorfe gute Rezipitoren epischer Lieder, dass also das Märcen im Absterben begriffen ist, aber durchaus nicht die Lust am Erzählen selbst; denn das alte Märcen wird durch neue in die Volksmassen eindringende literarische Erzeugnisse verdrängt. So hörte jener Berichterstatter einen in den Kreisen des Landvolkes beliebten Erzähler den bekannten historischen Roman des Grafen Alexej Tolstoj ‘Fürst Serebrjanyj’ mit wunderbarer Treue wiedergegeben, ebenso das Märcen Mark Twains vom Prinzen und dem Bettler und andere Erzählungen. — Hier seien noch meine Kommentare zu den Sammlungen weissrussischer Märcen von Federowski und Romanov in den Nachrichten der Abteilung für russ. Sprache Bd. 8 H. 4, 340—362; Bd. 9 H. 1, 424—447 verzeichnet.

Von neuen Materialien der volkstümlichen Traditionen ist an erster Stelle die neue Sammlung epischer Lieder aus dem Gebiete der unteren Petschora von N. Ončukov zu erwähnen ‘Pečorskija byliny’ (in den Abhandlungen der ethnographischen Abteilung der kaiserl. russischen geographischen Gesellschaft Bd. 30, 45 und 424). Einzelne Lieder wurden schon früher abgedruckt, auch die vorausgeschickte Einleitung (vgl. oben 13, 242; 14, 344). Die Lieder (101 an der Zahl) stammen aus 14 Dörfern von 25 Rezipitoren (18 Männern und 7 Frauen) her, deren Biographien beigegeben sind. Es sind sowohl arme als vermögende Leute, zwei sogar des Lesens kundig, grösstenteils im Greisenalter, sehr wenig unter 50, keiner unter 40 Jahren, einige blind. Ončukov druckt bei weitem nicht alle Lieder ab, die er von den Leuten singen hörte. Von den meisten Sängern teilt er nur ein bis drei Lieder mit, von einigen fünf bis acht Lieder, von einem einzigen sechzehn Lieder. Wir gewinnen also keineswegs ein erschöpfendes Bild von dem Liederrepertoire dieser Sänger. Über die Art und Weise, wie die Lieder rezitiert, mannigfach ausgeschmückt, geändert, verschlechtert werden, lesen wir verschiedene interessante Bemerkungen. Viele dieser Leute sind auch meisterhafte Märcenerzähler: doch ist aus den Anmerkungen des Herausgebers nicht ersichtlich, inwieweit das Märcen erzählen Einfluss hat auf das Rezitieren der epischen Lieder. Einige, z. B. Vokujev S. 256, Diťjatev S. 312 erzählen Märcen und singen die epischen Lieder gleich ‘kunstvoll’: ein anderer, Šišolov S. 275, kann mehr Märcen prächtig erzählen, aber auch ein episches Lied rezitierte er prächtig; ein anderer, Čuprov S. 176, ragt als Märcenerzähler hervor, kennt jedoch auch einige Lieder. — Vs. Th. Miller gab

eine Sammlung historischer Lieder aus dem westlichen Sibirien, 15 Nummern, in den Nachrichten der Abteil. f. russ. Sprache Bd. 9 H. 1, 1—79 mit kritischen teilweise recht ausführlichen Anmerkungen heraus.

Andere kleinere Sammlungen sind in der Ethnograph. Rundschau abgedruckt: in Bd. 59, 91f. aus dem westlichen Sibirien, Fabriksliedchen aus dem Gouv. Vladimir ebd. S. 114f., Lieder und Tänze aus dem Bezirk Obojansk, Gouv. Kursk Bd. 60, 115f., über vier- oder zweizeilige Liedchen, die von der an Spinnabenden zusammenkommenden Jugend im Gouv. Petersburg und Novgorod u. a. gesungen werden Bd. 59, 69ff., Reigen und Tanzlieder aus einem Orte des Gouv. Orenburg Bd. 61, 139f. In dem Städtchen Voronež des Gouv. Černigov fand Iv. Avramov das Volksschauspiel vom Kaiser Maximilian, welches zu Weihnachten aufgeführt wird und teilt es in den Nachr. d. Abteil. f. russ. Sprache Bd. 9 H. 3, 266f. mit. Es ist das eines der beliebtesten Volksschauspiele in Russland (vgl. Ethnograph. Rundschau 36, 76f.: 37, 103f.; 38, 161f.; 39, 47. Romanov Bčlorus. Sbornik 5, 273f.). In die Frage nach dem Ursprung dieses Volksschauspieles hat hat sich der Herausgeber nicht eingelassen, nicht einmal in eine Vergleichung der bisher edierten Texte und ist so weit hinter der Studie von V. Kallaš (Ethnogr. Rundschau Bd. 39) zurückgeblieben. — Einen sehr wertvollen Beitrag zur näheren Kenntnis 'des kleinrussischen (epischen) Liedes und deren jetzigen Träger' professionaler Sänger lieferte M. Speranskij im 5. Bande des 'Sbornik' der histor.-philolog. Gesellschaft in Nčžin (Kiew 1904, 52 u. 26 u. 54 S.). Er teilt insbesondere bis hierher unbekannte Berichte über die recht zeremonielle Aufnahme eines neuen Mitgliedes in die Sängergenossenschaft wie auch über deren Organisation mit; er konstatiert den sich bereits geltend machenden Einfluss der gedruckten Sammlungen der Volkslieder, analysiert und vergleicht das Repertoire der einzelnen Sänger, besonders das Repertoire des zurzeit am meisten vorragenden Volkssängers T. M. Parchomenko. In der zweiten Abhandlung ist ein Verzeichnis der jetzigen Volkssänger und der von jedem einzelnen gesungenen Lieder abgedruckt, die dritte enthält die Lieder des Parchomenko. — N. Th. Sumkov schildert in einem Aufsatz in den Nachr. der Abteil. f. russ. Sprache u. Literatur Bd. 9 H. 3, 1f., wie die vor 50 Jahren erschienene Sammlung 'südrussischer Volkslieder' A. L. Metlinskij's von der derzeitigen Kritik aufgenommen wurde.

Eins der wichtigsten Werke über die russischen Sprichwörter ist die von J. Iljuströv herausgegebene Sammlung russischer Sprichwörter und Redensarten (Kiew 1904, 475 S.), ein Ergebnis langjähriger, hingebungsvoller Arbeit. Aus handschriftlichen Sammlungen des 18. Jahrhunderts sowie aus allen grösseren und kleineren gedruckten Sammlungen sind die Sprichwörter und Redensarten aller russischen Stämme und auch der fremdsprachlichen Völker Russlands zusammengetragen und nach bestimmten Gesichtspunkten klassifiziert. Welche grosse Arbeit hier zu bewältigen war, ist am besten zu ersehen aus der Zahl des gesammelten Materials: es sind 113 432 grossrussische, 30 431 kleinrussische, 11 642 weissrussische und 9312 fremdsprachliche Sprichwörter und Redensarten. Die grösste bisherige Sammlung, die kürzlich im dritten unveränderten Abdrucke erschien, Vlad. Dalj, Poslovicy rus. naroda, St. Petersburg 1904, enthält 30 130 Nummern. Iljuströv, kein Fachgelehrter, sondern Liebhaber im besten Sinne des Wortes, widmete durch 20 Jahre alle seine freien Stunden, soweit es ihm sein Kanzleidiensnt erlaubte, dieser Arbeit, sammelte und studierte alle, auch die unbedeutendsten Sammlungen, die in kaum bekannten provinziellen Publikationen zerstreut waren. In der Einleitung zu seinem Werke gibt er, nachdem er den Begriff des Sprichwortes (poslovica) und der Redensart (pogovorka) festgestellt hat, eine Übersicht

dieser Literatur. Mehrere Register beschliessen das verdienstvolle Werk. — Zu erwähnen ist noch ein Aufsatz in der *Živaja Starina* 13, 396f.: 'Eine Charakteristik der gesellschaftlichen Klassen nach den Sprichwörtern und Redensarten des Volkes' von J. Kuznecov.

Abgeschlossen sind die oben (14, 341) verzeichneten Volkstraditionen aus dem Gouv. Wologda in der *Živaja Starina* 13, 361f. verschiedene Gebräuche, Vorzeichen, Apokryphe, religiöse Lieder von dem heil. Alexius u. a., Hochzeitslieder, Reigenlieder. Ziemlich reiches volkskundliches Material wurde in einigen dialektologischen Arbeiten publiziert, so in V. Černyševs Bericht von einigen Dialekten der Bezirke Twer, Klin und Moskau (St. Ptsbg. 1903, 191 S., im 75. Bd. des *Sbornik d. russ. Abteil. d. Akad. d. Wiss.*) hauptsächlich Lieder, wozu S. 157f. Varianten aus anderen Sammlungen angeführt werden und bei einigen auch dessen literarischer Ursprung nachgewiesen wird. Bereits gegen Ende des 18. Jahrh. drangen Kunstgedichte aus der Literatur in das Volk und verbreiteten sich in alle, auch die entferntesten Gegenden. V. Černyšev begleitet seine Sammlung mit einigen 'Bemerkungen über die Volkslieder' (S. 122—156), und wirft daselbst sehr wichtige Fragen über deren Ursprung auf. Er weist nach, dass das Volkslied ursprünglich in den höheren, gebildeten Klassen des Volkes erwuchs, grösstenteils im zentralen Russland, in den Städten, auf den Sitzen des Adels, und dort sich lange noch im 19. Jahrh. erhielt; doch bereits am Ende des 18. Jahrh. begannen die alten Lieder in die weiteren Schichten des Volkes, der Bauernbevölkerung zu sinken. Auch die sentimentale Poesie vom Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrh. hatte einen nicht unbedeutenden Einfluss auf die Volkspoesie. — Sehr viel volkskundliches Material enthalten die von J. V. Bessaraba gesammelten 'Materialien zur Ethnographie des Gouv. Sedlee' (1903, 7 u. 324 S. im 75. Bd. des *Sbornik d. russ. Abteil. d. Akad. d. Wiss.*): Sagen und Märchen von der Erschaffung des Wolfes, des Storches (S. 41), historische Erzählungen (S. 47f.), Sprichwörter u. a. (S. 78f.), Lieder (S. 86f.), Aberglauben, Haus (S. 149), Tracht, Gebräuche, Volksmedizin, Musikinstrumente (S. 159), Kinderspiele (S. 161f.), Gebräuche an kirchlichen Festtagen (S. 175ff.), Hochzeitsgebräuche und Lieder (S. 239f.). — Einiges wenig hat auch E. Karskij in seinen 'Materialien zur Kenntnis der weissrussischen Dialekte' (H. 4, S. 72) im 75. Bd. desselben *Sbornik* mitgeteilt, Märchen und besonders Lieder. Ebenso sind Märchen, Lieder u. a. in den 'Materialien zur Kenntnis der grossrussischen Dialekte' S. 246 im 73. Bd. desselben *Sbornik* abgedruckt: das Volksleben in Dorfe Kurostrov, dem Geburtsorte Lomonosovs im Gouv. Archangelsk, wird S. 26ff. beschrieben, unter den dort allgemein gesungenen Liedern sind auch einige von Puschkin, Koljeov, Nekrasov (S. 86); Beschwörungsformeln aus einem Orte des Gouv. Simbirsk (S. 214f.), Hochzeit in einem Orte des Gouv. Wjatka (S. 222f.).

Der 'Sammelband von Materialien für die Beschreibung der Ortschaften und Völker des Kaukasus' bringt im 34. Bd. (Tiflis 1904) einen Aufsatz 'Das Kosakendorf Jekaterinogradsk im Gebiete Terek', darin eine Beschreibung der Hochzeit. Eingehend wird das ganze Leben der russischen Kolonisten der Steppe nördlich vom Terek geschildert (S. 35—101), besonders dann im Kosakendorf Naursk (S. 102 bis 309), so das Haus (S. 139f.), Landwirtschaft und andere Beschäftigungen, Küche, Kleidung, sanitäre Verhältnisse, Volksmedizin, soziale Verhältnisse, Feste und Gebräuche, Hochzeit (S. 283ff.) u. a. mehr. In der 3. Abteilung dieses Bandes sind Märchen abgedruckt, neben einigen mingrelischen und imeretinischen auch drei aus dem erwähnten Kosakendorfe (S. 61f.). Nr. 1: 'Der Kaiser und seine drei Söhne', ähnlich Schiefner Nr. 10 (Köhler, Kl. Schr. 1, 562), hiermit ist noch verbunden

das Motiv von der gefundenen goldenen Feder (Köhler 1, 467f. 542). — Nr. 2: Das Märchen von den drei neidischen Schwestern: wie sie den Kaiser erblicken, sagt die älteste, wäre sie des Kaisers Frau, so würde sie ihm einen Heldensohn gebären, die mittlere will ihm drei Töchter Hoffnung, Glaube und Liebe gebären, die jüngste will drei Söhne gebären, bis zum Ellenbogen golden, bis zu den Knien silbern, mit dem Mond an der Stirne, mit Sternen am Körper (vgl. Köhler 1, 565f. zu Schiefner Nr. 12). — Nr. 3: Von der unterschobenen Braut. Die Schöne oberhalb der Quelle, zwei schwarze Mädchen unter dem Baume: als Einleitung ist ein eigenes Motiv vorausgeschickt: dem Vater wird von einem Fremden gesagt, sein Weizen würde solange nicht gedeihen, als er nicht seine Tochter töte und sie im Felde vergrabe; der Vater ist entschlossen die Tochter zu opfern, doch sie entflieht.

Endlich ist noch ein Aufsatz über Hochzeitsgebräuche vom Ufer des Weissen Meeres in der Ethnograph. Rundschau Bd. 59, 55ff. zu erwähnen. Über Hochzeitsgebräuche im Gouv. Wjatka ist noch zu lesen ein Beitrag im Gedenkbuch (Pamjatnaja knižka) des Gouv. Wjatka und Kalender für 1904. Einige ethnographische Skizzen von verschiedenen Autoren, mannigfaches Material, wie Aberglauben, Prognostika, Lieder, Umaekern u. a. sind aufgenommen im 1. Bd. des Sbornik der Gesellschaft von Freunden der Geschichte, Archäologie usw. in Twer 1903.

Zum Schlusse sei erwähnt das grosse Werk von E. Th. Karskij, 'Die Weissrussen. Bd. 1: Einführung in die Erforschung der Sprache und der Volksliteratur' (Warschau 1903, 10 u. 406 S.). Das Buch liegt eigentlich ausserhalb unseres Gebietes, da es hauptsächlich die Grenzen des Territoriums, welches die weissrussische Sprache einnimmt, bestimmen will und das Verhältnis der Weissrussen und ihrer Sprache zu den benachbarten Stämmen und Völkern, deren Einfluss, einesteils der Litauer und Letten, andererseits der Polen auf die Entwicklung der Sprache, die Erforschung deren älterer Denkmäler wie der jetzigen Dialekte und die Entfaltung dieses Studiums zu schildern strebt. Für die Volkskunde ist sehr erwünscht und wertvoll das 7. Kapitel (S. 129—240), das eine kritische Übersicht aller Sammlungen weissrussischer Volksliteratur wie auch anderer Studien über die weissrussische Volkskunde überhaupt vom Ende des 18. Jahrh. bis in unsere Tage in chronologischer Ordnung enthält.

Prag:

Georg Polívka.

Neuere Märchenliteratur.

Die von Frau Rittershaus (oben 14, 246) wieder angertührte Frage nach dem Ursprunge der Märchen beschäftigt weiter die Forscher. Während sich Artur Bonus in einem klar geschriebenen, aber zu keinen festen Resultaten gelangenden Aufsatz¹ ziemlich skeptisch über die bisherigen Theorien äussert, sucht F. v. d. Leyen² Benfey's Anschauung von dem indischen Ursprunge in gewisser Weise mit der von den englischen Anthropologen behaupteten autochthonen Entstehung der Märchen in den verschiedenen Ländern zu vereinigen. Er leitet, an Laistners 'Rätsel der Sphinx' anknüpfend, einzelne Märchenmotive der primitiven Völker aus den Träumen ab, deren Bilder jener frühen Entwicklungsstufe ebenso wirklich erschienen wie die im wachen Zustande erlebten Tatsachen. Dem Traume entspross die Vorstellung vom Zauberschlafe, von der zeitweilig den Körper ver-

¹ Bonus, Zur Biologie des Märchens. Preussische Jahrbücher 119, 240—296.

² F. v. d. Leyen, Zur Entstehung des Märchens. Archiv für neuere Sprachen 113, 249—269.

lassenden Seele, das Motiv qualvoller Foltern, unlösbarer Aufgaben und Fragen, drückender Alpgestalten wie das paradiesischer Wonnen; auch die Musik konnte die Phantasie besonders veranlagter Menschen bellügen, anderen führte der Haschischrausch lockende und seltsame Bilder, Wanderungen und Tierverwandlungen vor, die zu Keimen poetischer Schöpfungen werden mochten. Genaueres über die Komposition solcher Elemente wird wohl die Fortsetzung dieser noch nicht vollständig vorliegenden Arbeit bringen. — Aus der Wanderung von Märchenstoffen möchte Wake¹⁾ die vereinzelt Züge des altägyptischen Märchens von den zwei Brüdern erklären, die in nordamerikanischen Indianererzählungen auftauchen, ohne dies freilich näher zu begründen. — Auch Polivka hält in seinen 'Märchenwissenschaftlichen Studien'²⁾ durchaus an der Wandertheorie fest und hofft, dass sich im Laufe weiterer genauer Untersuchungen die Heimat der einzelnen Stoffe feststellen lassen wird, zumal da die Märchen viel zu komplizierte Geistesprodukte sind, um aus der Kinderzeit der Menschheit herzustammen. Damit ist natürlich nicht gesagt, dass alle oder die meisten Märchen, wie Kawczyński annimmt, aus der Kunstdichtung in das Volk herabgesunken sind. Bei der Vergleichung der verschiedenen Versionen eines Stoffes ergeben sich aus formalen Kennzeichen bestimmte geographische und kulturell-politische Grenzen. P. unterscheidet in Europa drei Gebiete, das west- und mitteleuropäische, das östliche und das südöstliche, zwischen denen wenig direkte Beziehungen bestehen. Nur im südöstlichen Gebiete kreuzen sich orientalische, kaukasische und kleinrussische Einflüsse. Den Hauptteil des Werkes bilden ausführliche Untersuchungen über die Märchen vom tapferen Schneiderlein (selbständig in Mitteleuropa, Russland, Kaukasus, Mongolei entstanden), von der traurigen Prinzess, die ein Dummling zum Lachen bringt (verschiedene Gruppen), von den zertanzten Schuhen (gegen Sartori oben 4, 295), vom Bärenhäuter, vom büssenden Teufel (bei den katholischen Slawen), vom rachsüchtigen Heiligen (nur bei den Slawen vorhanden), und vom allein gerechten Tode (überall verbreitet).

Auf deutschem Gebiete habe ich Steigs³⁾ ausführliche Mitteilungen aus dem Briefwechsel der Brüder Grimm mit Arnim zu erwähnen, die auf die Entstehung ihrer vorbildlichen Märchensammlung ein helles Licht werfen und feine, wenngleich bisweilen einseitige Bemerkungen über die unendlichen Variationen der Volksmärchen, die schlechte Vortragsweise, die Umschuld der Volkphantasie enthalten und gegenüber Brentanos und Tiecks 'Verarbeitungen' die Ehrfurcht vor allem Epischen betonen. Auch Arnim, der die Veröffentlichung veranlasste und betrieb, spricht schön über die Entstehung der Poesie und macht eine Reihe ge gründeter Ausstellungen an dem seiner Frau gewidmeten Buche, die von den Brüdern in der zweiten Auflage alle berücksichtigt worden sind. — Wisser⁴⁾ hat der

1) C. Staniland Wake, Traits of an ancient egyptian folk-tale, compared with those of aboriginal american tales. Journal of american folk-lore 17, 255—264.

2) G. Polivka, Poládkoslovné studie (Národopisný Sborník čechoslovanský 10, Prag 1904, XXVI, 212 S. — Dazu ein deutsches Résumé von acht Seiten, auf das ich mich allein stützen kann.

3) Achim von Arnim und Jakob und Wilhelm Grimm, bearbeitet von Reinhold Steig (Stuttgart und Berlin, Cotta Nachf. 1904, VII, 633 S., S. 213—273: 'Die Kinder- und Hausmärchen'. — Vgl. Steig, Vossische Zeitung 1904, Sonntagsbeilage 9—10.

4) W. Wisser, Wat Grotmoder vertelt, neue Folge, Ostholsteinische Volksmärchen. Jena, E. Diederichs 1905, 96 S., 0,75 Mk. — Inhalt: S. 5 Windhund, Kreih un. Mäzelreem (Grimm, KHM. 62), S. 11 De Könisdochter inn Keller (Gr. 19), S. 18 De Mann utn Paradies (Wickram, Werke 3, 391 Nr. 197), S. 19 De klook Burndochter (Gr. 94).

ersten für die Jugend bestimmten Auswahl aus seiner noch ungedruckten Sammlung holsteinischer Volksmärchen (oben 14, 125) eine zweite Lese von 19 Stücken nachfolgen lassen, an der wir wiederum die treffliche, durchaus zuverlässige Wiedergabe der lebendigen Erzählweise des Volkes (offenbar hat W. unter den verschiedenen Erzählern und Erzählerinnen die besten ausgesucht) und der traulichen niederdeutschen Mundart rühmend hervorheben möchten. — Zu einem netten Kinderbuche hat auch Dähnhardt¹⁾ die neue Ausgabe seiner naturgeschichtlichen Märchen (oben 8, 106) umgestaltet, indem er dasjenige, was für die Jugend minderes Interesse bot, wegliess und dafür neue Stücke einschob. Die Sammlung zählt jetzt statt 126 Nummern 90, darunter freilich einige kaum noch als ätiologische Märchen zu bezeichnende, wie das kroatische Nr. 23 (vgl. Köhler, Kl. Schr. 1, 440) und das mazedonische Nr. 28 (vgl. Grimm 65). Der Wissenschaft will D. durch ein umfassenderes Werk über denselben Gegenstand dienen, das demnächst erscheinen soll. — Eine Fortsetzung zu den oben 12, 245 angezeigten 'Engadiner Märchen' hat G. Bundi²⁾ in derselben reichen, Seite für Seite illustrierenden Ausstattung veröffentlicht. Die drei in deutscher Übersetzung mitgeteilten Stücke sind: 1. Der Drache im schwarzen Walde (ein Jüngling erlöst seine vom Drachen geraubte Schwester, indem er mit einem unterwegs erhaltenen Stabe auf die lockere Erde schlägt, unter der jener liegt), 2. Tredeschin (Dreizehn wird Stallknecht beim König und stiehlt auf dessen Geheiss dem Türken seinen Schimmel, seine Bettdecke und seinen Papagei; vgl. Köhler, Kl. Schr. 1, 305), 3. Die Bettler von Ponte (Hans belauscht Räuber und erfährt, wie er die versiegte Quelle in Mantua öffnen und den König in Wien von der ihm durch den Genuss von Äpfeln angezauberten langen Nase befreien kann).

Von Interesse für den Nachweis des Alters der heute umlaufenden Märchenstoffe ist die von Ulrich³⁾ für die neue Gesellschaft für romanische Literatur unternommene Publikation des aus dem 13. Jahrhundert stammenden altfranzösischen Romans Trubert, der zwar schon einmal durch Méon (1823) gedruckt war, hier aber erst mit Benutzung von Reinhold Köhlers Hinweisen in den rechten Zusammenhang gerückt erscheint.⁴⁾ Über den Verfasser Douin ist nichts näheres bekannt. Sein Held Trubert ist ein durchtriebener Schelm, der aus blosser Lust am Schaden anderer in verschiedenen Verkleidungen (als Verkäufer einer von ihm bunt ange-

S. 25 De dum'n Frunslüd (Gr. 59). S. 27 De Schooster un de Snider (Gr. 107). S. 32 Voss un Wulf (Gr. 73. 2). S. 38 Uns Herrgott un de Dööster. S. 40 Dat Könirik vun Mornsteern (Gr. 92). S. 52 De Reisen mit den Löbn (Grimm DS. 526. Zimmermann in Paul-Braunes Beiträgen 13, 273). S. 55 Berg Sinai tu dich auf (R. Köhler, Kl. Schr. 1, 292 usw.). S. 65 De Katt (Gr. 38). S. 67 De Snider un sin drie Söhns (Gr. 36). S. 73 De Jung mit de golln Haar. S. 75 De Köni un de Schinnerknech (Gr. 199; zur Einleitung H. Sachs, Fab. 5, 184). S. 81 De Spitzboof (Gr. 192). S. 85 De Bur als Afkat (H. Sachs, Fab. 2, XXII Nr. 338). S. 87 Strohthalm, Koll un Bohn (Gr. 18). S. 88 De klook Bur (oben 6, 73 zu Gonzenbach 37).

1) O. Dähnhardt, Naturgeschichtliche Volksmärchen. Zweite, verbesserte Auflage mit Bildern von O. Schwindrazheim. Leipzig, Teubner 1904. VI, 140 S.

2) Engadiner Märchen, erzählt von G. Bundi, illustriert von G. Giacometti, zweite Folge. Zürich, Polygraphisches Institut (1904). 50 S. 4^o.

3) Trubert, altfranzösischer Schelmenroman des Douin de Lavesne, nach der Handschrift mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar neu hsg. von J. Ulrich. Dresden 1904 (Halle, Niemeyer). XXXIV, 85 S. (Gesellschaft für romanische Literatur, Bd. 4).

4) Lies auf S. XXVI¹ R. Köhler 1, 233. Zu S. XXVII vgl. noch Montanus, Schwankbücher S. 569; zu S. XXVIII Mitte Oesterley zu Kirchhof 1, 2, 50.

strichenen Ziege, als Zimmermann, als Arzt, als Ritter und als Fräulein) der herzoglichen Familie eine Reihe boshafter und unsauberer Streiche spielt, den Herzog um Geld und Ross prellt, durchprügelt und beschmutzt, dessen Neffen, mit dem er die Kleider getauscht, an seiner Statt hängen lässt, die Herzogin aber und deren Tochter entehrt. Merkwürdigerweise begegnet nun derselbe Stoff, von dem sonst keine literarische Fixierung nachgewiesen ist, 600 Jahre später in französischen, italienischen, katalanischen und norwegischen Märcen (Cosquin 81, Gonzenbach 82, Asbjörnsen 80 usw.), nur dass jene argen Streiche nicht mehr ohne Anlass gegen einen Fürsten verübt werden, sondern mit besserem Rechte einem hartherzigen Räuber, einem geizigen Bauern oder einem betrügerischen Mönche gelten, der den Helden zuvor geschädigt hat. Aus dem deutschen Märchenschatze könnte man, soweit ich sehe, nur das Motiv vom Hasenhirten (R. Köhler 1, 58. 554) als eine entfernte Parallele anführen.

Als eine für die vergleichende Märchenkunde ungemein wichtige Arbeit begrüssen wir den 8. Band von Chauvins Bibliographie des ouvrages arabes¹⁾, der 'Syntipas' betitelt ist. Bekanntlich stammt diese der Weltliteratur angehörige Geschichte der sieben weisen Meister aus Indien her; aber die ursprüngliche Fassung ist verloren, und die zahlreichen Bearbeitungen in orientalischen und europäischen Sprachen behalten wohl die Rahmenerzählung von dem durch seine unkeusche Stiefmutter verleumdeten Prinzen und den seine Verteidigung beim Könige führenden Lehrern bei, nehmen jedoch an den eingeschalteten Novellen so erhebliche Änderungen vor, dass eine Übersicht über das Verwandtschaftsverhältnis und den Bestand der verschiedenen Rezensionen schwer zu gewinnen ist. Chauvin hat nun zwar keine zusammenhängende Untersuchung in der Art von Benfey's Pantschatantra geliefert, aber er gibt ganz in derselben Weise wie in seinem Werke über die 1001 Nacht (oben 14, 247) eine nützliche Übersicht der bisherigen Forschungen (Stammbaum auf S. 4) und eine noch dankenswertere Inhaltsangabe der einzelnen Novellen der arabischen Sieben Veziere, des syrischen Sindban, des griechischen Syntipas, des hebräischen Sindabar und anderer arabischer und türkischer Bearbeitungen, sowie der okzidentalischen Sept sages, des Erastus und des Dolopathos. Allen Freunden stoffgeschichtlicher Forschungen werden die den 254 Novellen beigegebenen reichhaltigen Parallelenachweise eine besondere Freude bereiten, und um dem Gefühle der Dankbarkeit einen Ausdruck zu verleihen, möchte ich hier wenigstens ein paar Nachträge einflechten. Merkwürdig ist immerhin, dass nicht weniger als acht Beispiele von Frauenlist (Nr. 7. 10. 13. 17. 43. 47. 154. 224) auch in der indischen 'ukasaptati (Textus simplicior übersetzt von R. Schmidt 1894; T. ornatior 1896) erscheinen. Zu Nr. 24 verweise ich auf Heinrich Frauenlobs Gedicht 'Das weip in der kiste' (Leiche hsg. von Etmüller 1843 S. 156 Nr. 273), dessen Beziehung zum Orient meines Wissens noch nicht bemerkt ist:

<p>Ich saz uf einem boume, dâ sach ich wonders vil gennoec; dô quam ouch dar gegangen ein man, unt der ein vrouwen truoc 5 in einer wunneelichen laden. er slöz si uf unt hiez si zuo im sitzen.</p>	<p>Er nam si bi dem somme, er neig ir nider in die schöz; der alte wart entslâfen, 10 dô kam ir einer ir genöz unt tet im an der vrouwen schaden, ein jungeline der brâht si von den witzten.</p>
--	---

Zu Nr. 67 (Unterirdischer Gang des Liebhabers) vgl. Wetzels, Söhne Giaffers 1895 S. 219; zu Nr. 104 (Adileh) Gaston Paris oben 14, 1; zu Nr. 112 (Zeichen-

1) Liège, Vaillant-Carmanne und Leipzig, Harrassowitz 1904, 219 S. 6,50 Fr.

sprache) Köhler, Kl. Schriften 2, 479; zu Nr. 124 (Wette übers Türzumachen) ebd. 2, 576, Pischel, Zeitschr. d. d. morgenl. Ges. 58, 363 und F. W. K. Müller, T'oung-pao Ser. 2, Vol. 5, Nr. 5: 'Die Kuchenwette'; zu Nr. 254 (Matrone von Ephesus) Köhler, Kl. Schriften 2, 583.

Endlich habe ich eine für ein grösseres Publikum bestimmte ansprechende Sammlung afrikanischer Märchen von Fräulein Toni von Held¹⁾ zu erwähnen. Die 60 Nummern, deren Quelle leider nicht immer genau angegeben ist, sind teils ätiologische Märchen (S. 61. 95. 137. 149. 151. 197 usw.), teils Tiergeschichten, in denen der kluge Hase, der Schakal und die Schildkröte eine Rolle spielen, teils endlich zusammenhängende Abenteuer, die ihre arabische Abstammung nicht verleugnen (S. 40). Zu dem Kettenmärchen S. 27 vgl. Köhler, Kl. Schriften 3, 365; zu den gewinnbringenden Tauschgeschäften S. 172f. Cosquin, Contes pop. de Lorraine 2, 205; zum Wettlaufe von Hase und Schildkröte Köhler 1, 535; zur Fabel vom Löwenanteil S. 93 Kirchhof, Wendunmut 7, 24; zu S. 93 (Hyäne und das Spiegelbild des Knochens) Pauli, Schimpf und Ernst Nr. 426; zu S. 140 und 154 (Schlange lösen) Köhler 1, 581; zu S. 34 (dankbare Tiere, undankbarer Mensch) Köhler 1, 519. Verbreitete Motive sind der vom fernen Besitzer Kunde gebende Speer (S. 4), das Auswerfen und die Verwandlungen auf der Flucht (S. 5f. 11), die drei Lehren (S. 59) u. a.

Berlin.

Johannes Bolte.

Milena Preindsberger-Mrazović, Bosnische Volksmärchen. Mit Illustrationen von Ewald Arndt. Innsbruck, A. Edlingers Verlag, 1905. XII, 132 S.

Diesem Buche gibt Hofrat Prof. V. Jagić in einem eigenen Schreiben das Geleit in die wissenschaftliche Welt und berührt darin einige Gesichtspunkte und Desiderata, welche die Herausgeberin nicht erfüllt hat. Nur soviel wird man zugestehen, dass sie im ganzen bei der Verdeutschung die Lokalfarbe der bosnischen Erzähler und Erzählerinnen zu bewahren bestrebt war. Wenn weiter Jagić als das wichtigste die Scheidung des christlichen und mohammedanischen Elementes in den Prosaerzählungen der bosnischen Bevölkerung hervorhebt, wie er sie selbst bei der Charakteristik der epischen Lieder durchgeführt hat (Archiv f. slaw. Phil. 11, 429. 21, 628), so ist dieser Aufgabe durch das vorliegende Werk sehr wenig vorgearbeitet worden. Jagić nennt selbst einige Märchen, die nach seiner Vermutung hauptsächlich im Munde der Moslms zirkulieren. Frau Preindsberger-Mrazović hat es leider versäumt, uns über den Ursprung und die Herkunft ihrer Texte zu belehren.

Es sind übrigens nicht die ersten bosnischen Volksmärchen, die hier in eine Weltsprache übersetzt werden. Einige hat F. S. Krauss 1884 in seine 'Sagen und Märchen der Südslawen' aufgenommen (vgl. 2, XLI. XLVIf.); und vor ihm hatte Frau Csedomille Mijatowics eine Anzahl von Märchen aus der Sammlung 'Bosnischer Volkserzählungen', die von dem Verein der bosnischen geistlichen Jugend in Djakovo 1870 herausgegeben wurde, für ihr Buch 'Serbian Folklore, Popular

1) Märchen und Sagen der afrikanischen Neger, gesammelt von T. von Held. Mit Buchschmuck von G. Nehring und einer Einführung von General von Liebert. Jena, H. W. Schmidt (G. Tauscher) 1904. XIV, 202 S.

Tales' (1874) entnommen, ohne dies besonders zu erwähnen.¹⁾ Selbst die Serben und Kroaten besitzen noch keine Sammlung bosnischer Volksmärchen, die eine sichere Grundlage zu tieferer wissenschaftlicher Forschung bilden könnte. Allerdings ist ziemlich viel gesammelt und publiziert worden; ausser der 1870 erschienenen Sammlung ist zu erwähnen eine von Tordinac (1883), aus der Krauss einiges übertrug, und eine von K. Blagajić (Agram 1886); endlich wurde recht viel volkskundliches Material, Lieder, Märchen u. a. in der Serajevoer Zeitschrift 'Bosanska Vila' veröffentlicht. Doch nirgends finden wir genügend verlässliche Anhaltspunkte für jene von Jagić gestellte Frage: nur das kleine Buch von Blagajić führt die mohammedanischen Erzähler ausdrücklich an. — Frau Preindlsberger-Mrazović hatte im Laufe der Jahre ein 'aus allen Teilen des Landes und von individuell sehr verschiedenen Erzählern herrührendes' Märchenmaterial aufgehäuft, dem sie die vorliegenden Stücke entnahm. Sie schöpft also direkt aus dem Munde des Volkes, gibt jedoch leider nichts näheres über ihre Quellen an; vielmehr findet in der Vorrede der 'Verfasserin' selbst der Zweifel Nahrung, wie weit die Form der Märchen unangetastet blieb oder von der talentvollen Schriftstellerin überarbeitet wurde. Ihre Publikation näher mit anderen gedruckten Märchen aus Bosnien zu vergleichen, muss ich mir leider versagen, da mir hier in Prag das Material nicht vollständig zugänglich ist und eine solche Vergleichung über den engen Rahmen einer Rezension hinausgehen würde. Indes erscheinen hier manche interessante Versionen allbekannter Märchenstoffe und Varianten zu schon bekannten serbischen, kroatischen und speziell bosnischen Fassungen. Nr. 1 bietet eine eigentümliche Verquickung des bekannten Stoffes vom reinigen Räuber (Madej) mit der Vampyr Sage. — Nr. 2 Eintausch der drei Wunschdinge. — Nr. 3 Unibos. — Nr. 4 Die Prinzessin entwendet dem Verehrer durch Trug die drei Wunschdinge (Ring, Teppich und Peitsche), die er für die Befreiung der Tochter des Schlangenkaisers bekommen hatte. — Nr. 6 Der Schuldner stellt sich tot und erschreckt Diebe, die in der Kirche ihren Raub teilen. — Nr. 7 vgl. Krauss 1, Nr. 11 (Der Fuchs leckt nach und nach den Honignapf aus). — Nr. 8 vgl. Krauss 2, Nr. 139 (Von der Stieftochter und der ihr helfenden Kuh). — Nr. 9 vgl. Krauss 2, Nr. 122; v. d. Leyen, Das Märchen in den Göttersagen der Edda S. 72f. — Nr. 10 Der Riese überlistet von einem klugen Zigeuner; vgl. Grimm KHM. 20. — Nr. 11 Die Froschprinzessin. — Nr. 12 'Die Pest im Sacke', d. i. das dumme Weib gibt das Geld einem Töpfer; der Mann will erst heimkehren, wenn er noch Dummere gefunden. — Nr. 13 'Die Goldkinder', abweichend von den bosnischen und serbischen Versionen bei Mijatovics Nr. 21, Bos. Vila 13, 93, Karadžić 111f. 233f. — Nr. 14 'Die Pferde der Wilen' verzehren in der Nacht das Heu, vom jüngsten Bruder gefangen; auf ihnen überspringt der Held einen breiten Graben und gewinnt so die Hand der Prinzessin; erbaut weiter mit Hilfe des hl. Petrus ein Schiff, das ohne Wasser zum Kaiserpalast fährt und setzt endlich mit Hilfe der Gefährten mit wunderbaren Eigenschaften durch, dass der Sultan ihm und seinen Brüdern seine drei Töchter zu Frauen gibt. Neben dem heisshungrigen und dem leichtfüssigen 'hasenhütenden' Gefährten hilft auch des Helden Stute, indem sie über Nacht neunzig Pferdelaisten Heu verzehrt. — Nr. 15 'Der Jüngling und das

1) In der Einleitung führt sie bloss an, dass die bekannte Sammlung serbischer Volksmärchen von Vuk St. Karadžić und die ebenerwähnte ihre Quelle waren. Der ersten wurden entnommen Nr. 1 (= Karadžić Nr. 1), 2 (K. 2), 3 (K. 3), 4 (K. 4), 5 (K. 32), 6 (K. 12), 7 (K. 14), 8 (K. 16), 9 (K. 49), 10 (K. 25), 11 (K. 64), 12 (K. 44), 13 (K. 34), 14 (K. 57), 16 (K. 51).

Mädchen'. Eine Lenorensage mit einer eigenen Einleitung: der ungetaufte, unehelich geborene Knabe erwürgt Mutter und Vater und stürzt tot nieder, als er in die Kirche eintreten will und der Mesner gegen ihn das Rauchfass schwingt.

Prag.

Georg Polívka.

O. Schrader, Totenhochzeit. Ein Vortrag, gehalten in der Gesellschaft für Urgeschichte zu Jena. Jena. H. Costenoble 1904. 38 S. 8°. 1,50 Mk.

In der vorliegenden Schrift handelt Schrader zunächst von der Bedeutung der Totenbeigaben. Die Darbringung dieser Beigaben wurde ohne Zweifel hauptsächlich von dem Wunsche der Hinterbliebenen bestimmt, den Verstorbenen für ein jenseitiges Leben auszurüsten. Doch fragt es sich, ob nicht daneben oder vielleicht in der ältesten Zeit ausschliesslich ein anderes, die Beigaben bestimmendes Motiv herrschte, nämlich dieses: dem Toten sein ihm von Gottes und Rechts wegen gehöriges Eigentum nicht vorzuenthalten, damit er zum Schaden der Hinterbliebenen nicht selbst wiederkomme, um es zu holen. 'Was eines Menschen Eigentum im Leben gewesen ist, das kommt ihm nach ältester Anschauung auch im Tode zu und muss mit ihm bestattet werden' (Sartori im Archiv für Religionswissenschaft 2, 205f.). Schrader erinnert an den im germanischen Recht weit verbreiteten Begriff des 'Totenteils' und anderes. Der Verfasser glaubt aber einen unzweideutigen Fall nachweisen zu können, wo die Totenbeigabe nicht die Mitgabe des Eigentums bedeuten kann, sondern aus der Fürsorge der Hinterbliebenen für die weiteren Geschehnisse des Toten im Jenseits erklärt werden muss. Schrader meint den altgriechischen, speziell attischen Brauch, auf den Gräbern unverheirateter Gestorbener eine Art von Wassergefässen, sogen. Lutrophoren, aufzustellen. Solche Lutrophoren spielten auch bei der Hochzeit eine Rolle; man pflegte darin das Wasser zum Brautbad, *λουτρὸν νυμφικόν*, herbeizutragen. Die Lutrophore ist also ein Symbol der Eheschliessung. Was für einen Sinn hat die Lutrophore auf den Gräbern der *ἀγαμοί*? Die bisherigen Erklärungsversuche befriedigen nicht. Es scheint unmöglich, sich die Sitte aus einem allgemeinen Gefühle des Wohlwollens für die Gestorbenen entstanden zu denken. Um zu einer befriedigenden Erklärung der Sitte durchzudringen, verlässt Schrader den griechischen Boden und zieht die Begräbnisgebräuche nichtgriechischer, besonders slawischer Völker zur Vergleichung herbei (S. 12—30). Aus dieser Vergleichung ergibt sich, dass wir deutlich drei Schichten einer und derselben indogermanischen Sitte beim Begräbnis Unverheirateter unterscheiden können. 1. Bei den 'Russen' der arabischen Schriftsteller wurde dem verstorbenen Junggesellen ein Weib in den Tod mitgegeben, das ihm vor ihrer Tötung feierlich angetraut wurde. Das ist die 'Totenhochzeit', die von Masūdi angedeutet, von Ibn Faḡlān ausführlich beschrieben wird. Die Berichte der beiden Araber sind aus Grimms Abhandlung über das Verbrennen der Leichen zur Genüge bekannt. 2. Noch heute herrscht in weiten Teilen der slawischen Länder die Sitte, dass am Grabe der Junggesellen (und Jungfrauen) eine Scheinhochzeit vollzogen wird. Zur Feststellung dieser Tatsache hat Schrader nicht allgemein zugängliche russische Quellen benutzt. Wir sind ihm grossen Dank dafür schuldig. 3. Attischer Brauch: Symbolische Andeutung der Hochzeit durch Aufstellung der Lutrophore zunächst in, dann auf den Gräbern der Unverheirateten. — Man wird sich mit dem Endergebnis von Schraders Untersuchung sowie mit seiner Methode einverstanden erklären können. Zweifel bleiben nur übrig hinsichtlich der Verwertung von Ibn Faḡlāns Bericht

über den russischen Leichenbrand. Das scheint Schrader selbst zu fühlen (S. 19 unten). Im einzelnen möchte ich noch folgendes bemerken. Zu der von Schrader sehr gut erwiesenen Tatsache, dass in Ibn Faḍlāns Bericht durch die vorherrschenden Begräbnisriten uralte Hochzeitssitten hindurehklängen, vgl. diese Zeitschrift 14, 210, wo ich gezeigt habe, dass sich die Zeremonien bei der indischen Witwenverbrennung, soweit das möglich ist, als eine Wiederholung der Hochzeitszeremonien darstellen. Ferner verweise ich auf P. Drechsler, *Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien* 1, 305f. Danach heisst in Schlesien der Leichenschmaus am Beerdigungstage unverheirateter Personen auch Hochzeit oder himmlische Hochzeit. Der Begräbnistag gilt als Hochzeitstag. Mehr findet man in P. Sartoris erschöpfender Abhandlung über die Speisung der Toten (Programm des Dortmunder Gymnasiums 1903) S. 22, Anm. 2, die ich hier nicht ausschreiben mag. Erwähnenswert sind vielleicht auch die merkwürdigen indischen Scheingebräuche, die man unter dem Namen 'Baumhochzeiten' zusammenzufassen pflegt, wenn wirklich bei einigen dieser Gebräuche die Anschauung zugrunde liegt, 'dass jeder unbedingt verheiratet werden muss', was allerdings zweifelhaft ist (Post im Globus 60, 354f.; vgl. namentlich W. Crooke, *Popular Religion* 2, 115—121). — Aus den Bemerkungen Schraders über das Tragen oder Heben der Braut (S. 27) scheint hervorzugehen, dass er nicht mehr an der früher vorgetragenen Erklärung dieses alten Hochzeitsbrauches (s. sein Reallexikon S. 357) festhält. Ich bin nach wie vor davon überzeugt, dass das Emporheben der Braut mit der Raubehe nicht das geringste zu tun hat (s. Wiener Ztschr. f. d. Kunde d. Morgenlandes 17, 140ff.). — Zu den von Schrader S. 28 erwähnten slawischen Sitten vgl. auch Globus 82, 189 (bes. Anmerk. 25) und 191; zu dem von Schrader S. 3 zitierten Spruch 'Hier hast du deinen Zehrpennig' vgl. E. H. Meyers *Deutsche Volkskunde* S. 270; zu der Stelle aus Marco Polo bei Schrader S. 32 vgl. A. H. Post, *Bausteine* 1, 352.

Auf dem Umschlag der Schrift ist eine aus Sunion stammende Lutrophore abgebildet; am Schluss der Schrift findet sich eine Wiedergabe von Siemiradzki's Gemälde 'Verbrennung der Leiche eines russischen Häuptlings bei den Bulgaren', bei dessen Entwurf sich der Künstler auf die Erzählung des Arabers Ibn Faḍlān gestützt hat.

Halle a. S.

Th. Zachariae.

Richard Andree, *Votive und Weihgaben des katholischen Volkes in Süddeutschland*. Ein Beitrag zur Volkskunde. Mit 38 Abbildungen im Text, 140 Abbildungen auf 32 Tafeln und 2 Farbendrucktafeln. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1904. XVIII, 191 S., 32 Taf. 4°.

Eine höchst wertvolle Gabe bietet der verehrte Verfasser, der jüngst in rüstiger Frische sein 70. Lebensjahr vollendet hat, allen Freunden der deutschen Volkskunde in dem vorliegenden inhaltsreichen und prächtig illustrierten Werke dar. Erst im letzten Jahrzehnt haben Forscher wie Hein, Weinhold, Marie Eysn, Höfler, Weber, Blau auf die Opfergaben aus dauerhaftem Material (Eisen, Holz, Wachs, Ton) hingewiesen, die das katholische Volk in Süddeutschland seit alters den Kircheneheiligen darbringt, entweder um ihre Fürbitte zu erlangen oder um für einen erfüllten Wunsch zu danken. Dies Material hat nun Andree nicht nur mit weitsehendem Blick und grossem Finderglück ausserordentlich vermehrt, sondern auch nach den verschiedensten Seiten hin, der kirchlichen Symbolik und Heiligenlehre wie der Altertumswissenschaft, Mythologie und Volkskunde, in mustergültiger

Weise erläutert. In 25 Kapiteln bespricht er das Verhältnis des bayerischen und österreichischen Bauern zu dem von ihm als Nothelfer erwählten Heiligen, der oft gar nicht der kirchlichen Tradition angehört, sondern bei dessen Namen und Wirkungskreis die schöpferische Volksphantasie (wie bei der h. Kummernis und Kakukabilla) oder selbawachsene Etymologie ihre Kraft erwiesen hat, handelt über die Wallfahrten zu bestimmten Kapellen und heiligen Quellen, über den Kultus des bayerischen Nationalheiligen St. Leonhard, dem die befreiten Gefangenen ihre Ketten weiheten und der noch heut durch Umreiten seiner Kapellen als Patron der Haustierte geehrt wird, und untersucht nun erst die Opfergaben selber. Interessanter als die Ketten, Hufeisen und Wachskerzen sind für uns die menschlichen und tierischen Figuren aus Eisen, denen sich die Nachbildungen kranker Glieder aus Metall, Wachs und Holz (Eingeweide, Kröten, Stachelkugeln, Kopffurnen) anreihen. Die Tierbilder scheinen mehrfach an die Stelle wirklicher Tieropfer getreten zu sein (S. 147 gegen S. 53); dem hl. Leonhard sind noch im 17. Jahrhundert lebende Pferde und noch um 1830 lebende Hühner dargebracht worden, und noch heut erhält der hl. Wolfgang in Kärnten frische Schweinsfüsse. Unter den übrigen Opfern kommen neben Getreide, Kleidern, Zöpfen, Verbandlappen, Schmucksachen namentlich die gemalten Motivtafeln in Betracht, von denen uns mehrere in vorzüglicher Nachbildung vorgeführt werden.

Wie schon angedeutet, erhebt sich Andree weit über eine blosse Aufzählung und Betrachtung des gegenwärtig vorhandenen Materials, weil er soweit als möglich die Zeugnisse der Vergangenheit, besonders die alten Mirakelbücher, und die Analogie ferner Länder und Völker heranzieht¹⁾ und zugleich in den Fragen nach Alter und heidnischem Ursprunge heilsame Kritik übt. Er zeigt an dem Beispiele junger Bräuche (S. 20 'Eisenbahn zum Himmel', 55 Leonhardsfahrten, 99 Papieropfer, 102 prahlerisches Heben der Leonhardsklötze), wie auf diesem Gebiete Wandlungen und Neuerungen eintreten können; wenn die heut benutzten Wachsmodel auch bis ins 18. und 17. Jahrhundert zurückgehen, so setzt er doch die erhaltenen Eisentiere frühestens in das Ende des Mittelalters (S. 92); für die Entstehung der riesigen Ketten und Eisenklötze in den Leonhardskirchen dünkt ihm der Wunsch, sich der massenweise aufgestapelten eisernen Votive zu entledigen, die glaublichste Erklärung (S. 73. 104): gegen die mythologische Gleichung Leonhard = Freyr-Fro (S. 42) und die Herleitung der sog. Donarshämmer (S. 157) aber äussert er ein sehr berechtigtes Misstrauen. Wir dürfen somit das Werk auch in methodischer Hinsicht dankbar als ein Muster von Umsicht und Besonnenheit rühmen.

Berlin.

J. Bolte.

1) Über die Sage vom Herrn von Baqueville (S. 44) vgl. R. Köhler, Kl. Schriften 1, 584; über das S. 46 und 114 zitierte Fastnachtspiel Rüttes vgl. Bächtold, Gesch. der d. Lit. in der Schweiz 1892 S. 310. Aus Naogeorgs Regnum papisticum III, 14 führe ich nach der Verdeutschung von Waldis (1556 Bl. N 2a) eine Aufzählung der damals üblichen Motivgaben an:

Wachßkerten groß wie ein schiffsmast,
 Wölch ein groß man mit wol vmbfaßt,
 Der kleinen liechter ist kein zal,
 Die stehn vnd brennen alzumal.
 Groß bild von waß dort an den wenden
 Auff bretter gsatz an vielen enden,
 Gemacht nach menschlicher gestalt

Nach allen stenden, jung vnd alt,
 Wie schaaft vnd rinder, roß vnd sew,
 Das ein ist alt, das ander new,
 Wölchs als lang zu erzelen wer,
 Stehn all zum zeichen gsetzt daher,
 Von den leüten geschenekt zur gaben,
 Den die heiligen geholffen haben.

J. G. Tibianus erzählt in seinem Reimwerk 'Von dem Anfang deß Wallfahrtens' (Costantz 1598, S. 139), wie in Andechs 'zwen wäxin füß und zwei kurtze rücklin rauch' geschenkt wurden.

William Thalbitzer, A phonetical study of the Eskimo Language, based on observations made on a journey in North Greenland 1900—1901. Reprint from *Meddelelser om Grønland* vol. XXXI. Copenhagen, printed by Bianco Luno, 1904. XVII u. 406 S. 8° (mit einer phonetischen Tabelle und einer Landkarte).

Diesem gehaltreichen Werke, mit dessen Anzeige mich die Redaktion der Zeitschrift betraut hat, stehe ich in seinen meisten Teilen als völliger Fremdling gegenüber; aber weil Thalbitzers Buch seine Leser auch ausserhalb der Eskimoforscher sucht und zu finden verdient, wird es gerechtfertigt sein, wenn ein Laie über seinen Inhalt berichtet.

Der Verfasser hat in den Jahren 1900/01 400 Tage in Grönland zugebracht, keinen Tag ohne Umgang mit Eingeborenen verstreichen lassen und gegen fünf Monate in den Behausungen der Eskimos selbst gelebt. Er trat seine Reise vortrefflich gerüstet an, hatte aus der wissenschaftlichen Literatur und auch aus eigenem Hören grönländischer Rede schon einige Kenntniss der Sprache erworben, dazu hatte er als Schüler Jespersens und anderer Gelehrter das allgemeine phonetische Wissen und namentlich die Kunst der phonetischen Beobachtung und Darstellung in seine Gewalt gebracht. Er beschreibt uns eingehend, wie er beim Sammeln des Sprachstoffes an Ort und Stelle zu Werke ging; wie er Sätze und ganze Erzählungen sich wiederholen liess und sie möglichst nach dem Gehöreindruck, unbeirrt durch die sonst üblichen Schriftbilder, zu Papier brachte; wie er für jeden Laut eine Liste von Beispielwörtern aufstellte und diese Wörter an zwanzig Eskimos verschiedener Gegenden des genauesten durchstudierte; wie er durch Nachsummen des Gesprochenen und Nachspielen auf der Geige die Tonbewegung sich einprägte u. a. m. Alles dies ist in der Methode vorbildlich, die phonetischen Ergebnisse sind im einzelnen von grossem Interesse, die Anwendung der Jespersenschen analphabetischen, analytischen Lautschrift auf eine fremdartige Sprache hat augenscheinlich die Probe gut bestanden. Auf der allseitigen Lautbeschreibung der nordgrönländischen Mundart liegt der Nachdruck der Arbeit. Thalbitzer darf sicherlich mit Recht annehmen, dass er in die Behälter der allgemeinen Sprachwissenschaft wertvollen neuen Stoff in mustergültiger Zubereitung eingeführt hat.

Ein zweiter Hauptabschnitt (S. 181—269) greift über Grönland hinaus und ermittelt mundartliche Verzweigungen des gesamten eskimoischen Sprachstammes, soweit die viel weniger genauen Darstellungen der aussergrönländischen Dialekte die Vergleichung ermöglichen. Th. ist der Ansicht, dass sich der hocheigentümliche syntaktisch-flexivische Bau der Eskimosprache erst dann sachgemäss und geschichtlich vorführen lässt, wenn die Mundartenvergleichung weiter gediehen ist. Möge es ihm vergönnt sein, von der 'Psychologie der Eskimosprache' die Darstellung zu geben, zu der er vor anderen berufen ist! Eine lehrreiche Skizze aus seiner Feder findet man in den Verhandlungen der sechsten nordischen Philologenversammlung in Upsala 1902.

Was die Einheimung von volkskundlichen Sprachdenkmälern betrifft, so fiel sie nach H. Rinks umfangreichen Sammlungen mehr wie eine Nachlese aus (S. XIII); doch ist das Gebotene anscheinlich und bemerkenswert genug. S. 273 kommen zuerst Prosageschichten von sehr verschiedener Haltung, zum Teil zauberhafte Begebenheiten, zum Teil mehr naturtreue Konflikte, nach dem bürgerlichen Roman hinüberliegend (Nr. 4); die Tötung des Ungetüms in Nr. 5 erinnert ein wenig an Sigurds Kampf mit Fáfni. Es folgen Kindersprüche und eine lange

Reihe von den merkwürdigen Liedchen, die zu den Trommeltänzen gesungen werden. Der Verfasser bemerkt über sie (S. 62): 'Sie sind nicht minder urwüchsig als die Erzählungen, und die an sie gewandte Kunst äussert sich mehr in ihrem Vortrage als in ihrer Sprache; nur die Minderzahl von ihnen nähert sich überhaupt einem Reimschmucke und einem geregelten Rhythmus. Ihre Altertümlichkeit erhellt nicht bloss aus ihrem gesamten Gepräge, sondern auch aus einzelnen archaischen Formen. Die Eskimos wussten noch vor einem halben Jahrhundert von keiner anderen Dichtkunst. Es ist Urpoesie aus dem Steinalter des Menschengeschlechts, die hier der Vergessenheit entronnen ist.' Ein Abschnitt über die nordgrönländischen Ortsnamen und eine Sammlung von Melodien beschliessen das Werk.

Den Kenner des altisländischen Schrifttums wird die umsichtige, behutsame Kritik der einschlägigen Zeugnisse S. 16—29 fesseln. Thalbitzer neigt gegen G. Storm der Ansicht zu, dass die an der amerikanischen Küste um das Jahr 1000 gefundenen Eingeborenen keine Indianer, sondern Eskimos waren, und hält eine Anlehnung der überlieferten vier Worte an das Eskimoische für möglich. Für den altnordischen Namen der Eskimos, *Skrælingjar*, erwägt der Verfasser mehrere Herleitungen, ohne vorläufig zu einer Entscheidung zu gelangen.

Dass das Buch für seine engere Wissenschaft, die Eskimoforschung, eine Tat bedeutet, kann der Unkundige nur ahnen. Dass es jedem Phonetiker und jedem Freunde der Volkskunde reiche Gaben darbringt, davon wird schon das Gesagte überzeugen. Thalbitzer steht im Begriffe, der abgesonderten, noch im Heidentum verharrenden Eskimosiedlung an der grönländischen Ostküste unter dem 65. Breitengrade einen Besuch abzustatten. Wir rufen ihm zu wie Frigg dem Odin: Heill þú farir, heill þú aptr komir, heill þú á sinnum sér! (Glück zur Ausfahrt, Glück zur Heimkehr und Glück auf dem Wege!) An reichem Ertrage wird es auch diesmal nicht fehlen:

Berlin.

Andreas Heusler.

Paul Hildebrandt, Das Spielzeug im Leben des Kindes. Berlin, G. Söhlke Nachf., Heinr. Mehlis 1904. XIX. 421 S. 8°. Mit 93 Illustrationen.

In der Einleitung wird uns gesagt, dass das Buch nur 'ein Versuch' sein soll, für Eltern und Erzieher ein Haus- und Familienbuch zu schaffen, aus dem sie sich über eines der wichtigsten Mittel zum Erfreuen und Erziehen der Kinder, nämlich über das Spielzeug eingehend unterrichten können. In noch nicht einem halben Jahre hat die Arbeit geschaffen werden müssen. Das ist insofern zu bedauern, als sie nun wirklich zum Teil nicht über den Versuch hinausgekommen ist, da die einzelnen an sich ungemein grossen Gebiete nur flüchtig berücksichtigt werden konnten. Andererseits lernt man bekanntlich am besten hinterher, was man hätte tun oder unterlassen sollen, und dies wird auch dem fleissig zusammengetragenen Werke bei weiteren Auflagen zugute kommen. In elf Kapiteln werden uns vorgeführt: künstlerische, Hand- und Kunstfertigkeitsspiele, Maschinenspielzeug und mechanische Kunstwerke, wissenschaftliche und Gesellschaftsspiele, Kampf-, Kriegs-, Soldaten-, und Heldenspiele, Figurenspele, besonders mit Tieren, das Puppen- oder Kinderfigurenspele, das Kinderzimmer, Bilderbücher, Märchen, Sagen und Erzählungen, Feste. — Forscher auf dem Gebiete der Volkskunde und Völkerkunde finden manche Hinweise und Beiträge, wie denn das Buch durchweg Interessantes enthält, dem man gern nachgeht, — während wohl so mancher den Kopf schütteln und dafür dankbar sein wird, dass man ihm in seiner Kindheit keine

Pläne, Ziele, Ideale und Gesetze erdachte. Wenn je im Leben der Mensch frei und unbefangen ist, so ist er es eben als Kind; seine eigene Phantasie gibt den Dingen ihren Wert. Mir tut allemal das Herz weh, wenn ich beobachten muss, mit welchem Aufwand von Mühen und Kosten einem Kinde die Harmlosigkeit geraubt wird, Ansprüche und Übersättigung vorbereitet werden. Wenn das Buch an so vielen Stellen auf den Einfluss der Umgebung weist, so hat es recht; aber es ist ein Unterschied, ob das Kind früh grosse Eindrücke durch das Beste in der Kunst (wie etwa ein gutes Ölgemälde, schöne Stiche, eine Bildhauerarbeit usw.) im Elternhause gewinnt, nebenher aber in seinen vier Wänden glücklich das allereinfachste Spielzeug, die selbstgeschaffene kleine Welt mit Liebe umfängt, oder ob dem Kinde alles, was sein Leben angeht, unter dem Gesichtspunkte genähert wird, den Hildebrandt mit Nachdruck empfiehlt: „Darum kann es besonders mit den Grundsätzen einer künstlerischen Erziehung der Kinder durchaus nicht als vereinbar angesehen werden, dass man unter Nichtachtung der Vervollkommnung, die unser Spielzeug eben in einer vielhundertjährigen Entwicklung erlangt hat und in vollem Gegensatz zu der gesamten, unsere Kinder umgebenden modernen Kultur ihnen so einfaches Spielzeug darreicht, wie es, wie wir sehen werden, die unzivilisierteren Völker ihren Kindern nicht darbieten.“ — An einigen Stellen werden wir zu sehr daran erinnert, welchen Platz der genannte Verlag im Spielzeughandel der Reichshauptstadt einnimmt. Dichter und Schriftsteller hatten ihre Meinung abzugeben, was sie sich oft recht leicht gemacht haben; in vielen Aussprüchen begrüßen wir mit Freude eine Abwehr gegen Eingriffe in des Kindes Welt. So sagt Marx Möller: „Vor allen Dingen verlernt ein Kind, welches zuviel und zu raffiniertes Spielzeug besitzt, das laise Spielen: diese modernen Menschen, die da jetzt in 'Kunst im Leben des Kindes' machen, haben keine Idee vom Kindergemüt.“

Elisabeth Lemke.

A. de Cock en Is. Teirlinck, Kinderspel en kinderlust in Zuid-Nederland. met schemas en teekeningen van H. Teirlinck, 4. deel: Anbaachts-spelen, raadspelen. schommelspelen. Gent, A. Siffer 1904. 360 S. 8°.

Der vorliegende vierte Band der trefflichen und reichen Sammlung vlämischer Kinderspiele, über dessen Vorgänger wir oben 12, 374 und 14, 254 berichteten, enthält die Nachahmungen von berufsmässigen Arbeiten (der Handwerker, Bauern, Kaufleute, Bettler, Musikanten, Soldaten usw.) und sonstigen Beschäftigungen der Erwachsenen, die Ratspiele (wie Gerade oder ungerade, Farbenraten), denen sich das Suchen eines Gegenstandes und das Ziehen von Orakeln und Losen anschliesst, und die Schaukel- und Tragspiele, bei denen eine Menge von Kinderreimen, Koseliedchen und Wiegenversen samt den Melodien mitgeteilt werden. Sorgsam behandelt sind auch hier die literarischen Hinweise auf verwandte Spiele und Reime in Deutschland, Frankreich und England sowie das ausführliche Register am Schlusse des Bandes. — Zum Schlachtspiel (S. 17) verweise ich noch auf Wickram, Werke 3, 383; zum Hürgensspielen (S. 73) auf R. Köhler, Kl. Schriften 1, 210¹, 585; zum Bildchenstechen (S. 91) auf Macropedius Schulkomödie Rebelles II, 1 (1535); zum Farbenraten (S. 108) auf Singer oben 13, 55; zu den Reimen vom Hausgesinde (S. 279) auf Grimm KHM. 140, Böhme, Kinderlied S. 268 und Köhler-Meier, Volkslieder von der Mosel Nr. 151.

J. B.

P. H. van Moerkerken jr., *De satire in de nederlandsche kunst der middeleeuwen*. Amsterdam, S. L. van Looy 1904. 5 Bl., 243 S. 8° mit 39 Abbildungen. 2,50 Fl.

Der Hauptwert dieser umfänglichen und wohlfundierten Doktorarbeit liegt in der sorgsam, mit reichlichen Zitaten ausgestatteten Sammlung der satirischen Züge in der mittelalterlichen Literatur und Kunst der Niederlande. In den Lehrgedichten Maerlants, dem Reinaert, den Schwankgedichten und Possen sucht M. diese auf, geht dann auf die Vorstellungen von Teufel und Tod, die satirischen Skulpturen und Malereien¹⁾ ein und führt endlich als Vorläufer der Neuzeit Erasmus, Anna Bijns und Pieter Brueghel vor. Ein späterer Betrachter wird freilich aus diesem Materiale einiges aussondern, was wie die Hundsköpfigen und die Einfüssler der naturgeschichtlichen Lehrbücher wohl auf uns komisch wirkt, aber durchaus nicht satirisch gemeint ist, wird vielleicht zu einer anderen Gruppierung nach den Gegenständen der Satire (Stände, Frauen, Laster usw.) greifen und wird auch die angewandten Kunstmittel genauer untersuchen. Hier und da möchte sich auch eine stärkere Heranziehung französischer und deutscher Parallelen und Einflüsse empfehlen; ich denke besonders an Brants Narrenschiff und den in der Flugblattliteratur des 16. Jahrhunderts niedergelegten Bilderschatz (Wickram, Werke 4, VII. 5, LXXXVI. Tijdschr. voor nederl. taalk. 14, 119. Oben S. 56¹ und Herrigs Archiv 65, 215 über den Kampf mit der Schnecke: oben S. 158 über die verkehrte Welt). Ungerecht aber wäre es, wollte man nicht trotzdem dankbar die Tüchtigkeit der geleisteten Arbeit anerkennen.

J. B.

Giuseppe Pitrè, *Studi di leggende popolari in Sicilia e nuova raccolta di leggende siciliane*. Torino, C. Clausen 1904. VIII. 393 S. 8° (Biblioteca delle tradizioni popolari siciliane vol. 22).

118 sizilianische Sagen über einzelne Örtlichkeiten, historische Personen, verborgene Schätze. St. Petrus und andere Heilige sowie über Steine mit Fuss- und Handeindrücken bietet uns der unermüdliche Erforscher italienischen Volkstums in seinem neuen Werke. Noch mehr Interesse werden aber die fünf vorausgeschickten Untersuchungen erregen: zunächst eine 173 Seiten einnehmende Studie über die bereits von Ullrich, Croce und Pitrè selber behandelte Tauchersage, welche die zahlreichen Zeugnisse des 12.—19. Jahrhunderts, die mündlichen Überlieferungen des sizilianischen Volkes und die literarischen Bearbeitungen, namentlich also Schillers Gedicht, gründlich bespricht und manches neue Material verwertet. Den Kern der bereits im 12. Jahrhundert weit verbreiteten Sage bildet die Erzählung von einem Taucher, der gleich einem Fische im Meere lebte und dort schliesslich seinen Tod fand; daran schlossen sich später andere Sagenelemente (die Verwünschung seiner Mutter, das Holen eines Ringes oder Bechers aus der Tiefe, die Verbindung mit Kaiser Friedrich II.) an. Den Namen Cola Pesce leitet Pitrè, wohl nicht für jeden überzeugend, aus dem germanischen Niek (Nix, Niekelmann) ab, der mit St. Nikolaus, dem Patrone der Fischer und dem christlichen Nachfolger Neptuns, verschmolzen worden sei. Es folgen kürzere Artikel über die listigen Belagerten, die Käse und andere Lebensmittel von der Mauer herabwerfen, um die Feinde über ihre Not zu täuschen (vgl. dazu E. Meier, Sagen aus Schwaben

¹⁾ Hier war ihm L. Maeterlinck (*Le genre satirique dans la peinture flamande* 1903. Mémoires couronnés par l'acad. roy. de Belgique 62, 4) vorausgegangen.

1852 No. 393 und Stöber-Mündel, Sagen des Elsasses 2, Nr. 61), über die sizilianische Vesper (vgl. Liebrecht, Zur Volkskunde S. 94), über Karls V. strenges Einschreiten wider ungerechte Richter (ähnlich Kambyses bei Herodot; anknüpfend an eine Statue Karls in Palermo) und über die einen Blinden beim Getreidemessen betrogenden Bauern, die in die Erde versinken oder vom Blitze erschlagen werden. Dass hier ein reiches Material mit kritischer Gewissenhaftigkeit und weitem Blicke geordnet und verwertet ist, versteht sich bei einem Werke Pitrès von selbst.

Berlin.

J. Bolte.

The Shade of the Balkans: being a collection of Bulgarian folksongs and proverbs, here for the first time rendered into English, together with an essay on Bulgarian popular poetry, and another on the origin of the Bulgars. London, David Nutt 1904. 328 S. 8°. 7 sh. 6 p.

Die vorliegende, nur anscheinend anonym erschienene erste Ausgabe englischer Übertragungen von bulgarischen Volksliedern ist durch das Zusammenwirken eines Triumvirates zustande gekommen: die Seele des Werkes ist der bulgarische Dichter Pentscho Slavejkoff, der auch die einleitende Studie über die bulgarische Volkspoesie verfasst hat (S. 25—87); die von ihm angeregte Übertragung von 101 Volksliedern und ebensoviel Sprichwörtern hat der Engländer H. Bernard geliefert (S. 91—232), eine daran sich schliessende Untersuchung über den Ursprung und die Sprache der ursprünglichen Bulgaren hat E. J. Dillon beigesteuert (S. 257—328).

Man geht gewiss nicht fehl, wenn man annimmt, dass das Werk dem Wunsche, über Bulgarien in England Sympathie zu erwecken, seinen Ursprung verdankt. Dafür spricht die von persönlichen Erinnerungen an sein Zusammensein mit Slavejkoff belebte Einleitung Bernards, dafür auch der poetisch - patriotische Titel des Buches, der auf S. 27 begründet wird, dafür endlich und am deutlichsten die von echter Begeisterung eines Dichters erfüllte Abhandlung von Slavejkoff. Verfolgen also auch die Herausgeber keine rein wissenschaftlichen Ziele, so ist doch S. selbst ein viel zu guter Kenner seines heimischen Volkstums und ein zu pietätvoller Hüter seines vom Vater überkommenen Erbes, als dass er nicht auch der Volkskunde durch seine Publikation zu nützen verstünde, vor allem dadurch, dass er eine Reihe bisher noch unedierter Lieder aus dem Nachlass seines Vaters in die Sammlung aufgenommen hat (Nr. 4, 11, 14, 17, 20, 21, 27, 31, 34, 50, 54, 59, 64, 69, 76, 80, 85, 89, 97, 100), darunter einige volkscundlich merkwürdige, wie Die Heirat der Sonne (Nr. 11), Die Legende vom süssen Basil (Nr. 50), Die Pest und Gott (Nr. 69), Der Ritt Petkanas (Nr. 85), eine noch ungedruckte Variante aus dem grossen Liederkreise des Lenorenstoffes (vgl. auch Appendix S. 235—240). Die Sprichwörter sind ebenfalls der grossen Sammlung seines Vaters entnommen, die 1889—97 in Sofia erschien und die leider Politis für seine grosse Sammlung der ngr. Sprichwörter entgangen ist. Sehr zu bedauern ist die leider nur zu oft von Herausgebern populärer Sammlungen begangene Unterlassungssünde, die Quellen der Lieder zu verschweigen, die nur ganz allgemein auf S. 42 genannt werden. Nur die noch unedierten Stücke sind durch den Druck im Inhaltsverzeichnis kenntlich gemacht. Man muss also mühsam nachsuchen, welche Lieder bereits von Rosen, Dozon und Strauss mitgeteilt sind, mit deren Übersetzung und Auswahl übrigens Slavejkoff nicht zufrieden ist, weil sie zu wenig die Schönheit der bulgarischen Lieder im Auge gehabt hätten. Über die Grundsätze bei der Übertragung der vorliegenden Sammlung vgl. S. 47.

Diese Schönheit der bulgarischen Volkslieder, die z. B. noch von Gustav Meyer geleugnet wurde, hat denn auch S. in seinem einleitenden Aufsätze nachdrücklich betont (vgl. z. B. S. 44f., 48, 75), wie er sich überhaupt bemüht hat, den bulgarischen Volksliedern zu einer gerechteren Würdigung, besonders gegenüber den serbischen (S. 75) und den rumänischen (S. 83ff.) zu verhelfen. Leider ist er sich des inneren Zusammenhanges der Volkslieder zu wenig bewusst, so dass er Eigenschaften für bulgarisch ausgiebt, die auch denen des übrigen Balkans gemein sind. So erklärt er z. B. das Lied vom „süssen Basil“ für echt bulgarisch und macht dem Ref. den — übrigens missverständlichen — Vorwurf, er habe in diesem Liede das Hero und Leander-Motiv zu erkennen gesucht, „nur um etwas zu entdecken“ (S. 71). Nicht in diesem, wohl aber in dem ganzen Liederkreise, den Ref. in dieser Zeitschrift 12, 154f. und in seiner Geschichte der byzant. und neugriech. Literatur S. 126f. behandelt hat, und in diesen Kreis gehört allerdings auch das bulgarische Lied.

Wenn S. weiter glaubt, dass früher enge Beziehungen bestanden zwischen der bulgarischen und der altgriechischen Poesie (S. 49), z. B. in dem „Hymnus an den Frühling“ (S. 48), der ihn mit Recht an die griechische Anthologie erinnert, so hat er auch hier den wahren Sachverhalt, nämlich die Vermittlung durch die spätgriechische Poesie, verkannt. Das führt ihn denn auch zu ganz falschen Schlüssen über das Alter der bulgarischen Volkspoesie.

Hierin wie in manchen anderen Zügen zeigt sich der Dilettant. Das soll uns aber nicht hindern, den eigentlichen guten Zweck der Studie sowie der ganzen Sammlung anzuerkennen: anzuregen zu einem ernsteren Studium auch der bulgarischen Volksdichtung, die sich in Westeuropa keiner so mächtigen Fürsprecher zu erfreuen hatte wie die serbische und griechische, weil sie zu spät bekannt wurde.

Leipzig.

Karl Dieterich.

Ellen und Paul Mitzschke, Sagenschatz der Stadt Weimar und ihrer Umgebung. Weimar, H. Böhlau Nachf. 1904. XVIII, 152 S. 8°.

Die 204 hier durch den Archivrat Dr. Mitzschke und seine Gattin veröffentlichten Sagen aus Weimar und Umgegend sind mit grosser Sorgfalt aus einer weitschichtigen älteren Literatur, die in den Anmerkungen genau verzeichnet wird, zusammengetragen; etwa ein Viertel stammt aus neuen Erkundigungen. Neben den gewöhnlichen Erzählungen von Namenentstehungen, vergrabenen Schätzen, Gespenstern, Wassergeistern, Riesen, Frau Holle, der wilden Jagd erscheinen manche Erinnerungen an historische Gestalten wie die fromme Nonne Lukard († 1309), Luther, Faust, die Napoleonischen Kriege; auch Goethes Persönlichkeit und Haus ist von sagenhaften Zügen umwoben (Nr. 80f. 100f.), und gleich der ertrunkenen Christiane von Lasberg spielt das Fräulein von Göchhausen in den Spuksagen (Nr. 104. 110) eine Rolle. Eine lustige Deutung gibt der Volksmund (Nr. 5) den die Himmelsgegenden bezeichnenden Buchstaben O. S. W. N. auf den Dächern: 'Oehse, siehste Weimar nicht?' Über den Windnamen Ziegenschinder (Nr. 4) vgl. Ztschr. f. dtsch. Wortforschung 1, 269 (1900). Anerkennung verdient der schlichte Ton der Darstellung und die Abstreifung des von Vulpius u. a. eingeführten novellistischen Aufputzes.

J. B.

Adolf Bastian †.

Wieder ist dem Verein für Volkskunde ein Mitglied entrissen worden, das zu seinen Begründern zählt und ununterbrochen dem Ausschuss angehört hat. Adolf Bastian. Fern der Heimat, für uns freilich mehr ein erschreckender Gedanke, als für den unermüdbaren Wanderer, der in der ganzen Welt daheim war, ist er am 3. Februar in Port of Spain auf Trinidad nach kurzer Krankheit gestorben, 79 Jahre alt. Er ward in Bremen am 26. Juni 1826 geboren, studierte zuerst Jurisprudenz, dann Naturwissenschaften und Medizin, zuletzt in Würzburg, wo der von ihm hochverehrte Virchow sein Lehrer war. 1850 bestand er das Doktorexamen und trat im Jahre darauf, zunächst als Schiffsarzt, die erste seiner neun Weltreisen an, die fast ein Drittel seines Lebens ausfüllen. Gleich diese erste dauerte acht Jahre: die letzte begann er im November 1903. In unserm Verein hat er Vorträge über den Fetischismus und über die Verbleibsorte der abgeschiedenen Seelen gehalten, wovon letzter sich zu einem Büchlein auswuchs. Seine Schriften hier aufzuzählen, auch nur die selbständig als Bücher oder Broschüren erschienenen, muss ich unterlassen: sie gehen in die Dutzende. Ihre Wirkung würde grösser gewesen sein, hätte Bastian einen verständlicheren, übersichtlicheren Stil geschrieben. Aber die Gedanken und Vergleiche, die ihm aus der Fülle des Gesehenen und Durchforschten sowie einer erstaunlich weiten Lektüre zuströmten, durchbrechen alle Schranken des Satzbaues und zerstören ihn durch beständige Parenthesen und Einschachtelungen, was neben den vagen, das Nachschlagen unmöglich machenden Zitaten selbst den geduldigsten und lernbegierigsten Leser erbittert, ermattet und abschreckt. Den bald klagenden, bald zornigen Kritikern gab Bastian „eine gewisse Umwölkung in der Darstellung“ seiner Gedanken zu; aber es war leider oft mehr als das: völlige Verhüllung und Dunkelheit. Und dabei brachen aus ihr in glänzender Diktion Stellen klarster Anschaulichkeit und wahrhaft poetischen Schwunges hervor. Bei aller Ähnlichkeit der Form war er in der Rede verständlicher, schon weil seine lebhaftete Betonung die Übersicht über die Sätze erleichterte. Auf seine Tätigkeit als Universitätslehrer hat er kaum Gewicht gelegt.

Bastian war weder ein Ethnologe noch ein Geograph im gewöhnlichen Sinne. So dringlich er nach Sammlung des realen völkerkundlichen Materials schrie, ehe es zu spät sei, nicht beirrt durch Spott, so unablässig er seinem Museum neue Schätze zuzuführen strebte, so haben ihn doch die Sachen vornehmlich angezogen als Erzeugnisse des sie hervorruhenden Gedankens. Er war psychologisch gerichtet, aber nicht auf eine deduktive Psychologie, sondern auf eine induktive, empirische, naturwissenschaftliche, und nicht beschäftigte ihn die psychische Anlage des Einzelnen, sondern die der Gemeinde, des Volkes. Über den Völkergedanken im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen schrieb er 1881 und verstand unter dem Völkergedanken die Anschauungen eines Volkes, die allen seinen Angehörigen gemein sind und erst die Grundlage bilden für das individuelle Denken des einzelnen Volksgenossen. Der Völkergedanke entsteht aus den Elementargedanken, den ersten gemeinschaftlichen Gedanken der ältesten, einfachsten Völker, die, der physischen Einheit des Menschengeschlechts entsprechend, überall dieselben sind. Differenziert werden diese Grundtypen durch die besonderen örtlichen Einflüsse ihrer geographischen Provinz, durch die geistige Arbeit Einzelner und durch Einwirkungen aus anderen geographischen Provinzen. Vergleichend betreibt Bastian seine ethnologische Psychologie und in historischer Betrachtung. „Der Mensch in der Geschichte, zur Begründung einer psychologischen Weltanschauung“ lautet

der Titel seines dreibändigen, 1860 erschienenen Werkes. Er ist ein Nachfolger und Fortsetzer Herders, und wenn er, kein medizinisch-naturwissenschaftlicher Ethnolog, vielmehr das geistige Leben der Völker, wie es sich in Religion, Sitte, Recht, Handwerk und Kunst äussert, historisch und vergleichend erforscht, so darf ihn die Volkskunde mit vollem Recht für sich in Anspruch nehmen, ohne der Berliner Anthropologischen und der Afrikanischen Gesellschaft ihren Begründer entreissen zu wollen und zu dürfen.

Als sein augenfälliges Denkmal steht das 1886 eröffnete Museum für Völkerkunde da. Wer noch die beiden ethnographischen Säle — und den Keller mit den vaterländischen Altertümern — im Museum am Lustgarten gekannt hat und damit den stolzen Bau an der Königgrätzer Strasse vergleicht, der seine reiche Habe nicht mehr zu fassen vermag, dem wird das Herz aufgehen in Bewunderung für den Mann, der, für sich selbst bedürfnislos und bescheiden, für sein Museum zu bitten nicht verschmähte und allerwärts selbst sammelte oder zum Sammeln anregte. Mehr als durch seine zahlreichen Schriften wird seine Lehre und sein Beispiel von diesen Räumen aus anfeuern und fördernd weiterwirken.

Max Roediger.

Anna Weinhold †.

Am 4. April verschied in Meran Frau Anna Weinhold geb. Ellger, die hinterbliebene Witwe des Begründers unseres Vereins. Nach ihres Mannes Tode war der Vereinsamten, durch Kränklichkeit Gequälten das Leben zu einer Bürde geworden, von der befreit zu werden sie sich sehnte. Nach kurzer Krankheit, unter Freunden, und in ihren letzten Tagen noch erfreut durch die südliche Frühlinglandschaft ist sie sanft erlöst worden. Sie war unserm Verein treu zugetan und seit ihres Gemahls Tode Mitglied des Ausschusses. Der Name Weinhold verschwindet jetzt aus unseren Listen, aber nicht aus unseren Herzen das Andenken an ihn.

Max Roediger.

Aus den

Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

Freitag, den 20. Januar 1905. Herr Dr. Ed. Hahn legte verschiedene volkstümliche Gebrauchsgegenstände vor, von denen besonders ein verstellbarer hölzerner Lichthalter, sogen. Krüsel, aus Lübeck und ein russisches Waschgefäss hervorgehoben zu werden verdienen. — Darauf sprach Herr Prof. Dr. A. Heusler über Lied und Epos. Epen sind bei den Germanen nicht von Anfang an und auch nicht überall vorhanden gewesen. In der stabreimenden Zeit hatten nur die Engländer ein weltliches Epos: in Deutschland finden wir erst im 12. Jahrhundert Spielmannsepen und Volksepen, und die Isländer haben den Schritt zum Epos nie getan. Dagegen ist allen germanischen Völkern das kurze stabreimende Lied erzählenden Inhalts gemeinsam (Eddalieder, Hildebrandslied, Kampf um Finnsburg).

Wenn somit das erzählende Lied gegenüber dem Epos die ältere, allgemeinere Gattung darstellt, so erhebt sich die Frage: Wie verhalten sich die Epen zu den Liedern, und wie gelangte man vom Liede zum Epos? Unter den verschiedenen Theorien, die diese Frage zu beantworten versuchten, hat die Sammel- oder Summierungstheorie Lachmanns die meiste Zustimmung gefunden. Das klassische Objekt dafür war das deutsche Nibelungenlied. Eine Vereinigung einer Anzahl von Einzelliedern, die durch einen oder mehrere Sammler zusammengefügt wurden, sollte das Epos ergeben haben. Gegen diese Annahme sind indessen eine Reihe schwerwiegender Bedenken erhoben worden. Die einzelnen Lieder lassen sich im Epos nicht mehr erkennen: grosse Partien der Dichtung sind ohne Vorwärtsbewegung, so dass sie als selbständige Lieder nicht gedacht werden können; auch müsste der planmässige Zusammenhang des Epos schon in grossen Zügen vorgeschwebt haben. Demnach müssten die alten Lieder mehr oder weniger episodisch gewesen sein, kaum eines würde eine Geschichte bis zum Schluss erzählt haben. Eine Durchsicht der uns erhaltenen stabreimenden Lieder erweist diese Annahme als irrig; die Lieder behandeln vielmehr alle eine abgeschlossene Fabel. Liedinhalt und Sage (epische Fabel) waren dasselbe. Demnach stellt sich uns das Epos nicht als eine Summe von Einzelliedern dar, der Unterschied zwischen beiden ist vielmehr im Stil zu suchen. Das Lied behandelt eine Sage in gedrängter Kürze, während das Epos sich einer behaglichen Breite der Darstellung bedient. Um vom Lied zum Epos zu gelangen, dürfen wir also nicht addieren, sondern müssen eine Aufschwellung von innen heraus, eine Verbreiterung des Stiles annehmen. Die alten Lieder sind für das Epos wohl die Quellen, nicht aber die Bausteine gewesen. — Herr Prof. Dr. Roediger erstattete den Bericht über die Tätigkeit des Vereins im Jahre 1904, wobei er dem hohen Unterrichtsministerium für die wiederum gütig gewährte Unterstützung den Dank des Vereins aussprach. Herr Ascher legte den Kassenbericht vor. In den Ausschuss wurden gewählt: Frau Geheimrat Weinhold, Fräulein E. Lemke und die Herren Bastian, Behrend, Friedel, Heusler, Mielke, Moebius, Samter, Erich Schmidt, Schulze-Veltrup, Voss.

Freitag, den 24. Februar 1905. Der erste Vorsitzende eröffnete die Sitzung mit der Verlesung eines Briefes des Herrn Geh. Reg.-Rates Moebius, in welchem dieser für den Glückwunsch des Vereins anlässlich seines 80. Geburtstages dankte. Herr Fabrikant Sökeland verlas verschiedene Reklamezettel einer Berliner Kartenschlägerin und gab einen kurzen Überblick über die Deutungsversuche der bekannten Sator Arepo-Formel. — Sodann sprach Herr Prof. Dr. H. Gunkel über hebräische Mythologie. Im Mythos treten Götter als handelnde Personen auf, in der Sage dagegen Menschen. Deshalb ist die Darstellungsweise des Mythos viel ungeheurer; für ihn gelten andere Voraussetzungen und andere Dimensionen als für die Sage. Der Mythos ist die Dichtung der Urzeit, er ist vorhistorisch; die historische Zeit hat keine Mythen mehr geschaffen. Ungeheure Leidenschaften der Urmenschen haben darin ihren Ausdruck gefunden. Ursprünglich enthalten die mythischen Bilder den ersten Versuch von Naturerklärungen; gewaltige Naturerscheinungen werden darin personifiziert. Später wird der Mythos losgelöst von der Naturbegebenheit und erscheint nun als einmaliges Geschehnis in der Urzeit. Die Lebenszeit des Menschen ist nur ein Tag zwischen der Urzeit und der Endzeit. Die Eschatologie enthält im wesentlichen nichts anderes als Umdeutungen von Urmythen. Das alte Israel war den Mythen nicht günstig, denn der Zug im Judentum geht auf den Monotheismus; zum Mythos sind aber mindestens zwei Götter nötig. Einen Ersatz für die heidnischen Mythen findet das Judentum in den Geschichten zwischen Gott und der Menschheit. Da aber der Mensch kein

würdiger Gegner Gottes ist, so ist die Sache entschieden, sobald der Herr auftritt. In diesen abgeblassten Mythen handelt zuerst der Mensch, und dann entscheidet Gott. In früher Zeit aber ertrug Israel noch volkstümliche Mythen, die, soweit wir sehen können, alle ausländischen (babylonischen und ägyptischen) Ursprungs waren. Es werden in der Bibel zwar keine Mythen erzählt, aber es finden sich, besonders bei den Propheten, eine Reihe von Anspielungen (z. B. in einem politischen Spottlied auf den König von Babel), die doch nur dann einen Sinn haben, wenn sie auf das Verständnis des Volkes rechnen durften. Der Redner ging nun auf einzelne Beispiele näher ein. Aus der reichen Fülle des Dargebotenen mögen der grosse Flutmythus, der Mythus vom Leviathan und der von dem Gottesbaum, der die ganze Welt beschattet (Ezech. 31), hervorgehoben werden. Die Eschatologie behandelt eigentlich nur den Untergang Israels, erweitert sich aber zum Untergang der Welt und wird dann angefüllt mit mythologischen Anschauungen. Auch der Messiasgedanke gehört zu den ursprünglich mythologischen Vorstellungen. Deutlich lassen sich bisweilen abgeblasste Mythen noch in sagenhaftem Gewande erkennen, besonders wenn dabei die Namen der handelnden Personen zu Hilfe kommen, wie in der Erzählung von Esther. Mardochai und Esther lassen noch mit völliger Klarheit ihre Herkunft von Marduk und Istar erkennen: Haman und Vasthi, die Gegenspieler, hält man für elamitische Gottheiten, so dass die ganze Erzählung sich uns darstellen würde als ein Kampf babylonischer Götter gegen elamitische. Von anderen Erzählungen, die mythischen Ursprung vermuten lassen, sei nur an die Geschichte von Jonas, die Himmelfahrt des Elias, den Sonnenhelden Simson und an Jephthas Tochter erinnert. Von allen den erwähnten Mythen hat jedoch keiner eine Stelle in der jüdischen Religion. — Der Vortrag fesselte das Interesse der Anwesenden bis zum Schluss und veranlasste eine lebhaftere Diskussion, an der sich besonders die Herren Bolte, Hahn, Heusler, R. M. Meyer und Roediger beteiligten. — Der erste Vorsitzende teilte die Wiederwahl des Herrn Geheimrat Friedel zum Obmann des Ausschusses mit.

Freitag, den 24. März 1905. Der erste Vorsitzende widmete dem in Port of Spain im Alter von 79 Jahren verstorbenen Mitgliede des Ausschusses, Herrn Geheimrat A. Bastian, herzliche Gedenkworte und gab einen kurzen Überblick über das Lebenswerk des Dahingeschiedenen. — Über Votive und Weihgaben berichtete Herr Dr. Ed. Hahn im Anschluss an R. Andreas 'Votive und Weihgaben des katholischen Volkes in Süddeutschland'. Einzelne Bemerkungen fügten der sehr gründlichen Darstellung hinzu die Herren Sökeland, Minden, Roediger und Ebermann. — Ferner zeigte Herr Prof. Dr. Roediger einen Rummelpott vor, d. h. ein primitives Instrument, dem die Kinder zwischen Niederrhein und Schleswig bei Umzügen in der Weihnachts- oder Fastnachtszeit eintönige Weisen entlocken, um die Ortsbewohner zu milden Spenden zu bewegen. Von den Liedern, die von den Kindern dabei abgesungen werden, teilte der Herr Vortragende mehrere Proben mit. Bemerkungen schlossen daran an die Herren Sökeland, Minden und Schulze-Veltrup.

O. Ebermann.

Das fränkische Puppenspiel von Doktor Faust.

Von Robert Petsch.

Wenige unserer Puppenspiele dürfen sich einer so vornehmen Herkunft rühmen wie das von Doktor Faust, auf wenige aber hat auch die Zeit und insbesondere das abgelaufene Jahrhundert in dem Masse zerstörend gewirkt wie auf dieses. Von dem kühnen, stolzen Geistesfluge eines Christoph Marlowe, des genialsten unter den Vorläufern Shakespeares, selbst einer Faustischen Natur, von seiner dämonischen Verschmelzung von Wissens- und Lebensdrang ist so gut wie nichts übrig geblieben, wogegen sich diejenigen Teile seines Stückes, für die wir ihm am wenigsten verantwortlich machen dürfen, die Clownsspässe usw., merkwürdig zäh erhalten und erweitert haben; auch was später hier zu der deutschen, auf dem englischen Drama beruhenden Komödie, die erst von Berufsschauspielern, dann auf dem Marionettentheater gespielt wurde, an Ausstattungseffekten hinzukam, wird heute noch in den bescheidensten Theaterbuden unserer Jahrmärkte nach Kräften nachgemacht; die Schläuche sind geblieben, aber der Wein ist daraus geflossen. Democh äussert sich ja das Genie des grossen Dichters nicht bloss in dem, was seine Figuren sprechen, sondern vor allem in dem, was sie tun und leiden, und uns bleibt, in Anbetracht der mangelhaften Überlieferung des englischen Dramas, vor allem aber unserer geringen Kenntnis der Schauspiele, wie sie die englischen Komödianten des 16. und 17. Jahrhunderts mit nach Deutschland brachten, immer noch die Aufgabe, aus den jämmerlichen Überresten, die fremde Einflüsse zudem nur zu stark verraten¹⁾, auf dem Wege philologischer Konstruktion die Grundlinie des alten Dramas wiederherzustellen; und da unter den Händen der Prinzipale und Mechaniker während dreier Jahrhunderte die alte Überlieferung sich mannigfach verästelt und verzweigt hat, bald hier, bald da ein Fetzen der alten Herrlichkeit besser

1) An solche glaube ich, halte aber trotz Bielschowskys Einwendungen (Vierteljahrschrift f. Literaturgeschichte 4, 193) an dem englischen Ursprunge fest, was ich anderwärts zu begründen hoffe.

erhalten geblieben ist, so müssen wir für alles dankbar sein, was uns an volkstümlichen Texten des Faustdramas dargeboten wird.

So dürfen denn wohl auch die nachfolgenden Aufzeichnungen auf freundliche Aufnahme rechnen, die ein freilich arg verderbtes Faustspiel zum Abdruck bringen, wie es der treffliche Puppenspieler Ludwig Schmidt aus Iphofen bei Kitzingen am Main mit seiner Familie seit vielen Jahren in Würzburg und anderen bayerischen Städten (z. B. Augsburg) während der Messzeit zur Aufführung bringt. Ein Zuhörer meines Würzburger Faustkollegs, Herr Lehramtskandidat Max Ludwig aus Schweinfurt, hat es getreu nach dem Diktat der Spieler niedergeschrieben und seine Nachschrift mit der Darstellung selbst verglichen (im Jahre 1901), so dass eine ziemlich genaue Wiedergabe verbürgt ist; freilich ist Kasperles derbfränkischer Dialekt nicht ganz genau, am wenigsten phonetisch wiedergegeben, aber gerade das entspricht den wirklichen Verhältnissen; wer jemals Puppenspiele aus der alten Zeit hat aufführen hören, der weiss, dass bei Stücken, die aus Hochdeutsch und Mundartlichem gemischt sind, die Darsteller auch in den dialektischen Partien nur zu gern wieder in die Schriftsprache verfallen, die sie dann andererseits natürlich wieder mit mundartlichem Anfluge aussprechen; davon sind auch in unserem Texte ein paar Spuren übrig geblieben, die ich absichtlich nicht verwischen wollte.

Die mundartlichen Teile ziehen am meisten, sind aber auch Verderbnissen am stärksten ausgesetzt; natürlich gibt es hier fortwährend Zusätze und Änderungen. In den ernsteren, hochdeutschen Partien bröckelt ein Satz nach dem anderen ab: das ist um so natürlicher, als unsere Puppenspieler (wenigstens die fränkische Truppe) zu den Faustaufführungen nicht mehr geschriebene Unterlagen benutzen, wie etwa für die 'Räuber', 'Genovefa' usw., sondern das Ganze aus dem Gedächtnis spielen. Unser Berichterstatter ist gerade noch zur rechten Zeit gekommen; denn 'Mutter Schmidt' pflegt sich nicht mehr aktiv zu beteiligen, und die Tochter hat die Truppe verlassen: wer aber die Verhältnisse kennt, der weiss, dass die weiblichen Mitglieder der Truppe nicht bloss mit einem grösseren Künstlerenthusiasmus bei der Sache, sondern auch gedächtnisstärker sind als die Männer. Wer Aufführungen 'hinter der Szene' beiwohnt, kann oft mit ansehen, wie die Tochter des Prinzipals nicht bloss ihre eigene Rolle vertritt, sondern auch einem neu eingetretenen Gehilfen, der vom Ganzen noch keine rechte Ahnung hat, alles zuflüstert, was seine Figuren zu sagen haben. Dass gute Puppenspieler und namentlich Spielerinnen in der Charakteristik ihrer Figuren geradezu Erstaunliches leisten, ist bekannt, wenn auch die eigentlichen 'Meister', wie der alte Geisselbrecht, leider ausgestorben sind. In Theodor Storms 'Pole Poppenspäler', einer der trefflichsten Kindergeschichten unserer Nationalliteratur, lebt noch ein gut Stück der alten Puppenspielerpoesie. Jedenfalls ist 'Papa Schmidt', wie die Würzburger ihn nennen, als Mensch wie als Spieler einer der respek-

tabelsten unter seinen Standesgenossen, die ich kennen gelernt habe; aber die Zeit übt eben auch auf sein 'Geschäft' ihre Wirkung. Das Jahrmarktspublikum, besonders das kleine, will keine ernsten, traurigen Geschichten sehen, hat auch keinen Sinn mehr für lange Entwicklungen durch mehrere Akte hindurch: insbesondere in den Nachmittagsvorstellungen gibt es nur die üblichen Spässe: Kasperle als Diener, als Rekrut usw., bei denen Wortwitz und Prügel den Hauptanziehungspunkt geben, und diese Elemente müssen denn auch, vereint mit den in der Dunkelheit besonders wirksamen Beleuchtungseffekten und der 'fürchterlich schönen' Musik der Drehorgel, des türkischen Beckens und der grossen Trommel in den Abendvorstellungen das kleine Volk bei der Sache halten. Doktor Faust vermöchte es augenscheinlich nicht mehr, auch wenn er seinem grossen Ahnen ähnlicher geblieben wäre.

Er ist ihm aber so unähnlich geworden als möglich; auf seiner bunten Harlekinsjacke nehmen sich die Flicker von dem altbewährten Kleide so seltsam aus, dass ohne ein paar weitere, einführende Worte das Ganze kaum verständlich werden dürfte; natürlich kann es sich hier nicht um eine Rekonstruktion des alten Spiels handeln — der Würzburger Text wäre ein gar zu schwacher Haken, um eine Entwicklungsgeschichte des Faustspiels daran zu hängen —, nur da, wo offenbar Glieder der Überlieferung ausgefallen sind, die zur Erklärung dienen würden, machen wir darauf aufmerksam.

Die Pracht des alten Marloweschen Eingangsmonologs, der noch durch eine Frankfurter, Leipziger oder Strassburger Fassung des alten Spiels hindurch auf Goethes Faust hinübergewirkt hat, diese kühne Musterung und Abfertigung der vier Fakultäten mit ihrer abgestandenen Weisheit, die dem Renaissancemenschen nichts Neues sagen, nichts fürs Leben geben können, ist so gut wie ganz verblichen. Die Zitate, die Faust dort dem Aristoteles und der Bibel, den griechischen Ärzten und dem römischen Rechte entnahm, um an solchen Stichproben die Armut menschlicher, gelehrter Arbeit zu erweisen, waren schon früher nicht mehr verstanden worden und hatten höchstens als gelehrte Brocken einen gewissen Wert für die Stachelung der Neugier besessen; man hatte sie wohl bald durch andere 'Sprüche' ersetzt, die zu Fausts Vorhaben gepasst hätten wie die Faust aufs Auge, wenn nicht dies Vorhaben selber längst verdunkelt gewesen wäre. Statt der Zitate, von denen sich Faust abwendet, um im Gegensatz zu ihnen und ihren Quellen sich der Magie zuzuwenden, treten Sprichwörter und Sentenzen auf, die Fausts Wendung zur Magie positiv rechtfertigen sollen. Im ganzen kommen ihrer vier vor: 1. Sicut avis ad volandum, ita homo ad laborandum; 2. Quot capita tot sensus; 3. Nemo sua sorte contentus est; 4. Variatio delectat. (Vgl. Bruinier, Untersuchungen zur Entwicklungsgeschichte des Volksschauspiels vom Dr. Faust, Zeitschrift für deutsche Philologie, Band 29 und 30). Demgegenüber bringt unser

Text doch wenigstens einen, wenn auch noch so erbärmlichen Nachklang der kritischen Fakultätenschau bei Marlowe. Es ist gerade soviel erhalten, um das Folgende zu motivieren und die Stellung des Hörers dem Helden gegenüber zu beeinflussen: Faust will sich mit keiner ehrlichen Arbeit ernähren. In diesem Augenblicke schon meldet sich der Versucher; vor ihm warnten ursprünglich Geisterstimmen, von denen hier nichts mehr zu hören ist.

Unser Spiel hat auch vergessen, was die drei Studenten an der Tür zu bedeuten haben. Das Engagement Kasperles ist den Hörern viel interessanter als die für die Fortführung der Handlung eigentlich unentbehrliche Tatsache, dass die drei geheimnisvollen Fremden das Zauberbuch bringen, nach dem sich Faust so lange gesehnt hat; eine alte Marlowesche Szene, die hier nur berührt zu werden scheint, um Wagners Eintritt und Fausts nachherigen Abgang (während Kasperles Lazzi) sehr roh zu motivieren, während Wagner selbst nicht weiter charakterisiert wird; er ist eine jener Durchschnittsfiguren geworden, die nur dazu da sind, sich von Kasperle düpierten zu lassen.

Arg verdorben ist merkwürdigerweise die erste Szene Kasperles. Er glaubt, nach langer Wanderschaft endlich ein Wirtshaus gefunden zu haben, ist verwundert, dass ihm niemand auftut, vollführt einen Heidenspektakel und zeigt seine Kunst im Fluchen oder tritt gar, wie in unserem Stück, die Tür ein; aus seinem Missverständnis entwickelt sich dann gewöhnlich der weitere Dialog mit Wagner, von dem nur kümmerliche Fetzen vorliegen. Woher der Ankömmling merkt, dass er in einem Studierzimmer sei, kann man wohl nur noch aus der Dekoration ersehen; ursprünglich fiel sein Blick auf die vielen Bücher, unter anderem auf das Zauberbuch, und leitete so die lustige, in unserem Spiel ganz anders motivierte Szene ein, in der Kasperle vorwitzigerweise nach Anweisung des Buches Geister beschwört, die ihm dann übel mitspielen. Jetzt erfolgt das Erscheinen des 'Todes' sehr unmotiviert. Auch von den Angaben über seine Familie, deren Hantierung durchweg sehr bedenklicher Natur ist, blieb nur das eine, die Mutter betreffende Stückchen stehen. Auffallend aber und kaum dem Hirn eines Prinzipals entsprungen ist der Zug, dass Kasperle alle Bücher Fausts verbrennen soll, aus denen er nichts gelernt hat. Merkwürdigerweise befindet sich dann unter diesen das Zauberbuch, wonach Kasperle die Teufel zitiert, und zwar vor Faust; ein Zeichen für die Verderbtheit des Textes. Die Beschwörungsworte der komischen Person lauten sonst 'Perlicke-Perlacke'; das Kanderwelsch unseres Textes weiss ich nicht zu deuten. Die sehr unangebrachte Warnung Kasperles geht auf die alte Vorlage zurück, wurde aber dort von Genien oder von den Studenten ausgesprochen, die das Zauberbuch brachten.

Natürlich war die Reihe der Teufel mit ihrer sich immer steigenden Schnelligkeit ursprünglich viel grösser; ein Motiv, das auch Lessing in

seinem geplanten 'Faust' verwenden wollte (vgl. den 17. der 'Briefe die neueste Literatur betreffend'). Der Teufel, der so schnell ist wie die Schnecke, wurde natürlich mit Hohn verworfen und nicht wegen seiner 'ziemlichen Geschwindigkeit' anerkannt. In den weiteren Verhandlungen zwischen Faust und dem letzten Teufel (der Name Mephistopheles steht in unserem Spiel nicht fest) fällt uns die von den Spielern ängstlich bewahrte Verbindung: 'Das rote wilde Meer' und 'hart und schwer' auf, die auf alte, nun zerstörte Reimzeilen hinzuweisen scheint. Auch die doppelte Mahnung: 'Unsere Gesetze müssen gehalten werden' weisen auf Verderbnis des ursprünglichen Zusammenhangs. Was die zweite Bedingung des Paktes anlangt, so handelt es sich natürlich nur um das Verbot der am Altar eingesegneten Ehe. Noch konfuser ist die eigentliche Besiegelung des Paktes: sie erfolgte in den meisten der alten Spiele durch die Unterschrift mit Fausts Blut, das dann die beiden Buchstaben H F bildete, zur Andeutung der Warnung: 'Homo, fuge'; in einigen anderen, besonders von Schulmännern hergestellten Stücken fiel das weg, und es trat dann wohl der Handschlag an seine Stelle: unser Spiel sucht beides zu vereinigen; Faust stockt auch in anderen Spielen, als ihm die Ader geöffnet werden soll, aber aus unmännlicher Feigheit: das mochte den Gewährsmännern unseres Prinzipals nicht passen, und sie setzten einen spitzfindigeren Grund ein, aus dem Faust seine Unterschrift verweigert, und der auf den Teufel genügenden Eindruck macht: wie plump aber nun die alt überlieferte Warnung hilfreicher Geister: 'Unterschreibe nicht!' Sie scheinen das auf der Bühne Vorgegangene gar nicht gehört zu haben, und die Stimmen der bösen Geister, die Faust zum Entschluss treiben, sind ganz ausgefallen: trotzdem sagt Faust: 'Eine Stimme ruft so, die andere so': an solchen Verkehrtheiten stösst sich weder der Spieler noch der Zuschauer, wenn nur das Stück an sich recht lebendig fortschreitet.

Im dritten Akt ist es nicht ganz verständlich, warum Faust wohl Kasperle, aber nicht Wagner mit auf die Fahrt nehmen will, zu der ihn natürlich eigentlich Mephistopheles anregt, nicht umgekehrt. Aus den anderen Fassungen erfahren wir, dass Wagner seinem Herrn entweder zu langweilig oder zu klug ist, den lustigen, dummen Kasperle kann er gerade brauchen — oder vielmehr der Puppenspieler könnte ohne ihn nicht auskommen: dabei wird aber dem Diener aufs strengste eingeschärft, Fausts Namen zu verschreiben; ein Zug, der hier ausgefallen ist, trotzdem nachher Kasperle nur durch Gebärden den Namen anzudeuten wagt und Faust ihm schwere Vorwürfe macht, weil er ihn verraten habe. Es geht aber alles so wirr und bunt durcheinander, dass derselbe Faust, der so ängstlich sein Geheimnis wahren will, sich dem Herzog von Parma ohne weiteres als 'Dr. Faust' vorstellt. Von solchen Ungereintheiten war natürlich in den älteren Stücken nichts zu finden. Auch der schlaue Ausweg, mit dem Kasperle seine Seele rettet, ist modern. Von Herings-

seelen wissen die älteren Fassungen nichts; da beruft sich der nie Verlegene entweder darauf, dass bei seiner Schöpfung keine Seelen mehr vorhanden gewesen wären oder dass er keine brauche; 'denn ich bin ja von Holz'.

Noch viel stärkere Verwirrung zeigt, von dem eben Erwähnten abgesehen, der vierte Akt. Wollen wir von der sehr modernen Umgangssprache usw. ganz absehen, so ist der zweite Teil, die eigentliche Handlung des Aktes, einfach weggefallen. Die alten Stücke berichteten, wie Faust am Hofe des Herzogs von Parma mit der Herzogin buhlte, ihren Gemahl eifersüchtig machte und nur durch die Hilfe seines Teufels vor dem ihm bereiteten Giftmorde bewahrt wurde. Auch da wird Kasperle Nachtwächter, aber nicht in Parma, sondern in Deutschland, in der Heimat Fausts, z. B. Mainz, wo er dann nach Jahren mit seinem, dem Teufel verfallenen Herrn wieder zusammentrifft. Indem unser Stück die Anstellung in Parma bewirkt, lässt es sich die lustigen, freilich recht derben Szenen entgehen, wo Kasperle mit den Teufeln um seine unentgeltliche Zurückbeförderung nach Deutschland unterhandelt. Leicht verständlich ist endlich am Schlusse Fausts Verbot, vor seinem Hause die Stunden anzurufen: er will nicht an seinen nahen Tod erinnert sein.

Der fünfte Akt lässt wenigstens noch das alte Motiv erkennen: Faust als Nachtwächter hat die letzten Stunden anzurufen, die sein ehemaliger Herr noch zu leben hat. Ganz verwildert aber sind die Warnungsrufe aus der Höhe. Statt der gewaltig sich steigernden: 'Praepara te ad mortem', 'Accusatus es', 'Judicatus es', 'In aeternum damnatus es' steht hier nur das eintönige: 'Praeparatus est, intermonatus est' (in aeternum damnatus), das vielleicht gerade um seiner Unverständlichkeit willen seine Wirkung nicht verfehlt. Geschwunden ist das alte Motiv von Fausts erstem Reueanfall und der abermaligen Verschreibung nach dem Erscheinen der schönen Helena — mit keiner Silbe wird dies Renaissancemotiv in unserem Spiel überhaupt erwähnt. Geschwunden ist in den letzten Szenen das ernste Motiv des Kleidertausches, den Faust in seiner Angst dem Diener vorschlägt, und das lustige des Zankes zwischen Kasperle und seiner keifenden Gretel, mit der er schliesslich den Kehraus tautzt.

Immerhin ist gerade noch soviel vorhanden, dass wir den Faden der Handlung einigermaßen zu erkennen vermögen und ein paar Stücke des alten Dialogs, die gerade durch ihre zähe Erhaltung auch in einer stark verwilderten Fassung ihre Lebensfähigkeit beweisen.

Der Theaterzettel darf hier nicht fehlen. Alle kleingedruckten, szenischen Bemerkungen im Texte rühren natürlich vom Aufzeichner her.

Johann Doktor Fausts Höllenfahrt.

Ein lustiges Trauerspiel.

Personen.

1. Johann Faust, Doktor der Theologie, Zauberer und Hexenmeister.
2. Wagner, sein Famulus.
3. Kaspar, Hausknecht (Diener) beider.
4. Herzog von Parma.
5. Ein Minister des Herzogs.
6. Mephistopheles, der Teufel.
7. Der Tod.
8. Chor der höllischen Geister, Totengerippe, Hexen usw. usw.

Ort der Handlung.

Mainz:	{	I. Akt: Fausts Studierzimmer.
		II. „ Studierzimmer, dann: Wald.
		III. „ Studierzimmer.
Parma:	{	IV. „ Schloss in Parma.
		V. „ Markt in Parma.

I. Akt.

(Studierzimmer. Totenschädel und Gerippe an den Wänden, im Hintergrunde eine ausgestopfte Eule. Vorn ein Sofa. — Faust in schwarzer Robe und Barett. Famulus in hellerer Kleidung, etwas kleiner und jünger gedacht. Kaspar mit Zipfelhaube in Harlekinsjacke.)

Faust (allein): Endlich fallen die Strahlen der Sonne auf Mainz. Faust wird jetzt zeigen, wie weit er es gebracht hat mit der Theologie. In dem Buche steht geschrieben: „Im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brot verdienen.“ Aber nein, — dazu ist Faust nicht geboren. — Ha, es pocht! (Es klopft.) Wer wohl draussen sein? Herein! (Wagner kommt.)

Faust: Ah, mein Famulus!

Wagner: Habe die Ehre, Faust. Höre an, Faust! Es stehen drei Studenten der Theologie vor dem Tore und bitten um Einlass.

Faust: Gehe hin und sage, ich sei nicht zu Hause.

Wagner: Ja, Faust, sie lassen sich nicht abweisen.

Faust: Nun, so führe sie auf mein Schreibzimmer, stelle ihnen ein Glas Wasser und etwas Imbiss vor und sage, ich werde gleich erscheinen.

Wagner: Faust, ich hätte eine Bitte an euch.

Faust: Und die wäre?

Wagner: Höre an, Faust! Indem mir die häusliche Arbeit zu viel ist, so bitte ich, noch eine dritte Person ins Haus aufzunehmen.

Faust: Zu was noch eine dritte Person? Ist es nicht genug, dass wir zu zweit sind?

Wagner: Faust, die häusliche Arbeit ist mir zu schwer, und den Lohn werde ich aus meiner Privatkasse bestreiten.

Faust: Nun wohlan, wenn du einen finden kannst, der weder lesen, schreiben noch rechnen kann, so soll er in unser Haus aufgenommen werden, und den Lohn werde ich selbst von meiner Kasse bestreiten.

Wagner: Ich danke, Faust, habe die Ehre. (Wagner ab.)

Kaspar (hinter der Szene): Gift! Sakra! Erdäpfel! Sakra! Grumbirn! Sakra! Schnurrbart! Sakra! Sakra! Sakra! — Machts auf oder machts nit auf? (Wiederholt: Machts usw.) I rumpel gleich die ganze Tür nei. (Stösst sich.) Schlappre Michel! Des Mal hab i mi aber ang'haut! Is des a mal a dunkels Zimmer? (Tritt ein, die Gerippe betrachtend.) Schau, da stehn ja zwei Schildwachen, schau, der eine

kaut Tabak. Na, na, geh weg oder i schiess'! Schau, is das a mal a komisch Zimmer. das muss a Studierzimmer sein. Halt! Da steht a Kanapee! Da wird sich gleich a mal drauf gelegt! (Legt sich nieder, der Tod kommt und pocht auf seinen Schädel.)

Kaspar: Herein! (Schaut sich um, sieht aber nichts und legt sich wieder hin. Tod klopft nochmals.) Herein! Herein! hab i g'sagt. Au weh, wer hat mich da g'haut? Ich hab euch nix getutet, dürft ihr mir auch nix tuten. (Tod ab. Wagner kommt. Kaspar packt ihn.) Aha, hab' ich ihn jetzt? Warum hast du mich geschlagen?

Wagner: Ich habe ihm nichts zuleide getan. Sage er einmal, was macht er in diesem Zimmer?

Kaspar: Ich bin ein Verreissender und suche mir einen Platz.

Wagner: Hat er Schulen besucht?

Kaspar: Ja, in der Schule bin ich schon a mal gewesen, wie ich noch ganz klein war.

Wagner: Kann er lesen?

Kaspar: Ja, ja, ausgezeichnet fressen kann ich.

Wagner: Ach nein, ob er lesen kann?

Kaspar: Ja, ja, ich kann gut fressen.

Wagner: Kann er schreiben?

Kaspar: Ausgezeichnet gut schreien kann ich. Juchhe!

Wagner: Kann er rechnen?

Kaspar: Ausgezeichnet gut rechnen kann i.

Wagner: Was kann er rechnen?

Kaspar: Hei, Strei, Mist und a G'sutt.

Wagner: Also er gefällt mir. Er kann hier bleiben. Ich werde sofort Faust holen, und Faust wird mit ihm den Lohn ausmachen. (Wagner hinein.)

Kaspar: Nein, jetzt schaut einmal da her! Jetzt macht er drinn a Faust, dann kommt er wieder raus. Hätt' er doch können haussen machen! (Faust kommt.) Herrschaft, kommt aber da a schwarzer Mann! Ei, habe die Ehre, gehorsamer Diener!

Faust: Habe die Ehre. Sie sind ein reisender Bedienter und suchen sich einen Platz?

Kaspar: Ja.

Faust: Hat er Schulen besucht? (Alles wie oben bis: Mist und a G'sutt.)

Faust: Ist sein Vater schon tot?

Kaspar: Ja.

Faust: Ist seine Mutter schon tot?

Kaspar: Nā.

Faust: Also, dann lebt sie noch?

Kaspar: Nā.

Faust: Nun, was ist denn dann mit ihr?

Kaspar: Ja, das is so a Sach'. Da hab'n sie so a Häufel von Scheiter gemacht und Pulver drunter gelegt, auf einmal is das Feuerle losgang'n.

Faust: Ah, ich begreife, seine Mutter war eine Hexe. Nun, er gefällt mir. Er kann hier bleiben. Ich werde mit ihm gleich den Lohn ausmachen: Er bekommt im Jahr 365 Tage, 52 Wochen und 12 Monate noch extra, in der Woche 7 Tage, bei Tag freies Licht, eine gute Kost und nichts zu essen, eine Liegestatt und kein Bett, und am Neujahr bekommt er den alten Kalender als Trinkgeld. Ist er damit einverstanden?

Kaspar: Ja, das langt.

Faust: Jetzt werde ich ihm auch gleich seine Arbeit vordiktieren. Er hat die Betten zu machen, die Kleider zu reinigen und den Papierkorb auszuleeren.

Kaspar: Ja, das tu ich scho: es steht aber immer so a Ding unterm Bett, was ist denn damit?

Faust: Hat er auch zu besorgen. — Nun, Diener, jetzt geh' er in die Bibliothek, trage sämtliche Bücher, die sich darin befinden, in den Wald und verbrenne sie. Verrichte er seine Arbeit gut, aber sehe er sich ja nicht um, wenn er etwas sehen oder hören sollte. Verstanden?

Kaspar: Ja, ja. (Faust ab.) So, jetzt will ich a mal gleich die Bücher verbrennen. (Ab.)

(Vorhang fällt. Pause. Musik.)

II. Akt.

(Studierzimmer. Kaspar, ein Buch in der Hand. Nachher Faust. Geister.)

Kaspar: Jesses, war des a Haufen Bücher. Aber da hab i eins g'funden, des is mir verdächtig vor'kommn. Und dabei sind schwarze Kohlenbrenner und Rattenschwänze draussen rum g'hupft und hab'n ein Spektakel gemacht, und g'schrien hab'n se, dass mir's ganz anders worden is. Jetzt will i aber gleich nachsehaun, was im Buch drinne steht. Halt, da steht einmal: „Dschento mit Dschento!“ — Wer schend do? „Maul-affo“, wollt' sagen: „Mal-va-tor! Dschiri, miri, dscha-dschio!“ (Tod und Teufel erscheinen.)

Tod und Teufel: Kaspar, lese weiter!

Kaspar: Momento! (Sie verschwinden.) A schöne G'sellschaft! (Nimmt das Buch und geht hinein. Faust kommt.)

Faust: Ja, was für ein furchtbarer Geruch ist in diesem Zimmer? Diener, hast du alle Bücher verbrannt? Hast du nichts gesehen und nichts gehört?

Kaspar (inzwischen herausgekommen): Oh ja, ich hab' alle Bücher verbrannt, bereits wär' ich selber verbrannt. G'sehn und g'hört hab i grad genug. Es sind lauter Kohlenbrenner und Rattenschwänze da 'rum g'hupft. Und g'schrien hab'n sie und g'sungen!

Faust: Jetzt gehst du in den Wald, an die Kreuzstrasse, wo die Martersäule steht und machst einen Kreis von neunerlei Holz; denn heute nacht 12 Uhr will ich die Geister der Unterwelt zitieren.

Kaspar: Herr, gebt euch nur nit so viel mit den Teifeln ab, des sinn abscheuliche Brüder.

Faust: Hab' keine Angst, Diener! Ich habe die Kraft und Macht in meiner Hand, die Geister der Unterwelt zu zitieren.

Kaspar: Aber des sag ich euch, lasst fei kein zu mir hinter!

Faust: Habe nur keine Angst, es geschieht dir nichts.

Kaspar: Na, ich steig' auf an Baum und nehm mir an Wellenprügel mit nauf. Wenn einer kommt, den schlag' i aufs Zifferblatt, dass ihm die Zinsen zum Absatz 'rausfallen. (Beide ab. Vorhang fällt. Pause. Musik. Szenenwechsel.)

(Szene: Wald. Dunkle Fichten und Felspartien im Hintergrunde. Nacht. Feuer flackern gespenstisch auf. Donner rollt.)

Kaspar: So, jetzt mache ich einen Kreis, und dann setze ich mich auf einen Baum und nehm' den Prügel. (Bildet den Kreis. Faust kommt.)

Faust: Diener, wo bist du?

Kaspar (vom Baume herunter): Da!

Faust: Hast du mir den Kreis gemacht? (Sieht den Kreis.) Nun, es ist gut, Diener. So wirst du nach Hause gehen und auf dem Turm nachsehen, wieviel Uhr es ist.

Kaspar (steigt ab, weint fürchterlich): Ach nee, Herr, ich fürcht' mich so sehr. Dann kommen wieder die Kohlenbrenner und Langfinger.

Faust: Nun, so begib dich auf die Seite! (Es schlägt 12 Uhr.) Es hat 12 Uhr geschlagen. Ich werde jetzt die Geister der Unterwelt zitieren: Orum infessorum interminato! Geist der Unterwelt, erscheine vor Doktor Faust! (Ein Teufel erscheint.)

Teufel: Faust, Faust, was verlangst du von mir?

Faust: Höre an, wie heisst du?

Teufel: Ich heisse Wauwau!

Faust: Wie geschwind bist du?

Teufel: So geschwind wie die Schnecke am Zaun.

Faust: Eine ziemliche Geschwindigkeit, aber für Faust viel zu langsam.

Momento! (Verschwindet. Faust zitiert einen 2. Teufel: noch hässlicher.)

2. Teufel: Faust, warum zitierst du mich auf die Oberwelt?

Faust: Sag' an, wie geschwind bist du?

2. Teufel: So geschwind wie die Kugel aus dem Rohr.

Faust: Eine ziemliche Geschwindigkeit, aber für Faust noch zu langsam.

Momento! (Verschwindet. Faust zitiert einen 3. Teufel. Alles wie oben.)

Faust: Wie heisst du?

3. Teufel: Ich bin Mephistopheles, der Geschwinde.

Faust: Wie geschwind bist du?

3. Teufel: So geschwind wie der menschliche Gedanke!

Faust: Ha, du gefällst mir. Kannst du mir dienen bei Tag und bei Nacht?

3. Teufel: Ja wohl, Faust.

Faust: Kannst du mir Brücken bauen über das rote, wilde Meer und Strassen durch die Luft?

3. Teufel: Hart und schwer, aber für uns Teufel eine Leichtigkeit. Ich führe dich über das Meer, ohne einen Fuss nass zu machen.

Faust: Wie lange willst du mir dienen?

3. Teufel: Da muss ich erst den Höllenfürsten fragen.

Faust: Schändlicher Betrüger, könnte dein Gedanke nicht schon längst in die Hölle gefahren sein und den Höllenfürsten befragt haben?

3. Teufel: Jawohl, Faust. Der Höllenfürst sagt: nur 24 Jahre.

Faust: Ich will aber 48 Jahre.

3. Teufel: Nein, ich gebe nur 24 Jahre.

Faust: Nun gut, sollst du mir dienen 24 Jahre.

3. Teufel: Faust, jetzt kommen unsere Gesetze.

Faust: Was scheren mich eure Gesetze?

3. Teufel: Unsere Gesetze müssen gehalten werden, wenn wir dir dienen sollen.

Faust: Nun, wie lauten dieselben?

3. Teufel: Erstens, Faust, du darfst dich nicht mehr waschen; zweitens, du darfst dich mit keinem Weibe mehr verbinden.

Faust: Was kümmert dich das?

3. Teufel: Das sind unsere Gesetze, die müssen gehalten werden.

Faust: Nun weiter!

3. Teufel: Drittens darfst du in keine Kirche mehr gehen, und viertens musst du Gott und den Heiligen abschwören.

Faust: Nun, das will ich tun.

3. Teufel: Jetzt kommt die Hauptsache: Unterschreiben!

Faust: Was, unterschreiben? Wo soll ich in stockfinsterner Nacht Tinte, Feder und Papier hernehmen?

3. Teufel: Wir unterschreiben nicht mit Tinte, Feder und Papier, sondern mit eigenem Blute.

Faust: Ha, du wirst mir eine Arterie verletzen, so dass mein Geist dir sofort anheim fällt?

3. Teufel: Nein, Faust, reiche mir deine Hand, dann ist es auch so!

Stimme von hinten: Faust, unterschreibe nicht!

Faust: Eine Stimme ruft so, die andere so. Bin ich einmal soweit gegangen, will ich auch noch weiter gehen. Hier hast du meine Rechte! (Reicht ihm die Hand und sinkt ohnmächtig nieder.)

3. Teufel: Wieder eine Seele, wieder eine Seele! Faust, du gehörst jetzt mein, gehörst mein! (Teufel ab, Kaspar.)

Kaspar: Faust!, Faust!; jetzt glaub i gar, hat den der Teufel scho g'holt. Ha, da liegt er ja! (Erblickt ihn am Boden.) Faust!, steh auf! Hat dich der Teufel scho g'holt? Hab ich dir's nit gesagt: Geb dich nit soviel mit den Teufeln ab! Das sind abscheuliche Brüder. Ha, ha, jetzt wacht er auf. (Faust steht langsam auf.)

Faust: Diener, ich bin krank und schwach. Führe mich nach Hause!

Kaspar (führt ihn weg, im Fortgehen): Ja, ja, den hat's! Des kommt davon, wenn man sich mit den Langfingern einlässt. Hab ich dir's nit g'sagt? (Beide ab.)
(Vorhang fällt. Schluss des 2. Aktes. Pause. Musik.)

III. Akt.

(Studierzimmer. — Faust; Mephistopheles, dann Kaspar. Die Teufel.)

Faust: Mephistopheles, erscheine vor Doktor Faust! (Meph. erscheint als hässlicher Teufel.)

Faust: Aber so kann ich dich nicht gebrauchen. Kannst du mir erscheinen in menschlicher Gestalt? (M. taucht hinunter und kommt als flotter Kavalier wieder herauf, im leichten spanischen Mantel, mit Barett und roter Feder.)

Meph.: Gefalle ich dir jetzt?

Faust: Jawohl. Doch sage einmal, Mephistopheles, warum hast du mich verlassen?

Meph.: Ah, Faust, du schließt; darum habe ich dich verlassen.

Faust: Höre an! Der Fürst von Parma feiert morgen ein grossartiges Fest. Da möchte ich auch dabei sein. Kannst du mich hinbringen?

Meph.: Jawohl, Faust. Sollen wir die Dienerschaft auch mitnehmen?

Faust: Bloss den Kaspar, nicht den Wagner!

Meph.: Komm, so lass uns fliehen von hier.

Eine Stimme: Faust, Faust, bekehre dich, noch ist es Zeit!

(Faust setzt sich auf Mephistopheles' Rücken und fährt davon.)

Kaspar (kommt): Faust! Jesses, wo ist denn jetzt der hin? (Tod und Teufel erscheinen.)

Tod und Teufel: Kaspar, du sollst zu deinem Herrn kommen.

Kaspar: Wo ist denn der?

Teufel: In der Herzogstadt Parma.

Kaspar: Oh ihr verlogenen Teufel! Vor einer Viertelstunde war er noch bei mir!

Teufel: Das ging durch unsere Geschwindigkeit.

(Die Teufel drängen sich um ihn und sprechen der Reihe nach.)

1. Teufel: Kaspar, ich will dein Bruder sein!

2. Teufel: Kaspar, ich will deine Schwester sein!

3. Teufel: Kaspar, ich will deine Grossmutter sein!

(Kaspar schellt sie alle tüchtig ab.)

Alle: Kaspar, du musst uns deine Seele verschreiben!

Kaspar: Passt auf, ich geh jetzt 'über zum Krämer und kauf' a Fässla Hering. Da kriegt ihr gleich alle Seelen davon!

Die Teufel (jauchzend und hüpfend): Wir bekommen Seelen, Seelen!

Alle: Kaspar, Du sollst zu deinem Herrn kommen.

Kaspar: Wie weit is denn des?

Alle: 300 Meilen.

Kaspar: Ja, wie soll ich denn da hinkommen?

Alle: Setz' dich auf unsern Rücken.
Dann brauchst dich nicht zu bücken!
Da geht es über Stock und Stein.
Bald werden wir in Parma sein!

Kaspar, setz' dich auf! (Kaspar setzt sich verkehrt. Sie zeigen es ihm.) Nicht so! — So!
(Sie tragen ihn in die Höhe.)

Kaspar: Nit so hoch, nit so hoch! (Verschwinden mit ihm.)

IV. Akt.

(Szene: Palast in Parma, Säulengang im Hintergrunde. Vorn eine Gartenhalle. Die Gebäude, Säulen usw. sind im Renaissancestil gehalten. Schauplatz: Garten.)
(Herzog, ein Minister, Kaspar, Faust, die Teufel.)

Herzog: Welch Gerücht hat sich in meiner Stadt verbreitet? Wie ich vernommen habe, soll ein grosser Zauberer und Hexenmeister aus Deutschland in meiner Stadt eingetroffen sein. Was aber heisst heutzutage Zauberei und Hexerei? Sieht man dem Zauberer auf die Hände, so wird man mit den Augen betrogen, sieht man ihm auf die Augen, so wird man mit den Händen betrogen. Aber er soll unübertrefflich sein! (Es klopft.) Herein! (Minister kommt.)

Minister: Eure Hoheit! Doktor Faust steht vor dem Tore und bittet um Einlass.

Herzog: So gehe hin und führe ihn mir vor! Ich will sehen, welche Persönlichkeit er repräsentiert. (Faust tritt ein. Verbeugung.)

Faust: Habe die Ehre, Eure Hoheit!

Herzog: Habe die Ehre.

Faust: Ich bin Johann Doktor Faust, weltberühmter Zauberer und Hexenmeister, unübertrefflich in meiner Kunst.

Herzog: Nun, wenn Sie wirklich unübertrefflich sind, sollen Sie heute nachmittag 4 Uhr die Ehre haben, in meinem Schlosse eine Vorstellung zu geben, und ich werde Sie reichlich belohnen. Ich werde meinen ganzen Hof, die Marschälle und die Generalität einladen. Doch, können Sie mir auch eine Probe Ihrer Kunst geben?

Faust: Eure Hoheit, wenn Sie es wünschen, kann ich sofort Bürge leisten.

Herzog: Nun, so lassen Sie sehen!

(Faust murmelt einen Spruch. Es erscheint ein höllischer Geist.)

Herzog: O welch abscheuliche Gestalt!

(Herzog winkt dem Faust zu, Faust winkt dem Geiste ab. Er verschwindet.)

Faust: Jetzt will ich Ihnen noch eine zweite Bürge leisten.

Herzog: Nun, so lassen Sie sehen. (Alles wie oben. Ebenso ein drittes Mal.)

Herzog: Nun, ich habe mich überzeugt, dass Sie wirklich unübertrefflich sind. Sie sollen auch die Ehre haben, heut nachmittag 4 Uhr auf meinem Schlosse eine Vorstellung zu geben.

Faust: Habe die Ehre, Eure Hoheit!

Herzog: Habe die Ehre. (Gegenseitige Komplimente und Verbeugungen. Faust ab.)

Herzog: Wahrlich, schade um diesen jungen Mann. Er hat dem Teufel seine Seele verschrieben. (Ab.)

(Pause. Musik.)

Kaspar (kommt von oben heruntergelogen, schon hinter der Szene): Nit so hoch, nit so hoch! (fällt herunter.) Jetzt hätt' ich mir bald mein ganzes Pulvermagazin verstaucht. Wo bin ich denn nur jetzt 'runterkommen? Wo bin ich denn nur? Wenn ich nur wüsst, wo ich jetzt wär! (Minister tritt auf.)

Minister: Sagen Sie einmal: Was war das soeben für ein seltsamer Vorfall?

Kaspar: Was, Vorfall? Des war scho a allgemeiner Runterfall! — Ei, Sie! könne Sie mir nit sag, wo mei Herr is?

Minister: Wie heisst sein Herr?

Kaspar: Ja, das darf i Ihna nit sag!

Minister: Ja, dann kann ich ihm auch nicht sagen, wo sein Herr ist. Adieu! (Will fortgehen. Kaspar hält ihn zurück und fragt noch mal. Alles wie oben, zweimal wiederholt.)

Kaspar: Nun, jetzt will ich's Ihna a mal vorbuchstabizier. Sagen Sie a mal: Was ist das? (Zeigt seine Hand.)

Minister: Das ist eine flache Hand.

Kaspar: Und wenn man die Hand zumacht, was is es dann?

Minister: Das ist eine Faust.

Kaspar: Jetzt sagen Sie mir a mal: Wie heisst man den Mann, der die Leute kuriert, wenn sie krank sind?

Minister: Das ist ein Doktor.

Kaspar: So, jetzt setzen Sie a mal das Vordere hinten hin und das Hintere vornhin! Wie heisst des dann zusamm?

Minister: Ah, ich verstehe, sein Herr ist Doktor Faust!

(Ein Teufel stösst bei diesen Worten den Kaspar ins Genick.)

Kaspar: Ich hab's ja nit g'sagt, der hat's ja g'sagt!

(Der Teufel stösst nochmals, gleiche Antwort Kaspar's; auch das dritte Mal so.)

Minister: Sind Sie auch ein Zauberer?

Kaspar: O ja!

Minister: Da war wohl Faust Ihr Lehrmeister?

Kaspar: Ja, ich bin dem Faust sein Lehrmeister.

Minister: Da müssen Sie auch zaubern können?

Kaspar: Ja freilich.

Minister: Nun, so zaubern Sie mir einmal etwas vor!

Kaspar: O ja, was zahlen S' denn?

Minister: 20 Franken.

Kaspar: Also, soll i dir jetzt a mal vorzaubern, dass di der Ochs frisst?

Minister: O nein, nicht so gefährlich!

Kaspar: Oder soll i dir vorzaubern, dass di augenblicklich die Sonn verbrennt?

Minister: Nein, nicht so gefährlich!

Kaspar: Oder soll i 'nauf in die Luft spring und in 14 Tagen wieder 'runter komm?

Minister: Jawohl, das möchte ich sehen.

Kaspar: So, jetzt zählen S' a mal auf 1, 2, 3! Dann spring i 'nauf und in 14 Tagen kommst wieder her, dann komm i wieder 'runter!

Minister: 1 — 2 — 3!

Kaspar: Da schaut her! Hat der nit a mal as Zählen gelernt! Bei uns zu Haus' wird ganz anders gezählt. Da heisst's: 1 — 2 und 3!

Minister: Nun, das kann ich auch: 1 — 2 und 3!

Kaspar: So, wenn du jetzt was sehn willst, machst du dir selber was vor! Ab!

Minister: Das ist ein Betrüger! Ich werde sofort zum Herzog gehen und es melden. (Ab. Kaspar kommt wieder.)

Kaspar: Ja, wenn ich nur wüsst', wo mein Herr wär! (Weinend.) Jetzt bin i so weit von darheim, so weit von meiner Mutter, kei Stund' vor im Teifel sicher! Kei Stock zum Fechten! (Faust kommt.)

Faust: Welche bekannte Stimme höre ich hier?

Kaspar (Faust stürmisch umarmend): Oh, bin ich froh, dass i bei euch bin!

Faust: Ja. Diener, wie kommst du hierher?

Kaspar: Grad so, wie ihr auch herkommen seid!

Faust: Hast du dem Teufel auch deine Seele verschrieben?

Kaspar: Oh näh, i hab ihm lauter Heringseele verschrieben.

Faust: Aber ich kann dich nicht mehr gebrauchen, weil du mich verraten hast.

Kaspar (weinend): O Jekerle! Jetzt bin i so weit von darheim! Kei Stock zum Fechten! Vor dem Teufel bin i a nimmer sicher!

Faust: Nun, das macht nichts: In der Stadt ist der Nachtwächter gestorben, und da werde ich sehen, ob ich dir die Stelle verschaffen kann. (Ab.)

Kaspar: Jetzt bin i froh, dass i nit gleich fortganga bin. Jetzt werd' i städtischer Nockelwächter! Jetzt weiss i aber nit, werd' i Nachtwächter vor Mitternacht oder Nachtwächter nach Mitternacht. (Faust kommt.)

Faust: So, Diener, du hast die Wache vor Mitternacht und ein anderer die Wache nach Mitternacht. Aber das sage ich dir: Wenn du an meinem Schlosse vorbeigehst, darfst du die Stunde nicht ausrufen. Ich werde dir jedesmal eine Flasche Champagner geben. (Beide ab.)

(Pause. Musik. Szenenwechsel.)

V. Akt.

(Szene: Markt in Parma. Im Hintergrunde hohe Häuser mit Eingängen in Seitenstrassen.

— Kaspar als Nachtwächter mit Spiess und Horn, die Stunden ausrufend.

Faust, Teufel, Tod, höllische Geister. — 9 Uhr.)

Kaspar (bläst): Tuht, Tuht, Tuht! — Hört ihr Herrn und lasst euch sagen,
Wenn euch eure Weiber schlagen,
So ertragt es mit Geduld
Und denkt, ihr seid oft selber schuld!
Hat 9 Uhr geschlagen. [Vgl. oben 13, 219.]

Faust: Heute sind es 12 Jahre, dass ich meine Seele dem Teufel verschrieben habe.

Tod und Teufel (erscheinen und rufen): Faust impraeparatus est! Faust intermonatus est! Heute nacht 12 Uhr gehörst du unser.

Faust: Was? F. i. e.! F. i. e.! heisst: „Deine Sanduhr ist abgelaufen!“ „Heute Nacht gehörst du unser!“ Habe ich mir nicht ausgebeten, 24 Jahre zu leben und heute sind es erst 12 Jahre? Mithin habe ich noch 12 Jahre zu leben! Und wenn dies nicht gilt, ist unser Kontrakt aus!

Tod, Teufel und Geister: Wir haben dir gedient 12 Jahre bei Tag und 12 Jahre bei Nacht; sind auch 24 Jahre!

Faust: Nein, Momento! (Sie verschwinden. Faust sinkt zu Boden.)

Kaspar (schon hinter der Szene): Was ist denn das für a Krach da haussen? Jetzt werd' ich a mal eine Veracketierung vornehmen. (Sieht den Faust.) Was gib'ts da? Auf! (Faust steht auf.) Was tut denn ihr noch a mal da?

Faust: Diener, heute nacht 12 Uhr soll meine Lebensbahn ausgelaufen sein.

Kaspar: Au weh! Hab i's euch nit g'sagt: Gebt euch nit soviel mit die Teufel ab? Aber ihr habt g'sagt: „Ich habe die Gewalt und Macht in meiner Hand.“ Da habt ihr's jetzt!

Faust: Diener, siehe, dass du mich retten kannst!

Kaspar: Rett' nur dich, ich kann mich selber nit retten. Jetzt mach aber, dass du weiter kommst, sonst muss ich dich veracketier. (Faust ab. Pause.)

Kaspar: Ja, so! Ich muss ja jetzt mei' Stund ausruf:

Hört ihr Frauen und lasst euch sagen, 10 Uhr hat's geschlagen.

Wenn euch eure Männer schlagen, 10 Uhr, 10 Uhr ist vorbei,

So ertragt es mit Geduld, Dudel-dudel-dudel-dei!

Und denkt, ihr seid oft selber schuld! Hat 10 Uhr geschlagen! (Ab. Faust kommt.)

Faust: Auch die zehnte Stunde ist vorüber. Ich will hinausfliehen auf jene Rasenbank und versuchen, ob ich nicht Rast und Ruhe finden, ob ich nicht noch beten kann!

Tod und Teufel: Faust impraepratus est, Faust intermonatus est!

Faust: Momento! (Verschwinden.)

Kaspar (von innen): Was gibt es denn da schon wieder? Jetzt wenn ich aber 'naus komm, wird eine Veracketierung vorgenommen. (Erblickt Faust.) Bist du schon wieder da!

Faust: Diener, jetzt habe ich noch zwei Stunden zu leben. Rette mich, Diener! Alles, was ich habe, soll dein sein, all mein Hab und Gut soll dir gehören. Lass uns die Kleider wechseln!

Kaspar: Nā, nā, dann erwischen mich die Langfinger.

Faust: Diener, soll denn keine Rettung vorhanden sein, ist denn meine Seele in Ewigkeit verloren, ist denn alles verloren?

Kaspar: Ich will euch an Rat geb: Fort, fort von hier! (Faust ab.) Schaut, der hat a mal a gross Maul g'habt! (Ab. Pause.)

Kaspar: Halt, jetzt muss ich mei' Stund ausruf:

Hört ihr Mädchen und lasst euch sagen,

Wenn ihr einmal heiraten sollt,

Sagt: „Ich hab' schon längst gewollt“.

Hat 11 Uhr geschlagen! (Ab.)

Faust: Die elfte Stunde ist vorüber. Ein grosser Stein ist mir vom Herzen gefallen. Ist die Sünde auch noch so gross, so kann der Sünder Gnade und Rettung finden, wenn er sich bekehrt. Deshalb will ich mich auf die Knie niederwerfen und versuchen, ob ich nicht noch beten kann.

Tod und Teufel (singen):

Faust impraepratus est,

Faust intermonatus est!

Die zwölfte Stunde naht heran, Faust, Faust, Faust:

Gedenke deiner Lebensbahn, Faust, Faust, Faust! (Ab.)

Kaspar: Jetzt geh' ich aber 'naus. Will mal schau, was da für a Krawall ist! (Erblickt Faust.) Jetzt wirst du aber veracketiert!

Faust: Diener, geh hinauf auf den Kirchturm und hänge die Glocke zurück, damit es nicht 12 Uhr schlägt. (Ein Teufel erscheint.)

Teufel: Kaspar, wenn du die Glocke zurückhängst, breche ich dir das Genick. (Kaspar dreht sich um.)

Kaspar (zu Faust): Pass a mal auf, wie ich dem eine stür'!

(Gibt dem Teufel einen Schlag, dass er verschwindet.)

Faust: Um 12 Uhr ist meine Lebensbahn ausgelaufen, und ich muss scheiden. Lebe wohl, Diener, und trete nicht in meine Fusstapfen ein, damit es dir nicht ebenso ergehe. Also adieu, Diener!

Kaspar: Adieu, Herr!

(Beide ab. Pause. Es schlägt 12 Uhr. Kaspar kommt.)

Kaspar: Hört ihr Jungg'sellen und lasst euch sagen,
 Wenn man euch was Gut's will raten,
 Wahrt das Feuer und die Kohlen!
 Den Faust wird bald der Teufel holen! (Ab.)

Tod und Teufel (erscheinen mit einer ganzen Schar von Geistern): Faust, erscheine!

Faust: Nun, so nehmt mich hin, damit mein Leiden endlich einmal ein Ende hat!

(Die Teufel ergreifen Faust und werfen ihn in den feurigen Höllenrachen, der sich jetzt im Hintergrunde auftut. Die Hölle erscheint auf der Leinwand als der geöffnete Rachen eines Raubtieres mit fletschenden Zähnen, von dahinter aufgestellten Lampen grell erleuchtet. Die Teufel vollführen ein furchtbares Heulen, Zischen und Schnarren. Als Kaspar kommt, ist alles verschwunden, nur Rauch und Dampf noch sichtbar.)

Kaspar (noch hinten): Was ist denn da los? Ich glaub', da hat einer a Ständerle g'sungen kriegt. Muss doch gleich a mal nachsehen! (Kommt auf die Bühne.) Was ist denn da los? Jesses näh, die Kohlenbrenner hab'n mein Herrn g'holt!

Tod und Teufel (erscheinen und rufen): Kaspar, du sollst zu deinem Herrn kommen!

Kaspar: Wart, ich hol mein' Stecken!

(Nimmt den Stecken und schlägt fürchterlich auf die Teufel ein. Sie verschwinden nach jedem Schläge und tauchen wieder auf, zum Teil mit Stücken bewaffnet. Eine kolossale Prügelei ist das Ende. Kaspar siegt unter dem Applaus des Publikums.)

Epilog.

Kaspar: Seht ihr's, ihr Leut' und Kinner! Jetzt hat der Teufel meinen Herrn g'holt. So! Die G'schicht is aus! Morgen wird g'spielt: Genovefa.

Deutsche Lieder aus Rosch (Bukowina).

Mitgeteilt von Raimund Friedrich Kaindl.

In Rosch bei Czernowitz haben sich seit der Zeit Kaiser Josefs II. neben der altansässigen rumänischen Bevölkerung zahlreiche Deutsche angesiedelt, die teils aus der Rheingegend, teils auch aus Deutschösterreich eingewandert sind.¹⁾ Mit ihren deutschen Gebräuchen und Sitten haben sie die aus der Heimat mitgebrachten Lieder zum guten Teile treu bewahrt; aber es sind auch neue Lieder entstanden, die von der nie versiegenden dichterischen Kraft des Volkes Zeugnis ablegen. Ich habe auf diese Lieder schon vor einigen Jahren verwiesen, einige derselben mitgeteilt und auch den Zusammenhang mit den Liedern der alten Heimat betont.²⁾ Seither hat sich wohl die Anzahl der mir bekannt gewordenen Lieder vermehrt, aber ich habe keine Zeit gefunden, mich mit diesem Gegenstande nachdrücklicher zu befassen. Daher übernahm es der Heraus-

1) Vgl. mein Buch 'Das Ansiedlungswesen in der Bukowina mit besonderer Berücksichtigung der Deutschen' (Innsbruck 1902).

2) Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1896, Nr. 15 und 76.

geber dieser Zeitschrift, aus meiner Sammlung die interessantesten Stücke auszuwählen und dem Abdrucke derselben ein alphabetisches Gesamtregister mit den nötigsten Verweisen auf die neueren Volksliedersammlungen¹⁾ voranzuschicken. Sämtliche Balladen und Lieder sind handschriftlichen Liederbüchern der Roscher 'Schwaben' entnommen, die mir leihweise für kurze Zeit überlassen worden waren. Von manchem Liede standen mir mehrere Fassungen zur Verfügung. Allbekannte modernere Lieder und eine Anzahl allzu roher habe ich weggelassen.

Verzeichnis aller Lieder.

- Ach Schatz, ach Schatz, reis nicht so weit von mir (4 Str.). — Erk-Böhme Nr. 766 d. Köhler-Meier Nr. 251. Bender Nr. 94.
- Ach Schatz, was fehlt dir (5). — Erk-Böhme Nr. 1419. Köhler-Meier Nr. 15. Bender Nr. 107.
- Ach, wie dunkel sind die Mauern (12). — Unten Nr. 12.
- An der Quelle sass der Knabe (Schiller 1803).
- An einem heissen Sommertag, in der Schweiz, in der Schweiz, in Tirol (14). — Erk-Böhme Nr. 517. Treichel Nr. 8. Marriage Nr. 75.
- An inem schönen Sommerabend (6). — Unten Nr. 3.
- Auf, auf und auf, ihr Bergwerksleut (11). — Erk-Böhme Nr. 1512. Köhler-Meier Nr. 324. Marriage Nr. 171.
- Auf Gottes Welt ist[s] schön (6) [G. W. Burmann]. — Finks Musikalischer Hausschatz 1843 Nr. 242.
- Bist so lang mein Schatz gewesen (7). — Unten Nr. 9.
- Bruder Anton, was fehlt dir? (7). — Unten Nr. 20.
- Das Frühjahr ist angekommen (2). Leipziger Zeitung 1896, Nr. 76.
- Der Bauer aus dem Haderwald (4). — Unten Nr. 16.
- Der Frühling ist nun verschwunden (1). — Entstellt aus: 'Ich habe den Frühling gesehen', Erk-Böhme Nr. 739. Köhler-Meier Nr. 69. Bender Nr. 159. Marriage Nr. 111. Schweiz. Archiv f. Volksk. 5, 21.
- Die Sonne strahlt im Westen. — Köhler-Meier No. 307. Marriage Nr. 23.
- Du schöne Plontine, du reizendes Kind (8). Leipziger Ztg. 1896, Nr. 76. — In anderen Fassungen erscheinen andere Namen: die älteste Lesart ist nach freundlicher Mitteilung von Prof. John Meier in Basel Flangina.
- Ein Sträusslein am Hut, einen Stab in der Hand (4) [C. Rotter 1825]. — Böhme, Volkstüml. Lieder Nr. 662. Köhler-Meier Nr. 174.
- Einmal hat mir mein Leibarzt geboten (vor 1794 entstanden).
- Es blaset ein Waldjäger in sein Waldhorn (7). — Erk-Böhme Nr. 19.
- Es blühen Rosen, es blühen Nelken (5). — Erk-Böhme Nr. 543: 'Schön ist die Jugend'. Köhler-Meier Nr. 71. Bender Nr. 161. Marriage Nr. 106. Hruschka-Toischer S. 234.
- Es gibt ja kein Kreatur auf Erden (7). — Vgl. 'Es ist kein Kreatur'.
- Es ging ein Mädchen grasen (11). — Erk-Böhme Nr. 71 d. Tobler 1903 S. 10.
- Es ging ein Mädchen Wasser holen (6). — Erk-Böhme Nr. 117 e. Petak, Festgabe für Heinzl 1898 S. 91.
- Es ging einmal ein verliebtes Paar (9). — Erk-Böhme Nr. 52 c. Marriage Nr. 38.
- Es ist bereits dreihundert Jahr (9). Lückenhaft. — Dittfurth, Fränkische Volkslieder 2, 56: 'Die Beichte' (16). Zum Stoffe vgl. J. Wetzel, Die Reise der Söhne Gialfers 1895 S. 210. H. Sachs, Fabeln ed. Goetze 5, 371.
- Es ist kein Kreatur auf Erden (9). — Erk-Böhme Nr. 520: 'Es ist fürwahr kein Kreatur' (8). Vgl. 'Es gibt ja'.

1) Erk-Böhme, Deutscher Liederhort (1893—1894). C. Köhler und J. Meier, Volkslieder von der Mosel und Saar (1896). A. Bender, Oberschefflenzer Volkslieder (1902). E. Marriage, Volkslieder aus der badischen Pfalz (1902).

- Es ist Zeit zum Schlafengehn (5). — Erk-Böhme Nr. 816: 'Ich soll und mag nicht schlafen gehn'. Marriage Nr. 61.
- Es kam alle Nacht ein alter Mann (9). — Unten Nr. 4.
- Es kann ja nicht immer so bleiben (7) (Kotzebue 1802).
- Es ritt ein Jäger jagen, so sagt er (13). — Unten Nr. 1.
- Es stand eine Linde im tiefen Tal (22). — Erk-Böhme Nr. 67e. Köhler-Meier Nr. 117. Bender Nr. 4. Marriage Nr. 4.
- Es stand einmal ein Infantrist (7). — Es ist der Stoff von Körners Singspiel 'Der vierjährige Posten'; vgl. Hebel, Werke hsg. von Behagel 2, 338 Nr. 212: 'Hochzeit auf der Schildwache'.
- Es war einmal eine Jüdin (7). — Erk-Böhme Nr. 98. Köhler-Meier Nr. 6. Bender Nr. 5. Marriage Nr. 1.
- Es war einmal ein Schwallangsch (7). — Der vom Mädchen verschmähte Chevauxleger erschiessst sich nachts auf der Wacht.
- Es waren drei Gesellen (10). — Erk-Böhme Nr. 1305. Köhler-Meier Nr. 132. Bender Nr. 67.
- Es wohnt ein Pfalzgraf wohl an den Rhein (17). — Erk-Böhme Nr. 182. Köhler-Meier Nr. 5. Bender Nr. 150. Marriage Nr. 16. — Str. 5—6 lauten hier: Und als die Jahre verlossen waren, da wollte das Mädchen zur Hochzeit fahren: Gab sie ihr einen Apfel, war rund und rot, darinnen war der bittere Tod. Str. 16—17: Es stand kaum an den dritten Tag, da brennen zwei Lichtlein auf ein Grab. Das erste das brennet dem Himmelreich, das zweite das brennet der Hölle zugleich.
- Es wollt ein Leinweber wandern gehn (9). — Unten Nr. 2.
- Fahret hin (18. Jahrh.). — Erk-Böhme Nr. 1457.
- Frisch auf, ihr Brüder von der Atalarie (7). — Erk-Böhme Nr. 1329. Wolfram, Nassauische Volkslieder 1894 Nr. 294. Vgl. oben 13, 314 Nr. 6.
- Frisch auf, Soldatenblut (6). — Erk-Böhme Nr. 1354. Köhler-Meier Nr. 285. Bender Nr. 100. Gestern, Brüder, könnt ihrs glauben (Lessing 1747).
- Gott grüss dich, Kamerad, fürwahr du bist ein Russ (6). Dialog zwischen einem französischen und einem russischen Soldaten. Oben 10, 283.
- Ich bin so froh und fröhlich.
- Ich sehe dich von ferne stehn (5). — Vgl. Köhler-Meier Nr. 130: 'Ich ging einmal herum'.
- Ihr Brüder, heut zum letztenmal (4). — Wohl aus Erk-Böhme Nr. 796 entstellt.
- Im Sommer im grünen Wald (5). — Unten Nr. 15.
- Jetzt geh [ich] zum Wirtshaus nein (4). — Unflätig.
- Jetzt ging ich übers Gässelein (6). — Köhler-Meier Nr. 144: 'Ach Schatz, warum so traurig': 145: 'Am Samstag, wenns drei Uhren schlägt'.
- Jetzt hab ich mein Feinsliebchen (8). — Erk-Böhme Nr. 536. Bender Nr. 54.
- Jetzt reisen wir zum Tor hinaus (8). — Str. 1—3 bei Erk-Böhme Nr. 757.
- Jungfrau Lieschen lag abends (8). — Erk-Böhme Nr. 1732b. Mündel Nr. 99. Vgl. Wolfram S. 481.
- Jüngling, willst du dich verbinden (7) (Burmam 1783).
- Kamerad, ich bin geschossen (7). — Erk-Böhme Nr. 1341.
- Mädchen, trau, trau keinem Soldaten nicht (6). — Erk-Böhme Nr. 1423. Köhler-Meier Nr. 260.
- Mama, Papa, ich weiss einen schönen Knaben (4) [Patzke 1752]. — Böhme, Volkstüm. Lieder No. 366. Köhler-Meier Nr. 195.
- Man schafft so gern sich Sorg und Müh. (Gehört zu: Freut euch des Lebens [Usteri 1793].)
- Meine Mutter sagt zu mir (4). Unten Nr. 18.
- Meine Wirtschaft ist schon aus (4). — Unten Nr. 22.
- Möchtest du wissen meine Schmerzen (7). — Unten Nr. 7.
- Morgen müssen wir abreisen, sum sum sum (7) [Hoffmann v. Fallersleben 1826]. — Böhme, Volkstüm. Lieder Nr. 190: mit drei Zusatzstrophen: 'Hamburg ist ein schönes Städtchen', 'Doch die Schwalbe bringt uns keinen Sommer', 'Sassen wohl zwei Turteltauben'.
- Nachtigall, ich höre dich singen (7). — Erk-Böhme Nr. 529.

- Nach Ungarn wollen wir reisen (5). — Unten Nr. 19.
 Nur fort nach Lindenau, dort ist der Himmel blau (1).
 Seid lustig, ihr Burschen, ich hab's Körbel bekommen (1). — Unten Nr. 8.
 Soldat bin ich gewesen (9). — Unten Nr. 13.
 Soldaten das sind lustge Brüder (1). — Erk-Böhme Nr. 1331: 'Füselier sind'. Köhler-Meier
 Nr. 248. Marriage Nr. 139.
 So leb denn wohl, du stilles Haus (Raimund 1828).
 Tabak ist mein Leben (3). — Erk-Böhme Nr. 1778. Hoffmann-Richter Nr. 227.
 Traurig und traurig muss ich schlafen gehn (3). — Vgl. Erk-Böhme Nr. 557 a. Marriage
 Nr. 19.
 Üb immer Tren und Redlichkeit (Höfly 1775).
 Und hasset die Sorgen, verjagt sie gar (13). — Unten Nr. 21.
 Und wenn ich ja kein Schatz mehr hab (8). — Erk-Böhme Nr. 511. Bender Nr. 61.
 Marriage Nr. 18.
 Und wenn ich nur ein Jäger wär (5). — Unten Nr. 11.
 Unser Kaiser von Österreich (6). — Vgl. Köhler-Meier Nr. 211: 'In Potsdam hab ich
 gestanden'. Str. 6 lautet: Für ein Dutzend alter Weiber | Gib ich keine Pfeife
 Duback, | Für ein hübsches schönes Mädchen | Gib ich alles, was ich hab.
 Was hab ich denn mein Herzliebchen getan (3). — Erk-Böhme Nr. 585. Köhler-Meier
 Nr. 38. Marriage Nr. 63.
 Was kann mich denn Schöners erfreuen (1). — Erk-Böhme Nr. 18c.
 Was reich und recht regiert (9). — Unten Nr. 11.
 Weint mit mir, ihr nächtlich stillen Haine (3). — Böhme, Volkstüml. Lieder Nr. 139.
 Köhler-Meier Nr. 26. Das deutsche Volkslied 5 (1903), 81, 140, 169, 6, 62, 125.
 Wenn ich abends schlafen geh (6). — Unten Nr. 6.
 Wenn ich das Gassel nauf geh (1). — Unten Nr. 5.
 Wenn ich mein Schimmel verkauf (1). — Unten Nr. 17.
 Wenn ich morgen früh aufsteh (15). — Unsauberes Schornsteinfegerlied. Dittfurth, Frän-
 kische Volkslieder 2, 255. Pröhle, Volkslieder 1855 S. 119 Nr. 74: 'Morgens'.
 Wer steht denn draussen und klopfet an (5). — Str. 1—3 bei Erk-Böhme Nr. 816.
 Wohlan, Brüder, laßt uns reisen (7). — Unten Nr. 10.
 Wo ist denn unser bitterliches Leben (3). — Nach dem Studentenliede [vor 1760]: 'Ich
 lobe mir das Burschenleben'.
 Zu Strassburg auf der Brück (5). — Erk-Böhme Nr. 1393. Alemannia 11. 52.

Ausgewählte Texte.

I. Die versuchte Tochter.

- | | |
|--|--|
| 1. Es ritt ein Jäger jagen, so sagt er,
Drei Stunden vor dem Tage
:: Im grünen Wald allein. :: | 5. 'Lass dein Hündchen bellen',
so sagt sie,
'Wir wollen miteinander erzählen'. |
| 2. Guten Morgen, schönstes Fräulein,
so sagt er,
Was machst du hier ganz allein? | 6. Ich kann wegen meinem Mantel
nicht, so sagt er,
Mädchen, sag mir, wer du bist! |
| 3. 'Rote Rosen pflückt ich mir',
so sagt sie,
'Einen Brautkranz mach ich mir.' ¹⁾ | 7. 'Leg dein Mantel auf die Erd',
so sagt sie,
'Ein junges Mädcl ist alles wert.' |
| 4. Ich kann wegen meinem Hündchen
nicht, so sagt er,
Mädchen, sag mir, wer du bist! | 8. Ich kann wegen meinem Pferdchen
nicht, so sagt er,
Mädchen, sag mir, wer du bist! |

1) Zwischen Str. 3 u. 1 fehlt wohl eine Liebesaufforderung von seiten des Mädchens.

9. 'Bind dein Pferd an einen Baum',
so sagt sie,
'Und schlaf mit mir in einem Traum!'
11. 'Lass deine Spure klingen',
so sagt sie,
'Tue mich bezwingen!'
10. Ich kann wegen meiner Spure
nicht, so sagt er,
Mädchen, sag mir, wer du bist!
12. Ach, Mädchen, bist du toll oder
blind, so sagt er,
Ich der Vater und du mein Kind!
13. 'Warum habt ihr mir nicht früher gesagt', so sagt sie,
'Hätt' ichs euch nicht vorgebracht'
.;: Im grünen Wald allein. ;:

Wünschelrute, Göttingen 1818 S. 203: 'Es wollt ein Jäger jagen, so sagt er' (aus Rügen). — Frischbier, Hundert ostpreussische Volkslieder 1893 Nr. 17: 'Gott grüss dich Reiter hübsch und fein' (11). — Treichel, Volkslieder aus Westpreussen 1895 Nr. 7: 'Ach Mädchen, du bist schöne, so sprach er' (12). — Vgl. Puymaigre, Chants pop. du pays messin. 1, 97 (1881): 'L'épreuve'. Revue des trad. pop. 6, 393: 'Le frère et la soeur'. Nigra, Canti pop. del Piemonte 1888 p. 403 Nr. 78: 'Tentazione' mit zahlreichen Nachweisen (dazu noch Archivio delle tradiz. pop. 3, 45. 8, 283. 9, 272. 18, 229. Giannini, Canti pop. della montagna lucchese 1889 p. 182. Geijer-Afzelius, Svenska folkvisor Nr. 8: 'Pröfvingen').

2. Die Deck ist mir entfallen.

1. Es wollt ein Leinweber wandern gehn,
Auf Kundschaft ging er aus,
Er ging über eine Heid,
Begegnet ihm ein Mädchen (1. Maid),
Die war achtzehn Jahre alt.
5. 'Ach Mutter, Mutter mein,
Schlafst ihr in guter Ruh!
Meine Decke ist mir gefallen,
Schlafst ihr in guter Ruh!'
2. Er sprach das Mädchen nach Liebean,
Das Mädchen sprach gleich: „Ja,
Komme bei der Nacht, wenna finster ist
Und wenn niemand auf der Strassen ist,
Dann lass ich dich hinein.“
6. „Ach Tochter, Tochter mein,
Das war die Decke nicht;
Du hast hereingelassen,
Gut Leinweber von der Strassen,
Dein herzallerliebsten Schatz.
3. Der Tag verging, die Nacht bricht an,
Gut Leinweber war schon da.
Er klopfet an ganz leise
Mit seinem Ringlein weisse:
„Steh auf und lass mich herein!“
7. „Ach Tochter, liebste Tochter mein,
Es wird dich schon gereun.
Wenn andere Mädchen tanzen
Mit ihrem grünen Kranzen.
Und du muusst bei der Wiege stehn.“
4. Das Mädchen sprang mit voller Freud
Und lasst gut Leinweber herein.
Sie legten sich in Guter¹⁾.
Indem erwacht die Mutter:
„Was macht mein Töchterlein?“
8. 'Ach Mutter, liebste Mutter mein,
Es wird mich nicht gereun.
Wenn andre Mädchen tanzen
Mit ihren grünen Kranzen.
Dann hab ich schon längst einen Mann.
9. 'Ach Mutter, liebste Mutter mein,
Lasst ihr gut Leinweber sein!
Er hat eine silberne Hasche²⁾.
Das Gold klingt in der Tasche:
Lasst ihr gut Leinweber sein, sein, sein!

Ambraser Liederbuch 1582 Nr. 112: 'Es wollt gut Jäger jagen' (10). Die Lieder der Heidelberger Hs. Pal. 343 hsg. von A. Kopp 1905 Nr. 123 = Arnim-Brentano. Wunderhorn hsg. von Birlinger-Crecelius 1, 188 (1874). Alemannia 11, 55. Simrock Nr. 179: 'Es gieng ein Jäger aus jagen' (6). Erk 1, 6, 24: 'Es wollt ein Jäger aus Jagen gehn' (4). Van Duyse. Het onde nederlandsche Lied 2, 1040 Nr. 291 (8).

1) Kulter = Bettdecke? — 2) Hasche = Beil?

3. Sie hat das Lieben gelernt.

1. An einem schönen Sommerabend,
Da hab ich einst das Lieben gelernt,
Da kam ein Jüngling, hübsch, jung an
Jahren
Und setzte sich neben an meiner Seit.

2. Er wollt mich lieben, ich kanns
nicht leiden,
Weil ich das Lieben nicht gelernt hab.
Nur durch sein Heuchlen, nur durch
sein Schmeichlen
Befolgte ich in seinen Rat.

3. So gehn die beiden ganz aus dem
Zimmer,
So dass die Mutter gar nichts weiss.
Ja, ja, die Mutter, die darf nichts wissen.
Denn sie weiss wohl, was Lieben heisst.

4. Ganz früh am Morgen, da kam die
Mutter:
„Steh auf, steh auf, mein liebes Kind“.
‘Ach, liebe Mutter, lasst mich noch schlafen,
Denn ich hab heut nacht das Lieben gelernt.’

5. „Wo ist der Heuchler, wo ist der
Schmeichler,
Der dir geraubt dein junges Blut?“
‘Er ist kein Heuchler, er ist kein
Schmeichler,
Er ist ein Lernmeister aus Paris.’

6. „Dreitausend Taler möcht ich geben,
Wenn ich den Heuchler sehen könnt.“
‘Ach Mutter, Mutter, ihr könnt ihn sehen,
Denn er kommt heut nacht wieder
zu mir.’

4. Der Mutter Rat.

1. Es kam alle Nacht ein alter Mann
Vor meinen Laden und klopfte an.
Wie und wie soll ichs tun?

2. Mutter, soll ich ihn lassen rein,
Oder soll ichs lassen sein,
Wie und wie soll ichs tun?

3. „Nimm den Stock auf deinen Rücken,
Jag den alten Mann zurück,
So und so, Mädchen, und so sollst es tun!“

4. Es kommt alle Nacht ein junger Knab
Vor meinen Laden und klopft an.
Wie und wie, Mutter, und wie soll ichs tun?

9. „Zieh ihm rote Hosen an,
Glaubens die Hühner, es war der Hahn.
So und so, Mädchen, und so sollst es tun.“

5. „Nimm den Knab in deinen Arm!
Ist er kalt, so mach ihn warm!
So und so . . .“

6. Und wenn der Vater drunten kam
Und den Knaben bei mir fand,
Wie und wie . . .

7. „Mach ihm den Laden auf,
Lass ihn in das Hühnerhaus,
So und so . . .“

8. Und wenn der Laden wird geien
Und die Hühner werden schreien,
Wie und wie . . .

5. Abendgang.

1. Wenn ich das Gassel aufgeh,
So rüek ich mein Hüterl in die Höh,
Schau ich mich umadum,
Seh ich mein Schatzerl dort stehn,
So wie ein Bronznagel so schön.

2. Bronznagel und Rosmarein,
So geh ich zur Hintertür nein,
Schieb ich das Riegelein weg
Und leg mich zum Schatzerl ins Bett.

3. Ach, Schatzerl, was hast du getan,
Du hast ein klein Kind und kein Mann!
„Ei was frag ich darnach,
Sing ich die ganze Nacht hinzu: [dazu.“
‘Bubin, mein Bub’. Gibt mir kein Mensch

4. Und wenn du mein Schatzerl willst sein,
So musst mich lieben allein,
Musst du zu Hause bleiben,
Musst mir die Zeit vertreiben.
Wenn du dasselbe nicht tust,
So hab ich kein Freud und kein Lust.

6. Sehnsucht.

1. Wenn ich abends schlafen geh,
Denk ich an die Liebe,
Stell ich mich ans Fenster hin
Und schau von ferne nieder.

2. Seh ich sie beisammen stehn
Und miteinander sprechen,
Wär, als möchte mir mein Herz
In tausend Stück zerbrechen.

3. Schüttet Wein in Essig ein,
Das tut ewig toben,
Junges Mädchen, junger Bursch,
Gott wird helfen sorgen.

4. Schüttet Wein in Essig ein.
So bleibt er ewig sauer,
Junges Mädchen, alter Mann,
Das Herz muss ewig dauern.

5. Mädchen, Mädchen, heirat nur.
Wirst es schon erfahren,
Wirst ja doch dein Lebtage mehr
Kein Kränzelein mehr tragen.

6. Trage ich kein Kränzelein,
So trage ich ein Häubchen:
Bin ich kein Mädchen,
So bin ich nun ein Weibchen.

7. Versicherung der Treue.

1. Möchtest du wissen meine Schmerzen,
Wie ich bin um dich betrübt,
Und alles, alles kommt von Herzen,
Weil ich dich so herzlich lieb.

2. Du allein hast mich gebunden,
Und das Herz ist nicht mehr mein,
Und ich denk in jeder Stunde,
Dass ich nur bei dir kann sein.

3. Ich kann schlafen oder wachen,
Ach, du liegst mir in dem Sinn,
Deine Gedanken sollen nicht machen,
Dass ich von dir ferne bin.

4. Dir zum Dienste will ich leben,
Schönster Jüngling in der Welt.
Dir hab ich mich ganz ergeben,
Aus den andern auserwählt.

5. Obwohl ich noch jung an Jahren,
Ich weiss nicht, wo mein Glück noch läuft,
Unglück hab ich schon erfahren,
Treue Liebe dir verkauft.

6. Willst du Treue und mich lieben,
Oder willst du untreu sein,
Oder willst du Falschheit üben.
So sags mir ins Gesicht hinein.

7. Viel lieber wünsch ich mir Gift geben,
Als ich dir falsch soll sein,
Viel lieber nimm ich mir das Leben,
Als ich dir soll untreu sein.

8. Der verschmähte Liebhaber.

1. Seid lustig, ihr Burschen! Ich habs Körbel bekommen.
Es hat mir ein anderer mein Schätzchen genommen.
Und hat er's genommen, so soll er's auch recht lieben,
Ich werd' mir mein junges Herz nicht betrüben.

2. Dort unten am Graben tut ein Wässerlein fliessen,
Dort lässt mich mein Schätzel vieltausendmal grüssen,
Und lässt sie mich grüssen, so dank ich ihr wieder,
So freut sich mein junges Herz noch einmal wieder.

3. Wart, Schätzel, es wird dich gereuen,
Wenn du wirst mit anderm zur Trauung gehen,
Wirst meiner gedenken,
Wenn du wirst einem andern dein Kränzelein schenken.

4. Das Kränzelein schenken und die Händelein geben,
Da wünsch ich dir Glück zum ewigen Leben,
Zum ewigen Leben, zu weltlichen Sachen,
Und wenn du wirst recht weinen, dann werd' ich recht lachen.

9. Abschied.

1. Bist so lang mein Schatz gewesen,
Du hast mir mein Herz erfreut.
Aber jetzt muss ich dich lassen
Wegen andern falschen Leut.

2. Treu und treu bist mir gewesen,
Treu und treu war dein Gesicht,
Weiss und rot sind deine Wangen,
Aber küssen darf ich nicht.

3. Schatz, du hast mir oft versprochen,
Mich zu lieben wie ein Kind.
Jetzt hast du mein Herz gebrochen;
Schatz, gedenk an diese Sünd!

4. Schatz, du kannst die Sünde beichten,
Schau mich noch einmal an,
Denn mein Herz, das tut mir weh.
Es brennt wie Feuer und Flamm.

5. Doch das Feuer kann man löschen,
Aber unsere Liebe nicht,
Schatz, ich wer' dir's nicht vergessen,
Solang nur mein Atem zieht.

6. Wenn ich einst im Grab soll liegen,
Auf meinem Totenbett schlafen ein,
Auf meinem Grabstein kannst es lesen:
Schönster Schatz, vergiss nicht mein!

7. Hätt' ich Gläslein, hätt' ich Tinte,
Hätt' ich Feder und Papier,
Möcht ich dir ins Herz nein schreiben,
Wie die Liebe war zu dir.

Str. 1 u. 3 bei Hruschka-Toischer S. 149; Str. 6 u. 7 bei Erk-Böhme Nr. 566, s. 792, 1. 685.

10. Wanderlust.

1. Wohlan, Brüder, lasst uns reisen,
Wohl bei der schönen Sommerzeit.
Ist die eine nicht, so ist die andere,
Und wen kümmert's, ich wandere,
Morgen reis' ich weg von hier.

2. Da gib ich meinem Pferd wohl
ein paar Sporn
Und reit zu diesem Tor hinaus.
Ach, schönster Schatz, du bleibst nun
selber,
Bis ich wieder komme nach Haus.

3. Ach, schönster Schatz, tu dich
erbarmen
Und steig von deinem Pferd herab,
Und schlummre sanft, o sanft in meinen
Armen,
Bis die kühle Nacht anschleicht!

4. Die kühle Nacht ist angekommen,
Jetzt muss ich schlafen in dem Wald,

Jetzt muss ich dir und mir ein Zelt
aufschlagen,
Und muss schlafen in dem Wald.

5. So lad ich mir ein paar Pistolen
Und lass vor Freude zwei, drei Schuss,
Mir und meinem Schätzchen zu Gefallen,
Weil sie ist die schönste unter allen,
Und ich sie verlassen muss.

6. Kauf ich ihr ein Ring auf ihren Finger
Und ein Sträusslein auf meinen Hut.
Und ein Schnupftuch wohl in die Taschen,
Dass ich mir kann meine Augen aus-
waschen,
Weil ich sie verlassen muss.

7. Spielet auf, ihr Musikanten,
Spielet auf ein traurig Spiel,
Mir und meinem Schätzchen zum Gefallen,
Weil sie ist die schönste unter allen,
Und ich sie verlassen muss!

Gemischt aus einem Handwerksburschen- und einem Soldatenliede. Zu Str. 1 vgl. Dittfurth 2, 238: 'Im Sommer ist gut wandern': zu Str. 2 Erk-Böhme Nr. 515b, 722c, 782c; zu Str. 5 Erk-Böhme 3, 206; zu Str. 7 Erk-Böhme Nr. 515b, 722b, c, 782c, Köhler-Meier Nr. 173c.

II. Des Rekruten Abschied.

1. Was reich, und (l. wird?) recht regiert,
Alle Häuser werden numeriert,
Auf dass ein jeder gefangen wird.

2. Die Uhr hat zwölf geschlagen.
Man tut mich gar nicht fragen,
Da nehmens mich auf ihren Vorspannwagen.

3. Nach Wien habens mich geführt,
Unters Mass habens mich staliert,
Ganz jämmerlich unters Mass habens
mich staliert.

4. Ach wie muss es sein,
Wenn Vater und Mutter weint,
Und wenn sie mich werden suchen in
mein Schlafkämmerlein.

5. Und alles bleibt zu Haus,
Nur ich muss aus dem Haus hinaus,
Hinaus, hinaus aus meinem Vaterhaus.

6. Der Bruder steht vor mir,
Die Schwester tritt dafür,
Der Vater und die Mutter weinen bitter-
lich vor mir.

7. Ach, herzallerliebste Eltern mein,
Wegen meiner braucht ihr nicht weinen,
Unser Kaiser braucht Soldaten, ich muss
auch einer sein.

8. Hinaus, hinaus, nach Frankreich in
den Streit!
Dort schießt man uns mit Kugeln
Auf unsern jungen Leib.

9. Was regiert die Welt?

Ja Falschheit und das Geld.

Der Reiche kann sich helfen, der Arme muss aufs Feld.

12. Klage des gefangenen Soldaten.

1. Ach, wie dunkel sind die Mauern,
Und die Ketten sind so schwer,
Ach, wie lange wird's noch dauern,
Gibt's denn keine Rettung mehr!

2. Keine Rettung kommt von oben,
Fleh ich alle Tag zu Gött.
Und die Leut, die hier wohnen,
Die hören nicht mein bitteres Wort.

3. Von der Welt bin ich verlassen,
Und verachtet von jedem Mann.
Freund und Feind tun mir hassen,
Niemand nimmt sich meiner an.

4. Und mein Vater, der mir helfen
Der ist so weit entfernt, [könnte,
Und meine Mutter, die mich liebte,
Die ruht schon längst im Grabe drein.

5. Ach, schönstes Mädchen, glaub mir
Oder meinst du mit mir Scherz, [sicher,
Glaub gewiss, es ist gefährlich
Für mein armes junges Herz.

6. Jetzt schlafe ich in Kerkermauern,
Hier schlafe ich so ganz allein.
Pflanze mir auf meinem Grabe
Blümelein Vergissnichtmein!

7. Wie schwer verkehren hier die
Und die Tage jahrelang, [Stunden
Und dazu wird man schwer gebunden
Am linken Fuss und rechter Hand.

8. Morgen früh um die sechste Stund
Macht man auf die Kerkerstür,
Und da wird man schwer gebunden,
Dass ein Graus tritt in mir.

9. Der Adigtur (Auditor) tut mich fragen,
Von welchen Grund ich sitzen tu,
Und ich musste ihm gleich sagen.
Die Liebe gab mir keine Ruh.

10. Das Urteil hat man mir gesprochen,
Wie lang ich hier noch sitzen soll,
Drei Fasttag in der Woche
Und sechs Monat Kerkerstraf.

11. Und als die Strafe war vollendet,
Da lasst man mich sogleich heraus,
Und da geh ich voller Freude
Zu meinem Schätzchen bis nach Haus.

12. Man versucht hier gute Sachen,
Ob man sich nicht helfen kann:
Um die Schlösser aufzumachen,
Findt sich ja kein Schlossermann.¹⁾

Vgl. Erk-Böhme Nr. 727. Köhler-Meier Nr. 29. Marriage Nr. 100.

1) Die Strophen 11 und 12 sind wohl umzustellen.

13. Des Soldaten Heimkehr.

1. Soldat bin ich gewesen
Und meine Zeit ist schon aus,
Jetzt komm ich voller Freude
Zu meiner Mutter nach Haus.

2. Als ich bin kommen
Vor meiner Mutter Tor,
Die Mutter kennt mich nimmer;
Da stellt ich mich schon vor.

3. Die Mutter fragt halt immer:
„Was will der Herr Soldat?“

4. Ach Mutter, liebste Mutter,
Kennt ihr mich nimmer,
Ich komm jetzt aus Italien
Mit Abschied zu euch nach Haus.

5. Da wand sie mich um Halse,
Buselpe mich fein an:
„Dein blonder schöner Schnurrbart
Steht dir gar sauber an.“

6. Dazu kommt der Vater
Und wollte reden mit mir:
„Den Abschied hab ich gelesen
Als Unteroffizier.“

7. Ach, Mutter, liebste Mutter,
Wo ist denn meine Marie?
„Deine Marie ist gestorben.
Ist tot und lebt nicht mehr.“

8. So ist meine Marie gestorben.
Ist tot und lebt nicht mehr.
So nehm ich mein Tornister
Und rück ein zum Militär.

9. Es stand kaum ein dreiviertel Jahr.
Da kam der Totenschein,
Der Seppel sei gestorben
Gar weit in Russland drein.

14. Jägerlied.

1. Und wenn ich nur ein Jäger wär
Und tragt ein grünes Kleid!
Ein Jäger trägt ein grünes Kleid,
Das ist seine einzige Freud,
Bei der Nacht, das ist seine einzige Freud.

2. Es gibt nicht schöneres auf der Welt,
Als wenn man gibt ein Schuss.
Ich hab mein Schatz im Walde drein
Unter einem grünen Busch,
Bei der Nacht, unter einem grünen Busch.

3. Was stehst du so traurig da
Und schaust mich gar nicht an?
Ich seh dir an deinen Augen, Augen an,

Dass du geweinet, dass du geweinet hast.
Bei der Nacht, dass du geweinet hast.

4. „Was geht das andere Leute an,
Wenn ich geweinet hab?
Ich hab geweint um meinen Schatz,
Weil er mich verlassen hat,
Bei der Nacht, weil er mich verlassen hat.“

5. Wenn das Bier zwei Kreuzer kost,
Da sind die Burschen froh:
Sie verkaufen und versaufen
Ihre Strümpf und ihre Schuh,
Laufen auf das Bierhaus zu,
Bei der Nacht, laufen auf das Bierhaus zu.

15. Maurerlied.

1. Im Sommer im grünen Wald,
Wo Hammer und Kellen schallt,
Die Nachtigall tut singen,
Des Meisters Geld tut klingen,
Das bringt uns nichts als Lust
In unserer Herzenbrust.

2. Nun, an dem grossen Donaufluss,
Da wascht sich mancher seinen Fuss.
Die Brücken über die Flüsse,
Die wir aufbauen müssen,
Zu Wasser und zu Land,
Dies ist unser Handwerksstand.

3. Wo ist ein Bau vorbei.
Da gibts viel Schmauserei,
Gut zu essen, gut zu trinken.
Gebratene Würst und Schängen (Schinken),
Guts Bier und Branntwein,
Da ist gut Maurer sein.

4. Nun ist ein Bau vorbei.
Da gibts auch nichts dabei,
Nichts zu essen und nichts zu trinken.
Keine Wurst und keine Schinken,
Kein Bier und Branntwein.
Der Teufel soll Maurer sein.¹⁾

1) Während das ganze Lied mir in zwei Abschriften vorkam, ist diese Strophe nur in einer derselben überliefert.

5. Wo ist ein Bau vorbei,
 Der Meister will trotzig sein,
 Da schnüren wir unser Geschirr zusammen
 Und reisen in Gottes Namen
 Und sprechen einander zu:
 Arbeit ist überall genug.

Vgl. Schade, Handwerkslieder S. 103: 'Mein Handwerk fällt mir schwer'.

16. Der Bauer bei der Magd.

- | | |
|--|--|
| <p>1. Der Bauer aus dem Haderwald,
 Der hat ein schönes Weib, Weib, Weib,
 Er nahm sich zu der Kuhmagd
 Zu seinem Zeitvertreib, treib, treib.
 Es klinget so herrlich und klinget ja
 so schön,
 Weil niemand hat's gehöret und niemand
 hat's gesehn, sehn, sehn,
 und wiederum sehn.</p> | <p>Er nahm sich in der Geschwindigkeit
 Die Kuhmagd auf das Stroh. Stroh, Stroh.</p> |
| <p>2. Die Bäurin in die Kirche ging,
 Da war der Bauer froh, froh, froh,
 Ditfurth 2, 59: 'Es wohnt ein Bauer im Odenwald'. Marriage Nr. 197.</p> | <p>3. Die Bäurin aus der Kirche kam
 Und ging die Treppe auf, auf, auf,
 Da lag die Kuhmagd unten.
 Der Bauer obendrauf, drauf, drauf.</p> |
| | <p>4. Die Bäuerin zu dem Bauer sprach,
 Das ist mir eben recht, recht, recht:
 Rumpelst du die Kuhmagd,
 So rumpelt mich der Knecht, Knecht,
 Es klinget . . . [Knecht.]</p> |

17. Der Bauer in der Schenke.

- | | |
|---|---|
| <p>1. Wenn ich mein Schimmel verkauf,
 Da setz ich mich nieder und sauf.
 Ich sag's, sag's euch ganz grad,
 Ich bin a Growat (Kroat),
 Der alles versoffen hat.</p> | <p>3. Wenn ich mal gestorben werd sein,
 Begrabt mich im Keller hinein.
 Wohl unter a Fass,
 Dass die Gurgel bleibt nass,
 O was für ein lustiger Friedhof wär das.</p> |
| <p>2. Wenn ich mein Testament mach,
 Versoffen sein all meine Sach,
 Viel schuldig bin ich,
 Kein Kreuzer hab ich,
 Was übrig bleibt, gehört dem Pfaff.</p> | <p>4. Wenn ich a mal gestorben werd sein,
 Tut auf mein Grab a Stein
 Mit a Wurst und a Brot,
 Denn hier ist ein Growat,
 Der alles versoffen hat.</p> |

Str. 1 = E. Meier, Schwäbische Volkslieder 1855 Nr. 141: Schlossar. Volkslieder aus Steiermark 1881 Nr. 215. Hruschka-Toischer, Volkslieder aus Böhmen S. 266, Nr. 297. -- Str. 2—4 = Meier Nr. 135. Hruschka-Toischer S. 266.

18. Bruder Liederlich.

- | | |
|---|---|
| <p>1. Meine Mutter sagt zu mir,
 Ich soll das Wirtshaus meiden.
 Mit zerrissenen Strümpf und Schuh
 Eile ich dem Wirtshaus zu.
 Foladria, foladra,
 Lustig will ich leben,
 Foladra, foladra.</p> | <p>3. Wenn ich einmal sterben werd.
 Werden die andern erben,
 So viel raufen sich drum,
 Lieber bring ich's selber um.
 Foladria . . .</p> |
| <p>2. Meine Schwester sagt zu mir,
 Ich soll das Liebechen meiden,
 Lieber will ich das Liebechen drücken,
 Dass die Flöh im Stroh ersticken.
 Foladria . . .</p> | <p>4. Wenn ich einmal gestorben bin,
 So möcht ihr mich begraben,
 Schreibt auf meinen Grabstein:
 Hier liegt ein besoffenes Schwein.
 Foladria . . .</p> |

Vgl. Erk-Böhme Nr. 1625: 'Zu Haus gedenkt man meiner nicht.' Böhme. Volkstüml. Lieder Nr. 566. Köhler-Meier Nr. 272.

19. Nach Ungarn wollen wir reisen.

1. Nach Ungarn wollen wir ri ra reisen,
Scheiter Holz in den Ofen schieben,
Dass wir warme Stuben kriegen. Jube Salome . . .
2. Ich hab' einen Bruder, der heisst Fri, Fra, Friz,
Der hat einen langen spi, spa —
Spitzigen Stecken muss man haben,
Wenn man will den Feind verjagen. Jube Salome . . .
3. Ich hab einen Bruder, der heisst Fri, Fra, Franz,
Der hat einen langen Schwi, Schwa —
Schwarzen Mantel muss man haben,
Wenn man will zur Hochzeit laden. Jube Salome . . .
4. Ich hab eine Schwester, die heisst Li, La, Lisel,
Die hat eine grosse Zwi, Zwa —
Zwiebel schneid man in Salat,
Wer noch keinen gegessen hat. Jube Salome . . .
5. Ich habe eine Schwester, die heisst Si, Su, Sane,
Die hat eine grosse Fi, Fa —
Fana (Pfanne) hält man übers Feuer
Und darinnen backt man Eier. Jube Salome . . .

Zum Reimspele vgl. Kopp, Volks- und Studentenlied 1899 S. 119 und Hess. Bl. f. Volksk. 3, 47.

20. Wochenlied.

1. Bruder Anton, was fehlt dir?
Heut ist Samstag — Geldtag.
Ach, wenn nur alle Tag Samstag — Geldtag wäre, und wir lustige Brüder
beisammen sein!
2. Bruder Anton, was fehlt dir?
Heut ist Sonntag — Feiertag.
Ach, wenn nur alle Tag Samstag — Geldtag, Sonntag — Feiertag wäre,
und wir lustige Brüder beisammen sein!
3. Bruder Anton, was fehlt dir?
Heut ist Montag — Blaugemacht.
Ach, wenn usw.
4. Bruder Anton, was fehlt dir?
Heut ist Dienstag — Fleischtag.
Ach, wenn usw.
5. Bruder Anton, was fehlt dir?
Heut ist Mittwoch — Leberwurst.
Ach, wenn usw.
6. Bruder Anton, was fehlt dir?
Heut ist Donnerstag — Krauttag.
Ach, wenn usw.
7. Bruder Anton, was fehlt dir?
Heut ist Freitag — Fasttag.
Ach, wenn es nur alle Tag Samstag — Geldtag, Sonntag — Feiertag,
Montag — Blaugemacht, Dienstag — Fleischtag, Mittwoch — Leberwurst,
Donnerstag — Sauerkraut, Freitag — Fasttag wäre und wir alle beisammen
wären, und wir alle beisammen sein!

Vgl. Bolte, Archiv f. neuere Sprachen 98, 92¹, 100, 151. Else Priefer in Veckenstedts Zeitschrift für Volkskunde 1. 213 (1892). Wolfram, Nassauische Volkslieder S. 375.

21. Die Monate des Jahres.

1. Und hasset die Sorgen, verjagt sie gar.
Der Himmel beschert uns ein fröhliches Jahr.
Wir wollen den neuen Kalender ansehen
Und alle Monate mit Freude durchgehn!

2. Im Jänner von Notluft (!) die Erde erstarret,
Sadurnus wird kräftig, das Wasser wird hart,
Jetzt fängt das lustige Königreich an,
Man fährt mit Schlitten, verschönert die Bahn!

3. Im Februar da ruft man die Fasching heraus,
Da heisst es: Ihr Brüder, wir haben ein Schmaus,
Gesottns, Gebratenes, alles andere noch mehr,
Und was uns ja alles ergötzt recht sehr.

4. Im März der Bauer die Ochsen einspannt,
Er befährt die Felder und baut das Land,
Er pflüget und 'proket' die Wiese und Land,
Das bringt uns ja alles in fröhlichen Stand!

5. 'Abrilus' bekleidet die Erde mit Klee,
Bald regents, bald hagelsts, bald donnerts,
Bis alle Vöglein fangen zu singen an,
Mathildchen mit Juri (Georg) gehn liebster Hand zu Hand.

6. Im Mai ist alles mit Blumen geschmückt.
Maria hat dem Josef ein Sträusslein geschickt,
Dem Jakob, dem träumts im süssesten Schlaf,
Als wär er Fährus (!) und schert die Schaf, Schaf usw.

7. Im Juni da dreht man aus Stroh einen Hut,
Da grünen die Felder und frischen den Mut.
Die Sonne (Sunn) scheint im höchsten Grad,
Da dursten die Menschen und suchen ein Rat.

8. Im Juli ist wieder von Sunn erhitzt,
Bald regnets, bald hagelsts, bald donnerts, bald plitzt,
Sucht Sichel, sucht Sens', die Ernte fängt an.
Alle Felder stehen schwanger: fest greift sie an.

9. 'Aukustus' der bringt uns die Früchte noch mehr,
Ja Äpfel und Birn recht sehr.
Wer kann es denn wissen, was öfters geschieht!
'Madrolus' mit Eisen die andern zerbricht.

10. 'Sebdember' lasst sammeln in die Scheuer die Frucht,
Da werden Früchte in Büschen gesucht.
So sammelt die Früchte, es kommt der Winter,
Der alles verzehrt — — — — —¹⁾

11. 'Oktoper', der bringt uns die stärkste Kraft,
Aus Trauben wird gelesen der süsseste Saft.
Wer kann es denn wissen, was öfters geschieht?
Aus Flaschen getrunken, die Gläser, Gläser zerbricht.

1) Diese und die 13. Strophe sind sehr verderbt.

12. 'Nowemper', der hat uns ein Gänslein gemäst,
 Geh Vater und laufe und lade die Gäst,
 Das Wildschwein, das laufet im dunklen Gebüsch,
 Der Jäger sie jaget und fahret zu Tisch.

13. Was bringt uns denn endlich des Christenmonat?
 Einstweilen versammelt die Zahlen — — — —
 Wir beide von Ketten zusammengefügt
 Ist eins mit den andern von Herzen vergnügt.

Vgl. im allgemeinen die Bearbeitung von Rosenplüts Bauernkalender bei Erk-Böhme Nr. 1537 und D. Sudermanns Gedicht über die zwölf Monate, das er 1590 für Bernhard Jobin aus dem Französischen übersetzte (Berliner Ms. germ. fol. 431. Bl. 139a).

22. Der Sterbende.

1. Meine Wirtschaft ist schon aus,
 Jetzt muss ich aus meinem Haus,
 Muss alles hier verlassen,
 Muss reisen fremde Strassen.
 O, mein Gott, bleib bei mir,
 Meine Seele nimm auch zu dir!

2. Hier lieg ich auf dem Bett,
 Mein Mund kein Wort mehr redt,
 Meine Augen nicht mehr sehn,
 Meine Ohren nichts mehr hören.

3. Mein Leib ist gelb, nicht weiss.
 Es tritt aus ihm der Schweiss.
 Meine Augen tun schon brechen.
 Der Tod wird es bald ausmachen.

4. Ich hab ja noch Gesind.
 Dazu noch Weib und Kind,
 Muss alles hier verlassen,
 Muss reisen fremde Strassen.
 O, mein Gott usw.

Anhang.

Zwei gereimte Liebesbriefe.

A. Gott grüsse dich, vielgeliebtes und auserwähltes Schätzchen meines Lebens! Es bringt mein Herz zu dir die Feder aufs Papier, dir, Liebeherr, einige Zeilen zu schreiben, die Gesundheit dir mitzuteilen. Gesund bin ich in diesem fremden Land, gegrüsst seiest du im Heimatland. Das Herz zeigt dir meinen Stand, dass ich dich lieb im Herzensband. Weil ich so manche Stund verweilte mich bei dir, das liegt mir an dem Herzen, weil ich so weit bin von dir. Von achte bis nach zehn, da war mein Herz verweilt bei dir. Liebe teure Karolin, du bist so purpurschön. In meinem Herzen drinn, da liegt ein schöner Sinn. Das fremde Land will ich verlassen, im Herbst, wenn es friert, dich kann ich nicht verlassen, weil ich dich herzlich lieb. — Hifesteni (Rumänien), 18. Mai 1893.

B. Herzallerliebster Schatz! Mit grossem Vergnügen fahr ich mit der Feder auf das Papier und schreibe aus grosser Liebe ein Brieflein zu dir. Meine Zunge ist die Feder, meine Träne ist die Tinte, meine Wange ist das Papier, weil ich schreib zu meinem Schätzchen ein Brieflein zu dir. Liebes Schätzchen, mein Herz ist froh gerührt, die Liebe mich zum Schreiben führt. Ich wünsche dir zum frohen Namenstag, dass dir kein Leid betrüben mag. Drum immer also mög es sein, das wünsch ich dir, o Schätzchen mein; doch kann ich dir jetzt nicht sagen, aber doch will ich es dir wagen, dreist habe ich den Entschluss, Schätzchen sollst leben, soll dich Glück umweben. Gesundheit, Glück und freundliches Leben soll dir Gott der Schöpfer geben. Lebe glücklich, lebe hoch, viele Namensfeste noch. Holde Blumen, duftige Kränze mögen fröhlich dich umschweben und mit jedem neuen Lenz

neues Glück und Freude geben. Jetzt schau ich über Berg und Tal, ich lasse dich grüssen viel tausendmal. Liebes Brieflein, eile schnell und flieg dort ein, wo mein Schatz geht aus und ein! Ich hätte noch viel mehr geschrieben, aber es ist mir keine Zeit geblieben, drum leb wohl!

Czernowitz.

Parodistische Volksreime aus der Oberlausitz.

Gesammelt von Curt Müller.

Die niedere Volksdichtung ist aus verschiedenen Quellen geflossen, von denen manche durch die völlig veränderten Lebensverhältnisse des 19. Jahrhunderts verstopft worden oder versiegt, manche aber noch heute vorhanden, ja sogar neu hinzugekommen sind. In den vorwiegend agrarischen Verhältnissen des platten Landes und im kleinbürgerlichen Charakter städtischen Lebens bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts müssen wir den Hintergrund und das Lebenselement für die höhere wie niedere Volkspoesie erkennen, die seit Herders Tagen in ungeahnter Fülle in den Scheuern der Volkskunde eingehaust wurde. Die Proletarisierung unserer Volksmassen ist der Entstehung von Volksliedern im guten alten Sinne noch hinderlicher gewesen als der Fortpflanzung altüberlieferter Schöpfungen. Die niedere Volksdichtung dagegen hat sich zäher auch unter den veränderten Verhältnissen erhalten, sie treibt in den Grossstädten sogar neue, wenn auch oft recht übelduftende Blüten. Der wissenschaftliche Betrieb der Volkskunde darf sich nicht von der sinnlichen und vielfach unsittlichen Derbheit abschrecken lassen, auch diese Reimerceien zu sammeln und zu sichten. In der älteren Volksdichtung erkennt man eine grössere Dauerhaftigkeit der Formen, vor allem der Rhythmen und Melodien, neben spielender Veränderlichkeit der Texte, des Inhalts. In der poesielosen Hast unserer Zeit können wir die Entstehung neuer Volksreime beobachten, die sich ebenfalls gegebener, fast überlieferter Formen bedienen, ihren Eingangsworten nach sogar sich unmittelbar von literarischen Erzeugnissen ableiten lassen, ihrem Inhalt nach aber Verzerrungen derselben sind. Solche volkstümliche Parodiereime entstammen dem durch Kirche und Schule überlieferten poetischen und literarischen Stoff, sie gehen teilweise auf ursprünglich echte volkstümliche Lieder zurück, und neuerdings strömt von den grossstädtischen 'Tingeltangels' eine seichte und trübe Flut von Gassenbauern hinaus in alle Kleinstadt- und Dorfwinkel, auch sie erscheinen bald in parodistischer Umkehrung und leben mit diesem neuen Inhalt häufig länger fort als mit ihrem ursprünglichen. Ich habe in der Oberlausitz in Kleinstädten und Dörfern weit entfernt von eigentlichen Grossstadtzentren seit 1896 eine ziemliche Zahl solcher Reime auf-

gefangen. Auch ihr dürftiger Inhalt zeigt noch manche charakteristische Spuren des Volkswitzes, der den Schöpfungen früherer, behäbigerer Zeiten in reicher Fülle eigen war. Bei vielen dieser Reime hat sich alles in die neue, in die Ohren fallende Form eingefügt. Die drastische Ausdrucksweise und die blasphemische Frechheit haben sie gemein mit den unzähligen parodistischen Schöpfungen der Vaganten- und Studentendichtung derbster Art. In dem bunten Strass der 'Lieder aus dem Rinnstein' (Vorwort S. 1 u. 2) hat Hans Ostwald kürzlich erst auf die Bedeutung der Parodie in diesen Erzeugnissen hingewiesen.

A. Parodierte Kirchenlieder.

- | | |
|---|--|
| 1. Befehl du deine Wege
Und bleib ein frommer Christ
Und fall mir nicht vom Stege,
Wenn du besoffen bist. (Löbau.) | 5. Nun ruhen alle Wälder,
Die Türehauser und Hirschfelder.
(Dittelsdorf.)
Var.: Nun ruhen alle Wälder,
Die Herrnhüter und Strohwälder.
A Ottenhain schläfts ganze Dorf.
(Spottverse.) (Löbau.) |
| 2. Das ist der Tag, den Gott gemacht,
Die Völker haben Holz gehackt,
Da sandte Gott von seinem Thron
15 Pfennige Tagelohn. (Löbau.) | 6. Nun lasst uns den Leib begraben,
Der Sänger will de Pfenge haben.
Der Dutengraber schreit anöch:
Für 18 Grosehen mach'eh ke Loch.
(Eibau.) |
| 3. Wach auf, mein Herz, und singe,
Wenn jemand nach Schnaps ginge.
(Löbau.) | 7. Wer nur den lieben Gott lässt walten
Und hält's mit der Frau Meestern gut.
Den muss der Meester doch behalten,
Und wenn ern ganzen Tag niseht tut.
Doeh wer nich schmust und
schmeichelt ihr,
Der muss bald fort, das merke dir.
(Grossschweidnitz.) |
| 4. Nun danket alle Gott,
Die Schule macht Bankrott.
Die Lehrer, die wern nausgeprügelt,
Die Schule, die wird zugeriegelt.
(Löbau.)
Var.: Die Jungen sind davongerannt,
Der Lehrer hat sichs Maul verbrannt.
(Görlitz.) | |

B. Nach Sprüchen oder sonstigen frommen Sätzen.

- | | |
|---|--|
| 8. Alles Irdische ist vergänglich,
Nur der Kuhschwanz, der ist länglich. (Grossschweidnitz.) | |
| 9. Alle Menschen müssen sterben,
Nur der Rohnsche Müller nicht.
(Weil es nämlich in Rohrau keinen Müller gibt.) (Dittelsdorf.) | Wer wird denn sein Röekl erben?
Ich un du, wir erbens nich. |
| Var.: Alle Menschen müssen sterben,
Als der âle Rumburg nich. | Wer wird denn sei Frackl erben?
Ich un du, wir erbens nich.
(Ebersbach.) |
| 10. Alle guten Geister loben Gott den Herrn.
Essen Pflaum und Kleister und gebackne Bern. (Leipzig.) | |
| 11. Also hat Gott die Welt geliebt -- und der Pfarr die Köchin.
Var.: Also hat Gott die Welt geliebt, und der Pfarr sein Hansknecht.
— und der hiess Marie. (Slang, Sachsen.
(Offenbar noch aus katholischer Zeit stammend.) | |

12. Halléluja, halléluja,
Gott segne deine Studia,
Aus dir wird nichts, halleluja.
(Slang, Görlitz, auch Sachsen.)
13. Jesus sprach zu seinen Jüngern:
Wer ken Löffel hat, isst mit'n
Fingern. (Südlausitz.)
14. Lieber, frommer, heilger Christ,
Ich weess nich, wo mei Messer is,
Ich wollt e Stickl Stolln abschneiden,
Drweile muss ich Hunger leiden.
(Leipzig.)
- Var.: Wolln e Stickl Stolln abschneiden
Und damit in Kaffee reiten.
(Chemnitz.)
15. Pater, pater, nuster (oder: Bate, bate, nuster),
Mei Vater is e Schuster,
Meine Mutter is e Hemdeflicker (oder: Hosenflicker),
Mei Bruder is e Töppeistricker.
(Schönbach.)
16. Pater, pater, noster,
Mei Vater is e Schoster,
Er wollte gern in'n Himmel komm,
Da hat'n der Rupprecht mitgenomm.
(Löbau.)
17. Bete, bete, nuster,
Mei Vater is e Schuster,
Er sollte mir lern Schuhe flicken
Und lernt mir nischt wie Schelm-
sticken. (Weissenberg.)
18. Knick, knack, knoster,
Mei Vater is e Schoster,
Meine Mutter is ne Äppelfrau,
Die zählt die Griebse ganz genau.
(Löbau.)
19. Bete, bete, Knochen,
Bete schon zehn Wochen,
Bete bis ins Himmelreich,
Was ich krieg, das ess ich gleich.
(Weissenberg.)

Diese dem 'Paternoster' angeschlossenen Reime zeigen in ihren Varianten, wie selbst die Eingangsworte der Parodien bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt werden.

20. Stille Nacht, heilge Nacht,
(Name) hat a Schwein geschlacht,
Er hat och gute Wurscht gemacht.
(Kemnitz a. d. Eigen.)
21. Stille Nacht, heilge Nacht,
Der Ruprecht hate Schwein geschlacht,
Da schiekt er'n Zettel im Lande rum,
Dass se alle essen kumm. (Löbau.)

Strophe 20 und 21 werden als Bettelreime der Kinder beim Schweine-
schlachten gesungen.

22. Stille Nacht, heilge Nacht,
Keil hot a Pferd geschlacht,
Hot de Därme ne ganz reene gemacht,
Hot der Pfarr ane Predigt gemacht:
Sem, Ham und Japhet,
Die frassen a Pfund Pfärfett. (Dürrehennersdorf.)
23. Wer Gott vertraut
Und scheisst ins Kraut,
Dem schiesst das Kraut. (Grossschönau.)
Var.: Dem wachsen grosse Heede. (Bei Löbau.)
24. Wenn dich die bösen Buben locken,
So folge ihnen auf den Socken. (Löbau.)
25. Seffl, bind dei Hiekl (= Hocke, Bucklsack) zu,
Deine Quargl (Käse) stinken su. (Neugersdorf.)
(Nach der Melodie: „Jesus, meine Zuversicht“.)

C. Aus der Schule: nach Gedichten, Volksliedern und Sprüchen.

26. Als mei Grussvoter sich de Grussmutter nahm,
Da war mei Grussvoter e Broitigam. (Schönbach, Grossschweidnitz.)
27. Freut euch des Lebens,
Flickt de Hosen, wenn se zerrissen sin.
Man braucht dazu en Fingerhut,
Dass man dem Finger ken Schaden tut. (Friedersdorf.)
28. Hinaus in die Ferne mit Butterbrot und Speck,
Das nimmt mir niemand weg,
Und wer das tut, dem hau ich eins aufm Hut,
Dem hau ich eins auf die Nase, dass se blut't. (Löbau.)
29. Hinaus in die Ferne mit Butterbrot und Worscht,
Dass ess ich so gerne, da kriegt mr grossen Dorscht. (Chemnitz.)
30. Hinaus in die Ferne mit Butterbrot und Wurscht,
Das ess ich so gerne, drum hab ich grossen Durscht.
Ein Töppchen Bier, das kauf ich mir
Und eine saure Gurke, die maus' ich mir.
Und wer das tut, der kriegt ein paar auf'n Hut,
Der kriegt ein paar auf die Nase, dass sie blutt. (Görlitz, Löbau.)
31. Hinaus in die Ferne mit Butterbrot und Wurscht,
Der Hauptmann, der isst Käse und hat och grossen Durscht.
Der Freiheit Hauch geht mächtig durch den Bauch,
Und eine saure Gurke, die ess ich auch. (Löbau.)
32. Hinaus in die Ferne mit samstiger Hobelbank,
Mein Hobel hobelt Möhren, die sein gar sehre lang.
Der Freiheit Hauch usw. (wie Nr. 31). (Löbauer Umgegend.)
33. Hinaus in die Ferne, da is der Teufel los,
Da zanken sich zwei Zwerge um ein Kartoffelkloss,
Der eine will'n haben, der andre lässt nicht los,
Da falln se beid in Graben um den Kartoffelkloss. (Löbau.)
34. Guter Mond, du gehst in Strümpfen
Durch die Eberfurehen hin;
Deine Mutter, die wird schimpfen,
Dass so zerrissen sin. (Löbau.)
35. Guter Mond, du gehst in Strümpfen,
Weil du keene Latschen hast:
Deine Alte, die wird schimpfen,
Wenn de zerriss'ne Strümpfle hast. (Lawalde.)
36. Lasst uns alle fröhlich sein bei en Tupp vull Möhren,
Und e Stickl Rindfleisch rein, das wolln wir verzehren.
Aber Mutter weene nich, wenn och's Rindfleisch teuer ist,
's wird schon wieder billiger. (Dürrhennersdorf.)
37. Ich hab mich ergeben mit Butterbrot und Wurst,
Mit Sauerkraut und Rüben, das stillt meinen Durst.
(Kemnitz a. d. Eigen.)
38. Ich hab mich ergeben mit der Worscht in der Hand,
Dann rannt ich von Leipzig nach Bremen mit der Worscht in der Hand.
(Leipzig.)

(Vgl. Dähnhardt, Volkstümliches aus Sachsen 2. 76.)

39. Einst pflückte sie Rosen aus Liebe,
Jetzt flickt sie Hosen aus Furcht vor Hiebe. (Bautzen.)
40. Mit der Zeit flickt man Hosen. (Slang.)
41. Was willst du mit dem Dolche? Sprich!
Kartoffeln schälen, verstehst du mich. (Görlitz.)
42. Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Räder Wert und Zahl,
Sassen Räderfabrikanten
Einst im Bremer Weinlokal. (Priebus.)
43. Wer nie sein Brot mit Tränen ass
In kummervollen Nächten,
Trärend in seiner Stallung sass,
Der kennt euch nicht, ihr Knechte. (Görlitz.)
44. Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schick er bei de Schniebsn hin,
Da kann er's'ch Birn un Äppeln koofen,
Da brauch er ne bei Heidrich loofen. (Löbau.)
(Heidrich, der grösste Gemüsehändler im Städtchen.)
45. Stammbuchvers: Wandle auf Rosen in buckladern Hosen. (Neugersdorf.)
46. Gefährlich ist's den Leim zu lecken,
Gefährlich ist des Tigers Zahn,
Doch ist der schrecklichste der Schrecken.
Ein Fässchen Bier ohn einen Hahn. (Löbau.)
- Var. Z. 4: Mer bleibt drin mit der Zunge stecken. (Böhmen, Reichenberg.)

D. Aus dem Theater und Tingeltangel, Gassenhauerreste.

47. Als wir 1870
Sind in Frankreich einmarsehiert,
Hat die Guste, die bewusste,
Mir ein Butterbrot geschmiert.
- Oder: Als wir 1870
Sind in Frankreich einmarschiert,
Hat Napoleon mit Petroleum
Seine Stiefeln eingeschmiert. (Löbau.)
48. An dem Teiche da liegt ne Leiche,
Die wolln se nich begrabn,
Da nimm se dir se, du se, da nimmst se dir se doch. (Löbau.)
(1900—1901 nach: 'Auf dem Baume da hängt ne Pflaume'.)
49. August sollst mal runterkomm in die Promenade,
Deine Frau is fortgeschwomm mit der Schokolade.
- Var.: Die Katze hat die Wurseht genom
Und deine Frau is fortgeschwomm. (Löbau.)
50. An der Elbe Strande
Sitzt e Krokodil,
Wackelt mit'm Schwanze,
Weess ne, was es will.
(Löbau, Dürrhennersdorf.)
51. Auf der blauen Donau
Schwimmt ein Krokodil,
Es wendet sich nach links,
Es wendet sich nach rechts.
(Löbau.)
52. Herr Schmidt, Herr Schmidt,
Was bringt'n Julehen mit?
En Schleierhut, en Federhut.
Der steht dem Julchen gar so gut. (Löbau.)

53. Ich vertausch meine Heirat nich um eine Million,
Schaut mir mei Weibchen ins Gesicht, da bin ich glücklich schon.

(Lawalde.)

Var.: Und ich mag nich verheirat sein um eine Million,
Und schaut ein Weib mir ins Gesicht, da lóf ich gleich davon.

(Lawalde.)

54. In der grossen Seestadt Leipzig, nutt, nutt, nutt,
War amol ane Wassersnot, nutt, nutt, nutt.
Ufn Dache sass a Greis, nutt, nutt, nutt,
Der's'ch for Angst a de Husen scheisst, nutt, nutt, nutt.

(Dürrhennersdorf.)

55. Jetzt kommt die Feuerwehr Die komm'n herbeigesprungen,
Mit Wurschtpapier daher, Und alle Leute bleiben stehn,
Und auch die Schusterjungn, Die wollen gern das Feuer sehn.

(Löbau)

56. Immer langsam voran, immer langsam voran,
Dass Karle mit der Kümmele bulle nachkommen kann. (Eibau, Löbau.)

57. Komm Karline, komm Karline, komm,
Wir wolln nach Kittlitz gehn,
Da ist es wundersehön.

(Löbau.)

(Dieser Reim wird überall örtlich bezogen.)

58. Feine Familie.

Lampenputzer is mei Vater
Auf dem Wiener Hoftheater,
Meine Mutter plätt Manschetten
Für die Wiener Hofkadetten,
Meine Schwester putzt die Stiebeln
Für die Wiener Feuerriepeln.

(Löbau)

59. Variante.

Stiefelputzer is mein Vater
Auf dem Berliner Hoftheater,
Meine Mutter, die tut plätten
Für Offiziere und Kadetten,
Meine Schwester Annaliese
Hüt' die Gänse auf der Wiese.

(Löbau.)

60. Laura, der Schutzmann kommt, nimm dich nur in acht,
Sonst wirst du mitgenomm, Strickelstrasse acht.

Auf dem Johannesplatz steht ein grosses Haus,

Und wenn du dort vorübergehst,

Da guckt die Laura raus.

(Löbau.)

61. Var.: August, der Schutzmann kommt (oder: die Soldaten komm),

Lass dich nur nich sehn,

Sonst wirste mitgenomm (oder: sonst wirste eingesperrt)

Ins Haus Nummer 10 (oder: Stube Nummer 10). (Löbau, Chemnitz.)

62. Lot is tot, Lot is tot,

Jule liegt im Sterben.

Weene nich, weene nich,

Du sollst den Strohsack erben.

Varianten: Wer wird wohl, wer wird wohl die Landskrone erben.

Johann kommt, Johann kommt, Johann will was erben.

Wer wird denn, wer wird denn dann sein Fläsel erben.

Lot is tot, Lot is tot, Jule sitzt im Keller,

Hat die Butter aufgefressen mit'm samst'gen Teller.

(Auch: Lord is tot.)

(Görlitz, Löbau.)

63. Lebe glücklich, lebe froh
Wie der Mops im Paletot!
Lebe glücklich, lebe froh
Wie die Maus im Haberstroh!
- Lebe glücklich, lebe froh
Wie der König Salomo,
Der auf seinem Throne sass
Und verfaulte Äppeln frass.
(Löbau und Umgegend.)
64. Mutter, der Mann mit dem Koks ist da.
Halt doch die Klappe, das weess ich ja.
Wer hat ihn bestellt?
Ich habe kein Geld? (Löbau.)
65. Male, Male, lebt denn meine Male noch?
Male ass gern Paprika, Male trank gern Tee,
Male war in Afrika, Male sagt nie Nee.
Male ging in Gummischuhn, Male trank gern Schnaps,
Male war in Kamerun, Male hat en Klaps. (Oderwitz u. a. a. O.)
66. O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie grün sind deine Zwetschgenpflaum. (Löbau.)
67. O du lieber Schaffner,
Was hast du denn gemacht?
Du hast mich statt nach Amsterdam
Nach Kamerun gebracht. (Löbau.)
70. Paul, Paul, zuckersüßer Paul,
Frisch rasiert ums Maul,
Rasieren kost 5 Pfennge nur,
Von Stoppel keene Spur.
Sehn sie, das ist ein Geschäft,
Das bringt noch was ein,
Allein ein jeder kann das nicht,
Das muss verstanden sein. (Löbau.)
68. Put, put, put, mein Hühnechen,
Put, put, put, mein Hahn,
Das Hühnechen legt Eier,
Was der Hahn nicht kann. (Görlitz.)
69. Put, put, put, mein Hühnechen,
Put, put, put, mein Hahn,
Ich möchte gerne wissen,
Wie man Eier legen kann. (Löbau.)
71. Pflaum, Pflaum, zuckersüsse Pflaum,
Frisch gepflückt vom Baum,
Der Liter kost' en Sechser nur,
Von Maden keene Spur. (Löbau.)
72. Siehste ne, durt kimmt'r
Barbsch (barfuss) un an Zylinder,
Bratlatschn (Holzpantoffeln) unterm Arm,
Is dos ne zum Gutterbarm.
(Grossschweidnitz, Spitzkunnersdorf, Löbau.)
73. Untergeschobener Text zur 'Washingtonpost':
Sie hat ein kind-, sie hat ein kindliches Gemüt.
Sie hat ein Flo-, sie hat ein Florentiner Hut. (Löbau.)
74. Schuster, bleib bei deinem Leisten,
Sonst kommt Fritz und der zerreisst'n. (Löbau.)
75. Still ruht der See, die Maurer schlafen,
Das Kalkfass steht in guter Ruh,
Da kommt der Meester und setzt sich nieder
Und sieht den faulen Maurern zu. (Löbau.)
76. So eine ganz, ganz kleine Frau,
Die macht soviel Radau,
Da nimmt der Mann den Lederlatsch
Und haut se blitzeblau.
- So ein ganz, ganz kleiner Mann,
Was fängt man mit ihm an?
Man hängt ihn in den Kleiderschrank
Und hängt die Sachen dran.
(Görlitz, Löbau.)

77. Ulrich von der Feuerwehr is der schönste Mann,
 Ulrich von der Feuerwehr is der bravste Mann,
 Ulrich von der Feuerwehr, der sitzt vorne an. (Löbau.)

78. Wenn ich am Fenster steh
 Und mein Hemd beseh,
 Da find ich einen
 Mit langen Beinen,
 Den schlag ich mausetot,
 Schmiern auf mei Butterbrot,
 Der schmeckt gerade
 Wie Schokolade. (Südlausitz.)

Wenn de denkst, de wirscht'n kriegn,
 Wird'r um de Ecke fliegn.
 (Cunnersdorf)
 (Nach der sogen. Kreuzpolka.)

79. Wenn ich am Fenster steh
 Und schlag die Scheib entzwee,
 Da krieg ich Keile
 Ne ganze Weile. (Löbau.)

82. Weisst du, August, was mir träumt
 hat?
 Ich hab in'n Himmel rein gesehn,
 Der liebe Gott, der war so gnädig,
 Der liess uns beide fechten gehn.
 Da gab es Fünzfzigpfennigstücke,
 Wir schrien beide laut „Hurra!“,
 Denn zu unserm Glücke
 War niemals ein Schutzmann da.
 (Löbau.)

Var.: Und meinen Schnurrbart dreh.
 (Leipzig, Chemnitz.)

80. Wenn ich am Fenster steh
 Und meinen Kopf beseh,
 O Gott bewahre
 Die langen Haare,
 Die reiss ich alle raus,
 Da mach'ch mr'n Pinsel draus,
 Den schaff'ch zum Maler,
 Da kriech'ch en Taler.
 Da kauf'ch mr'n Velozeped,
 Da fahr'ch alle Loite brêt,
 Seht nur, wie sich's Rädrl dreht.
 (Löbau.)

83. Wir gehn nach Lindenau
 Zu unsrer Butterfrau,
 Da tanzt der Ziegenbock
 Mit sein'm bunten Rock.
 (Leipzig.)

Varianten.

Da ist der Himmel blau. (Löbau.)

Wir gehn nach Lunzenau,

Da ist der Himmel blau. (Penig.)

Wir gehn nach Lindenau

Zu meiner Butterfrau,

Da kimmt der Fleescherfritz

Mit seiner Zippelmitz. (Löbau.)

81. Wenn de denkst, de hast'n,
 Huppt'r aus'n Kasten,

Alle diese Reime und Sprüche sind zumeist Eintagschöpfungen. Ukstimmung und Freude an charakteristischen Rhythmen hat sie hervorgerufen und weitergetragen, bald werden sie aber wieder von neuen verdrängt. Wie im Slang unserer Grosstadtjugend neue Wörter und Wendungen schnell kommen und gehen, so sind auch diese parodistischen Poesien rapid wechselnde Erscheinungen in unserem Volksleben. Wie jene und die Modetorheiten, sind auch sie aber charakteristische Zeugnisse für die Psychologie der Massen. Mit naiver Rücksichtslosigkeit bemächtigt sich das Volk der Kunstpoesien und modelt sie um, passt sie vor allem gern lokalen Verhältnissen an.

Wie verführerisch oft eine charakteristische Melodie oder ein in die Ohren fallender Rhythmus auf die Volksphantasie einwirkte und sie zum Nachdichten reizte, zeigt auch ein der Kriegszeit von 1866 entstammendes Lied, das der Melodie 'O Tannebaum, o Tannebaum' untergeschoben wird:

1. O Benedek, o Benedek, du bist ein netter Junge,
 Du schlägst die Preussen kurz und klein
 Und willst dann nach Berlin hinein.
 O Benedek, o Benedek, du bist ein netter Junge.

2. O Benedek, o Benedek, was meinst du zu der Schlappe,
 Du schlugst die Preussen nicht so klein
 Und kommst nich nach Berlin hinein
 O Benedek, o Benedek, du bist ein netter Junge.

3. Ihr habt den Preussen den Krieg erklärt
 Und euch die Stiefeln nicht geschmert.
 Ihr habt weder Pulver noch auch Blei
 Und kommt auch nicht nach Berlin hinei.
 O Benedek, o Benedek, du bist ein netter Junge.

(Kiesdorf a. d. Eigen.)

Löbau i. S.

Der Siebensprung.

Von Eduard Hermann.

Der altertümliche Tanz 'Siebensprung' hat schon vielfach die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gelenkt und zu mancherlei Hypothesen Anlass gegeben. Vielleicht hätte sich nicht ein solcher Kranz von Legenden um ihn bilden können, wenn sich einer der Forscher einmal zu einer historischen Untersuchung dieses scheinbar geheimnisvollen Tanzes entschlossen hätte. Das Versäumte wollen die folgenden Blätter zum Teil nachholen.¹⁾

1. Zunächst stelle ich die mir bekannten Fundstätten für den Siebensprung zusammen.²⁾

1) Es wäre mir nicht möglich gewesen, meine Untersuchung soweit auszudehnen, wenn ich nicht von den verschiedensten Seiten in der liebenswürdigsten Weise unterstützt worden wäre, wofür ich den sämtlichen Herren hier meinen Dank aussprechen will. Ich verdanke nicht nur die unten mitgeteilten Nachrichten den dort namhaft gemachten Herren: ich bin auch auf eine Anzahl einschlägiger Notizen und Schriften aufmerksam gemacht worden, und zwar von dem Herrn Herausgeber dieser Zeitschrift, der mir zugleich die betreffenden Stellen auszog, auf: van Duyse, Erk-Böhme, Estor, Friedländer, Haas, Hüser und Lavrsen; von Herrn Oberlehrer Dr. Wossidlo in Waren auf: Birlinger (Nimm mich mit), Latendorf (Deutsche Mund. 5), Schollen, Schulmann, Strackerjan, Witzschel und die Zeitschrift Niedersachsen; von Herrn Lehrer Frank in Hiltersried (Oberpfalz) auf Schmaus und von Herrn Instrumentenmacher Johannsen in Bergedorf auf Warnke.

2) Diejenigen Schriften, die ich nicht habe nachsehen können, bezeichne ich mit einem Sternchen.

A. Auf deutschem Sprachgebiet: 1. Schweiz (G. J. Kuhn, Schweizer Kühleihen, 3. Aufl. 1818, S. 123 = Berggreen, Folke-Sange og Melodier, 2. Aufl., 5, 166 und 193, Nr. 148 = Bolte, Nd. Jahrb. 18, 16). — **2. Süddeutschland:** Ober- und Unterelsass (Pfannenschmid, German. Erntefeste S. 288, 551, 557f. 582). Rheinpfalz (Haas, Blätter f. pomm. Volksk. 6, 133; vgl. meine Umfrage: Landauer Anzeiger 1905, Nr. 7, S. 3 und Nr. 52, S. 5). Baden (E. H. Meyer, Bad. Volksleben S. 304). Württemberg: Schwarzwald, Umgegend von Nordstetten (Auerbach*, Schwarzw. Dorfgesch. 2, 73 und 116 = Grimm, Wb. 10, 820); Baar (Lucian Reich, Hieronymus, Lebensbilder aus der Baar und dem Schwarzwalde 1853 S. 141 = E. H. Meyer, Bad. Volksleben S. 304); Umgegend des [?] Hohentwiel (Scheffel, Ekkehard S. 252 = Sprenger, Nd. Korrbll. 23, 11; Munderkingen (Weitzmann, Sämtl. Gedichte, 7. Aufl. S. 104 = Böhme, Geschichte des Tanzes 1, 157; vgl. E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde S. 162); Bühl, Owen an der Rauhen Alb (E. Meier, Deutsche Sagen aus Schwaben S. 111 = Birlinger, Aus Schwaben 2, 215 = Birlinger, Nimm mich mit S. 71* = Angerstein, Volkstänze im deutschen Mittelalter S. 24 = Böhme, Tanz 1, 155 = Erk-Böhme, Deutscher Liederhort 2, 756, Nr. 992 C.; Umgegend von [?] Hall (v. Gaupp in Gräters Idunna und Hermode 1814, S. 12 = J. Chr. Schmid, Schwäbisches Wörterbuch 1831 S. 494 = Erk-Böhme 2, 757; vgl. Grimm, Wörterb. 10, 820). Bayern (v. Bucher, Vorspiel zur Passionsaktion, Gesamtausg. v. Klessing 6, 220 = Schmeller, Bayer. Wb. 1. Aufl. 3, 591 = 2. Aufl. 2, 703 = Böhme, Tanz 1, 157; ferner Marcelin Sturm, Die Deliberation = Regenhart, Die deutschen Mundarten: Oberdeutsch S. 158 = Schmeller a. a. O. = Schwegraf, Ztschr. f. dtsh. Kulturgesch. 1, 463 (1856) = Böhme, Tanz 1, 157 = Grimm, Wb. 10, 798; [?] Dahn, Bavaria 2, 832); Oberpfalz (v. Heppel, Wohlredender Jäger 1763 S. 276a = Grimm, Wb. 10, 798; ferner Schmaus, Gut Bayrisch, Sammlung von originellen altbayr. Tänzen, Heft 1, S. 2, Nr. 5. — **3. Mitteldeutschland:** Hessen: Wetterau und Starkenburg (Weigand, Dtsch. Wb. 2, 709, vgl. Andresen, Volksetym. 3. Aufl. S. 66; Grimm, Wb. 10, 820; Schwalm? (Schulte, Hess. Blätter f. Volksk. 1, 80); Hessen-Nassau (Estor, Der Deutschen Rechtsgelahrtheit 3, 124 (1767); vgl. Kolbe, Hessische Volkssitten S. 115. Hennebergisch (Spiess, Henneb. Idiotikon S. 234 = Grimm, Wb. 10, 820). Hzgt. Meiningen (Böhme, Tanz 2, 190, Nr. 315 und Böhme, Kinderlied S. 131, Nr. 601). Franken und Thüringen (Pfannenschmid S. 288 und 582). Thüringen (Witzschel, Sagen aus Thüringen 2, 222. Nordhausen (Erk-Böhme 2, 756, Nr. 992 B.). Aachen (Schollen, Ztschr. d. Aachen. Geschichtsver. 10, 168 Nr. 253). — **4. Norddeutschland:** Rheinland: Bonn (Simrock, Mythologie 3. Aufl. S. 551 = Böhme, Tanz 1, 156 = Erk-Böhme 2, 757 Nr. 992 D = Kallf. Het Lied in de Middelleegwen S. 536; anders Simrock, Das deutsche Kinderbuch 1818 S. 94, Nr. 227 = Böhme, Deutsches Kinderlied S. 131, Nr. 601b); Siebengebirge (Friedländer*, Hundert deutsche Volkslieder 1886 Nr. 42); Köln (Duller, Das deutsche Volk in seinen Mundarten S. 169 = Firmenich, Germaniens Völkerstimmen 1, 162); Düsseldorf (Mendel-Reissmann*, Musikal. Lexikon 12, 136 = Böhme, Tanz 1, 156 und 2, 190, Nr. 314). Westfalen: Rinthen, Melbach, Hemschlar, Iserlohn (Ad. Kuhn, Sagen a. Westf. 2, 11 und 119f.; vgl. Woeste, Nd. Jahrb. 1877, 140; Erk-Böhme 2, 757 Nr. 992 E); Iserlohn (Montanus, Die deutschen Volksfeste 1, 60, 1854); Soest (Erk-Böhme 2, 756 Nr. 992 A); Dillinghausen (Hüser, Beitr. z. Volkskunde 2, 39, Progr. Warburg 1898); Münsterland (Münstersche Geschichten, Sagen u. Legenden 1825 S. 265 = L. Koch*, Lieder f. d. Lambertusfeier auf dem Schützenhof zu Münster, 3. Aufl. S. 21 = Weingärtner*, Das Kind und seine Poesie, 2. Aufl., S. 30 = Bahlmann, Münsterländische Märcen S. 256). Wardenburg in Oldenburg (Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus Oldenburg 2, 116). Unterweser (Tienken, oben 9, 161). Bremen (H. Smidt*, Wiegenlieder, 1. Aufl. 1836, S. 27 = Kuhn 2, 152; Post, Am Urquell 6, 94). Helgoland (Warnke in: 111 Tänze der beliebtesten Komponisten f. Pianoforte, Hamburg, Ant. Benjamin S. 27 Nr. 2). Provinz Hannover: Neuenkirchen in Lüneburgischen (Wittkopf, Geschichte des Kirchspiels N. = Niedersachsen 7, 17); Hildesheim (Schulmann, Norddtische Stippstörken nu Legendchen 1856 S. 11); Lerbach im Oberharz (Pröhle, Harzbilder S. 8). Hzgt. Braunschweig: An der Ith Röpke, Niedersachsen 6, 112). Prov. Schleswig-Holstein: Stormarn, Dithmarschen, Holstein, Schleswig (Höft, Am Urdsbrunnen, Bd 6, Jahrg. 7, S. 1f.; Vaale bei Rendsburg E. H. Meyer, Deutsche Volksk. S. 161). Mark Brandenburg (Böhme, Tanz 1, 156 und 2, 190, Nr. 316 und 317

= Erk-Böhme 2, 757 Nr. 992 F; ferner Böhme, Kinderlied S. 131 Nr. 601). Gramzow in der Uckermark (Erk-Böhme 2, 756, Nr. 992 B). Mecklenburg (Mussäus, Mecklenb. Jahrb. 1837, 2, 122 = Latendorf, Frommanns Deutsche Mund. 5, 283, Nr. 14 = Nd. Korrb. 13, 39; ferner Chr. Gilow, De Hochtid 1868 S. 120 = Haas, Bl. 6, 133; hier fälschlich als pommersisch aufgeführt. Ferner? Reuter, Stromtid 3, Kap. 41 (Volksausg. 7, 359) = Sprenger, Nd. Korrb. 22, 44). Wollin und Rügen (Haas, Bl. f. pom. Volksk. 6, 132f.).

B. Auf niederländischem Sprachgebiet: Melodie ums Jahr 1770 (Bolte, Nd. Jahrb. 18, 17 und Musikbeil. 3 = Erk-Böhme 2, 758, Nr. 992 G = van Duyse*, Het oude nederlandsche Lied 2, 1304, Nr. 364B); ferner (van Vloten, Nederlandsche Baker- en Kinderrijmen, 3. Aufl. S. 92 = Kalf, Het Lied in de Middeleeuwen S. 536 = Böhme, Tanz 1, 157 = van Duyse* 2, 1304, Nr. 364A); Zwolle (Kalf S. 536 = Böhme, Tanz S. 157): Abcoude bei Amsterdam (Haas S. 133).

C. Auf friesischem Sprachgebiet: Grouw in Friesland (Winkler, Studien in Nederlandsche Namenkunde S. 42).

D. Dänemark: Jütland (Berggreen, Folke-Sange og Melodier, 3. Aufl. 1, 324 und 377, Nr. 254; Melodie fast ebenso Erk-Böhme 2, 758, Nr. 992 H) und Fünen (Berggreen, 3. Aufl. 1, 324, Nr. 255 und 2. Aufl. 6, 186 Nr. 52). vgl. Bolte, Nd. Jahrb. 18, 16f. Laaland (Lavrnsen*, Skattegraveren 6, 209f.).

E. Schweden: Vorgebirge Kullen in Schonen (Berggreen, 3. Aufl. 1, 377, Nr. 254 og 255, vgl. Bolte a. a. O.).

F. Auf französischem Sprachgebiete: **1. Frankreich** (Nouveau recueil de chansons choisies, A La Haye 1732, 6, 21* = Berggreen, 2. Aufl. 6, 166f. und 185f., Nr. 52, vgl. Bolte, Nd. Jahrb. 18, 16 und Musikbeil. 4). **2. Belgien:** Chimay im Hennegau (Collin, Wallonia 3, 147f. = van Duyse* 2, 1305 Nr. 364C). Couvin in Namur (Wallonia 10, 39; vgl. Hess, Bl. f. Volksk. 1, 249).

2. Durch Umfragen hat sich mir hierzu noch folgendes neue Material ergeben:

A. Deutschland. Eckwersheim bei Vendenheim in Elsass: 'Der Siebte Sprung' oder 'Siwenersprung'. 1. Tour: 12 Takte Polka; beim 13. Takt wird mit dem linken Fuss aufgestampft. 2. Tour wie 1. Tour, hat aber noch einen Takt mehr; beim 14. Takt wird mit dem rechten Fuss aufgestampft. Jede folgende Tour hat einen Takt und einen Sprung mehr. Beim 3. Sprung wird das linke Knie zur Erde gebeugt, beim 4. das rechte; beim 5. und 6. der linke und rechte Ellenbogen; beim 7. beugt man sich mit dem ganzen Körper zur Erde, so dass die Stirn den Boden berührt. Von der 8. Tour an hat jede Tour wieder je einen Takt und einen Sprung weniger, bis zum Schluss mit der 13. Tour die 13 Takte der ersten Tour wieder erreicht sind. Statt der Polkaschritte werden auch andere Schritte getanzt. Der Tanz wird bei den verschiedensten Gelegenheiten aufgeführt.



Rheinpfalz: Rechtenbach und Schweigen (nahe bei Weissenburg im Elsass): 'Siebenter Sprung': Tour 1—13 wie in Eckwersheim; nur werden die Sprünge erst rechts, dann links ausgeführt. Beim 7. Sprung wird auch noch 'ein

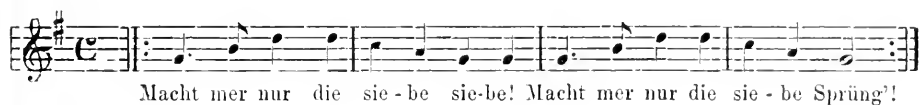
Umschlag rücklings, ein Purzelbaum nach hinten gemacht und dann schnell aufgesprungen. Der Tanz wird nur von einem ausgeführt und zwar besonders von älteren Leuten auf der Kirchweih oder zu Fastnacht, aber auch bei anderen Gelegenheiten, z. B. bei einer Jagdgesellschaft; er ist noch gut bekannt. Text:

Mach mir einmal den Siebensprung,
 Mach mir's feine alle sieben!
 Mach mir's, dass ich tanze kam,
 Tanze wie ein Edelmann!
 's ist einer, 's sind zwei usw.



(Mitteilung des Herrn Adjunkt Lehmann in Rechtenbach.)

Baden: Gutach im Schwarzwald (bei Freiburg i. B.). 'Siebesprung', Touren 1 bis 13 wie in Eckwersheim. Sprünge erst rechts. Der Tanz ist seit Jahrzehnten von der Bildfläche verschwunden, so dass sich nur wenige Leute desselben erinnern können.



Macht mer nur die sie-be sie-be! Macht mer nur die sie-be Sprüng!



Macht mer's, dass ich tan-ze kā, tan-ze wie a E-del-ma!

(Mitteilung des Herrn Lehrers Greiner in Gutach.)

Württemberg: Owen an der Teck (Rauhe Alb). Der Siebensprung wurde nur von einem Paare getanzt und musste besonders bezahlt werden. Er ist seit ungefähr 25 Jahren nicht mehr üblich.

(Mitteilung des Herrn Stadtpfarrers Bonzelius in Owen.)

Kusterdingen bei Tübingen. Wie in Eckwersheim, aber nur 7 Touren; ob die Sprünge erst rechts oder links gemacht wurden, ist nicht mehr festzustellen, da der S. abgekommen ist; er wurde vor etwa 30 Jahren bei Hochzeiten, Kirmes und anderen Festlichkeiten, namentlich bei landwirtschaftlichen Festen getanzt; auch wenn Dienstboten für siebenjährige Dienstzeit bei derselben Herrschaft mit einer Geldprämie belohnt wurden. Text:

Mach mer no da sieba, sieba!
 Mach mer no da Siebasprung!
 Mach mar'n, dass en tanza ka!
 Tanza wie an Edelma!
 La la la usw.

Beim siebenten Sprünge wurde ein Purzelbaum nach hinten geschossen: die Tänzerin drehte sich, während der Tänzer die Sprünge machte. Der Siebensprung wurde nur von einem Paar, höchstens von zweien getanzt.

(Mitteilung der Herren Lehrer Killing in Tettenburg und Fichtel in Kusterdingen.)

Dusslingen bei Tübingen:



(Mitteilung des Herrn Lehrers Fichtel in Kusterdingen.)

Bayern: Umgegend von Röhrmoos in Oberbayern. Der Siebensprung wird noch auf Kirchweihen getanzt.

Dürrenmungenau bei Heilsbronn in Mittelfranken: Tanz ähnlich wie in Gutach; er existiert namentlich in der Gegend um Gunzenhausen.

(Mitteilung des Herrn Lehrers Fürst in Dürr)

Georgensgmünd. Bezirksamt Schwabach in Mittelfranken. 'Sieben Sprünge', 13 Touren.



(Mitteilung des Herrn Kapellmeisters Waigel in Georgensgmünd.)

Haselbach bei Neustadt a. S. in Unterfranken. S. wurde vor vier Jahren noch einmal aufgeführt.

(Mitteilung des Herrn Gymnasiallehrers Dr. Kübler in Münnerstadt.)

Würzburg. S. wurde von einer Tanzlehrerin aus Kissingen in einer Gesellschaft vor ein paar Jahren während des Karnevals eingeübt.

(Mitteilung desselben.)

Arnstein bei Schweinfurt: Nur die ältesten Leute erinnern sich vom Hörensagen noch der 'Sieben Sprünge'. Es ist aber noch gebräuchlich, einen Anfänger in der Tanzkunst zu fragen, ob er schon 'die Sieben Sprünge' gemacht habe.

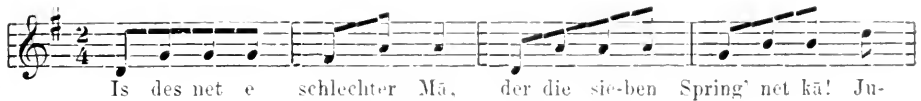
(Mitteilung des Herrn Lehrers Coller in Arnstein.)

Sesslach in Oberfranken: Die Erinnerung an den Siebensprung ist fast geschwunden: man sagt aber noch 'die sieben Sprünge machen'.

Hiltersried, Bezirksamt Waldmünchen in der Oberpfalz: Der Siebensprung führte den Namen: 'Siebenmal auf, siebenmal obi': kommt aber seit Jahrzehnten nicht mehr vor.

(Mitteilung des Herrn Lehrers Frank in Hiltersried.)

Herzogtum Coburg: Watzendorf und Gossenberg: 'Die Sieben Sprünge', 13 Touren mit je vier Takten Schottisch (Polka). Die Sprünge werden zuerst rechts gemacht. Sprung 3 und 4 geht nicht aufs Knie, sondern auf die Hand. Während der Sprünge des Burschen tanzt das Mädchen weiter.

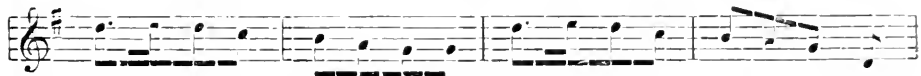
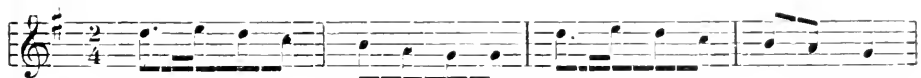
*Da capo*

che! -che! Ju - che! usw.

Der Tanz soll aus der Umgegend von Eltman in Unterfranken verschleppt sein; er wird nicht mehr getanzt; nur ein Bauer beherrscht ihn noch.

(Teilweise nach der Mitteilung des Herrn Pfarrers Haag in Watz)

Ahlstadt bei Rodach: 'Die sieben Sprüng'. Nur die Touren 1—7 mit je 16 Takten Galopp. Nach den ersten 8 Takten gibt der Tänzer der Tänzerin einen 'Schmatz' (Kuss); nach den zweiten 8 Takten macht er die Sprünge. Bei 1 gibt er ihr die rechte, bei 2 die linke Hand, bei 3 und 4 wirft er sich auf das rechte und linke Knie; bei 5 und 6 auf den rechten und linken Ellenbogen, bei 7 auf den Bauch oder auf den Rücken.



Komm, ich geb' der flink e Schmäzle auf dein'n süssen Zucker-mund! Ich

*Da capo*

komm! komm! Ich komm! usw.

Den Tanz kennt nur noch ein einziger Bauer.

Elsa bei Rodach: 'Die Sieben Sprüng'. 13 Touren mit je 12 (oder 16?) Takten und den Sprüngen 1—7 und zurück. Unklar ist, ob die Sprünge rechts oder links begannen; unklar auch die Abweichung von der anderwärts üblichen Art des Tanzes. Die mir gelieferten Beschreibungen sowohl wie die mir allerdings nicht in Zusammenhang vorgemachten Bewegungen widersprechen sich. Während anderwärts vor den Sprüngen Polka oder ein ähnlicher Tanz getanzt wird, wird hier entweder auch Schottisch getanzt, oder aber es wird vor dem ersten Sprunge das eine Bein vor dem anderen hin- und herbewegt, das ebenfalls hin- und herpendelt. Bei Tour 3 schlägt die linke Hand, während der Körper auf dem Knie ruht, 12 Takte auf dem Boden hin und her. Bei der 5. Tour ruht er auf dem einen Ellenbogen und der Fussspitze, wobei dann wieder die Beine abwechselnd über- und untereinander gestellt werden. Bei der 7. Tour ist es ein Siehbinundherwerfen mit dem ganzen Körper. Der Tanz wurde so ohne Schottisch von einem Manne auf einem Tische mit Tellern und Gläsern ausgeführt. Der Siebensprung in Elsa soll aus Leipzig stammen. [Vielleicht Einfluss eines Tingeltangels?]



(Teilweise nach den Mitteilungen des Herrn Pfarrers Derks in Elsa.)

Bei Aufzeichnung dieser wie der anderen Coburger Melodien hat mich Herr stud. mus. Leonhardt in Coburg unterstützt.

Rosselfeld bei Rodach: Es ist nur noch in Erinnerung, dass man sich beim siebenten Sprunge auf den Bauch werfen musste und dass während des Liegens am Boden die Zuschauer den Tanzenden ihre Schlagfertigkeit zu zeigen versuchten.

(Mitteilung des Herrn Superintendenten Krauss in Öttingshausen.)

Heldritt bei Rodach: Auch hier war der Siebensprung bekannt.

(Mitteilung des Herrn Kantors Sorge in Heldritt.)

Herzogtum Meiningen: Aus der meiningischen Nachbarschaft von Rodach stammt folgender Text, hier hochdeutsch wiedergegeben:

Tanz mir 'mal die sieben Sprung!
 Ei, wer kann sie tanzen?
 Ist das nicht ein schlechter Mann,
 Der die sieben Sprung nicht kann?

Die Melodie war ähnlich wie in dem Kinderlied: 'Gestern abends ging ich aus, ging wohl in den Wald hinaus'. Die 'sieben Sprung' wurden im Meinger Unterland (Werratal), wie sich alte Leute aus ihrer Kindheit her noch erinnern können, bei Hochzeiten und sonstigen fröhlichen Gelegenheiten getanzt. Der Tanz wurde aber wegen der sittlichen Auswüchse gleich dem Hazardspiel polizeilich verboten.

(Mitteilung desselben.)

Gegend zwischen Rodach und Hildburghausen: 'Die sieben Sprung' waren Ende der dreissiger Jahre des 19. Jahrhunderts noch üblich, aber damals schon im Aussterben begriffen. In Eishausen waren es sieben Touren mit je acht Takten Schottisch. Bei jedem Sprung sang man 'drum drum'. Die Sprünge, deren Zahl mit den Touren wuchs, waren: 1 und 2: rechter und linker Fuss; 3 und 4: rechte und linke Hand; 5 und 6: rechte und linke Seite; 7: Bauch. Bei der Aufführung ging es oft recht wüst zu. Die Sprünge wurden nur vom Tänzer ausgeführt.

(Mitteilung des Herrn cand. phil. Knauer in Neuses bei Coburg.)

Öpfershausen bei Wasungen: Der Siebensprung ist noch heute üblich.

(Mitteilung desselben.)

Schwarzburg-Rudolstadt: Auch hier ist der Siebensprung zu finden.

(Desgleichen.)

Umgegend von Hamburg: Gründendeich (Kreis Jork) im Alten Lande: 13 Touren mit je 12 Takten Tanz und 1-7 Sprüngen. Sprung 1 und 2: rechtes und linkes Knie; 3 und 4: rechte und linke Hand; 5 und 6: rechter und linker Ellenbogen; 7: Bauch. Der Tanz ist noch üblich auf Hochzeiten.





(Mitteilung des Herrn Lehrers Kahrs in Bergedorf.)

Boberg bei Bergedorf: Vor etwa 30 Jahren wurde in der Ausgelassenheit bei einem Leichenschmause auch der 'Söwensprung' getanzt. 7 Touren mit 12 Takten Tanz und 1—7 Sprüngen.



(Mitteilung des Herrn Musikers Behr in Bergedorf.)

Auch in der Umgegend von Wandsbek, in Kirchwerder und Neuen-
gamme in den Vierlanden, in Kröpelshagen und Schwarzenbek im Lauen-
burgischen wurde der Siebensprung besonders auf Hochzeiten getanzt. Die Er-
innerung daran ist fast geschwunden. In Schwarzenbek waren Tanz und Sprünge
des 'Söwensprungdanzes' ähnlich wie anderwärts.

Mecklenburg: In der Warener Gegend wurde der Siebensprung in den
vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts auf einer Hochzeit getanzt, dazu wurde der
von Latendorf veröffentlichte Text (Use Katt hett söben Jungen usw.) gesungen.
(Mitteilung des Herrn Oberlehrers Dr. Wossidlo in Waren)

Uckermark und Pommern: Der Siebensprung war in alten Zeiten in der
Uckermark wie in den angrenzenden Teilen Pommerns bekannt.
(Mitteilung des Herrn Hauptlehrers Müller in Gramzow in der Uckermark.)

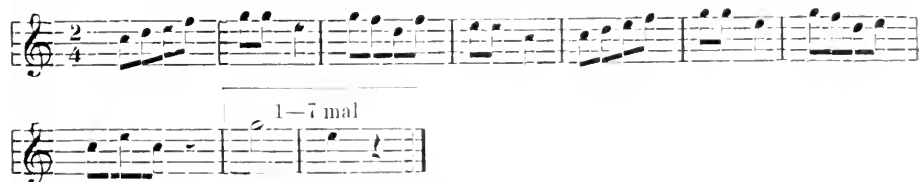
Vilmnitz auf Rügen: 'Die sieben Françaisen' sind vor etwa zehn Jahren
zum letzten Male getanzt worden. In Neuvorpommern wurden sie früher im
Tanzunterricht gelehrt.

(Mitteilung des Herrn Lehrers Tredup in Vilmnitz auf Rügen.)

Wiek auf Rügen: Der Siebensprung wurde ehemals vor Seeleuten getanzt.
Wohl 7 Touren mit je 4 Takten Schottisch oder Galepp. Sprünge 1—7 wie in
Gutach usw., erst rechts.

(Mitteilung des Herrn Pastors Plath in Wiek auf Rügen.)

Michaelsdorf bei Fuhldorf-Barth in Neuvorpommern: 'Säbensprung'.
13 Touren mit je 8 Takten Polka und 1—7 Sprüngen, wie in Gutach, erst rechts.



(Mitteilung des Herrn Rentiers Burmeister in Michaelsdorf.)

B. Luxemburg. Im Luxemburgischen existiert der Siebensprung noch bei Prozessionen.

(Mitteilung des Herrn Museumsdirektors Dr. Foy in Köln a. Rh.)

C. Belgien. Couvin, Prov. Namur: 'Des sept sauts', getanzt zur Fästnacht, 8 Touren zu je 16 Takten mit 1—7 Sprüngen. Bei mässigem Polkatakakt gehen die Tanzenden, die eine Ronde bilden, erst 8 Takte nach links, dann 8 Takte nach rechts; beim 17. Takt bückt man sich und ruft: Un saut, deux sauts, trois sauts usw. Nach der 7. Tour wird auf die ersten 16 Takte ein rasender Galopp getanzt.



(Mitteilung des Herrn Lehrers Ballat in Couvin.)

3. Ehe wir nun an eine Untersuchung herangehen, ist es nötig, uns erst über den Wert und Umfang des Materials klar zu werden. Es unterliegt gar keinem Zweifel, dass die Berichte über den Siebensprung von sehr verschiedenem Werte sind. In einem Teile der Fälle werden die Nachrichten über Tanz, Melodie und Text richtig sein, und zwar da, wo der Branch noch lebendig ist. Da aber, wo er nur noch undeutlich in Erinnerung ist, sind die Angaben zweifellos teilweise ungenau; denn es ist sehr schwer, den geeigneten Gewährsmann ausfindig zu machen. Oft beruht die Behauptung, dass der Siebensprung nicht mehr festzustellen sei, auch nur auf Bequemlichkeit des Gefragten. Letzteres fällt für die Untersuchung natürlich nicht so schwer ins Gewicht als die Angabe von Unrichtigem. Diese beruht teilweise auf ungenauer Erinnerung, teils auch auf Missverständnis seitens des Gewährsmannes usw.¹⁾

1) So kann ich den Verdacht nicht los werden, dass der von mir gegebene Text aus Rechtenbach und Schweigen in der Pfalz nicht bloss mundartlich ungenau, sondern vielleicht auch sonst entstellt ist. Ich hatte im Landauer Anzeiger den Text aus Owen an der Rauhen Alb abgedruckt, wobei sich der Druckfehler 'feine' für 'fein' einschlich; mein Gewährsmann, der einen fast wörtlich damit übereinstimmenden Text gibt, bringt ebenfalls die Form 'feine'; sollte er nicht vielleicht statt des einheimischen Textes nur eine Umsetzung des schwäbischen Textes in seine Mundart geliefert haben, weil ich den Wunsch geäußert hatte, mir den Pfälzer Text in der Mundart mitzuteilen? Mehrfaches Hin- und Herschreiben führte zu keinem sicheren Resultat. Ich glaube, dass es ganz ähnlich Böhme gegangen ist, der eine auffallend genaue Übereinstimmung z. B. von Granzow in der Uckermark und Nordhausen (Erk-Böhme 2, 756 Nr. 992B), ferner von der Mark und Schwaben (Tanz 1, 155) und von der Mark und Meiningen (Kinderlied S. 131 Nr. 601) behauptet. Einen Ort Granzow gibt es übrigens meines Wissens in der Uckermark nicht, es ist wohl Granzow gemeint. Bei der Melodie, die der Mark und Meiningen gemeinsam sein soll, kommt es mir sogar so vor, als sei sie nur eine unerlaubte Kontamination von der meiningischen Melodie (Tanz 2, 190 Nr. 315) und dem märkischen Springer (Tanz 2, 190, Nr. 317). Da Böhme tot ist, wird es sehr schwer sein, ihn zu kontrollieren.

Ferner sind fast die sämtlichen hochdeutschen Texte auf niederdeutschem Sprachgebiet verdächtig. Sollten sie nicht teilweise wenigstens bloss dadurch zustande gekommen sein, dass die betreffenden Gewährsmänner den mundartlichen plattdeutschen Text nicht schreiben konnten oder mochten und ihn deswegen willkürlich ins Hochdeutsche übersetzten? In vereinzelt Fällen ist allerdings die Feststellung, ob der Text mundartlich gesungen wird oder nicht, überhaupt ohne Belang. Das ist z. B. bei dem oben genannten Meiningischen Text der Fall. Hier beweist schon die vom Metrum verlangte zweisilbige Form *tan-zen*, während es im Dialekt 'danz' heisst, dass das Lied hier nicht heimisch ist und aus einer Mundart mit zweisilbiger Form (vielleicht auf Umwegen) stammen muss.

Unge nau oder unrichtig sind die Angaben, die mehrfach über den Siebensprung im Anschluss an das Lied 'Use Katt heft söben Jungen' gemacht worden sind. In der Tat ist dieses Lied in Mecklenburg zu dem Siebensprung gesungen worden, vgl. Latendorf und oben die Bemerkung Wossidlos. Es ist aber auf keinen Fall das ursprüngliche Siebensprunglied, sondern hat dieses nur verdrängt. Es braucht also da, wo es bekannt ist, an sich durchaus nicht den Siebensprung zu bezeugen; es ist ja offenbar von Hause aus ein anderes Lied zu einem anderen Tanz oder überhaupt zu keinem Tanz. Ich habe daher in der Literaturangabe nicht erwähnt: Ph. Wegener, Volkstümliche Lieder aus Norddeutschland S. 70 Nr. 228 und 229 (Holstein), vgl. Höft S. 2; Andree, Braunschweiger Volkskunde¹ S. 346, vgl. Schumann, Nl. Korrb. 22, 60; ferner Sprenger, ebenda S. 83 und Koopmann, ebda. S. 53. Leider habe ich die Melodie dieses Liedes nicht aufreiben können; vielleicht würde die Melodie die Verdrängung in Mecklenburg erklären können.

Zu beachten ist weiter, dass unter dem Namen Siebensprung auch ein anderer Brauch, ein Spiel, geht, das Ad. Kuhn S. 150f. und andere erwähnen und das vielleicht mit dem jütländischen bei Berggreen² I, 377 zusammenhängt. Ich bin dieser ganzen Sache nicht nachgegangen, da mir ein Zusammenhang mit unserem Siebensprung höchst unwahrscheinlich ist. Dagegen wäre ein solcher eher denkbar mit dem Siebensprung in der Vorderpfalz, der nach einer Mitteilung des Herrn Professor Dr. Mehlis in Neustadt a. Hdt. eine zur Zeit des Hambacher Festes übliche Polka gewesen zu sein scheint; es wurden dabei sieben Schritte nach rechts gemacht, worauf eine Kreisdrehung erfolgte. Auch die 'Siebenhüppel', 'Springer'¹⁾ und 'Siebenschritt'²⁾ genannten Tänze dürften bei einer umfassenden Untersuchung nicht unberücksichtigt bleiben.

Schliesslich, und das ist der wichtigste Punkt, beruht das ganze bisherige Material auf zufälliger, nicht auf einer systematischen Sammlung.

1) Vgl. Böhme, Tanz 2, 190 Nr. 318.

2) Mir bekannt aus Ober-, Niederbayern und Böhmen, vgl. S. 307, Anm.

Die Stichproben, die ich mit meinen Um- und Anfragen gemacht habe, haben mir bewiesen, dass der Siebensprung fast allerwärts in Deutschland noch in Erinnerung ist. Es würde sich daher empfehlen, in Zeitungen und Zeitschriften, besonders denen für Volkskunde, Umfragen anzustellen. Es müsste aber dabei grosser Wert auch auf die Angabe des Ortes gelegt werden, wo der Tanz so und so üblich ist; denn hierbei gibt es leicht Missverständnisse. Wünschenswert wäre natürlich auch eine Aufzeichnung der Texte in Mundart, am besten in phonetischer Schrift, dazu auch genaue Angaben über die Tanzschritte, nicht bloss über die ihnen folgenden Sprünge. Die auf diesen Gegenstand gewandte Mühe würde zu dem Resultat, glaube ich, durchaus in richtigem Verhältnis stehen. Denn der Siebensprung ist wegen seiner Verbreitung und wegen seiner Verbindung von Tanz und Lied sicherlich ein besonders geeignetes Objekt, um manche prinzipielle Erörterungen über die Art der Verbreitung von Volksliedern zu fördern.¹⁾

4. Der Name. Die natürlichste Bezeichnung für den Tanz ist 'sieben Sprünge'; sie ist in den verschiedensten Gegenden Deutschlands zu Hause. So heisst der Tanz z. B. in Bayern, Württemberg, im Coburgischen und Meiningschen 'die sieben Sprüng'; in Bremen 'de seven Sprünge', im Oldenburgischen 'de säwen Sprünge', in Holstein und Stormarn 'de söwen Sprünge', in Aachen 'de sövve Spröng'. Den Hauptton trägt dabei das Wort Sprünge; durch Veränderung des Tones entsteht die Zusammensetzung 'die Siebensprünge'. Gewiss ist auch diese Bezeichnung viel in Gebrauch. Das Schriftbild ist aber nicht zuverlässig genug, da keine der Quellen phonetische Schrift bietet. Vielleicht ist es trotzdem nicht bloss Zufall, dass gerade die westdeutschen Quellen die beiden Wörter mit Vorliebe zusammenschreiben, wie besonders in Westfalen und Rheinland: Düdinghausen, Soest, Bonn, Siebengebirge, Köln ('Sibbesprüng'); aber auch in Hessen (Estor), Hildesheim ('Sebensprüng') und Rendsburg ('Söwen-sprünge'). Auch das niederländische 'Zevensprong' gehört zum Teil dahin, wenn wie im Zwolleschen Lied 'ze' sich auf 'zevensprong' zurückbezieht. Ist aber dieser nld. Plural 'sprong' ohne -en echt? Kalff S. 536 schreibt in der vierten Zeile 'die de zeven sprongen kan': ist das richtig, da hier 'en' in altertümlicher Weise pleonastische Negation sein könnte?

Neben dem Plural 'sieben Sprünge' oder 'Siebensprünge' steht auch der Singular 'Siebensprung'; so ebenfalls weit verbreitet, ja noch weiter als die anderen Namen: in Württemberg (Hall, Owen, Kusterdingen 'Siebasprung'); Baden (Gutach 'Siebesprung'); Henneberg, 'Sibespräng'; Meiningen: Mark; Düsseldorf; Umgegend von Hamburg 'Söwensprung'; Lüneburg

¹⁾ Ich habe mich einer solchen Mühe nicht unterzogen, weil ich dieses Gebiet nur vorübergehend betreten habe. Es könnte sich also fragen, ob ich dann eine Berechtigung zu der folgenden Untersuchung habe. Ich glaube dies bejahen zu dürfen, da meine Ausführungen vielleicht manchen Fingerzeig für jene grössere Arbeit bieten können.

‘Söwensprung’: Dithmarschen ‘Säbensprung’; Michaelsdorf in Pommern ebenso; Mecklenburg ‘Säbensprung’; ferner friesisch ‘Saunsprung’; niederländisch ‘zevensprong’ (als Singular gebraucht bei Winkler S. 42); dänisch ‘Syvsprung’; vgl. auch in Helgoland: ‘Siebenabsprung’. Das Wort ist seiner Bildung nach ebenso aufzufassen wie ‘Siebensprung’. Weil die sieben Sprünge oder sieben Schritte eine Einheit bilden, ist das Wort zum Singular geworden. Es ist mir aber zweifelhaft, ob solche Umformung leicht unabhängig von einander an den verschiedenen Orten hätte vor sich gehen können; die genannten Orte und Mundarten liegen gerade weit auseinander. Ich vermute daher, dass der Singular die ursprüngliche Bezeichnung ist, die aber da und dort von dem noch näher liegenden Plural verdrängt wurde.

In einem Teile Westdeutschlands heisst der Tanz ‘Siebenter Sprung’, so in Hessen (Estor), in der Wetterau (Weigand), in Rechtenbach und Schweigen in der Pfalz, im Elsass (Pfannenschmid), s. auch oben in Eckwersheim: ‘Siebtesprung’, daneben mundartlich: ‘Süwenersprung’. Diese Benennung ist so auffällig, dass bei der Zusammengehörigkeit der genannten Gegenden an einem inneren Zusammenhang nicht zu zweifeln ist. In der Starkenburg ist daraus ‘Silbersprung’ gemacht worden (Weigand und Andresen).

In Lerbach im Harz wurde aus dem Siebensprung ein ‘Siebenspringer’ gemacht (Pröhle). In der Mark heisst er kürzer ‘Springer’, wie der Ruhlaer Tanz (Böhme, Tanz 2, 190 Nr. 318). In der Oberpfalz heisst er ‘Siebenmal auf und siebenmal obi (oder oba)’. In Pommern spricht man von den ‘sieben Françaisen’. Im Französischen sagt man durchweg ‘les sept sauts’, was eine genaue Übersetzung des westdeutschen ‘Siebensprünge’ ist.

5. Tanz und Sprünge. Über die den Sprüngen vorausgehenden Tanzschritte fehlen meist die Angaben in den Quellen. Polkaschritte sind es in Eckwersheim (Elsass), Rechtenbach (Pfalz), Gutach (Baden), Bühl (Württemberg), Watzendorf (Coburg), Eishausen (Meiningen), Michaelsdorf (Pommern) und Wiek (Rügen). Es scheint mir aber keineswegs ausgemacht, dass dieser Tanz der Urtanz für den Siebensprung ist. Diese Frage wäre sehr wichtig für die Altersbestimmung. Anderwärts scheinen die Tanzschritte ähnlich wie in Couvin gemacht zu werden; leider lassen die Quellen das Genauere nicht erkennen, so in Zwolle, Jütland, Kullen (Schweden), aber auch in Soest [auch in Gramzow in der Uckermark und Nordhausen?] und in Berolzheim (Baden). In Berolzheim nannte man den Siebensprung auch Langaus, womit sonst ein anderer alter Tanz bezeichnet wird, vgl. den langen Tanz in Bramstedt (Holstein).

Dreizehn Touren mit erst steigender, dann fallender Zahl von Sprüngen sind es übereinstimmend in Eckwersheim, Rechtenbach, Gutach, Owen

(Rauhe Alb), Watzendorf, Elsa (Coburg). Soest, Gramzow, Nordhausen, Grünendeich (bei Hamburg)¹⁾, Michaelsdorf, Mark, Meiningen (Böhme, Kinderlied). Jütland, Laaland und Schweden. Auch in Hiltersried (Oberpfalz) lässt der Name wohl auf dieses 'Auf' und 'Ab' schliessen. Die dreizehn Touren gehörten sicherlich zum Urtanz und sind nur an vielen Orten auf sieben eingeschränkt worden. Das Umgekehrte lässt sich bei der soweit hinreichenden Übereinstimmung nicht gut annehmen. In dem alten französischen Tanz sind es ebenso wie in Couvin acht Touren. Dass übrigens Berggreen den ersteren mit seinen Sprüngen richtig erklärt haben sollte (6. Band, 2. Aufl., S. 185f.), kann ich mir nicht denken.

Auch die Folge und Art der Sprünge (1 und 2: Fuss, 3 und 4: Knie, 5 und 6: Ellenbogen, 7: Bauch - Stirne) lässt sich leicht als alt erweisen, da sie in Eckwersheim, Rechtenbach, Gutach, Owen²⁾, Mark, Gramzow, Nordhausen, Soest, Düdinghausen (Westfalen), Michaelsdorf (Pommern), Wardenburg (Oldenburg), Neuenkirchen (Lüneburg), Dithmarschen, Jütland, Laaland, Kullen (Schweden) gleichmässig vorliegt. Die Sprünge in Frankreich, Belgien (und wohl auch in Holland) sind ganz entschieden eine Entartung. Dass die Sprünge erst rechts, dann links gemacht wurden, lehrt die Übereinstimmung in Rechtenbach, Gutach, Watzendorf, Eishausen, Soest, Düdinghausen, Nordhausen, Gramzow, Wardenburg, Dithmarschen, Grünendeich, Mark, Michaelsdorf, Wiek (Rügen), Wollin, Jütland, Laaland und Schweden.

So lassen sich also die Sprünge völlig rekonstruieren: sie bedeuten ein immer weitergehendes Sichhinwerfen auf den Boden und darauf ein Sichwiederaufrichten. Dass der Siebensprung meist nur von einem Paare getanzt wurde und dass dabei nur der Tänzer die Sprünge ausführte, liegt in der Schwierigkeit der Ausführung begründet.

6. Der Text des Liedes. In Deutschland und Holland wird bei dem Siebensprung meist ein Liedchen gesungen. Die Texte an den verschiedenen Orten sind mit einander enger oder weitläufiger verwandt. Es ergeben sich zwei Hauptgruppen. In der einen Gruppe beginnt das Liedchen mit einer Aufforderung, in der zweiten mit einer Frage. Die erste Gruppe zieht sich durch ganz Deutschland hindurch, die zweite ist auf ein fast zusammenhängendes norddeutsches Gebiet und die Niederlande beschränkt.

Erste Gruppe. In Owen (Rauhe Alb) lautet der Text:

Mach mir nur den Siebensprung,	Mach mir's, dass ich tanze kann,
Mach mir's fein alle siebe!	Tanze wie ein Edelmann!

's ist einer usw.

1) In Neuenkirchen im Lüneburgischen sind es 14 Touren.

2) Die Angaben bei E. Meier sind ungenau; die siebente Bewegung wurde nicht bei der ersten Tour schon gemacht: auch die Darstellung der Mundart ist inkonsequent, da man sicherlich in 'Siebensprung' das -n- ebensowenig sprach wie in dem folgenden 'siebe'.

Eigentümlich ist das 's in der zweiten Zeile; es ist Abkürzung von 'es' und ist Objekt zu 'Mach', zu dem dann 'alle siebe' als weiteres Objekt hinzutritt. Der Gebrauch dieses proleptischen es ist schwäbisch, wie mir Herr Stadtpfarrer Bonzelius in Owen schreibt. Fast ebenso wie in Owen lautet die Strophe in Rechtenbach und Schweigen in der Pfalz (S. 285) und in der Mark; letztere heisst nach Böhme:

Mach mir nur den Siebensprung; Mach mir's, dass ich tanzen kann,
Mach mir's fein all' sieben! Tanzen wie ein Edelmann.
's ist einer usw.

Ich habe schon oben Zweifel wegen des pfälzischen und des märkischen Textes geäussert. Das 's der zweiten Zeile wäre geeignet, den Zweifel zu verstärken. Es bietet sich aber der Ausweg, dass man 's nur als fehlerhafte Schreibung für s' = sie auffasst, eine Abkürzung, die auch das Oldenburger Lied kennt. Sind die beiden zweifelhaften Strophen durchaus echt, dann könnten sie natürlich einen schönen Fingerzeig für die Ausbreitung des Tanzes abgeben, s. unten.

Recht nahe verwandt sind auch die Texte aus Kusterdingen und Gutach (S. 285), in denen die zwei ersten Zeilen umgestellt sind. Sehr wenig weicht von ihnen die Strophe von der Baar ab, die allerdings die Reihenfolge belassen, aber das Wort 'Siebensprung' verloren hat:

Tanz mir nur all siebe, siebe,
Tanz mir nur all siebe!
Mach mir's, dass ich tanze kann,
Tanze wie ein Edelmann!
Frei geschwind!

Bemerkenswert ist hier der Anfang 'Tanz', der einer grossen Zahl der folgenden Strophen gemein ist; so findet er sich auch an der Ith (Braunschweig):

Tanzt mir mal die Siebensprünge,
Tanzt mir mal die Neune!
Wer die Sprünge tanzen kann,
Kann tanzen wie ein Edelmann!
Friggöu, Friggöu!¹⁾

Weiter entfernen sich schon von diesen Texten die anderen dieser Gruppe: das Meininger Lied (S. 288), von dem das Watzendorfer (S. 287) nur den zweiten Teil bewahrt hat, sowie das Soester und das Gramzow-Nordhausener; alle haben sie zwar den Reim auf 'kann' bewahrt, aber die Wörter 'Tanzen wie ein Edelmann' aufgegeben.

Soest: Tanz mir 'mal die Siebensprünge.
 Tanz mir 'mal die Sieben!
 Wer die Sieben nicht tanzen kann,
 Der muss tanzen, was er kann!
 Juehhe!

1) Friggöu scheint das letzte Getreidebündel bei der Roggenernte zu bedeuten.

Gramzow - Nordhausen:

Spielt mir mal die Siebensprünge,
 Spielt sie mir al' sieben auf!
 Kam ein pol'scher Bettelmann,
 Frug mich, ob ich tanzen kann.
 Ich auf!

Viel näher als diese Texte berühren sich mit den schwäbischen einige norddeutsche, die unter sich eng verwandt sind. Sie haben die dritte Zeile in eine Frage verwandelt. In Holstein-Stormarn singt man:

Dans mi mal de söwen Sprünge,
 Dans mi mal de söwen!
 Meenst, dat ick ne danzen kann?
 Kann danzen als en Edelmann.
 Hoch up, hoch up!

Genau so lautet das Bremer Kinderlied:

Danss mi mal de seven Sprünge,
 Danss mi mal de seven!
 Meenst, dat ik nig danzen kan?
 Kan danzen as en Edelmann.
 Spring hog up, spring hog up!

In Neuenkirchen (Lüneburg) singt man nur:

Danz mi mal de söwen Sprüng,
 Danz mi mal de söwen!
 Is een usw.

Zu diesen Texten stimmt ebenfalls das oldenburgische Siebensprunglied aus Wardenburg überein:

Danzt mi mal de säwen Sprünge,
 Danzt mi mal de säwen de!
 Meen ji, dat ik se nich danzen kann?
 Ik kann s' danzen as 'n Edelmann.
 Spring hoch up.

Für den Singular ist der Plural durchgeführt. Von den anderen Veränderungen verdient s' als Abkürzung von 'se' und das in der zweiten Zeile hinzugefügte 'de' besonderer Erwähnung; 'de' ist hinzugefügt, um die Verteilung des 'säwen' auf zwei Versfüsse zu vermeiden.

Von den vier Versen haben den zweiten (vielleicht wegen des zu zwei Füßen gehörigen 'sieben?') der Mecklenburger und der Hildesheimer Text verloren, die unter sich wieder eng zusammengehören; sie haben für den Wegfall der zweiten Zeile einen neuen Schluss erhalten und die vierte Zeile mit zur Frage gezogen.

Mecklenburger Lied.

Danz mi mal den Säbenspring!
 Meinst, dat ick nich danzen kann,
 Danzen as'n Eddelmann?
 Lit lit tiderit,
 Lit lit tiderit,
 Lit lit!

Hildesheimer Lied.

Danz meck mal de Sebenspring!
 Meinst, dat eck nich danzen kann,
 Danzen wi en Edelmann?
 Lit lit tiderit
 Lit lit tiderit
 Lit lit!

Wegen der ebenso gebildeten Frage in der dritten Zeile könnte auch der Text aus dem Dithmarschen mit zu dieser Unterabteilung zu rechnen sein, der aber wegen der Frage in der ersten Zeile besser zur zweiten Gruppe zu zählen ist; er bildet also ein Bindeglied zwischen den beiden Gruppen. Er lautet:

Kannst du nicht den Saebensprung,
 Saeben-, Saeben-, Saebensprung?
 Meens, dat ik ni danzen kan?
 Buer, de is keen Edelmann.
 Is een usw.

Ebenso wie diese enthält auch eine andere Strophe der zweiten Gruppe eine Frage in der dritten Zeile, es ist eine westfälische aus Rinthen:

Kennt ihr nicht die sieben Sprünge.
 Kennt ihr nicht die sieben?
 Seht ihr, wie ich tanzen kann?
 Ich tanze wie ein Edelmann.
 Hopp!

Fast eine wörtliche Übersetzung dazu bildet das niederländische Lied aus Abeonde bei Amsterdam, das nur die beiden ersten Zeilen kennt:

Ken je wel de zevensprong,
 Ken je wel de zeven?
 Een, twee, drie, vier, vyf, zes, zeven.

Hierzu stimmen der Text aus Rendsburg und ein anderer westfälischer, die beide die dritte Zeile gleichmässig durch eine mit der vierten nicht reimende ersetzen.

Rendsburg.

Kannst du nich de Söwensprünge,
 Kannst du nich de söwen?
 Ja, min Herr, ich kan em wol,
 Kan danzen as en Edelmann.
 Hoch up! Heideldidelbum!
 Hoch up! Heideldidelbum!

Westfalen (Iserlohn?).

Kennstu nitt de siöwen Sprünge.
 Kennstu nitt de sässe?
 Jä, min Här, ik kenn se wual,
 Ik dansse es en Jädelmann.
 Iuchäi, iuchäi, iuchäi!

Anfällig ist in dem westfälischen Liede 'sässe', wie in dem Rendsburger 'em'; letzteres legt nahe, dass es in der ersten Zeile einmal 'Söwensprung' geheissen haben wird.

War in den bisherigen Texten in der zweiten Zeile immer noch die Zahl vorhanden, so finden wir auch sie aufgegeben in dem folgenden. Düdinghausen in Westfalen:

Ei, wer kann die Siebensprünge.
 Schöner als wie ich sie singe,
 Schöner als ein Edelmann,
 Der die Siebensprünge kann?

Eine Anzahl dieser Texte lässt in gleicher Weise die zweite Zeile auf das Wort 'tanzen' ausgehen.

Aus der Umgegend von Bonn:

Könnt ihr nicht die Siebensprüng,
 Könnt ihr sie nicht tanzen?
 Da ist mancher Edelmann,
 Der die sieben Sprüng nicht kann.
 Ich kann se, ich kann se, ich kann se.

Die Anfänge der zwei ersten Zeilen erinnern wieder an die Lieder aus Dithmarschen, Rinthen, Rendsburg, Iserlohn und Abcoude. 'Edelmann' ist in die dritte Zeile gerückt. Sehr ähnlich klingt die niederländische Strophe aus Zwolle, die 'Edelmann' ganz aufgegeben hat und nur noch den Reim auf 'kann' bewahrt; der Anfang erinnert aber an Düdinghausen:

Ei, wie kan de zevensprong,
 Ei, wie kan ze dansen?
 Is der dan geen eene man,
 Die de zeven sprong en kan?
 Dats eene usw.

Sehr entstellt ist in der dritten und vierten Zeile das Lied aus Eckwersheim in Elsass (S. 284), das auch hierher gehört.

Die folgenden Texte haben sogar den Reim auf 'kann' verloren: sie reimen sämtlich auf 'mich': In der ersten und zweiten Zeile stimmt die Strophe aus dem Siebengebirge mit Rinthen usw. überein, während die anderen den Anfang des Zwolleschen Liedes haben. Siebengebirge:

Könnt ihr nicht die Siebensprüng,
 Könnt ihr sie nicht tanzen?
 Wackres Mädchen, wart auf mich,
 Bis ich komm und hole dich!
 Ich kann sie, ich kann sie, ich kann sie.

Sehr ähnlich ist das Kinderlied, das Simrock im deutschen Kinderbuch S. 91 Nr. 227 erwähnt; es wird wohl vom Rhein stammen:

Wer kann die sieben Sprüng',
 Wer kann sie tanzen?
 Wackres Mädchen, pass' auf mich,
 Hast du Geld, so heirat' mich!
 Ich kann se, ich kann se.

Auffällig ist die Messung der zwei ersten Zeilen, die wohl auch vier Hebungen haben. Fast wörtlich stimmt damit der Text aus Münster überein, der aber das schwerfällige Versmass vermeidet:

Wer, wer kann die sieben Sprünge,
 Wer, wer kann sie tanzen?
 Wackres Mädchen, pass auf mich,
 Hast du Geld, so heirat' mich
 Zum Tanzen, zum Tanzen!

Der Schluss des siebengebirgischen und rheinischen Liedes, der auch dem Bonner gleicht, ist hier aufgegeben; er lautet wie in Aachen:

Hei, weä ka se sövve Spröng,
 Hei, weä ka se danze?
 Backesmädche, kôm bëi mieh,
 Köns du net, da hoöl ich dich
 Zom Danz!

Es bleibt uns noch eine Unterabteilung der zweiten Gruppe übrig, die auf die Niederlande beschränkt ist; sie berührt sich in der dritten Zeile mit dem Holstein-Stormarner Text usw.

Text bei van Vloten, 3. Aufl. S. 92 Nr. 23 [4. Aufl. S. 109 Nr. 47]:

Hedde niet gehoord van de zeuven, de zeuven,
 Hedde niet gehoord van den zeuvensprong?
 Ze zeggen, dat ik niet dansen en kan;
 Ik kan dansen als eenen edelman.

Böhme, der eine andere Auflage benutzt zu haben scheint, gibt die beiden ersten Zeilen so (Tanz I, 157):

Hedde niet gehoord van den zeuvensprong,
 Hedde niet gehoord van de zeuven?

und in der vierten Zeile 'as' für 'als'.

Mit der ersten Lesart stimmt das friesische Lied aus Grouw teilweise überein:

Hestou wol 'ris heard fen de saune, de saune?
 Hestou de saunsprong wol 'ris downsjen sjoen?
 Da 's ien, da 's twa, da 's trije, da 's fjouwer,
 da 's fiif, da 's seis, en da 's saun.

Die anderen Texte zeigen gar keine Verwandtschaft mit den bisher genannten, sie stehen zu dem Siebensprung in keiner Beziehung mehr, so der Mecklenburger:

Unse Katt hät söben Jungen,
 Dat hät Nabers Kater dân.
 Nim den Kater,
 Smit'n in't Water,
 Dat he nich mir katern kan!

Ferner der oben genannte Ahlstadter sowie der Helgoländer:

Wide, wide, wid, mien Mann is komen.
 Wide, wide, wid, wat hatt he bracht?
 Wide, wide, wid, en Sack voll Plumen.
 Wide, wide, wid, dat hebb ick dacht.

Alle drei sind ganz andere Texte, die ursprünglich zu anderen Tänzen gehören, sie kommen, sowie die bayerischen, die Schmeller erwähnt, als Urtext des Siebensprungliedes nicht in Betracht. Ebensowenig ist dies der Fall mit dem französischen Liede von 1732, das bereits Bolte als eine junge Dichtung im galanten Schäferstil richtig bezeichnet hat. Jener französische Tanz ist ja auch in den Touren entartet geradeso wie der von Couvin; auch die Melodie ist ganz entstellt, wie sich noch zeigen wird. Nur in der Zählung der Sprünge stimmt er zu den deutschen Texten, wie

ja auch die beiden belgischen Tänze nur dies bewahrt haben. Offenbar war die Schwierigkeit, die deutsch-niederländisch-friesische Strophe in eine französische zu verwandeln, zu gross; in Chimay singt man als Text vor den Sprüngen nur 'tra la la'. In Dänemark und Schweden scheint es auch kein Siebensprunglied zu geben, wohl aus ählichem Grunde. Der Urtext kann also nur bei den oben in den verschiedensten Variationen genannten Texten zu suchen sein.

Wie mag er ausgesehen haben? Jedenfalls war es eine Strophe mit vier Zeilen zu je vier Hebungen. Die beiden ersten Zeilen waren nicht gereimt, da diese nur in Düdinghausen gereimt erscheinen. Dagegen reimten sicherlich die zwei letzten; denn nur die übereinstimmenden Texte von Rendsburg-Westfalen besitzen keinen Reim, und diese können den gewaltigen Übereinstimmungen anderwärts gegenüber nicht den Anspruch der Ursprünglichkeit erheben, zumal in Rendsburg der dazugehörige Tanz mit Melodie absichtlich zum 'Barbiertanz' entstellt erscheint. Unter den reimenden Texten wieder werden die auf 'nich' reimenden, die auf die Rheinprovinz und Westfalen beschränkt sind, ebensowenig als ursprünglich gelten dürfen. Es bleibt also der Reim auf 'kann' übrig. Weitaus die Mehrzahl der Texte ergibt dann den Reim: '-tanzen kann', '-Edelmann'; das letztere Wort ist ja auch in Rendsburg-Westfalen erhalten. Das Schlusswort der zweiten muss 'sieben' gewesen sein, nicht 'tanzen'; denn erstlich ist 'sieben' viel weiter verbreitet als 'tanzen', das sich nur in Westdeutschland (Elsass, Rheinprovinz, Westfalen) und Holland, also auf einem zusammenhängenden Raume, findet; zweitens stimmen die Strophen mit 'tanzen' lange nicht so stark mit einander überein als die mit 'sieben'. So bleiben von der zweiten Gruppe nur noch übrig: die Strophen von Rinthen und die niederländische bei Böhme. Beide besitzen unter den aufgeführten Texten weiter keine ganz nahe Verwandtschaft; darum können sie beide nicht als die Urtexte gelten. Beachtenswert ist, das im Urtext 'sieben' in der zweiten Zeile auf zwei Hebungen verteilt war, wie noch viele Texte zeigen. Meine Beweisführung stützt sich in diesem ganzen Gedankengang darauf, dass der Urtext unter den verbreiteteren Texten am ehesten nahe Verwandtschaft besitzen müsse. Da der Tanz so ausserordentlich weit verbreitet ist, darf man doch wohl annehmen, dass der Ursprungsort auch das stärkste Verbreitungszentrum war. Man geht wohl auch nicht fehl in der Annahme, dass der Tanz früher einmal nicht bloss weithin bekannt, sondern auch üblich war: im Gegensatz zu jetzt, wo er zwar auch noch weitverbreitet, aber wenig bekannt und wenig üblich ist. Gibt man das zu, so kommt für den Urtext die ganze zweite Gruppe nicht in Betracht.

Sehr schwierig dürfte es jedoch zu entscheiden sein, welche von den beiden Unterabteilungen der ersten Gruppe den Urtext enthält. Für beide liessen sich Argumente geltend machen. Für einen Text wie den schwä-

bischen von Owen z. B. spräche der Umstand, dass dieser sich fast genau so in ganz anderer Gegend: in der Pfalz und in der Mark wiederfindet (leider sind nur, wie oben schon erwähnt, die beiden letzteren Texte nicht über jedem Zweifel erhaben). Auch könnte ein süddeutscher Urtext leicht das Hochdeutsche auf plattdeutschem Boden erklären. Für einen Text wie den Holstein-Stormarnschen spräche ausser Erhaltung der zwei Hebungen in 'sieben' (Zeile 2) der Umstand, dass sich von ihm aus die erste und die zweite Gruppe verstehen lässt. Durch Abänderung der Frage der dritten Zeile in eine Aufforderung konnte leicht werden: 'Mach mir's, dass ich tanzen kann'. Der Anfang der ersten zwei Zeilen, der auf der Baar, in Soest und teilweise in Meiningen mit dem Holstein-Stormarnschen übereinstimmt, wäre in Owen (Mark und Pfalz), in Kusterdingen und Gutach dem Anfang der dritten Zeile angeglichen worden. Es liesse sich eher denken, dass verschiedener Zeilenanfang, wie er in Holstein-Stormarn besteht, auf einer Wanderung nach dem Süden verloren ging, als umgekehrt, dass gleichmässiger Anfang auf einer Wanderung vom Süden nach dem Norden vergessen worden wäre. Auch die Veränderung von 'Tanz' zu 'Spielt' in Gramzow-Nordhausen wäre leicht verständlich. Ferner fände auch die Entstehung der ganzen zweiten Gruppe ihre Erklärung. Denn sowie ein Lied ähnlich dem von der Baar gewissermassen die Vermittlung zu den Owener, Gutacher usw. Texten bildet, liesse sich durch Vermittlung eines ähnlichen Liedes, wie es der Dithmarsche Text ist, die ganze zweite Gruppe verstehen. Trotzdem lasse ich die Frage nach dem Urtext unentschieden; denn es ist nicht zu übersehen, dass viel mehr norddeutsche Texte zur Beurteilung vorliegen als süddeutsche. Vielleicht lässt er sich mit Hilfe der Urmelodie (gleiche Anzahl der Silben und Töne: s. unten S. 308) feststellen.

Dass die Sprünge gezählt wurden, ergibt die weitreichende Übereinstimmung. Das Zählen ist bezeugt in Eckwersheim (Elsass), Rechtenbach-Schweigen, Berolzheim (Baden), Owen, Düsseldorf, Westfalen (Kuhn 2, 150, Woeste S. 140), Dithmarschen, Neuenkirchen (Lüneburg), Helgoland, Mark Brandenburg, Meiningen (Böhme, Kinderlied), Niederland (van Duyse), Zwolle, Abeoude, Grouw in Friesland, Chimay, Couvin und in dem französischen Liede um 1732; also auch bei allen drei Siebensprüngen auf französischem Sprachboden, wo ja sonst vom Texte nichts geblieben ist.

7. Die Melodie. Um den Zusammenhang der Melodien übersichtlich beweisen zu können, setze ich statt der Noten Zahlen ein, wie es auch Höft in seinen drei Melodien tut. Handelt es sich z. B. um C-dur, so bedeutet 1 = c, 2 = d, 3 = e, 4 = f, 5 = g, 6 = a, 7 = h; $1\frac{1}{2}$ = cis, $2\frac{1}{2}$ = dis usw. Ein Strich über der Zahl heisst: der Ton ist eine Oktave tiefer, z. B. $\bar{1}$ = tieferes c; ein Strich unter der Zahl setzt den Ton eine Oktave höher, z. B. $\underline{1}$ = höheres c. In G-dur wäre 1 = g, 2 = a usw. Da es bei

dieser Untersuchung unmöglich darauf abgesehen sein kann, auch die Urtonart herauszufinden, lasse ich eine Angabe über die Tonart der verschiedenen Melodien weg. Eine Pause wird durch 0 bezeichnet. Eine Zahl ohne Punkt oder Bogen bedeutet eine Achtelnote; eine Zahl mit Bogen darüber bezeichnet $\frac{1}{16}$, mit einem Bogen darunter = $\frac{1}{4}$, mit zwei Bogen darunter = $\frac{1}{2}$, mit drei Bogen darunter = $\frac{1}{4}$. Ein Punkt neben der Zahl vermehrt die Dauer des Tones um die Hälfte, also 1. in C-dur = c als $\frac{3}{8}$. Dieses System mit Zahlen wird jedem leicht verständlich werden, wenn er die oben in Noten gegebenen Melodien mit den Zahlen hier vergleicht. Um in bequemer Weise die Übereinstimmung der einzelnen Teile der Melodien festzustellen, sind ferner die übereinstimmenden Takte jedesmal genau untereinandergesetzt. Da aber die Taktabteilung und das Tempo nicht gleichmässig sind, würde es an einem handlichen Ausdruck fehlen, würde ich nicht die Takte nach den darüber gesetzten, zunächst willkürlich erscheinenden lateinischen Zahlen benennen, ohne Rücksicht darauf, ob die (mit beigefügte) Textabgrenzung und das Tempo der einzelnen Melodie damit übereinstimmt (z. B. Gramzow-Nordhausen) oder nicht (z. B. die beiden dänischen nach Berggreen).

	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII
1. Gramzow (Uckermark) und Nordhausen.	1353	4231	1353	421	2222	275	2222	2755 3.
2. Bramstedt (Holstein) und Wagrien. ¹⁾	1353	4231	1353 ²⁾	4211	2222	2275	2222	2275 33
3. Neuenkirchen (Lüneburg).	1.353	4231	1.353	43	2222	232175	2222	232155 43
4. Grünendeich (Altes Land bei Hamburg).	123453	4231	123453	4210	2222	232175	2222	232175 3.
5. Fünen (nach Berggreen).	1234 53	42 31	1234 53	42 1	22 25	2321 75	22 25	2321 75 3
6. Boberg bei Hamburg.	5 123453	4235	123453	421	2222	232175	2222	234325 3
7. Niederland um 1770.	123453	1231	123453	423	2223	432175	2223	4325 3.
8. Dusslingen bei Tübingen.	123453	4231	123453	421	22222	343311	22222	343315 3.
9. Schweiz um 1818.	123453	512431	123453	54243	222342	3115	222342	3115 3.

1) Dieselbe Melodie spielte man auch bei dem kotillonähnlichen 'langen Tanz'.

2) Bei Höft steht, sicherlich verdruckt: 1352.

I II III IV V VI VII VIII

10. Michaelsdorf (Pommern).

1234|553 | 5421|331 | 1234|553 | 5423|1310|53

11. Mark Brandenburg (Böhme, Tanz Nr. 316).

5 | 1234|535 | 5421|3,5 | 1231|535 | 5427|105|3

12. Dänemark (Skattegraveren B).

5 | 1712|535 | 5443|433 | 1712|535 | 5427|1 || 7|22|26 | 2164|642 | 22|26 | 2164|50 | 51

13. Jütland (nach Berggreen).¹⁾

5 | 1234|535 | 424|332 | 1234|535 | 4272|10 || 22|223 | 2176|5671 | 22|223 | 2176|5|5 | 1.

14. Dänemark (Skattegraveren A).

1234553 | 41233 | 1234553 | 1271 || 2223 | 21765671 | 2223 | 217655 | 31

15. Eckwersheim (Elsass).

1,355 | 4230 | 1,353 | 42 || 2,222 | 311 | 2,222 | 3115 | 31

16. Gutach (Baden).

1,355 | 4211 | 1,355 | 421 || 1,355 | 665 | 4433 | 221

17. Rechtenbach-Schweigen (Pfalz).

5 | 113553 | 41233 | 113553 | 4123 || 22224 | 3531 | 22224 | 35315 | 32

18. Soest.

1353 | 4231 | 1353 | 43 || 223223 | 2232 | 22322 | 21705 | 3

19. Siebengebirge.

1355 | 645 | 1355 | 65 || 4231 | 271 | 4231 | 2715 | 21

20. Meiningen (Böhme, Tanz).

5 | 1356 | 55435 | 1356 | 5543 || 223223 | 2757 | 223223 | 2755 | 3

21. Meiningen (Böhme, Kinderlied).

123456 | 5543 | 123456 | 5543 || 223223 | 275 | 223223 | 2755 | 3

22. Mark Brandenburg (Böhme, Tanz Nr. 317).

123456 | 5431 | 123456 | 543 || 2222 | 217655 | 2222 | 217655 | 3

23. Holstein-Stormarn.

123456 | 5432 | 123456 | 5533 || 2223 | 217655 | 2223 | 217655 | 33

24. Rendsburg (Barbiertanz).

123456543 | 5153 | 123456543 | 5155 || 43221 | 77655 | 43221 | 77655 | 22
u.s.w.

25. Georgensgmünd (Mittelfranken).

5,653 | 432431 | 5,653 | 43243 || 222 | 23321 | 222 | 23321 | 53.

1) = Erk-Böhme 2, 758 Nr. 992 II, woselbst Schluss 5|5.

I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII
26. Couvin (Namur, Belgien).							
5.654 3234	55 31	5.654 3234	55 1	2.321 7671	22 75	2.321 7671	22 5
27. Chimay (Hennegau, Belgien).							
56 54	32 31	56 54	32 1	2.3 21	76 75	2.3 21	76 55
28. Ahlstadt (Coburg).							
5.654	3211	5.654	3215 1				
29. Düsseldorf.							
1.233 332	1.233 21	1.233 333	5.653 21	5.313 275	5 313 25	5.313 275	5.653 21
30. Französ. Melodie um 1732.							
32 17	6212 33	32 17	6712 3	77 7.6	71 6	77 7.6	71 63
31. Niederland (van Duyse Nr. 364A).							
1.71.2 33.3	22.2 15	1.71.2 33.3	22 10	3.5.55 65	54.4 42.3	42 554	43 35.4
32. Oberpfalz (in Wechseltakt.) ¹⁾							
17123 214234	56543 21765	17123 214234	56543 20	2.34 321	2.34 321	3535 5.432 10	3535 5.43
33. Elsa (Coburg).							
5 1512 3331	3165 443	4246 5533	4246 5535 3				
34. Watzendorf und Gossenberg (Coburg).							
				5111	722	5222	1335
35. Helgoland.							
5555 6542	155555	55567	10	5555 6542	175555	6542	132

Die vorstehenden Melodien lassen sich am besten vergleichen, wenn man von Nr. 1 und 2 ausgeht. Diese sind am einfachsten und zugleich am gleichmässigsten gebaut. Vom Grundton steigt Nr. 1 in zwei Terzen zur Quinte auf und fällt dann dreifach in Terzen abgestuft zum Grundton ab. In der Wiederholung fehlt die letzte Terz; sie wird durch den verlängerten Grundton ersetzt, um so den Einschnitt in der ersten Hälfte der Melodie zu charakterisieren. In der zweiten Hälfte wird erst die Secunde festgehalten, dann fällt die Melodie in zwei Terzen zur Quinte der unteren Oktave. Nachdem dies noch einmal wiederholt ist, steigt es von der unteren Quinte um eine Oktave und fällt in einer Terz zum Schlußton ab. Nr. 2 ist fast genau so gebaut, nur VI und VIII zeigen kleine Abweichungen, die aber ebenso harmonisch verlaufen wie die Entsprechungen in Nr. 1. Nr. 3 bildet gewissermassen den Übergang zu den folgenden

1) Schmeller und Schuegraf scheinen also gegenüber Böhme, Tanz 1, 157, Anm. 3 recht zu haben. Das Eindringen des Wechseltaktes in den Siebensprung erklärt sich sehr einfach aus der Vorliebe gewisser bayerischer Gegenden für den Walzer mit Wechseltakt, der die Polka, oder was sonst den 1-7 Sprüngen vorausging, verdrängte.

Nummern. Der gleichmässige Rhythmus ist schon in I und III verletzt, wenn auch die Tonhöhe geblieben ist; IV und Ende von VIII sind verändert; in VI und VIII ist die doppelte Secunde von Nr. 2 zu einer kleinen Variation entfaltet, die in den folgenden Nummern genau so wiederkehrt. Von Nr. 4 ab ist der Figuration von VI und VIII entsprechend auch der erste Teil von I und III figurirt. Nr. 4 ist durchaus harmonisch aufgebaut, nur nicht mehr so in Terzen wie Nr. 1. Nr. 5 ist ausser in V und VII Ton für Ton dieselbe Melodie wie Nr. 4, die Takte sind nur anders abgeteilt. Nr. 6 ist beiden gegenüber wieder sehr wenig verschieden: Auftakt und VIII mit deutlicher Neuerung. Nr. 7 ist im Gegensatz zu den vorausgehenden Melodien in $\frac{4}{4}$ -Takt gesetzt, ist aber sonst nur am Ende von V und VII, Anfang von VI und in VIII etwas verändert. Mit Nr. 8 und 9 kommen wir zu zwei Melodien, die den Rhythmus (und Nr. 9 auch die Tonfolge) in V und VII verändert haben; in Nr. 9 ist die Abänderung in II und IV beachtenswert, die an die Alphornweisen zu erinnern scheint; Takt VI und VIII zeigen in Nr. 8 und 9 eine neue Terz und Sprung zur Quinte, wie dies in denselben Takten auch in zwei anderen süddeutschen Melodien Nr. 15 und 17 vorkommt. Nr. 10⁷ und 11 haben die zweite Hälfte verloren, dabei aber die Endterz bewahrt; in II und IV sind sie sich recht ähnlich; beide haben mehrfach neue Terzen eingefügt, man vergleiche auch II in Nr. 9 und 10. Die charakteristische Tonfolge $\underline{535} \underline{5427} \underline{1}$ in III und IV kehrt auch in Nr. 12 wieder, die so bedeutend abweicht, dass man fast an eine Durchkreuzung mit einem anderen Liede denken könnte, zumal mit der Folge $\underline{1712}$ auch die sonst so sehr fremdartigen Melodien Nr. 31 und 32 beginnen; aber es sind ausser der Übereinstimmung in III und IV (und Ende von II) doch wieder viele Ähnlichkeiten vorhanden: so in V und VII das Festhalten an der Secunde, in VI und VIII das Hinabsteigen von der Secunde an zu Tönen der unteren Oktave, wie in Nr. 13 und 14 beginnend, dann in anderen Terzen sich fortsetzend; zum Schluss die Folge $\underline{51}$ wie in Nr. 13, mit dem zusammen es gleich Nr. 10 und 11 die Verlangsamung des Tempos gemein hat. Nr. 13 und 14 sind sich sehr ähnlich, besonders in der gleichmässigen Veränderung des Rhythmus und der Töne in VI. Gemeinsam ist den Melodien 9—14 die Abänderung des Rhythmus in II (und IV). Mit Nr. 15f. kommen wir zu einigen Melodien, die sich in Tonfall und Rhythmus wieder mehr an Nr. 1 und 2 anschliessen. Nr. 15 und 16 haben in I (und III) gleichmässig die Terz $\underline{53}$ durch $\underline{55}$ ersetzt; Nr. 16 hat ausserdem den ganzen zweiten Teil verloren und durch eine sehr einfache Tonfolge ersetzt. In VI und VIII ist wiederum das Hinuntersteigen zur unteren Oktave vermieden wie in Nr. 8 und 9, auch in Nr. 25; darin scheint sich ein Abweichen der süddeutschen Melodien von den übrigen zu dokumentieren, wie andererseits das Hinuntersteigen zur Septime der unteren Oktave

schon in IV speziell norddeutsch-dänisch erscheint, vgl. Nr. 11—14. Nr. 18 hat den 1. Teil sehr treu bewahrt wie Nr. 1, der zweite Teil aber ist entstellt durch VI, der eine Wiederholung von V darstellt; nur in VIII ist eine Erinnerung an Älteres geblieben.

Mit Nr. 19 beginnt eine zweite Gruppe von Melodien, die nicht bloss bis zur Quinte, sondern bis zur Sexte aufsteigen: während Nr. 19 und 20 sich dem Rhythmus von Nr. 1 und 2 nähern, stimmt Nr. 21 zu Nr. 9, und Nr. 22 und 23 zu Nr. 4f. Die Terzenfolge ist hierbei natürlich noch mehr durchbrochen. Nr. 19 hat den ursprünglichen Takt II in V und VII versetzt. Nr. 22 und 23 entsprechen der Nr. 4 und 5, aber nicht nur in der Harmonie des Rhythmus, sondern auch in derselben Art der Figuration: sowie Nr. 4 und 5 eine Variation zu Nr. 1 und 2 darstellen mit den Sechzehnteln von dem Grundton bis zur Quarte, so auch Nr. 22 und 23. Aber während jene den Terzenabstieg 53 4231 bewahrt haben, steigen diese in 56 zur Sexte empor. Die Harmonie der Töne verlangt demgemäss dann auch einen anderen Abstieg in II und IV und eine andere Tonfolge in VI und VIII. Nr. 24 scheint den vorausgehenden Nummern gegenüber zwar im Rhythmus etwas verändert; aber die ganzen Abweichungen fielen nicht sehr ins Gewicht, wenn nicht die ganze Melodie mit einer Melodie aus Webers *Preciosa* bis auf eine geringfügige Abweichung genau übereinstimmte (Klavierauszug, Leipzig, Peters S. 20 Nr. 7, Musik hinter der Szene), worauf mich Herr Leonhard aufmerksam macht; vor allem hat die Rendsburger Melodie noch eine Fortsetzung fast genau wie in der *Preciosa*; sie heisst in Rendsburg: 2255 | 343211 | 2255 | 343211 [bei Höft teilweise verdruckt] und in der *Preciosa*: 25 | 342311 | 25 | 34231. Vermutlich hat der Rendsburger Barbiertanz, der ja überhaupt absichtlich aus dem Siebensprung entstellt ist, die Webersche Melodie, die an sich schon der Siebensprungmelodie ähnlich ist, ganz übernommen. Sollte aber umgekehrt diese Rendsburger Weise die ältere sein, so fände auch das seine Erklärung, da ja Weber in Eutin, also nicht so sehr weit von Rendsburg entfernt, geboren ist und die Rendsburger Melodie gekannt und benutzt haben könnte.

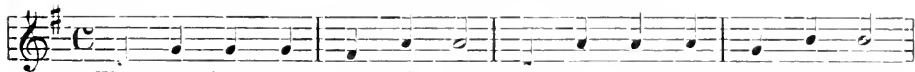
Mit Nr. 25 beginnt eine Folge von Liedern, die den Aufstieg vom Grundton an verloren haben und gleichmässig mit der Quinte anheben, der die Sexte folgt. Es wäre wohl möglich, dass alle vier (Nr. 25—28) durch ein anderes Lied beeinflusst wären; andererseits lassen sie sich auch aus einem Typus heraus wie Nr. 22 und 23 verstehen. Am weitesten hat sich die Ahlstadter Melodie entfernt, die den zweiten Teil verloren hat. Ihr kommt nur mit anderer Taktabteilung die Chimayer am nächsten. Bei beiden könnte man wegen der Zugehörigkeit zu der sonstigen Siebensprungmelodie zweifelhaft sein, wenn nicht einerseits das Conviner Lied in Takt V genau den Takten V und VI in Chimay entspräche und nicht

andererseits die Takte V in Georgensgmünd und VI in Couvin zu deutlich die eigentliche Siebensprungmelodie verrieten. In Nr. 26 scheint der ursprüngliche Takt VI in doppelter Fassung vorzuliegen: einmal in der zweiten Hälfte von V, dann in VI. Der Verdacht, dass in Nr. 25—28 eine Verschmelzung mit einem anderen Liede stattgefunden hat, wird vermehrt durch die französische Melodie Nr. 30. Die französische Tonfolge 32176 findet sich auch in den beiden belgischen Liedern; da diese Töne nur ununterbrochen sinken, könnte dies allerdings auf Zufall beruhen, allein bei der Wiederholung ist es die Folge: 32176712, genau wie zu Beginn des zweiten Teiles von Couvin; es kommt hinzu, dass die Folge 7671 in beiden Melodien in V bzw. V und VI steht. Die französische Melodie macht daher den Eindruck, als sei der erste Teil der Urmelodie überhaupt aufgegeben und der zweite erst nach vorn geschoben, um mit einer starken Variation im nunmehrigen zweiten Teil wiederzukehren.

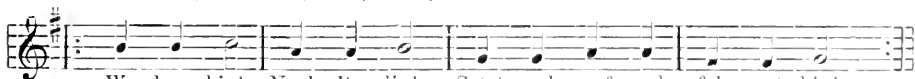
Die Düsseldorfer Melodie ist ebenfalls stark entstellt. Der Anfang erinnert noch in etwas an die alte Melodie. Takt I wird aber auch in II fast gleichartig wiederholt; Takt IV könnte fast eine Reminiszenz an den Anfang eines Liedes der zweiten Gruppe (z. B. Nr. 25) sein. Takt V wird wiederum auch in VI schon fast genau wiederholt; die Tonfolge 531 erinnert an süddeutsche Takte VI der ersten Gruppe (Nr. 8, 15 und 17); nur in dem zweiten Teile von V und VII (275), sowie in dem Abschluss 53 schimmert die alte Melodie deutlich durch.

Die Elsaer und die Helgoländer Melodie unterbringen zu wollen, erscheint vorläufig ebenso aussichtslos wie bei Nr. 31 und 32, deren Anfang sich, wie erwähnt, bei Nr. 12 wiederfindet. In der Watzendorfer, der die Meininger (S. 288) sehr ähnlich ist, könnte vielleicht ein Rest des zweiten Teiles vorliegen; der dazugehörige Text hat ja auch bloss die zweite Hälfte, dafür spräche das Wiederholen von 2 und der Schluss 53; aber die Melodie ist dieselbe wie in der ersten Hälfte des Volksliedes: 'Jakob hat kein Brot im Haus, woran mich Herr Leonhardt erinnert.'¹⁾

1) Die ganze Melodie dieses Volksliedes kehrt in einer Weise wieder, die in der Umgegend von Saaz und im Böhmer Wald zu dem Siebensprung üblich ist. Bei diesem Tanz, den ich nicht weiter verfolgt habe, machte man erst 7 Schritte vorwärts, dann 7 Schritte rückwärts, drei nach links und drei nach rechts, dann ging's rund herum. In der Umgegend von Saaz und im Böhmer Wald sang man dazu:



Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieb'n. Wol-len wir den Schieb-bock schieb'n?



Wo denn hin? Nach Ber- lin! Setzt euch auf und fah - ret hin!

(Nach den Mitteilungen des Herrn Schriftstellers John in Eger und des Herrn Lehrers Holt in Königswart bei Marienbad.)

Mit dem Siebensprung hat dieser Siebensprung schwerlich etwas zu tun.

Die Melodien 1—29 lassen sich also mehr oder minder leicht als verwandt erkennen, während in Nr. 30—35 das nicht so ist. Keinesfalls enthält eine der letzteren die Urmelodie; es fragt sich aber, ob diese vielleicht in einer der Nrn. 1—29 steckt. In Betracht kommen dafür meines Erachtens nur Nr. 1, 2 oder 4, 5 oder 22, 23. Von jeder unter diesen Melodien liessen sich die Nrn. 1—29 herleiten; sie sind zugleich diejenigen, deren Bau am durchsichtigsten ist.¹⁾ Nr. 1 und 2 sind einfacher als die anderen gebaut, und einfache Melodien sind, wie auch ich als unmusikalischer Mensch mir sagen muss, älter als kompliziertere. Das brauchte vielleicht in diesem Falle nicht ebenso zu sein. Aber der Umstand, dass nur bei Melodien wie 1 und 2 auf jede gesungene Silbe ein Ton kommt, spricht dafür, dass auch hier die Figuration erst spätere Zutat ist. Ich glaube, auch das lässt sich für das höhere Alter von 1 und 2 geltend machen: dass in ihnen allein das Prinzip des Aufbaues auf den Terzen durchaus deutlich hervortritt; es ist mir unwahrscheinlich, dass dieser durchsichtige Aufbau aus Typen wie Nr. 4 und 5 oder 22 und 23 erwachsen sein soll. Ein Musikhistoriker kann vielleicht weitere Kriterien vorbringen, besonders wenn mehr Material gesammelt ist. Denn erst eine grosse Sammlung kann uns belehren, wie weit die Übereinstimmung der Melodien etwa auch nur auf Zufall beruht; können doch ähnliche Tonfolgen zu leicht unabhängig voneinander entstehen: das beweist z. B. die Melodie eines litauischen Volksliedes, das sicherlich mit dem Siebensprung nichts gemein hat; es lautet nach Nesselmann, Lit. Volkslieder, Musikbeilage S. 3 Nr. 61:

1356 | 5, 3 | 1356 | 5, 3 || 5565 | 4322 | 4445 | 310

Ähnlich ist auch eine spanische Tanzweise aus San Sebastian, die mir Herr Leonhardt mitteilt:

5̣ | 1, 234 | 565, 3̣ | 454, 2̣ | 315̣ | 1, 234 | 565, 3̣ | 454, 2̣ | 131 usw.

S. Die Heimat des Siebensprungs. Die Frage nach der Heimat des Siebensprungs beantwortet sich nach den vorausgegangenen Erörterungen, wenigstens was Land und Sprache betrifft, von selbst: es kann nur Deutschland sein. Auf französischem Sprachgebiet (Frankreich und Belgien) sind weder die Touren (und Sprünge?) noch die Melodie altertümlich; es kommt hinzu, dass der Text ganz fehlt oder durch einen fremden ersetzt ist. Deutscher Ursprung macht das Fehlen des Textes erklärlich. Ähnlich liegt letzteres für Dänemark und Schweden, während für französisches Sprachgebiet die geringe Verbreitung auch noch charak-

1) Ich habe in der Entscheidung dieser Frage öfters hin- und hergeschwankt; wenn ich jetzt zu der Ansicht neige, dass nur 1 und 2 der Urmelodie am nächsten kommen oder die Urmelodie sind, so bestimmt mich dazu ein Gespräch mit Herrn Riemann, Solorepeticitor an der Kgl. Hofoper in München.

teristisch ist. Niederländischer oder friesischer Ur Tanz ist ausgeschlossen wegen des Textes; auch Touren und Sprünge scheinen entartet, allein die Zeugnisse davon sind leider nicht klar. Viel schwieriger steht die Frage nach der Heimat innerhalb Deutschlands. Trotzdem Schleswig-Holstein für die Urheimat von zwei Seiten aus (Text und Melodie) in Frage kommt, möchte ich, besonders bei dem Mangel an süddeutschen Liedern¹⁾, mit einer Entscheidung noch zurückhalten, zumal auch an keinem der in Betracht kommenden Orte alle ausschlaggebenden Momente (Tanz, Sprünge, Melodie, Text, Zählen) altertümlich oder bekannt sind. Schliesslich ist auch nicht zu vergessen, dass die Gegend, die alles am besten bewahrt hat, nicht auch die Heimat des Tanzes sein muss.

9. Das Alter. Man hat dem Siebensprung mehrfach ein sehr hohes Alter angedichtet. Dass er nicht in die Zeit des Urgermanentums zurückreichen kann, ergibt schon das vorige Kapitel über die Heimat. Aber auch nur in die Zeit des deutschen Heidentums geht es keineswegs zurück. Denn gerade das, was heidnisch erscheinen könnte und von manchen dafür gehalten worden ist, die Beziehung zu der Siebenzahl, ist es nicht. Erst durch Vermittlung gerade der christlichen Kirche hat in Deutschland die 'Sieben' die Bedeutung einer symbolischen Zahl erlangt; was Weinhold in den Abhandl. d. Berl. Akad., phil. - hist. Klasse 1897 zur Genüge dargetan hat. Auch die Strophe selber verrät ein jüngerer Alter. Die Rekonstruktion oben in Kapitel 6 hat erwiesen, dass die beiden letzten Zeilen der Strophe reimten; auch die Tatsache, dass es eine Strophe ist, spricht gegen höheres Alter, sowie auch der Umstand, dass keine Stäbe auf alliterierende Poesie hinweisen. Damit kommen wir wenigsten zur Zeit Otfrids. Sprachliche Kriterien rücken den Terminus post quem noch weiter herunter. Es lässt sich nicht bestreiten, dass das Wort 'tanzen' in der Strophe vorkam. Dieses Wort ist nach Kluge, Etym. Wb. 6. Aufl. S. 389 erst seit dem 12. Jahrhundert bei uns heimisch. In der letzten Zeile der Urstrophe stand zweifelsohne am Schlusse 'Edelmann'; und dies ist ein Wort, das erst vom 15. Jahrhundert an belegt zu sein scheint, da man früher dafür 'Edeline' sagte, vgl. Grimm, Wb. 3, 28. Als ältesten Beleg des Wortes führt das Grimmsche Wörterbuch 3, 29 eine Stelle aus dem Weistum von Trebur vom Jahre 1425 an, vgl. Grimm, Weistümer 1, 495. Auch der Plural 'Edelleute' ist erst aus dem 15. Jahrhundert in einem Fastnachtsspiel belegt (Grimm, Wb. 3, 29). Für 'tanzen' und 'Edelmann' können unmöglich einmal andere Wörter in der Strophe gestanden haben, das ergibt der Versuch der Rekonstruktion zu deutlich, besonders bei dem Wort 'Edelmann'. Hätte z. B. 'Edeline' einst gestanden, so wäre nicht zu ersehen, warum es sich in keiner einzigen

1) Die Ähnlichkeit des Siebensprungs mit dem Schuhplattler verweist ja eher nach dem Süden.

der so verschiedenartigen Strophen gehalten hätte; in der Tat weist jedoch alles auf den Reim: 'kann': '-mann' hin. Schliesslich ist auch das Metrum des Wortes 'sieben' für die Altersbestimmung bedeutsam, jedenfalls war 'sieben' mit Haupt- und Nebenakzent versehen; denn es ist z. B. so zu skandieren:

Dáns mi | màl de | só | wèn.

Diese Skansion, damit die Betonung der Silbe '-wen', setzt die Länge von 'sö-' oder hochdeutsch die Länge der Silbe 'sie-' voraus. Zweisilbige Ausgänge mit kurzer erster Silbe und schwachem -e- in der zweiten galten mittelhochdeutsch als männlicher Ausgang, d. h. sie wurden als einsilbig gezählt, vgl. Paul im Grundriss II, 1, 931, § 44. Die Dehnung der kurzen Vokale in offener Silbe führt uns aber schon über die mittelhochdeutsche Zeit hinaus. Für neuhochdeutsche Zeit spricht vielleicht auch der Umstand, dass wir auf niederdeutschem Boden so häufig hochdeutschen Strophen begegnet sind; denn wenn auch manche erst von den betreffenden Gewährsmännern ins Hochdeutsche umgesetzt sein mögen, so wird das doch nicht überall der Fall sein. Ein genauerer Terminus post quem lässt sich vielleicht mit Hilfe der Tanzschritte finden. Sollte sich z. B. herausstellen, dass nicht ein so altertümlicher Tanz, wie es der Langaus ist, sondern die Polka der Urtanz war, so würde die Grenze noch weiter herunterrücken. Auch die Verbindung von Tanz und Melodie mag beweiskräftig sein. So will Angerstein (Volkstänze im deutschen Mittelalter S. 24) hieraus ein Argument für das Alter des Siebensprungs entnehmen, der den mittelalterlichen Reigen ähnlich sei. Ich muss freilich gestehen, dass mir seine Behauptung zu allgemein und zu wenig fest umrissen erscheint. Schliesslich könnten Musikhistoriker gewiss auch für die Entstehung des Liedes eine Zeitgrenze angeben.

Einen Terminus ante quem bildet der französische Siebensprung, der für das Jahr 1732 bezeugt ist. Alle anderen Zeugnisse sind jünger, so Oberpfalz 1763; Hessen 1767; Bayern (Bucher) 1782; Schwaben 1814. Sollte das Schweigen der Historiker und Ethnographen in früherer Zeit nicht doch beredt sein? Sollte der Siebensprung wirklich soviel älter sein? Beachtenswert ist, dass er in der oberpfälzischen, hessischen und bayerischen Quelle als sehr bekannt vorausgesetzt wird; die schwäbische Quelle von 1814 scheint diese Voraussetzung nicht mehr zu machen. Allerdings hat er sich anderwärts noch länger voll am Leben erhalten.

10. Bedeutung des Siebensprungs. Kuhn hatte den Siebensprung mit dem Siebenschnitt der indischen Hochzeit zusammengebracht. Zwar hatte Winternitz (Denkschriften der Wiener Akad., phil.-hist. Kl., 40, 53 vom Jahre 1892) das Bedenkliche dieser Zusammenstellung hervorgehoben. Gleichwohl hat E. H. Meyer (Deutsche Volkskunde S. 162 und Badisches Volksleben S. 305) den ganz anders gearteten indischen Brauch doch wieder herangezogen und daraus den innersten Kern der alten indo-

germanischen Hochzeit' herausdestilliert. Simrock, Böhme, Höft, Haas, Kolbe haben ebenfalls höchst Altertümliches und Altheidnisches herausgelesen, einen Opfertanz u. ä. Sie alle haben denselben Fehler begangen, welcher der Ethnologie so häufig den Vorwurf des Dilettantismus zugezogen hat: sie haben ohne methodisches Forschen fast nur auf ein Einzelobjekt gestützt, an Heidnisches angeknüpft.¹⁾ Was hat die Forscher irregeführt? Zum grösseren Teil die vorgefasste Meinung, der Siebensprung sei 'der Hochzeitstanz'. Allerdings wird und wurde der Siebensprung gerade auf Hochzeiten viel getanzt, aber ebenso bei anderen Gelegenheiten. Als Kirchweihstanz z. B. findet er sich in Chimay (Belgien), Köhn, Oberelsass, Röhrmoos und in der Mark u. a.; als Tanz beim Erntefest an der Unterweser, an der Ith (Braunschweig), in Thüringen und in Schwaben; bei Fastnacht in Couvin (Belgien) und in der Pfalz; bei verschiedenen Gelegenheiten im Elsass, Coburgischen, Meiningerischen, Westfälischen, in der Pfalz, Kusterdingen in Schwaben und in der Nähe Düsseldorf usw. Warum bei so verschiedenen Gelegenheiten? Sehr einfach: er ist ein Tanz, der grosse Ausgelassenheit voraussetzt (vgl. auch oben Boberg, Eishausen und das Meininger Verbot). Ausgelassenheit aber findet sich bei mancherlei Gelegenheiten, vor allem natürlich bei der Hochzeit; daher kommt und kam er besonders bei diesem Feste vor und ist wegen seiner wilden Sprünge vor allem bei den Bauern zu finden. In manchen Gegenden sind Bauerntänze bei anderen Gelegenheiten überhaupt selten.

Der Siebensprung scheint mir also ein Bauerntanz ausgelassenster Freude zu sein. Die Freude ist in ihm auch ganz richtig dargestellt. Es ist ein Verneigen des Tänzers vor der Tänzerin, das vom Ausfallschritt bis zum Sichhinwerfen auf die Erde geht; die Ausgelassenheit findet im Purzelbaum ihren Höhepunkt. Dann folgt allmählich das Sichaufrichten.

Wie mag der Tanz entstanden sein? Eben nur als ein Tanz ausgelassener Freude? Die Strophe behauptet, dass der Tänzer (der Bauer) den Edelmann nachahmen wolle. Ist es vielleicht nur eine Verspottung der alten steifen Verneigung des Edelmanns vor der Frau? Ist es überhaupt nötig, etwas Besonderes, etwas Mystisches in der Siebenzahl zu erblicken? Ist vielleicht auch das nur Spott, eingegeben vom Taumel der Freude? Solche Fragen mag man wohl aufwerfen; zu beantworten werden sie schwer sein. Aber auch in ihr Dunkel vermag vielleicht eine zukünftige Geschichte der Tanzkunst Licht zu bringen.

1) Ein eigentümlicher Irrtum ist Böhme passiert. Er warnt (Tanz I, 157, Kuhn folgend, davor, den Siebensprungtanz mit einem gleichnamigen Osterbrauch in Westfalen zu verwechseln; S. 156 nennt er ihn daher folgerichtig einen alten Hochzeitstanz; aber S. 155 ist er ihm zum 'Frühlingstanz' geworden.

Lichtmessgebäcke.

Von Max Höfler.

Ehe wir die eigentlichen Lichtmessgebäcke besprechen, ist es nötig, zuerst auf den Monat Februar, bei dessen Beginn der Lichtmesstag gefeiert wird, einzugehen unter Hinweis, dass der Monatsname Februar (von lat. februare = reinigen) schon ein römischheidnisches Reinigungs- oder Sühnefest voraussetzt. Um 700 schreibt der Angelsachse Beda (de ratione tempor. c. 15), dass bei seinen Landsleuten der Februar *söl-mónaidh* heiße, was er mit 'Kuchenmonat' übersetzt, weil in diesem Monate deren heidnische Vorfahren ihren Göttern Kuchen geopfert hätten ('*potest dici mensis placentarum, quas in eo diis suis offerebant*'). Die Erklärung ist aber, dass *söl-mónaidh* = der Seelenmonat ist. Im Niederländischen und Altfriesischen heisst der Februar ebenfalls *sulmaand*, *selmaand*. Weinhold (Monatsnamen S. 55) brachte diese Erklärung des ags. *solmonath* in Zusammenhang mit dem *Indiculus superst.* (a. 943): '*de sacrilegio ad sepulchra mortuorum, de sacrilegio super defunctos id est dadsisas, de spurcalibus in februario*'; ferner mit der Stelle in den *Acta Sanctorum* 3, 288: '*fuit consuetudo veterum ethnicorum ut singulis annis mense februario certo quopiam die epulas ad parentum suorum tumulos opponerent, quas nocte daemones consumebant*'. Demnach war es ehemals Volkssitte, im Monate Februar auf den Grabhügeln der Ahnen Seelenspeisen für die Ahnengeister auszusetzen; es könnte sich also um einen Totenkult im Freien gehandelt haben. Nun finden sich aber sowohl im heidnischen wie im christlichen Rom und römischen Reiche deutliche Anhaltspunkte dafür, dass auch die Römer im Februar eine häusliche Totenfeier für die *di parentes* hatten, welche als sog. *Caristia* in die christlichrömische Feier der Inthronisation Petri, *Festum cathedrae Petri*, St. Peterstag in der *Sella*¹⁾ überging (22. Februar). Mit letzterem Tage begann aber ehemals der Lenz oder ein wirtschaftliches Neujahr, das dem altrömischen Neujahre (1. März) entsprach.

Über diesen altrömischen Totenfeiertag, der auch *festum Petri epularum* hiess (Friedreich, Symbolik), wollen wir hier nicht weiter sprechen; sicher ist es, dass solche ältere Neujahrstage auch durch wirtschaftlichen Zwang länger beibehalten wurden. Die Acker- und Bodenwirtschaft der deutschen Klostermönche lehnte sich bei Gesinderechten (Gesindewechsel) sicher, namentlich in der Lenzzeit vor der Aussaat, an das volksüblich Hergebrachte an.

Die Frage wird nun die sein, ob auch das beim Beginne des Februars übliche Fest, das heute als Lichtmess- oder (Mariae) Reinigungsfest

1) *Sella* = *cathedra*.

bezeichnet wird, auf älterem germanischem Boden fusste, oder ob dasselbe nur durch die Einführung eines rein christlichen Festes nach biblischem Vorbilde begründet ist. In der altnordischen Hervara-Saga wird (nach H. Schedius, *De diis Germanorum* 1728 S. 774) vom König Heidrich geschrieben: 'Magnum obtulit sacrificium Friggae; eamque prae omnibus Diis suis coluit. Mos autem obtinuit, ut verres omnium maximus deligeretur, saginandus et Friggae pro felici rerum successu immolandus in principio mensis Februarii. Tum enim pro prospero rerum eventu sacrificandum erat. Hunc verrem Rex tam sanctum esse dicebat, ut perpetrato ejus sacrificio de causis omnibus gravissimis recte judicari posset. Vespere autem Juliorum (= Julabend) in conspectum Regis verres adductus fuit, ubi manus suas setis ejus imposuerunt et vota conceperunt'. Demnach würde es sich um ein im Anfang des Monats Februar abgehaltenes Julfest mit einem Eberopfer an Frigga gehandelt haben, das einen glücklichen Ausgang bestimmter Geschäfte erzielen sollte. — Weinhold (*Monatsnamen* S. 33. 37. 39) führt an, dass der Monat Februar im germanischen Volke verschiedene Namen führte; bei den niedersächsischen Sigambren: *blijde maend* = *hilaris mensis* ob *bacchanalium petulanciam*; bei den Angelsachsen: *Föstu-inngangs mánuðr* = *Fasteneingangsmonat*; in Island: *Gói*; in Norwegen: *Gjö*; in Schweden: *Göja*; im Dänischen: *Göje*; auf Schonen: *Gyje*. „Auf Island ist Frau *Góa* die Patronin des Februar. Am ersten Morgen der *Góa* traten die Hausfrauen in aller Frühe, sehr leicht bekleidet (also nahezu nackt), an das Tor des Hofes, öffneten es, hüpfen um das ganze Gehöfte dreimal herum und luden die *Goa* [zu *gu*; *giwón*, *gewón* = *hiare*; *auftauende Sonne*] herein, indem sie sprachen: 'Komm herein, liebe *Goa*, komm herein in den Hof; bleib nicht draussen im Wind an dem langen Lenztag!' (21. Februar). Sie hatten an diesem Tage ihre Nachbarinnen zu einem Schmause bei sich versammelt.“ Es handelte sich also jedenfalls um ein Hausfrauenfest im Inneren des Gehöftes. Dazu ist wohl zu vergleichen der alte westfälische Lichtmessbrauch der Frauen, im Sonnenschein mit Hollundergerten in den Händen zu tanzen, womit sie auf die dem Tanzplatze sich nähernden Männer losschlugen, die sie fernhalten wollten (*Söhus*, *Pflanzensymbolik* S. 54). Auch im Englischen heisst der Lichtmessfesttag *Wives-Feast-Day* (*Weiberfesttag*). (*Hazlitt*, *Dictionary* 2, 663). Auf den westlichen Inseln von England herrscht folgender Brauch am Lichtmesstage: In jeder Familie beschäftigt sich die Hausmutter mit ihren Mägden, ein Bündel Hafer zu einer weiblichen Puppe aufzuputzen; diese Figur legen sie sodann in einen Korb und einen hölzernen Keil daneben; das nennen sie 'Brüdsbett'; dabei ruft die Hausmutter und das Gesinde dreimal aus: 'Brüd ist gekommen, Brüd sei willkommen; dies geschieht vor dem Zubettgehen. Am folgenden Morgen sieht man nach der Herdasehe, und wenn man die Eindrücke von Brüds Keil darin gewahrt, so gilt dieses als Vorzeichen einer guten Ernte, das

Gegenteil als ein böses Omen (Nork, Festkalender S. 50), (Brüd = Bride = Bright). Das Ganze ist eine symbolische Ehe mit den Lichtstrahlen. Brigitta, Vorabend vor Lichtmesstag hat sicher Bezug zu Bright = Licht, Glanz; sie füllt die leeren Scheunen mit Getreide (Friedreich a. a. O.), sie ist Nothelferin für gebärende Frauen (Alemannia 3, 54), wie auch die Dorothea (6. Febr.), (Kotelmann, Gesundheitspflege S. 226). Auch die Deutschen haben in der Fastenzeit eine 'Weiber-Faselnacht', an der 'die Weiber das Regiment haben' (Simrock, Deutsche Mythologie⁴ S. 554); das ist der blinde oder Hirsch-(Hirse-)Montag, der erste Montag in der Fasten (Fastenanfang). In Flandern heisst der Lichtmesstag O. L. Vrouw schud de panne! O. L. Vrouw roer de panne! Auf Lichtmess ist dort kein Frauchen so arm, dass sie nicht ihr Pfännlein heiss und fett machen würde (Volkskunde, Tijdschrift voor nederl. Folklore 11, 173). Nach altem Sprichworte sind im Februar die Weiber 'Wetter-Regentinnen'; und wenn es im Februar schneit, heisst es in der Grafschaft Mark 'de alten Wywer schüt die Schüärten ut' (Weinhold, Monatsn. S. 63). Auch der schlesische Schlenkerbraten (1722), den die junge Magd (die zuletzt beim sogenannten Schlenkern der Dienstboten eingestandene Weibsperson) zum besten gab, wird einen Zusammenhang mit dem Hausfrauenfeste haben, das wir in dieser Zeit annehmen müssen.

Weitere Anhaltspunkte für den intimen Charakter dieser Feier sind folgende: In Schweden und Norwegen wirft man am Lichtmesstage bei versammelter Familie und unter Kniebeugung etwas Kuchen und Gebäck in den Ofen (Herd, Ahnenaltar) zur Vermittlung der sühnenden Opfer Speise an die Ahnengeister (Pfannenschmid, German. Erntefeste S. 22; Friedreich, Symbolik, S. 55). Das Gesinde, welches zur Hausgenossenschaft gerechnet wird, trat ehemals, z. T. auch heute noch in Deutschland am Lichtmesstage in den Dienst ein. Im Gesinderechte dieses Tages hat sich das uralte Sippenopfer an die Hausgeister z. T. noch erhalten. Das ursprüngliche Speiseopfer an die letzteren hatte sich mit der Zeit in ein Gesindebrot verwandelt. Beim Einstande einer neuen Dienstmagd ging man ehemals mit ihr dreimal um den Herd, den Uraltar der Sippe, um die heimischen Herdgeister unter dem neuen Hausgiebel für sie günstig zu stimmen (Pfannenschmid a. a. O.). Salz und Brot, dieses uralte Sippschaftsopfer und Symbol der Zusammengehörigkeit, näht im Badischen die Mutter unbeschrien ihrer in ein fremdes Haus einziehenden Tochter in den Rocksaum ein; es ist dies ein geheim versöhnendes Speiseopfer an die Hausgeister im neuen Heim (Meyer, Badisches Volksleben S. 373). Wenn in Thüringen eine neue Magd einzieht, so muss sie aus ihrer Heimat ein Stück Brot (für die neuen Hausgeister) mitbringen, sonst bekommt sie Heimweh, d. h. die neuen Hausgeister verleiden ihr den Aufenthalt (Kühnau, Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde 8, 25f.); dieses erinnert an das sog. 'Gewölbrot', das man auch neuangekauftem Stallvieh zu fressen gibt. In der Pflege Reichenfels erhalten die ein-

ziehenden Dienstboten von ihrer Herrschaft Klösse, welche sie 'auf der Ofenbank' (d. h. am Herde) 'ohne Sauerkraut' (ohne weitere Zutat, als blosses herkömmliches Speiseopfer) verzehren; denn dieses (d. h. das Sauerkraut, das keine solche Opferspeise ist) würde ihnen ihre Arbeit im kommenden (Dienst-) Jahre beschwerlich machen (Köhler, Volksbrauch im Voigtlande S. 429). Die neuen Dienstboten in Schwaben erhielten ihre drei bis sechs sog. Herdküchele nicht auf dem Esstische, sondern am Herde (eine erste Opfergabe an die Penates am Abende des Eintrittes). Man sieht, wie leise noch immer der Zusammenhang ist mit dem alten Opfer innerhalb des Hauses am Herde der Sippe.

Ein weiteres Moment für die Annahme einer Hausfeier ist das Anzünden von Lichtern ('Hauswachskerzen'), die als Mittel gegen Blitzgefahr in schwarzer oder roter (Dämonen verscheuchender) Farbe heute am Wachsmarkte für Kirche, Haus und Dienstboten am Lichtmesstage gekauft werden. Abends werden auf Holzspäne, Milchgeschirre und Türdrücker in Oberbayern kleine Wachslichter (wie beim kirchlichen Trauergottesdienste) aufgesteckt und 'für die armen Seelen' der Anverwandten (Haus- und Herdgeister) angezündet. Hier ist das Licht ein 'oportunum contra daemones tutamentum' innerhalb des Hauses. Die guten Hausgeister sind versöhnt; die üblen werden durch Licht (in den Rauchnächten durch Rauch) vertrieben. Dieses innere Hausfeuer (Lichteranzünden) hat mit dem älteren Sonnenkulte heute keinen Zusammenhang mehr. Wenn auch der Lichtmesstag als Festtag im Anfange des Monats Februar ehemals als Frühlingsanfangstag (Tille, Deutsche Weihnacht S. 285) und damit auch als eine Art Neujahr für die ländlichen Dienstboten galt, für welche nun die Aussenarbeit, die Aussenwirtschaft begann, so macht sich dieses Neujahr im deutschen Volksglauben und Brauch nur durch die Feier eines neuen Gesindejahres bemerkbar; Lichtmess ist heute kein Seelenschwärmtag; Schimmelreiter und Spinnerin fehlen ganz an diesem Tage; kein Tier wird um diese Zeit mit Vorliebe geschlachtet; nur das Gesinde wird beschenkt; allerdings im germanischen Norden zeigen sich die für einen älteren Sonnenkult Zeugnis ablegenden Beweise im Volksbrauche, wie oben erwähnt. — Das kirchliche Fest der Lichtmesse¹⁾, 'festum luminum', das zuerst als (Mariä) Reinigungsfest (Purificatio)²⁾ über Konstantinopel in der Mitte des 6. Jahrh. nach Rom gekommen war, entwickelte sich erst später aus letzterem. Mit dem Glauben, dass Lichter die Krankheitsdämonen vertreiben und dass man bei Wöchnerinnen Lichter brennen lassen solle (Liebrecht, Zur Volkskunde S. 31), weshalb auch die Römer bei Entbindungen eine Kerze ansteckten und bei ihnen die Göttin Candelifera

1) Schwed. Kyndelsmessan; dän. Kyndelmesse; engl. Candlemas-Day, zu: caudella; franz. chandelle = Lichtkerze; Poitou: Chandelou = Lichtmesstag (Volkskunde 11, 174).

2) Die „Purificatio“ bezog sich zuerst auf einen Sühneakt nach einer Pest 542 (Lippert, Christentum S. 367).

ihren Namen erhielt, mag auch der Kirchgang der Wöchnerinnen an diesem Tage, der allerdings auch biblisches Vorbild¹⁾ hat, zusammenhängen. Scheint die Sonne beim Weihen des Lichtmesswachses (Wachsstöcke) auf diese, so ist das Jahr für die Wöchnerinnen gefährlich (Deutsche Gaue 63–64. S. 5). Ähnliches heisst es auch auf Weilmachten (= Neujahr im Mittelalter). Liegt kein Schnee auf Weilmachten; dann sterben viel Kinderbettrinnen (Oberbayern), d. h. scheint die Sonne auf Lichtmess in die Kerzen, dann bleibt der Fuchs (Dachs, Bär, d. h. die winterlichen Höhlentiere) noch lange in ihren unterirdischen Wohnungen, es gibt noch lange keinen Frühling und die Fruchtbarkeit des Jahres wird beeinträchtigt; aber auch die Fruchtbarkeit der Sippe wird durch viele Wochenbett-Todesfälle dann gefährdet, weil die grössere Herrschaft der Dunkelgeister oder üblen Seelengeister die Gesundheit der Sippe mehr beeinflussen können.

Nach der Entbindung wurde in Schottland (Liebrecht, Zur Vk. S. 360) ein brennendes Licht (fir-candle) dreimal um das Bett der Wöchnerin getragen oder daraufgestellt. In Oberbayern umwickelt man das Handgelenk oder den Löffelstiel der Wöchnerin mit einem roten Wachslichtstrange.²⁾ Wir haben also einen weitverbreiteten Glauben, dass brennendes Licht und Lichterwachs die Dämonen vom Wochenbette und vom Menschen überhaupt fernhalten; das Sonnenlicht vertreibt ja auch die quälenden Dunkelgeister der Nacht, so das Licht des Tages die Fieberqual der Nacht (vgl. auch Schweiz. Archiv f. Volksk. 1903, 158). Bemerkenswert dürfte sein, dass der auf Lichtmess folgende Anna-Marietag (3. Febr.), hl. Anna Selbdritt ebenfalls das Patronat für die Schwangeren durch die biblische Legende aufweist, und dass „Frau Anna“ in Krankheitssegen öfters auftritt. Ferner reihen sich an den Lichtmesstag eine Anzahl Feste von heiligen Jungfrauen (Agatha, Scholastika, Dorothea, Apollonia, Brigitta, Katharina, Juliana), die vielleicht eine Andeutung an ein ehemaliges Hausfrauenfest im Februar sein können, welchem das Christentum ex contrariis ein oder mehrere Jungfrauenfeste entgegenstellte. Die römischheidnischen Lupercalien, die in Ovids Fasti II, 410 ihren Zweck und Bedeutung aufweisen (Beseitigung einer lange Zeit andauernden Unfruchtbarkeit der römischen Frauen), (vgl. Liebrecht, Zur Volkskunde S. 395; Nork, Festkalender S. 141) wurden vom Papste Gelasius (492–496) durch ein ebenfalls der Reinigung geweihtes Fest ersetzt. Da das Weib überall im Wochenbette als unrein gilt, so ist überall auch die Behandlung des Wochenbett-

1) Zum Feste der „Reinigung Mariä“ konnte das heidnische Sühne- oder Reinigungsfest (Versöhnung der ungesühnten Geisterschuldreinigung) vom christlichen Volke umgewandelt werden. Für die Zeitbestimmung gab der jüdische Brauch den Schlüssel (Lippert, Christentum S. 367), d. h. sechs Wochen oder 40 Tage nach der Geburt Christi.

2) Dieser rote Wachsstrang muss aber, wenn er wirksam sein soll, vorher angezündet gewesen sein. Auch macht man aus solchem Wachslichte am Lichtmessabend einen sog. Trudenfuss (Pentagramm) als Dämonen vertreibendes Mittel.

fiebers ein volksmedizinischer Reinigungsakt (februare = reinigen): die Unterlassung der Reinigung veranlasste das Wochenbettfieber. Die Wochenbetteinigung der Frauen ist allgemein menschlich. Feuer und Räucherung der Wöchnerinnen sind ebenso weit verbreitete volksmedizinische Methoden der Wochenbett-Therapie (Ploss-Bartels, Das Weib² 1, 347). Ein Frauenfest zur Reinigung durch die Sonnenwärme und Feuer (Licht) entspräche einem ganz allgemein menschlichen Bestreben, die Sippenfruchtbarkeit zu erhalten. Es kann uns also nicht auffallen, wenn in dem Reinigungs- oder Sühnemonate Februar ein ausgesprochenes Frauen- oder Weiberfest, von dem die Männer streng ausgeschlossen blieben, bei den Römern und Nordgermanen sich vorfindet, und wenn sich Spuren desselben auch noch im Brauche des deutschen Volkes zeigen. Um nun den volkskundlichen Boden, auf welchem Lichtmessgebäcke sich entwickeln konnten, noch weiter zu erläutern, sei erwähnt, dass dieser Tag auch ein Zins- und Wetterlostag war oder noch ist, und dass in Steiermark auch die 'Lichtmessinger' auftreten wie sonst die Neujahrsänger.

Wir hätten demnach anfangs Februar:

1. ein nordgermanisches Sonnenkultfest der Frauen;
2. ein römisches Sühnefest gegen fieberhafte Seuchen, Reinigung, Sühnung;
3. ein wirtschaftliches Freja-Eberopfer.
4. ein wirtschaftliches (Frühlings-) Neujahr im Mittelalter mit Zinstag und Dienstbotenwechsel;
5. ein Seelen-Lichterfest mit Beisteuer an unziehende Liedersänger;
6. einen volksüblichen Kult von schwangeren Frauen zur Sicherung vor Wochenbettfieber;
7. Wetterlosung.

Fernzubalten sind die Dreschergebräuche, die in diese Zeit fallen, sowie die christliche Fastenzeit.

Nach dieser Darlegung können wir übergehen zu den volksüblichen Gebäcken und Speisen am Lichtmesstage:

1. Brei (Koch). Nach Rosegger (Gestalten aus dem Volke der österreichischen Alpenwelt 1872, S. 219) setzt die steiermärkische Bäuerin den sogenannten Lichtmess-Singern oder -Sammelern 'ein gutes Lichtmess-Koch' vor als Entgelt für den dadurch erhofften Haus- und Flachssegen (Koch = gekochter Brei). Das 'Lichtmessmahl' für die Lichtmessänger im Semmeringgebiete ist ein Neujahrsbrauch (Zeitschr. f. österr. Volksk. 1896, S. 197) wie auch die sogenannte 'Schaffer Mahlzeit' am zweiten Freitage (Freija?) im Februar im Bremer Hause 'zur Seefahrt', wobei Pinkelwurst mit Kohl verzehrt wird und Salz und Pfeffer in silbernen und goldenen Tütten kreist; eine Erinnerung an das alte Sippenmahl der Neujahrszeit. In Baden und Hessen gibt es zur Lichtmess den uralten Hirsebrei mit

Bratwürsten, der das Gedeihen des Flachses verbürgt (Wuttke § 95, S. 422; Meyer, Badisches Volksleben S. 274). Der Hirsebrei ist eine typische Seelenspeise der Germanen, die sich durch alle Phasen der religiösen Entwicklung bis ins heutige Christentum hinein als integrierender Bestandteil der volksüblichen Bewirtung bei Bestattungen, Totenschmäusen und Seelenkult erhalten hat.

2. Laib (Rundstück einfachster Brotart, dessen Form sich aus technischen Gründen von selbst ergibt). In Oberbayern gibt es am Lichtmessstage, an dem die Ê-halten (Dienstboten) aus- und eintreten, wobei der Tag selbst noch für sie frei ist, den sogenannten Schärz-Laib oder Schlänkel-Laib; die feiernden Dienstboten 'schlänkeln' (müssiggehend, ohne Hausarbeit), scherzen 'kälbernarrisch' und schürzen vor dem Fortgehen (sich fort trollen) ihr Wanderbündel; sie 'kälbeln'; der Lichtmesstag heisst darum Schlänkeltag, 1616 Schlänkelweil, Kälberweil (Kälberweis im Egerland), Schärztag, Bündelistag (Baden). Das Speiseopfer, das ehemals die Hausgeister erhielten, verwandelte sich als Gesinderecht in einen Brotlaib. Den Schärzlaib unterm Arm und das Schärzbündel auf dem Rücken, folgt die ausgetretene Magd ihrer in der 'Kälbertruhen' vorausgetragenen Habe (Schmeller, Bayerisches Wörterbuch² 1, 1238. 2, 473; Höhl, Röhnspiegel S. 86; Meyer, Badisches Volksleben S. 198). Das Brot heisst auch Einsteh- oder Aussteh-Laib.

3. Das Brot, das sich aus dem 'Gebrauten' (Brühe, Brei, Mus) entwickelte, ist am Lichtmesstage für die schlänkelnden ('schönggelnden', Egerland) Dienstboten das 'Schönggelbrot' (Egerland, Lippe, Rheinlande), Schüngelbrot' (Westfalen), auch 'Kälbelesbrot' (Schwaben) (Woeste, Wörterbuch der westfäl. Mundarten S. 234; Zeitschr. d. Vereins f. rhein. Volksk. 1, 82). Dieses Schlänkel- oder Schönggelbrot erhalten auch die sogenannten Verdingerinnen, welche die Dienstboten an einen anderen Platz bringen, wo sie neu aufgedingt werden; in Hünxe an der Lippe (Rheinl.) auch der die Dienstperson begleitende Vormund, oder deren Eltern oder Verwandten, die mit dem Genusse des neuen Hausbrotes auch die rechtlichen Verbindlichkeiten übernahmen, die aus dem Dienstvertrage (= thing) entstanden.

Du Cange (Gloss. lat. med. aevi 6, 135) führt auch einen 'Panis purificationis Beatae Mariae' aus dem 13. Jahrh. auf, der höchst wahrscheinlich auch nur ein solches Dingbrot war, das übrigens auf Weihnachten (oder Neujahr) auch an anderen Orten sich findet¹⁾ Am Tage vor Lichtmess gibt es nach gefälliger Mitteilung von Herrn Dr. v. Hörmann

1) Wie man früher auf das Eberhaupt oder auf den Julbock schwur, bezw. das Gesinde schwören liess, so dingte man letzteres beim Festbrote oder beim Opferkuchen auf 14. Jahrh.): 'Welle syn bsunder brot izzet, der soll dem weibel ze wienacht ein wienachtsbrot oder ein fladen geben'; 'Wenn man ze Utzewyl einen birten setzen will, den soll man dingen by dem Fladen ze wienacht' (Schweizer Idiot. 1, 1168).

in Innsbruck auf dem Blasienberge auch sogenanntes 'Ignatzibrot', das am Lichtmesstage verteilt wird (St. Ignatz = 1. Febr.) und dort wie andere Brote des Neujahrzyklus ein sogenanntes Heilbrot gegen Halskrankheiten ist; es ist ein Zeilenbrot oder fünf- bis sechsfache Schichtsemmel kleinster Form, die derjenige abbeißt, der Halsweh hätte (v. Hörmann, Tiroler Bauernjahr 1899, S. 196). Es ist zweifellos, dass dieses Blasienbrot in den Lichtmesszyklus ebenso hineingehört, wie das in dieser Zeitschrift 1904, S. 431 schon beschriebene Faiminger St. Blasienbrot (Concha Veneris = *αἰδοῖον*) oder wie das im Janus (Internat. Arch. f. Med. Geschichte unter Heilbrote 1902, S. 302) bereits besprochene St. Agathabrot (St. Blasius = 3. Febr.; St. Agathe = 5. Febr.)¹⁾ oder wie das St. Stefansbrot in den Weihnachtzyklus usw. Bezüglich des St. Agathabrot, das von Geiler von Kaisersperg (1516) zuerst als Mittel gegen Feuer und Brand erwähnt wird (Kotelmann, Gesundheitspflege im Mittelalter 1890, S. 241) ist noch nachzutragen, dass dasselbe wie ein Neujahrsbrot nach dem Volksglauben nicht schimmelt; es bringt den Saatefeldern Segen und Sicherung vor Kornbrand (Wuttke³ S. 294, 401). In St. Gallen ist es ein Mittel gegen das Heimweh der Diensboten, also sicher ein Neujahrs- oder Lichtmessbrot (Der Kanton St. Gallen, Denkschrift 1903, S. 640); es ist in der Schweiz, wie das Neujahrsbrot, ein sogenanntes 'Losbrot' zum Erkunden des zukünftigen Saatschicksals (1446 wurde 'uss sammet Agatbrot gelosset', Rechnungsbuch des Klosters Klingenthal, S. 249, nach gütiger Mitteilung von Herrn Dr. Stückelberg). Im Badischen erkundet man mit dem St. Agathabrote sogar das Schicksal der Ertrunkenen, d. h. die Stelle, wo der Ertrunkene liegt (es ist ein Opfer an den Flussgeist, der dann den menschlichen Körper anzeigt) (Meyer, Bad. Volksl. S. 507). Die Übereinstimmung des Agathabrot mit dem deutschen Neujahrs- (Weihnachts-) brote und mit dem schwedischen Julbrote (s. Hammarstedt, Om en fornordisk årstredning S. 253) ist so auffällig, dass an der Bedeutung der Lichtmesszeit als ein (wirtschaftliches) Neujahr (Frühling) nicht zu zweifeln ist.

Bezüglich des Faiminger St. Blasiusbrot (s. Abb.), das ebenfalls in den Lichtmesszyklus gehört, habe ich schon in dieser Zeitschrift 14, 432 die Vermutung geäußert, dass altes Römergebäck hinter demselben steckt; die Concha Veneris hat als *ἐγὶβῆτορ γυναικείον* sehr wahrscheinlich Bezug auf die Bona Dea Lucifera, die Lichtfackel tragende Göttin der weiblichen Fruchtbarkeit (Juno Lucina) der Römer (*γυναικεία θεά* der Griechen).



1) St. Agathatag beendet die Schlänkelweil oder die im Schwäbischen so benannten 'Schlingelstäg'; aus letzteren kann das westfälische 'Schlingeln' durch fremde (alemanische?) Dienstboten entstanden sein.

Zu den Lichtmessgebäcken gehört auch:

4. Der Wecken als sog. 'Scheidewecken', den die sich trollenden, fortziehenden Dienstboten zum Abschiedsmahle erhalten im Hennebergischen und im Thüringer Wald (Spiess, Volkstümliches aus dem Fränkisch-Hennebergischen 1869 1, 119. Zeitschr. d. Vereins f. Volksk. 1896, 16). Hierbei ist der 'Wecken' wohl nur ein Festbrot überhaupt.

Ferner:

5. Der Kloss oder Knötel, der zumeist aus den Abschnitten oder Abfällen des Festbrottes hergestellt wird und als sog. Trüll- oder Trollkloss im Röhnggebiete den abziehenden (und neu eintretenden) Dienstboten beim Lichtmessmahl in der 'Trollsappe' aufgesetzt wird (Höhl, Röhnspiegel S. 86). Über die Klösse, die auf der Ofenbank im Reichenfelsischen von den Dienstboten verzehrt werden, haben wir schon oben gesprochen. In Oberbayern sind die 'Lichtmessknötel' durch Safran besonders gelb, um den Eierzusatz bei besserer Kost zu markieren.

Besser als das Festbrot ist der stets festlichere, länger zubereitete, feiner gebackene

6. Kuchen. Der Anhaltische Zehentkuchen, der beim sog. Bauernmahl auf Lichtmess den sog. Zehentleuten am Gemeindegasthause vom Wagen herab gereicht wird (s. diese Zeitschrift 10, 89), ist eine Art von Rekognitionsgebühr beim neuen Dienstjahre, die sie an ihre Zehentverpflichtung erinnern soll. In Deringen bei Gerobrunn wird um Lichtmess den Ersten des Ortes von Berittenen eine Kuchenabgabe überbracht zur Erinnerung an die Zeiten der Klosterabgaben seitens der Bann-Mühle (Mühle = Sippenbrot-Opfer-Herstellungsort) (Birlinger, Aus Schwaben 2. 29).

In Oberbayern kocht die Bäuerin den neueintretenden oder scheidenden Dienstboten die beliebten Haubenküchel, welche auf flachem Teigboden durch das Kochen im Schmalze eine mittlere, haubenartige Aufblähung weisen; überhaupt spielen am Aus- und Einstandstage der Dienstboten die Lieblingsspeisen des Gesindes eine grosse Rolle; letzteres bedingt sich nicht selten besondere Einstandsspeisen aus (Schneller² 1. 1238; O. Reinsberg-Düringfeld, Das festliche Jahr 1863. S. 33).

Beim Austritte hiess es in Schwaben: 'Heut thuet me dene Knecht ausbache' (mit Abschiedskücheln versehen); am Eintrittstage wurde er 'einbache' (Mitteilung des Herrn Kurat Frank). Dieses Küchelbacken in der Schlänkelweil war ein besonderer Anstoss in der oberbayerischen Gesindeordnung. Trotz der verschiedenen Verbote (1616, 1746, 1774 usw.) erhielten sich diese Gesinderechte und wurden zu besonderen Lockspeisen für die bäuerlichen E-halten (s. Dr. Platzer, Gesch. der ländlichen Arbeitsverhältnisse in Bayern: in: Altbayer. Forschungen, herausgegeben v. Histor. Ver. v. Oberbayern 2—3. S. 109. 136. 149. 171). 'Wer am Küchenkalender rütteln wollte, der hätte an den Dienstboten eine eherne Phalax zum

Feinde, und vor den grossen Bauchheiligümern steht der Oberknecht mit flammendem Schwerte (Schlicht, Bayerisch Land S. 63). In diesen Gesinde-speisen der Lichtmesszeit müssen wir die ausgearteten Opferspeisen an die Hausgeister am Hausherde ansehen, die sich unter anderen Namen, aber zeitlich festgebunden forterhalten haben trotz aller Verbote. Sie belehren uns aber auch, dass die Dentung der Gebildbrote aus Form oder Namen allein nicht sicher genug ist, sondern dass der ganze lokalübliche volkskundliche Boden, auf dem sie entstanden sind, mit berücksichtigt werden muss. Im katholischen Süden von Deutschland und in der französischen Schweiz überwiegen die Schmalzgebäcke der Frühlingszeit auch am Lichtmesstage und am folgenden St. Blasiustage; so gibt es in Steiermark

7. Krapfen; auch zu Vienne im Poitou (= civitas Pictonum) singen die Kinder: *À la chandelou Les erêp' rouf' partout'* (crêpes = Krapfen) (Volkskunde 11, 174); man verspeist dort solches gekrüpfte Teiggebäck in den Familien in dem Glauben, dass dann das Getreide nicht brandig werde: ein Glaube, der auch am Agathenbrot, wie schon erwähnt, haftet, wie überhaupt St. Agatha (= die Gute) viele gemeinsame Züge mit der sizilianischen Bona Dea, der heidnischen Getreidegöttin, hat (s. Nork. Festkal. S. 154), bei deren Fest, in Rom von den Matronen gefeiert, ebenfalls kein Mann zugegen sein durfte. Diese Bona Dea Lucifera in Rom ist identisch mit der Juno¹⁾ Lucina, der Geburtsgöttin, welche das brennende Fackellicht in der Rechten trägt und ausdrücklich als Juno Februa, Februialis oder Februlis bezeichnet wird. Wir dürfen demnach das heidnischrömische Reinigungsfest im Februarmonat als den Vorläufer des christlichen Festum Purificationis bezeichnen, und damit haben sich gewiss auch diesbezügliche altrömische Volksgebräuche nach Deutschland übertragen.

Rückblickend stellen wir nun fest, dass keine Bretzel²⁾ und kein Hakenkreuzgebäck in dieser Zeit üblich ist. Hätten Bretzel oder Hakenkreuze zum Sonnenkult eine Beziehung, so müssten auch solche Gebildbrote zu finden sein am Lichtmesstage. Ebenso fehlt jedes Vogelgebäck, speziell die Taube; ein Beweis, dass die biblische Legende (Taubenopfer der Maria im Tempel) keinen Einfluss auf die Gebildbrote dieses Tages hatte. Alle Gebäcke des letzteren sprechen vielmehr für einen häuslichen Seelenkult bei Beginn eines neuen Wirtschaftsjahres sowie für den Zweck, Gesundheit der Frauen, Fruchtbarkeit der Sippe, Glück in der Getreide-saat wie überhaupt — pro salute domus — in allen häuslichen Angelegenheiten im kommenden Jahre erwarten zu dürfen.

1) Curàtulo, Die Kunst der Juno Lucina in Rom 1902, S. 51.

2) Die Fastenbretzel ist hierbei ganz fern zu halten (s. Archiv für Anthropologie 1904 3, 94).

Kurdische Sagen.

Von Bagrat Chalatianz.

1. Einleitung.

(Land, Volk, Lebensweise, Dichtung.)

Zu den ältesten Bewohnern Vorderasiens müssen auch die Kurden gerechnet werden, deren von hohen Gebirgsketten durchzogenes Land sich von Kaisarie im Westen bis nach Süden von Urumiasee erstreckt und Teile der Wilajets Erzerum, Bitlis, Dersim, Wan, Hakkiari und Bagdad, in Persien Teile von Ardilan und Aderbeigān umfasst. Gegen die Truppen der 'ausgedehnten Kurti' zog zweimal der assyrische König Tiglat Pileser I. gegen 1100 v. Chr. während seiner Feldzüge nach Kommagēne und schlug sie nach blutigem Kampf in ihren Gebirgen.¹⁾ Die Griechen unter Xenophon wurden öfters von den Karduchen überfallen und beunruhigt, die sonst auch *Καρδουχοί* genannt werden. Ihrer Sprache nach gehören die Kurden dem iranischen Zweige des indogermanischen Stammes an, obgleich viele einzelne Worte für die Existenz eines nichtindogermanischen Elementes in der Sprache zeugen. Sie sind Sunniten; zahlreich ist jedoch auch die Sekte der Jezidi, in deren Religion der Teufelskult den Mittelpunkt bildet; sie glauben an Engel, die seit Ewigkeit existieren, und an Christus, der einer von ihnen ist und erst später in der Person eines Propheten in die Welt kam.

Die Kurden sind hochgewachsen und haben scharfe Gesichtszüge, dunkle Augen und Haar; sie scheren sich meist den Kopf und tragen gewöhnlich, ausser im Alter, keinen Bart. Weite Beinkleider (Šalvar oder Thumbān), ein eng anschliessender, von einem Gürtel zusammengehaltener kurzer Rock, darüber ein Kaftan und ein bis zu den Füßen herabfallender Mantel machen die ganze Bekleidung des Kurden aus. Er ist stets bewaffnet mit Dolch, krummem Säbel und Pistole; die Reiter tragen ausserdem eine lange Rohrlanze und einen kleinen Schild. Als Kopfbedeckung dient ihnen ein Turban oder eine platte Filzmütze. Die Frauen tragen ebenfalls Beinkleider, die von einem breiten Gürtel zusammengehalten werden, und eine kurze, nur bis zum Gürtel reichende, mit Seide gestickte Jacke, die vorne zugeknüpft wird. Eine niedrige Filzmütze deckt kaum den Kopf; die langen Locken fallen auf den Rücken herab.

Das kurdische Dorf (El) besteht in einigen Dutzend zerstreuter schwarzer Filzzelte, die im Winter auf Steinplatten aufgestellt werden:

1) Rawlinson, The cuneiform inscriptions of Western Asia, Vol. 1, Col. 2, 16–20. Col. 3, 40–56.

jedes Zelt ist durch Vorhänge in mehrere Abteilungen getrennt. Mit Beginn des Frühlings gehen die Kurden mit Hab und Gut ins Gebirge hinauf, da sie grösstenteils Viehzucht treiben; im Herbst kehren sie in ihre Winterwohnsitze, die bei den Wanderhorden oft gewechselt werden, zurück. Der oft eine gute Meile lange Zug der buntgekleideten auf Pferden, Kamelen oder zweirädrigen Karren sitzenden Frauen und der bewaffneten Männer, die das Vieh vor sich hertreiben, bietet ein sehr malerisches Bild.

Die Kurden, deren wegen ihrer Zerstreung schwer abzuschätzende Zahl kaum eine Million übersteigen soll, zerfallen in zahlreiche, oft einander feindliche Stämme¹⁾, an deren Spitze ein Scheich (geistliches Oberhaupt) steht; dieser soll aus dem Geschlecht Mohammeds stammen, wie mir ein greiser Scheich (Pir Kako) mitteilte. Er ist der höchste Richter in Friedenszeiten und Führer im Kriege. Oft herrscht ein einflussreicher Scheich über mehrere Stämme und gewinnt die Oberhand im ganzen Lande; verkündet er den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen (wie es im letzten russisch-türkischen Kriege der Scheich Galaleddin tat), so sammeln sich unverzüglich alle ihm unterworfenen Stämme unter seinem Banner. Meist stehen die Kurden unter der Gewalt der zahlreichen Ağa's oder Beks, welche gefährliche Feinde jeder öffentlichen Ordnung sind und in der Türkei volle Unabhängigkeit geniessen; ein jeder Ağa oder Bek betrachtet sein Land samt den darauf gelegenen Dörfern als sein Stammgut. Zwischen diesen Fürstchen kommt es begreiflicherweise oft zu blutigen Kämpfen um den Besitz der besseren Ländereien.

Zusammenstösse zwischen den verschiedenen Stämmen entstehen auch infolge der Blutrache, welche bei diesem halbwildem Volke, wie überall im Orient, als heiligste Pflicht der Verwandten des Getöteten gilt; das vergossene Blut muss mit Blut gesühnt werden. Einen anderen Anlass zu den Zwistigkeiten, die mit Waffengewalt erledigt werden, gibt die Entführung eines Mädchens durch einen Jüngling aus einem feindlichen Stamme; wenn der Vater des Mädchens nicht in die Heirat willigt, so ruft er seine sämtlichen Verwandten zur Rache auf. Die Kurden verheiraten übrigens ihre Kinder oft schon im Alter von 12 bis 13 Jahren, wobei der Bräutigam den Baschleeh (Kaufpreis) an die Eltern der Braut zahlen muss. Die frühe Heirat geschieht meist aus wirtschaftlichen Gründen, da die Frau in der Familie als unentbehrliche Arbeiterin gilt. Die Stellung der Frau im Hause wie auch in der Gemeinde ist freier als bei den übrigen Mohammedanern; sie bedeckt, wie die Tscher-

1) Nach der Sprache unterscheidet man fünf Zweige der Kurden: 1. Kurmanğ, 2. Lur, 3. Kellhur, 4. Gurān, 5. Zaza.

kessin, das Gesicht nicht mit dem Schleier und unterhält sich ohne Scheu mit fremden Männern.

Raublust ist ein gemeinsamer Charakterzug des Volkes; ein räuberischer Überfall auf die Niederlassung der Ungläubigen gilt als ein Beweis der höchsten Tugenden eines Mannes. Auch das Blutvergiessen verleiht einen Ehrennamen bei den Stammesgenossen; bei manchen Stämmen, wie auch bei den Tscherkessen, muss der Kurde den Säbel unbedingt mit Blut beflecken, sobald er ihn gezogen hat; falls die Frauen zwischen die Streitenden treten und den Hader beilegen, so begnügt er sich damit, ein Huhn zu schlachten.

Verräterischer Überfall des Feindes von hinten her oder im Schlafe wird von den Kurden als unmännlich verurteilt. In einer Sage (Hamutē Šankē) spricht die Frau des getöteten Helden zum Sieger: 'Solltest du ihn (meinen Mann) durch Tapferkeit getötet haben, so verzeihe ich dir sein Blut.' Als sie aber erfährt, dass er Hinterlist gebraucht hat, lässt sie den Feigling auf dem Scheiterhaufen verbrennen.

Das freie Leben inmitten der gewaltigen Gebirge, die das Land von der Kulturwelt trennten, trug dazu bei, dass sich die Poesie der Kurden in zahllosen Liedern und Sagen entfaltete. Zu den Tönen der Hirtenflöte (ğavāl) erschallt der melancholische Gesang, in welchem der Kurde bald die Kriegszüge und Siegestaten seiner Väter besingt, bald die Abenteuer des Helden, der seine Geliebte aus der Mitte der Feindesscharen entführt, bald die Schönheit des Mädchens preist oder den traurigen Tod zweier Liebenden beklagt. Das ganze Hirtenleben des Kurden spiegelt sich hier wieder: die Wanderung von Ort zu Ort mit Schafen und Rindern, das Aufschlagen der Zelte auf dem Weideplatze, die Unterhaltung der wasserholenden Mädchen beim Brunnen, die Gelage unter freiem Himmel neben tosenden Wasserfällen mit Musik und Tanz.

Die vorliegenden Sagen können mit Recht zu den Perlen der kurdischen Poesie gerechnet werden.¹⁾ Die beiden Liebesromane (Siamando und Leili-Meğlum), welche bei dem Volke in verschiedenen Fassungen verbreitet sind, werden am meisten gesungen. Einer andern Gattung gehören die Sagen an, in denen das erotische Element zurücktritt und hauptsächlich hartnäckige Kämpfe mehrerer Stämme, Abenteuer eines einzelnen Helden, seine Ermordung und die Rache seiner Blutsverwandten geschildert werden; auch diese werden ganz oder teilweise gesungen. Die dritte Gruppe bilden die sehr verbreiteten Bearbeitungen iranischer Heldensagen und Märchen.

1) Von früheren Sammlungen nenne ich A. Jaba, *Recueil de notices et récits kurdes* (St. Pétersbourg 1860), sowie E. Prym und A. Socin, *Kurdische Sammlungen 1—2* (St. Petersburg 1887—1890).

2. Siamandò und Xğesarè oder Sare Siphane.¹⁾

Siamandò sah im Traume Xğesarè, sie tauschten miteinander ihre Ringe; dasselbe sah Xğesarè in derselben Nacht.²⁾ Frühmorgens in der Gebetstunde stand Siamandò auf, bestieg sein treues, feuriges Ross und ritt nach dem El³⁾ der Zereger; dort stieg er ab vor der Hütte einer Alte. Trommelwirbel und die Töne der Zurnà⁴⁾ erschütterten das ganze El. 'Was für eine Feier ist hier und für wen?' fragte er die Alte. 'Es ist die Hochzeit der Xğesarè, mein Sohn, ihr Bräutigam ist gekommen.'⁵⁾ Schon drei Tage, drei Nächte wird es gefeiert.' Siamandò bat die Alte, Xğesarè seinen Ring zu bringen.

Die Alte versprach es, nahm ein buntes Tuch, füllte es mit Rosinen, legte den Ring darein, ging mit Glückwunsch zur Hochzeit der Xğesarè. Xğesarè nahm das Geschenk, mengte mit dem Finger die Rosinen und fand den Ring; sie erkannte ihn. Sie seufzte tief, die Augen wurden dunkel, sie fiel ohnmächtig nieder. Die Alte sprang zu ihr, legte die Hand auf ihre Augen, mit der anderen hielt sie den niedergesunkenen Kopf: 'Lass meine Augen blind werden, Xğesarè! Komm zu dir, öffne deine Augenwimpern, öffne deine Lippen, was hast du gesehen?' Von der trostvollen Stimme der Alten kam Xğesarè zu sich: 'Mutter, weisst du, wer der Herr des Ringes ist?' 'Der Herr des Ringes ist bei mir eingekehrt.' 'Du siehst ja, man ist gekommen, um mich fortzuführen; es vergingen schon drei Tage und drei Nächte, es blieb mir kein Mittel mehr. Geh, Mutter, sage zu Siamandò, es bleibt nur noch ein Tag und ein Mittel. Frühmorgens gehe ich allein zu dem Grab meiner Mutter zur Anbetung, Siamandò soll hinkommen, er findet mich dort, geh!'

Die Alte kehrte heim und erzählte Siamandò, was sie gesehen und gehört. In der Nacht stand Siamandò auf, er konnte nicht schlafen, er ging hinein in das Grabmal von Xğesarè's Mutter, die Augen wurden ihm schwer, er hüllte den Kopf in den Abà⁶⁾, der Schlaf überwältigte ihn.

Xğesarè kam, ging in das Grabmal, sie blieb stehen und schaute ihn lange an. Er tat ihr leid, sie berührte ihn nicht mit der Hand, sie sprach nichts. Siamandò aber schlief tief, ohne mit den Augen zu blinzeln. Da wandte sich Xğesarè ab und schalt den Siamandò, sie nahm zwei goldene Würfel aus ihrer Tasche, steckte diese in seine Tasche und kehrte leise heim.

1) Diese schöne Fassung der bekannten kurdischen Sage ist von Bischof Garegin Sruanztians in seiner ethnographischen Sammlung 'Mit Geschmack und Geruch' (Konstantinopel 1884) S. 269—277 in armenischer Übersetzung veröffentlicht. Der Erzähler wird leider nicht erwähnt. — Sipan Dağ liegt an dem Nordufer des Wansees zwischen Axlak und Arğeş.

2) [Über dies besonders in orientalischen Erzählungen häufige Motiv einer durch einen Traum entstandenen Liebe vgl. Rohde, Der griech. Roman, 1876, S. 49. Chauvin. Bibliographie arabe 5, 132, Pryn-Socin, Kurdische Samml. 2, 100, Whislocki, Zeitschr. f. vgl. Literaturgesch. 5, 240 (türkisch), Stephens, Gesch. der wälschen Literatur, 1864, S. 509, Campbell, Pop. tales of the West Highlands Nr. 176, Luzel, Légendes chrét. de la Basse-Bretagne 2, 220.]

3) Niederlassung der Kurden.

4) Die Musikkapelle im Orient besteht aus zwei Flötenspielern (Zurnaçi) und einem Trommelschläger (Davulèi). Am häufigsten sind Rundtänze, an denen die Männer und Frauen teilnehmen und der Ring der Tanzenden sich von links nach rechts bewegt.

5) Nach der kurdischen Sitte schmaust der Bräutigam mit seinen Verwandten und Genossen einige Tage im Hause seiner Braut, bevor er sie feierlich mit grosser Begleitung zu Pferd heimführt.

6) Mantel.

Die Sonne zeigte Mittag, als Siamandò die Augen aufschlug; er schaute nach allen vier Seiten, rieb sich den Kopf und kehrte zurück zur Hütte der Alten. Er kehrte traurig heim und antwortete auf die Fragen der Alten kummervoll: 'Mutter, ich bin hingegangen, ich habe niemand gefunden, der Schlaf überwältigte mich; als ich erwachte, sah ich niemanden.' "Sohn, du bist sehr einfältig. Hast du in deiner Tasche und in dem Busen nachgesucht?" Siamandò suchte nach und fand zwei goldene Würfel. "Das ist das Zeichen, das Xğesarë dir gelassen!" 'Was soll dies denn bedeuten?' "Sie gab dir zu verstehen, dass du noch ein Kind bist, du bist kein Mann für die Liebe. Geh mit den Knaben Würfel spielen! Du bist kein Mann für diese Sache." Siamandò schämte sich und bat die Alte: 'Geh zum letztenmal zu Xğesarë! Sie soll das letzte Wort sagen, und ich erfülle es'.

Die Alte ging hin und brachte Xğesarës Antwort: "Wenn Siamandò ein Mann ist, wenn er zu lieben versteht, morgen werde ich fortgeführt, da soll er erscheinen auf seinem Ross, den Bogen und Pfeile auf den Schultern, er soll auf dem Wege warten, wie ein Adler losstürzen, aus der Mitte der Reiterschar mich entführen, auf sein Ross mich heben. Dann reiten wir auf die Spitze des Siphân, da wollen wir ausruhen, der Liebe genießen, im dunklen Nebel verborgen." —

Am nächsten Tag zogen die Braut und die Brautführer aus; Siamandò wartete auf seinem Ross, wie ein Blitz stürzte er auf die Reiter, mit einer Hand ergriff er die zarte Hüfte Xğesarës, setzte sie hinter sich, und sie ritten einen Weg von drei Tagen in einem fort. Ebenso schnell setzten die Verfolger ihnen nach; am nächsten aber kam der Reiter auf dem Heßenboz. 'Wer ist dieser', fragte Siamandò die Xğesarë, 'der sich und sein Ross in Gefahr stürzt?' "Er ist es, dem du die Braut eines Jahres geraubt hast. Sein Herz brennt (nach Rache), du sollst ihn nicht schelten." Siamandò stieg ab, breitete seinen Aba aus, setzte Xğesarë darauf, bestieg wieder sein Ross, wandte sich um. Fünfzig Rosse und fünfzig Reiter schlug er nieder, kehrte zurück, nahm Xğesarë und schlug den Weg ein nach der Spitze des Siphân.

Da ruhten sie ohne Sorge. Siamandò schlief ein, den müden Kopf auf die Knien Xğesarës gelegt. Plötzlich schauderte Xğesarë vor Schrecken und Furcht. 'Was hast du gesehen, Xğesarë, Licht meiner Augen? Sag, warum zitterst du, warum bist du erschrocken?' "Ich habe etwas Sonderbares in dieser Wüste gesehen. Vierzig wilde Ochsen kamen Wasser zu trinken, mit ihnen war eine Kuh. Die Ochsen begannen einen Kampf um sie miteinander, und nur einer von ihnen, der Heßenboz, besiegte die andern und gewann für sich die Kuh. Ich gedachte an dich, an mich und an das Geschehene, an die fünfzig von dir erschlagenen Recken. Dies entsetzte mich, Zittern und Schauer ergriffen mich." Siamandò weilte nicht länger, nahm seinen Bogen und die Pfeile, holte den Heßenboz-Ochsen ein und schoss ihn nieder. Der Heßenboz rollte vom Felsen hinunter; Siamandò stürzte auf ihn mit dem Messer. Der wilde Ochse aber stieß rasend mit seinen Hörnern, brüllte und schleuderte Siamandò weit weg. Siamandò fiel mit dem Rücken auf den Zweig des Nussbaumes, und der zackige Zweig ragte vier Handlängen aus seiner Brust.

Xğesarë ging den Spuren Siamandòs nach, wie ein Standbild blieb sie stehn auf der Höhe des Felsens, als sie den verwundeten wilden Ochsen sah. Da drang an ihr Ohr das Stöhnen Siamandòs; da fand sie den bei Seite geworfenen Bogen und die Pfeile Siamandòs, sie hob sie auf, neigte sich, sah den Siamandò und sang das Todeslied: "Bitten, tausend Bitten! Siamandòs Bogen und Pfeile sind von Vollsilber: Siamandò, warum bist du dem wilden Ochsen nachgegangen?"

Siamandò, stöhne nicht, stöhne nicht!“ ‘Xgesarè, weine nicht, weine nicht! Dein Weinen vermehrt meinen Schmerz.’ “Du stöhnst schwer, Siamandò, wie soll ich nicht weinen! Dein Seufzen presst Tränen aus meinem Herzen hervor. Auf der Spitze des Siphān wütet ein furchtbarer Sturm, Siamandò, hier sind dein Bogen und deine Pfeile. Warum wolltest du mir nicht gehorchen? Ich sagte: Geh nicht dem wilden Oehsen nach! Lass sie leben, wie ich und du, geh nicht, lass sie einander lieben, geh nicht! Du wilder Ochs, schrecklicher und mitleidloser Ochs, deine Hörner sind stark wie Eisen, und du bringst Entsetzen; du hast auf der Spitze des Siphān die Geliebte von ihrem Liebling getrennt. Auf der Spitze des Siphān ist Nebel und Finsternis. Wer hat gehört, dass das Jagdtier den Jäger getötet hätte? Siamandò, ich sagte dir: Geh nicht! Suchst du Jagdtier, so will ich's dir sein. Geh nicht! Vielleicht aber so war beschieden vom Himmel, des Himmels Wille ist nicht zu ändern auf Erden. Auf der Spitze des Siphān sind Felsen und Gesträuch. Es zieht ein Wind, kalt und todesbringend. Siamandò, zeig mir einen Weg zu dir, damit ich mit dir meine Seele hingeb! Bringt herbei Schaufel und Spaten, Xgesarè und Siamandò beisammen unter den Felsen zu begraben!“ So sprach sie, schloss die Augen und stürzte sich, ‘Mein Siamandò’ schreiend, hinab. Kaum konnte Siamandò ‘Meine Xgesarè’ antworten als fernen Widerhall. Dann waren beide auf einmal still.

Man erzählt, dass an jenem Orte jeden Sommer zwei Blumen wachsen; dann kommen zwei Schmetterlinge, setzen sich darauf und flattern umher.

3. Siaband.¹⁾

Siaband war eine Waise. Einst traf er auf der Spitze eines Berges eine Räuberbande und schloss sich ihr an. Bald zeichnete er sich bei der Plünderung eines reisenden Kaufmannes aus und wurde der Liebling des Räuberhauptmannes. Diesen bat er nun, ihn auf eine kurze Frist zu entlassen, und versprach ihm, wiederzukehren. Unterwegs fand er ein Zelt und darin ein bildschönes Mädchen namens Xgasar; diese bezauberte ihn so, dass er dablief. Kurz darauf kamen die sieben Brüder des Mädchens von der Jagd heim und bewirteten den unbekanntem Jüngling. Als Siaband einige Tage später bei den Brüdern um die Hand des Mädchens warb, gaben ihm diese gern ihre Zustimmung; doch solle er ihnen zuvor sieben Töchter eines Vaters und einer Mutter bringen. Siaband zog aus und kehrte bald mit sieben Mädchen zurück, deren Eltern er zwei einem Kaufmann abgenommene Säcke voll Gold als Baßlex (Kaufpreis für die Braut) gegeben hatte. Nun erinnerte er sich an das Wort, das er seinem Herrn gegeben, und begab sich zu ihm. Der Hauptmann forderte ihn auf, ihm seine Braut zu bringen und zu zeigen.

Als Siaband zurückkehrte, fand er kein Zelt mehr; von den bewaffnet dastehenden Brüdern erfuhr Siaband, dass seine Braut entführt worden sei, und eilte zu dem El, wo Xgasars Entführer eben den Hochzeits-

1) Diese der voranstehenden Dichtung verwandte Sage hörte ich 1899 auf meiner Forschungsreise im russischen Armenien von dem Kurden Qealaš Abdul Oğli, einem Jezidi, im Dorfe Qearwansaraj (Gouv. Eriwan).

schmaus veranstaltete. Mit Hilfe einer Alten, die Xğasar einen Ring überbrachte, gelang es ihm, sie auf seinem treuen Ross aus der Mitte der Schmausenden zu entführen. Die Verfolger wurden im Kampfe besiegt, und er machte auf der Spitze des Siphanë Xalath¹⁾ halt; ermüdet, legte er seinen Kopf auf die Knie der Xğasar und schlief ein. Da sah sie plötzlich eine wilde Kuh, verfolgt von sieben wilden Rindern: ein junger Stier aber trieb sie von der Kuh fort. Der Gedanke, dass sie sich in derselben Lage befinde, wie die Kuh, entlockte ihren Augen Tränen, die auf Siabands Gesicht fielen. Der Recke erwachte, und wie er das Geschehene erfahren, nahm er seinen Bogen und die Pfeile, holte den Stier ein und erlegte ihn mit einem trefflichen Schuss; dann stürzte er sich mit dem Messer auf ihn, um ihm den Kopf abzuschneiden. Doch dieser schleuderte ihm mit seinen Hörnern so gewaltig empor, dass der zackige Zweig des Baumes, auf den er fiel, ihn durchbohrte und er daran hängen blieb. Xğasar fand den sterbenden Siaband, indem sie seinen abgeworfenen Waffen und Kleidern nachging, und voll Gram sang sie das Todeslied: 'Stier, deine Hörner sind klein. Wie vermagst du den Bräutigam von seiner Braut zu trennen? Siaband, du stöhnst, ich weine. Stöhne nicht, und ich weine nicht.'

In diesem Augenblicke erschienen die Brüder und führten ihre Schwester fort. Xğasar kehrte jedoch bald zurück und sprang trotz der Bitten des Geliebten zu ihm hinab. Der Baum drang ihr ins Herz, zerbrach und fiel mit dem jungen Paare ins Meer.

4. Leili Meğlum.²⁾



Ach - - - - - Tche dun-ea - i de-tha el me kba - le khü - re

1) Die Stadt Axlath oder Xlath liegt auf dem Nordwestufer des Wansees.

2) Eminsche ethnographische Sammlung 5, 71—75 (Moskau 1904). Der Rezitator des Liedes ist derselbe Zatik, der mir eine sehr umfangreiche armenische Heldensage erzählte (oben 12, 140). Dem kurdischen Originale ist eine (nicht ganz getreue) armenische Übersetzung beigelegt, was mir die Übersetzung bedeutend erleichterte. — [Die Geschichte des unglücklichen Liebespaares Medjmun und Leila ist, wie Herr Professor Dr. V. Chauvin brieflich bemerkt, arabischen Ursprungs (Brockelmann, Gesch. der arab. Lit. 1, 48. 2, 690, Hammer, Literaturgesch. der Araber 2, 350, Flügel, Haji Khalfa 5, 346), hat aber besonders bei andern mohammedanischen Völkern Bearbeitungen erfahren: in Persien durch Nizâmî (Übersetzung von Atkinson, Lond. 1836. 1894), Dschâmi (französ. von Chézy 1805, deutsch von Hartmann 1808) und fünf andre Dichter (Hammer, Gesch. der schönen Redekünste Persiens S. 111. 172. 230. 241. 334. 356. 369); in der Türkei etwa zehnmal (Hammer, Gesch. der osman. Dichtkunst 1, 151. 156. 213. 220. 231. 250; 2, 279. 294. 327. 398; 3, 173; 4, 70. 586); in der hindostanischen Literatur siebenmal (Garcin de Tassy, Hist. de la litt. hindouie 1, 267. 359. 592; 2, 176. 458; 3, 205. 207. 294. 301). Es gibt auch eine bengalische (Zenker, Bibl. orientalis 2, 317) und eine armenische Fassung (Ethnographische Übersicht 9, 270. Tiflis 1902).]



Ach, warum waltet die Welt so tief über mich! Es lebten zwei Liebende zur selben Zeit, die eine (hiess) Leili, der andere der gefährliche Meğlum. Sie sprach: 'Sohn, was traf dich für ein Unheil?' "Mutter, als ich den Kopf hinlegte und aufhob, sah ich im Traum die Schöne des Paradieses." Meğlums Mutter sprach: 'Du mein Sohn, quäle dich nicht mit Kummer und Schmerz! Wenn das gute Licht morgens mich bescheint, decke ich den Kopf mit einem weissen Tuche, gehe nach dem Markt Ğezir und erkundige mich.'

Als das gute Licht morgens sie beschien, deckte Meğlums Mutter den Kopf mit einem weissen Tuche, ging nach dem Markt Ğezir, erkundigte sich dort. Ich sah meine Leili, sich in den Hüften wiegend, von oben kommen, den Schlauch mit Matsun¹⁾ auf dem Rücken tragend: sie kam nach Ğezir, um sich zu erfreuen. 'Meğlums Mutter, guten Tag!' "Guten Tag, der Geliebte von Leilis Herzen sei auf meinen Augen!)" "O Meğlums Mutter, wilde Frühlingsblume, wenn Meğlum liebt, ist er der Geliebte von Leilis Herzen. O Meğlums Mutter, Herbstblume, die auf dem Baume blüht, wenn Meğlum liebt, liebt ihn Leili zehnmal mehr.'

Meğlums Mutter kehrte heim und erzählte dem Sohn, was sie gesehen: 'Sohn, die du meinst, ist schwarz wie Pech, die Fersen beider Füße (Schuhe) sind abgenutzt.' "Mutter, gottlose Alte, ich rufe Gott an, und deine beiden Augen springen aus der Stirn heraus. Die Geliebte deines Sohnes hast du gut erkannt. . . Mutter, lass die Milch deiner Brüste mir gut bekommen!)" Ich nehme mein Tamburin (Schellentrommel) und gehe zur Quelle Singan, die sehr weit ist." 'Sohn, ich lasse die Milch meiner Brüste dir gut bekommen. Nimm dein verfluchtes Tamburin und geh zur Quelle Singan, die sehr weit ist!'

Meğlum nahm sein Tamburin und ging zur Quelle Sigan. Ich sah meine Leili, sich in den Hüften wiegend, von oben kommen; mit dem Wasserschlauch auf dem Rücken kam sie zur Quelle Singan, um sich zu erfreuen. 'Meğlum, guten Tag!' "Guten Tag! Sei auf meinen Augen, Leili, du Geliebte meines Herzens!" Sieben Tage, sieben Nächte standen sie dort, sie dachten, sie stünden erst einen Augenblick dort. Leili sprach: 'Meğlum, gib mir Erlaubnis, dass ich ein wenig Wasser dem Gaste des Vaters bringe, morgen früh wieder zu dir komme! Lass Jesus, Moses, alle Anbetungsorte der Welt Leili richten, morgen früh zu dieser Zeit bin ich hier. Mit Gott!'

1) Saure Milch. Im Orient wird die Milch zuerst gekocht und dann in dem zugedeckten Topfe aufbewahrt, bis sie sauer wird.

2) Augen und Kopf werden von den orientalischen Völkern als die heiligsten Körperteile betrachtet; unter den zahlreichen Schmeichelausdrücken sind die lakonischen Sätze: 'Auf meinen Augen' oder 'Auf meinem Kopf' (sei du, dein Wort oder Befehl) die üblichsten. Bei der Begrüssung berührt man, sich bückend, den Erdboden mit der Hand und legt diese dann auf die Stirn; d. h. 'Die Erde deiner Füße sei auf meinem Kopf' (ich bin dein Sklave).

3) Im Originale 'halal' (gesetzlich) sein, im Gegensatz zu 'haram' gesetzwidrig.

Leili schöpfte Wasser, brachte es dem Gaste ihres Vaters. Leili ging hin, und was sah sie? Des Vaters Zelte haben sie (auf Tiere) geladen und ziehen davon. Leili holte des Vaters Zelt ein. Willkommen sei mir der Herbstmonat, willkommen sei mir der Wintermonat! Leilis Zelt aufgeladen, führten sie vom Bergtal¹⁾ nach Süden.

Verging der Winter, es kam der Frühling. Sei mir willkommen, April! Leilis Zelt, aufgeladen, trieben sie nach dem Tal. Da sah Leili einen Vogel am Himmel schweben: 'Vogel, unreiner Vogel, wende dich, steig herab! Ich will dich fragen, Bestimmtes fragen, ob du auf dem Wege zur Quelle Singan in Derkula einen getroffen, ob du einen Menschenleichnam da gesehen hast.' Unreiner Vogel stieg von der Höhe herab: "Du törichter und besessener Mensch, ich sah einen Leichnam, ich frass das Fleisch, häufte die Knochen auf, baute mein Nest darin, liess meine Jungen fliegen." 'Tochter, besessenes Mädcl, was hast du den unreinen Vogel gefragt und die Sorge der Welt auf dich und deine Mutter geladen?' "Mutter, lass uns Meğlum besuchen und sehn, wie es steht!"

Leili und die Mutter begaben sich zu Meğlum: "Gegrüsst seien deine aufgehäuften Gebeine!" Sie trugen die Knochen zusammen, legten einen auf den anderen, befestigten Gelenk an Gelenk und wandten sich mit Gebet an Gott. Gott liess Vernunft und Seele in ihn zurückkehren. Drei Tage, drei Nächte standen sie da, sie dachten, sie stünden erst einen Augenblick da. Gott machte sie beide zu Sternen, setzte sie an den Himmel, Leili nach Süden, nach Norden Meğlum.

5. Leilum-Mağlum.

Eine andere Sage¹⁾ erzählt, Leilum hatte ihren Geliebten Mağlum gebeten, sie bei ihrem Sommeraufenthalte im Rohrdickicht zu erwarten, bis sie mit ihren Eltern hinkomme. Diese aber erfuhren davon und zogen nicht hin, und Mağlum starb vor Hunger an jenem Orte. Als im nächsten Sommer Leilum mit ihren Eltern zur Sommerwohnung kam, fand sie den Geliebten noch stehen; das Rohr war ihm durch die Füsse gewachsen und ragte aus dem Kopf hervor. Das Mädchen starb vor Gram, und beide wurden zu Sternen und flogen gen Himmel empor. Dort ziehen sie einmal im Jahre im Kreise herum; in der Osternacht treffen sie zusammen, küssen sich und gehen wieder auseinander. Ihretwegen jubelt die ganze Natur in dieser Nacht mit ihnen.

1) Weideplatz auf den Gebirgen, wo sich die Kurden im Sommer niederlassen. Den Winter verbringen sie in der Ebene.

2) Ethnographische Übersicht, herausgegeben von E. Lalayan 9, 270 (Tiflis 1902).

Kleine Mitteilungen.

Vier Volksballaden aus dem östlichen Holstein.

I. Ritter Ulrich.¹⁾

Prinz Oterich hat elf Bräute ermordet. Mit der zwölften geht er durch den Wald. Da sagt sie:

·Prinz Oterich, Prinz Oterich,
Hör doch an, was der Waldvogel spricht.'

Darauf er:

·Die Vöglein haben all' ihren Gesang,
Wir Menschen gehn grad' unsern Gang.'"²⁾

Als sie dahin kommen, wo die elf ermordet sind, setzt sie sich nieder und weint:

Sie legt' ihren Kopf auf seinen Schoss
Und weinte, dass das Rieplein floss.

Er fragt sie, warum sie weine:

·Weinst du wohl um dein'n stolzen Mut?
Oder weinst du um dein Geld und Gut?'"
[Oder bin ich dir nicht gut genug?]

Sie antwortet:

·Ich wein' nicht um mein'n stolzen Mut.
Ich wein' auch nicht um mein Geld und Gut.
[Und du bist mir nicht gut genug?]
Ich wein' nur um die elf allein.
Die hier im Wald ermordet sein.'

Darauf er:

·Weinst du nur um die elf allein,
Sogleich sollst du die zwölfte sein.'"

Darauf sie:

Und soll ich gleich die zwölfte sein,	Der zweite Schrei und den sie tat,
Erlaub' ich mir drei Schrei' allein.' —	Sie rief Gott den Herrn an.
Der erste Schrei und den sie tat,	Der dritte Schrei und den sie tat,
Sie rief ihren lieben Vater an.	Sie rief ihren jüngsten Bruder an.

Der Bruder fragt den Mörder:

·Warum sind deine Schuh' so rot?'

Der Mörder:

·Ich hab' einen Vogel geschossen tot.'"

1) Von der alten Frau Clasen in Klenzen bei Eutin, die das übrige vergessen hatte. Zur Wiedergabe der Melodie reichte die Stimme nicht mehr aus. — Vgl. Erk-Böhme, Liederhort Nr. 41—42. [Brunk, Bl. f. pomm. Volksk. 7, 32. Frischbier, Ostpreuss. Volkslieder 1893 Nr. 22—23. Hauffen, Gottschee 1895 Nr. 70. Kohl, Tiroler Lieder 1899 Nr. 186. J. Meier, Schweiz. Archiv f. Volkskunde 5, 8. van Duyse, Het oude nederlandse lied 1, Nr. 1—2. Grundtvig, Danmarks gamle folkeviser 4, 1 Nr. 183; vgl. 5, 2, 297. Child, English popular ballads 1, 22. Doncieux, Romancéro populaire de la France 1904 p. 351. Nigra, Canti pop. del Piemonte Nr. 13.]

2) In einem aus der Gegend von Oldenburg im östlichen Holstein stammenden Märchen ('Heimat', Juli 1900) antwortet Aschenbrödels Stiefmutter auf die Frage des Königs, was der Vogel, der über dem Wagen fliegt, immer rufe ('Blut im Schuh') ausweichend: 'O, Herr Köni, de Vogel singt Sinksank, un wi föhrt unser Gank.'

2. Die Mordeltern.¹⁾

a) Die Klenzauer Melodie zu Nr. 2 und 3.



b) Die Neukirchener Melodie zu Nr. 2 und 3.



1. Es war'n einmal zwei Bauernsöhn',
Die hatten Lust, in die Welt zu gehn,
Und zum Soldatenleben.

2. Einst hatten sie sich ausgedacht,
Sie wollten auf die Wanderschaft
Und mal nach Hause reisen.

3. Und als sie vor dem Hause kam'n,
Die Mutter in der Türe stand
Und bot ihnen guten Abend.

4. 'Guten Abend, guten Abend, Frau Wirtin
Wo ziehn wir unsre Pferde ein?' [mein,

5. "Bind't sie nur oben an jene Wand
Und streicht darüber mit der rechten Hand,
So wird euch nichts gestohlen."

6. "Setzt euch dort oben nur an den Tisch!
Ich will auftragen Fleisch und Fisch
Gesotten und gebraten."

7. -----
'Wir haben Silber und auch noch Gold
Und auch noch hundert Dukaten.' —

8. Und als er kam um Mitternacht,
Die Frau zu ihrem Manne sprach:
"Lass uns den Reiter ermorden!"

Varianten: 1,2 Wohl in die Welt zu gehn (e), In die Welt zu ziehn (c), Ins Feld zu ziehn (b). — 2,1 auserdacht (b, c), abgemacht (e), aufgemacht (d). 2 sich ein Vergnügen machen (a, b, c, e). 3 Und wollt'n nach Hause reisen (a, c), Und machen die Reise nach Hause (b). — 3,1 kamen vor die Wirtshaustür (d), kamen vor dem Tor (e); in b, c fehlt die Strophe. 2 Frau Wirtin stand wohl vor der Tür (e), Frau Wirtin, hab'n Sie schönes Bier (d). 3 freundlich guten Abend (e), Bot ihnen ganz freundlich guten Abend (a): in d fehlt die Zeile. — 4,1 Frau Gastwirtin (e), Frau lasst uns ein (a), Guten Tag, guten Tag (b), Guten Tag, guten Tag, Frau Gastwirtein (c), Frau Wirtin, liebe Frau Wirtin mein (d). 2 Pferde hin (e). 3 fehlt in b, d, e; in a, c ist die vorige Zeile wiederholt. — 5,1 Zieht eure Pferde oben an die Wand (c), Zieht ihr eure Pferde oben an die Wand (a), Zieht eure Pferde dort oben an die Wand (e), Ziehn Sie Ihre Pferde an jene Wand (b). 2 darüber die rechte Hand (d), eure rechte Hand (a), mit eigener Hand (e), mit eurer Hand (c), binden sie an mit eigener Hand (b). 3 So a, b, c, d, e. — 6,1 Setzt ihr euch oben an den Tisch (a, d, e), Und setzt euch dort an jenen Tisch (b): in c fehlt die Strophe. 2 Ich will euch auftragen (e), Ich will euch tragen (b), ich will euch bringen (d), gebraten Fisch (a, b, d, e): Fleisch und Fisch ist Konjektur. 3 Gebratne und gesalzne (a), Gebraten und gesalzen (b, e), fehlt in d. 'Gesalzen' rührt wohl daher, dass das Wort 'gesotten' in unserem Plattdeutschen so gut wie ganz unbekannt ist und in der Form Ähnlichkeit hat mit 'solten' (gesalzen). — 7 nur in b. — 8,1 Und als die Stunde der Mitternacht kam (b), Und als es nun um Mitternacht kam (c), Und als es um die Mitternacht kam (d, f). In f gehen dieser Strophe vier Strophen eines anderen Liedes (Es hatt' ein Gastwirt einen

1) Aus den Dörfern Klenzau, Neukirchen, Sagan, Griebel und Timmendorf an der Ostsee. - Vgl. Erk-Böhme Nr. 50a—b. [Köhler-Meier, Volkslieder von der Mosel Nr. 20. Bender, Oberschefflenzer Volkslieder Nr. 121. Krapp S. 74. R. Köhler, Kl. Schriften 3, 185.]

9. 'Ach nein, ach nein, es kann nicht sein.
 — — — — —
 Der Reiter und der muss weiter.'

13. 'Dein Kamerad der ist nicht mehr hier.
 Der ist schon meilenweit von hier,
 Er wollt' durchaus ja weiter.'

10. Die Frau ging über des Manns Gewalt:
 Sie nahm das Messer in ihre Hand
 Und stach den Reiter durchs Herze.

14. 'Ach nein, ach nein, das kann nicht sein:
 Er muss in diesem Hause sein,
 Er ist in diesem Hause.'

11. Sie schleppt' ihm in den Keller 'rein,
 Verscharrt' ihn dort in Sand und Stein.
 Verschwiegen sollt' es bleiben.

15. 'Habt ihr ihm was zu leid getan,
 Es war ja ener eigener Sohn.
 Der aus dem Kriege ist gekommen.'

12. Es blieb verschwiegen bis an den Tag,
 Bis dass der andere Reiter kam
 Und sprach: 'Wo ist mein Kamerade?'

16. Die Frau gleich in den Brunnen sprang,
 Der Mann sich an das Fenster hang,
 Ist das nicht Sünd' und Jammer?'

17. Um das verdammte Geld und Gut
 Muss man hingeben sein junges Blut
 Und auch sein junges Leben.

Sohu, s. n.) vorausf. 2 wohl zu c. 3 So a, b, e, d: von e habe ich das Blatt mit dieser und den folgenden Strophen verloren; a bricht mit dieser Strophe ab. — 9 in d, f fehlt die Strophe. 2 Der Reiter und der muss weiter ziehn (b), Ja lass den Reiter in seine Ruh (c). 3 Der Reiter der muss weiter (c). — 10,1 So f: Die Frau trat über 's Manns Gebot (b), Die Frau geht über 's Gewalt (c); in d fehlt die Strophe 2—3. So b, c, f. — 11,1 nach dem Keller 'rein (e, d), trug ihn nach dem Keller rein (f). 2 in Sand ganz fein (b), Und scharrt' ihn in den Sand herein (c), Und scharrte ihn in den gelben Sand (d), Verwarhte ihn in Sand und Stein (f). 3 Es sollt' verschwiegen bleiben (d), Verschwiegen muss es (c), Verschwiegen musst' es (f), Und spricht: es muss (b). — 12,1 bis zum andern Tag (b), bis zum andern Morgen (c, d, f). 2 Reiter erwacht (b). 3 Und spricht (b), Kamerad (b, c), Wo ist geblieben mein Kamerad? (d). — 13,1 Kamerad ist (b), nicht hier (c, d), weit von hier (f). 2 Er ist so weit so weit von hier (d), Dein Kamerad ist weit von hier (c), Er will durchaus fort in die Welt (f). 3 Er will durchaus ja weiter (f), Dein Kamerad ist weiter (c), Dein Kamerad und der ist weiter (b), fehlt in d. — 14,1 Er kann fürwahr nicht weiter sein (c, d, f). 2 So b, e, d, In diesem Hause muss er sein (f). 3 fehlt in b, d, Er wird in diesem Hause sein (c). — 15,1 Oder habt ihr ihm ein Leids getan (b), Oder habt ihr ihm was zu Leide getan (c). 2 es ist (f), es ist fürwahr (b), er ist fürwahr (c). 3 So b, e, d, f. — 16, 1 Die Frau wohl (b, c). 2 In c sind 1 und 2 umgestellt. 3 Sünd' und Schande (d). — 17 allein in b.

3. Der Gastwirtssohn und die Mordeltern.¹⁾

1. Es hatt' ein Gastwirt einen Sohn,
 Der wollte wandern in die Fremde schon,
 Das Schlosserhandwerk zu erlernen.

4. 'Darin hab' ich mein schönes Geld,
 Was ich verdient hab' in der Welt
 In meinen jungen Jahren.

2. Und als er ausgelernet hatt',
 Begab er sich auf die Wanderschaft.
 Die Eltern zu besuchen.

5. 'Frau Wirtin, was ich schuldig bin,
 Will ich bezahlen morgen früh.
 Heut Abend muss ich schlafen.'

3. 'Guten Abend, guten Abend, Frau Wirtin
 Verwah'n Sie mir mein Ränzlein, [mein!
 Tun Sie es gut verwahren!'

6. Die Schwester nimmt das Licht zur Hand
 Und führt den Burschen ganz unbekannt
 Wohl in sein eigenes Schlafzimmer.

Varianten: 1,1 Es war einmal ein Gastwirtssohn (f). 2 lernen ein Handwerk schon (f) 3 Ein Schlosserhandwerk zu lernen (f), Das Schlosserhandwerk wollt er lernen (q). — 2,2 wohl auf (f). 3 seine Eltern (f). — 3,1 Guten Tag, guten Tag (q). 2 Können Sie verwahr'n (f). 3 Können Sie ihm gut (f). — 6,2 ganz wohl bekannt (q).

1) Nach Fran Clasen (q) und Frau Lukau (in Nr. 2 als f bezeichnet) in Klenzau. Letztere kannte nur die vier ersten Strophen. — Vgl. Erk-Böhme, Liederhort Nr. 50c.

7. 'Ach Jungfer, liebe Jungfer mein,
Hab'n Sie wohl noch ein Brüderlein
Im fremdem Lande wandern?'

8. "Ach ja, ach ja, wir sind unser drei.
Der eine liegt im Grabe frei,
Und der andere wandert in der Fremde."

9. 'Ach Schwester, liebe Schwester mein,
Dein einziger Bruder und das bin ich,
Der aus der Fremde ist gekommen.

10. 'Sieh da hast du ein schönes Geld,
Was ich verdient hab' in der Welt,
In meinen jungen Jahren.

11. 'Nimm hin, nimm hin, verwahr es dir
Und sag' es nicht den Eltern mir!
Sonst muss ich wieder aufstehen.'

12. Und als es kam, die Nacht brach an,
Da packt der Teufel die Eltern an,
Den Burschen totzuschlagen.

13. Die Schwester hörte das Geschrei,
Sie lief vor Angst und Schmerz herbei,
Dem Bruder beizustehen.

14. "Verflucht, verdammt, iir Eltern mein,
Habt ihr erschlagen den Bruder mein,
Der aus der Fremde ist gekommen?"

15. Der Vater stach sichs Messer durchs Herz,
Die Mutter sprang voll Angst und Schmerz
Wohl in den tiefsten Brunnen.

9,3 nach q², Der jetzt hier vor dir stehet (q¹). — 11,3 wiederum (q¹). — 12,1 nach q¹, kam um (zu) Mitternacht (q²). 2 nach q¹, Der Teufel trieb die Eltern nach q². — 13,2 nach q². Sie eilt und läuft geschwind q¹. — 14,1 nach q¹, Ach Eltern, liebe Eltern mein (q²). 2 totgeschlagen (q). 3 nach 9², Der in der Fremde hat gewandert (q¹). — 15,3 In einem tiefen (q²).

4. Die verkaufte Müllerin.¹⁾



1. Es wollt ein Müller früh aufstehn
Und früh an seine Arbeit gehn

2. Und als der Müller in dem Walde kam,
Drei Mörder ihm entgegenkam'n
Und boten ihm guten Morgen.

3. 'Guten Morgen, guten Morgen, lieber
Müller mein,
Haben Sie nicht ein schwangeres Weibelein?
Wir wollen sie gut bezahlen.'

4. Der Müller dacht' in seinem Sinn:
"Du hast eine Frau, die geht mit ein'm Kind,
Die kannst du ja verkaufen."

5. Der erste zog die Beutelschnur,
Dreihundert Taler bot er davor,
Wohl vor des Müllers Weibe.

6. Der Müller dacht' in seinem Sinn:
"Dreihundert Taler ist nicht viel Geld,
Du kannst nicht lange für leben."

Varianten: 1 allein in s. — 2,2 Räuber (s). — 3,2 Wissen Sie (q). — 5,1 griff in seine Schnur (q).

1) Nach Frau Clasen in Klenzau (q) und Frau Schermer in Sagau (s). Die Melodie nach S. — Vgl. Erk-Böhme, Liederhort Nr. 58. [Hauffen, Gottschee Nr. 68. Köhler-Meier Nr. 19. Bender Nr. 152. Hannov. Geschichtsbl. 5, 129. Krapp S. 82. R. Köhler, Kl. Schr. 3, 279. M. Montanus, Schwankbücher 1899 S. 625. Über ein ähnliches Zwischenspiel von Damian Türkis (1607?) s. Allgem. d. Biographie 39, 9. — Das Lied ist auch nach Dänemark und Schweden gedungen; in Svend Grundtvigs Nachlass (auf der Kopenhagen kgl. Bibliothek) Bd. 21 liegt ein Kopenhagener Flugblatt von 1799: 'Der boede en Skjelm blant alle | Paa dette ydmygelige Land, | Johannes lod han sig kalde. | Han havde en from Hustrue forsand' (20 Str.). Damit stimmen Arwidsson, Svenska forsånger 2, 109 Nr. 93 'Johannes' und Thomasson, Nyare bidrag till svenska landsmålen 7, 6, 37 1890) überein.]

7. Da zog der andre die Beutelschnur,
Sechshundert Taler bot er davor,
Wohl vor des Müllers Weibe.

8. Der Müller gedachte in seinem Sinn:
„Sechshundert Taler ist noch nicht viel,
Du kannst nicht lange für leben.“

9. Da zog der dritte die Beutelschnur,
Neunhundert Taler bot er davor,
Wohl vor des Müllers Weibe.

10. Da gedachte der Müller in seinem Sinn:
„Neunhundert Taler ist viel Geld,
Du kannst schon lange für leben.“

11. Und als der Müller zu Hause kam,
Sein Frau wohl in der Haustür stand
Und bot ihm guten Morgen.

12. „Guten Morgen, guten Morgen, lieb
Weibelein,
Eine traurige Botschaft bring' ich heim:
Deine Frau Mutter und die will sterben.“

13. Da ging sie in ihr Kämmerlein
Und zog ihr schwarzes Kleid wohl an,
Um ihre Frau Mutter zu besuchen.

14. Und als sie in dem Walde kam,
Drei Mörder ihr entgegenkam'n
Und boten ihr guten Morgen.

23. „So bringt mich auf mein Mühlenrad
Und stosst mir alle meine Glieder ab;
In Öle tut mich braten!“

15. „Guten Morgen, guten Morgen, lieb
Weibelein,
Sind Sie des Müllers Weibelein?
Wir haben Sie gut bezahlt.“

16. Der erste zog ihr den Mantel aus,
Der andre zog das Messer 'raus,
Der dritte tat das Schneiden.

17. Zum ersten rief sie Gott dem Herrn,
Zum andern Gott dem Sohne
Und zum dritten ihren lieben Bruder.

18. Ihr Bruder war ein Jägersmann,
Der alle Tiere schiessen kann,
Hört' seiner Schwester Stimme.

19. Und als er in dem Walde kam,
Seine Schwester wohl in dem Baume hang
Wohl mit zwei jungen Knaben.

20. Er nahm sie alle drei zu Haus
Und richt ein grosses Gastmahl aus,
Den Müller einzuladen.

21. Und als der Müller in die Haustür kam,
Seine Frau wohl in dem Sarge lag,
Wohl mit zwei jungen Knaben.

22. „Ach Gott, wer ist nun schuld daran,
Der Fleisch und Blut verkaufen kann,
Dazu ihr junges Leben!“

7,1, 9,1 Da griff der andre (dritte) in seine Schnur (q). — 11,2 vor der (s). — 12,2 Ich bring' dir eine traurige Botschaft an (q). — 13,1 Schlafkämmerlein (q). 2 ihre schwarzen Kleider (s). 3 Ihre Frau Mutter (q), Um ihre Frau Mutter zu sehen (s). — 14,2 Ränber (s). — 16,1 zog den (q, s), Mantel in die Höh' (s). 2 zweite (s). 3 Und der dritte der tat (s). — 17,3 ihrem Bruder (q), ihrem lieben, lieben Bruder (s). — 18,3 Warum denn nicht diese Buben (s). — 19,1 Und als ihr Bruder (s). 2 Seine liebe Schwester im (s). 3 Mit zwei kleinen, jungen. — 20,2 Stift eine grosse Mahlzeit aus (q). — 20 Da richtet der Bruder ein Gastmahl an | Und lud seinen Schwager zum Gastmahl ein, | Um seine liebe Schwester zu begraben (s). — 22,3 wohl mit zwei jungen Knaben (s). — 23,2 Mahlt mir (s). 3 kochen (s).

Oldenburg i. Gr.

Wilhelm Wissler.

Die Ballade vom Ritter Ewald.

[In zahllosen Varianten ist in Deutschland¹⁾ seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts das Lied vom Ritter Ewald verbreitet, der in der Gartenlaube von der

1) In Allgäu, Bregenz, Lindau, Tirol, Elsass, Baden, Bamberg, Spessart, Hessen, Nassau, Rheinland, Thüringen, Fichtelgebirge, Böhmen, Altenburg, Vogtland, Niederlausitz, Brandenburg, Magdeburg, Braunschweig, Bremen, Mecklenburg, Westpreussen. Vgl. die Nachweise bei Erk-Böhme, Liederhort Nr. 112, Köhler-Meier, Volkslieder von der Mosel Nr. 183 und Marriage, Volkslieder aus der badischen Pfalz 1902 Nr. 27; dazu Bender, Ober-schefflenzer Volkslieder Nr. 1. C. Müller, Progr. Löbau 1901 S. 71, Krapp, Odenwälder Spinnstube 1904 S. 124 und Bartels, oben 12, 78.

Geliebten Abschied nimmt, um in den Krieg zu ziehen, nach einem Jahre heimkehrend die Braut gestorben findet und trauernd in ein Kloster geht. Die Namen des Liebespaares wechseln (er heisst meist Ewald, doch auch Edwald, Eduard, Edmund, Leopold, sie Minna, Emma, Lina, Ida), und ebenso zeigen sich im Ausdrucke und in der Strophenzahl mancherlei Abweichungen; doch enthält keine der bekannten Fassungen mehr als sieben Strophen. Obwohl nun der mittelalterliche Hintergrund, die sentimentale Ausgestaltung der dem echten Volksliede¹⁾ keineswegs fremden Situation, die gebildete Sprache und das trochäische Metrum ziemlich deutlich auf einen Kunstdichter aus dem Ende des 18. oder Beginn des 19. Jahrhunderts, dem Schillers Ritter Toggenburg (1797) vorschwebte²⁾, hinweisen, ist es bisher nicht gelungen, diesen Verfasser ausfindig zu machen. Auch Herr Prof. Karl Krüger, der den Spuren des Liedes in Pommern, Schlesien und Posen nachging, hat diese Frage nicht gelöst; dafür bietet er uns aber ausser einer pommerschen Melodie einen schlesischen Text, der um drei Strophen (Str. 2—4) reicher ist als die bekannten Fassungen und mehrfach (z. B. 6,2 ins heilige Land) die ursprüngliche Lesart erhalten zu haben scheint.

J. B.]

Basentin in Pommern um 1860.



In des Gar - tens dunk - ler Lau - be sass en bei - de Hand in Hand, Rit - ter
E - wald, schön und mu - tig, ne - ben I - da fest ge - bannt.

1. In des Gartens dunkler Laube
Sass des Abends Hand in Hand
Ritter Ewald schön und mutig
Neben Ida festgebant.

2. Und es blühte der Hollunder,
Rosen hauchten Balsamduft,
Und das Chor der Nachtigallen
Tönte lieblich durch die Luft.

3. Doch sie pflückten keine Rosen,
Hörten nicht die Nachtigall.
Denn es tönt in ihren Ohren
Immer nur der Trennung Schall.

4. Ida bat ihn fest umschlingen
Und mit Tränen in dem Blick:
‘Kehre bald, o mein Geliebter,
Kehre bald zu mir zurück!’

5. Und er sprach, die Holde küssend:
„Ewig bist du, Teure, mein:
Wenn die Rosen wieder blühen,
Will ich wieder bei dir sein.“

6. Und er schied beim Mondensein
In den Krieg ins heilige Land
Und gedachte oft an Ida.
Wenn der Mond am Himmel stand.

7. Und ein Jahr war bald verflossen,
Als die Rosenknospe brach;
Da schlich Ewald in den Garten,
Wo er einst die Holde sprach.

8. Doch was sah er? Frisch im Grünen
Hob ein Grab sich im Spalier,
Und die Schrift in Marmor sagte:
‘Ida ruht in Frieden hier.’

9. „Nun“, so sprach er traurig, weinend,
„Meiner Trennung bitter Lohn!
Ich, Geliebte, bin gekommen,
Aber du bist mir entflohn.“

10. Und er zog zurück ins Kloster,
Legte Schwert und Panzer ab,
Unter Kirelhofs stiller Mauer
Gruben Mönche bald sein Grab.

Von Frau Scheffel in Reinerz.

Fünf weitere Texte erhielt ich: **B)** aus Barth in Pommern von dem Dienstmädchen meines Schwagers, des Sanitätsrats Dr. Zaeske (7 Str.). — **C)** aus Usedom

1) Vgl. Erk - Böhme Nr. 93 und 201. — 2) Schiller benutzte B. Nauberts Roman ‘Elisabeth von Toggenburg’ (1789). Vgl. Köster, Anz. f. dtsch. Altert. 23, 300.

von einer Dame, die sich aus ihrer Kindheit des Liedes erinnerte (7 Str.). — D) aus Teusen in Pommern (6 Str.). — E) aus der Demminer Gegend (4 Str.). — F) aus Obornik in Posen (5 Str.). Indem ich ihre wichtigeren Abweichungen von dem Reinerzer Texte (A) mitteile, bemerke ich, dass die Strophen 2—4 in BCDEF fehlen, Str. 6 in EF, Str. 9 in DEF, Str. 10 in E.

1,2 Ritter Ewald und die Minna F — 2 Sassen beide BCDEF — 3 neben Minna BCF, neben Ida D — 4 An der Liebe B, In der Laube F, Die die Trene fest verband C, Schlossen einst ein festes Band D.

5,1 Ritter Ewald sprach BDF, Teure Minna sprach er C, Liebe Ida sprach er E — (ganz) tröstend BCDE, zur Minna F — 2 Liebe lass das Weinen sein BCDEF.

6,1 zog B — Drauf zog er hinaus zum Kampfe CD — 2 In den Kampf fürs Vaterland B, Fürs geliebte Vaterland CD — 3 Minna BC.

7,3 Ritter Ewald BCDEF — schritt zur Laube BC, eilt zur Laube F, eilt zum Garten D, kam geflossen E.

8,1 in der Ferne BCDEF — 3 Einen weissen Leichenstein BDF, Hob ein Grabeshügel sich C, An des Grabes Hügel stehn E — 3 Und auf Marmor stand geschrieben BCDEF — 4 Minna BCF, Ida DE — lebt nicht mehr für dich C, ewig bleib ich dein D, bleibt auf ewig dein F.

9,1 Ritter Ewald sprach ganz traurig B, Drob ward er betrübt und traurig C — 2 Ist denn das der Liebe Lohn BC — 4 Finde dich im Grabe schon BC.

10,1 Ritter Ewald zog ins BDF — 2 Helm BD — Eh die Rosen wieder blühten BC, Und kaum war ein Jahr verflossen DF.

Bromberg.

Karl Krüger.

Nochmals 'Joli Tambour'.

Herr Professor Dr. John Meier in Basel macht mich freundlichst darauf aufmerksam, dass der oben S. 99 von O. Ebermann dargelegte Übergang des französischen Liedes vom 'Joli Tambour' in den deutschen Volksgesang bereits 1900 von Miss M. E. Marriage bemerkt worden ist. In einem kurzen Artikel über das deutsche Marlbrücklied (*Modern Language Quarterly* 3, Heft 2) führt sie drei weitere Beispiele für Entlehnungen deutscher Soldatenlieder aus französischen Vorbildern an: die oben 12, 215 besprochene Ballade vom heimkehrenden Soldaten, der seine Frau mit einem anderen verheiratet findet, eine Schweizer Parodie¹⁾ des Revolutionsliedes 'Ah ça ira' und unsern 'Joli Tambour' in der Version Puymaigres und Wolframs.

Ich verweise noch auf sonstige Überlieferungen des deutschen Textes: Erk-Böhme, *Liederhort* Nr. 852: 'Es waren drei Tamborn'.²⁾ Köhler-Meier, *Volkslieder von der Mosel* Nr. 258: 'Viertausend Mann' und 'Zehntausend Mann'. Lewalter, *Volkslieder in Niederhessen* 2, Nr. 4: 'Zwölftausend Mann'. Auch in den Niederlanden hat das französische Lied Anklang gefunden. Aus Friesland hat A. de Cock kürzlich (*Volkskunde* 16, 175. Gent 1904) folgende Fassung veröffentlicht:

1. Drie schuin-tamboers die kwamen nit het Oosten,
Van romdom en ik mal er niet om, die kwamen nit het Oosten, romdom.
2. Een van die drie zag daar een aardig meisje.
3. 'Zeg, meisjelief, mag ik met jou verkeeren?'

1) Tobler, *Schweizer Volkslieder* 1, 70: 'Saira, Saira, Sairassa. Geld ist besser als Essigna.' Auch in Köln wurden die französischen Revolutionslieder witzig parodiert (A. Weyden, *Kölns Vorzeit* S. 39).

2) Hier steht auch der älteste Vermerk des Vorkommens: 1872 durch Fr. Erk in Elberfeld gehört von einem Gesellen aus Hessen.

4. "Mijn lieve schuin-tamboer, dat motje m'n vader vrage."
5. "Zeg, ouwe grijze man, mag ik je dochter trouwen?"
6. "Mijn lieve schuin-tamboer, zeg mij, wat is je rijkdom?"
7. "Mijn rijkdom is een trommel en twee stokken."
8. "Mijn lieve schuin-tamboer, dan kan je m'n dochter niet krijge."
9. "Maar mijn vader is groothertog van Brittanje'."
10. "Mijn lieve schuin-tamboer, dan kan je m'n dochter wel krijge."
11. "Nee, ouwe grijze man, nou wil ik je dochter niet hebben."

In drei vlämischen Versionen (Volkskunde 14, 31—35. 78) ist das Mädchen eine Königstochter, die nach den Rosen am Hute des jüngsten Tambours Verlangen äussert; er erwidert aber: 'Mijn rozen geef ik niet voor den dag van mijne trouwe'. In der Nähe von Aalst wird eine eintönige schleppende Weise dazu gesungen, und eine Fassung schliesst sogar stilwidrig mit einer Heirat zwischen den beiden Hauptpersonen (Volkskunde 14, 78).

Ward hier eine französische Ballade Vorbild für deutsche und niederländische Nachahmungen, so haben umgekehrt die Franzosen für eines ihrer bekanntesten Nationallieder, die 1830 von Delavigne gedichtete Parisienne, die Weise einem deutschen Volksgesange entlehnt, dem prächtig rhythmisierten Soldatenliede 'Ein Schifflin sah ich fahren'.¹⁾ Also auch hier gewahren wir, wie so oft in der Geschichte internationaler Zusammenhänge, ein Geben und Nehmen, einen gegenseitigen Austausch.

Berlin.

J. Bolte.

Wiener Lieder beim Pilotenschlagen.

Bei einem Neubaue in Wien (I. Teinfaltstrasse) wurden von den Arbeitern beim Pilotenschlagen²⁾ Lieder gesungen. Durch meinen Freund Jos. Simmon darauf aufmerksam gemacht, zeichnete ich diese Lieder im September 1904 auf. Die Lieder haben gleichen Anfang (A) und Abschluss (B). Der erste Teil zählt bis 20 und hat zehn Hiebe auf den Piloten. Die darauf folgenden Lieder sind bald länger, bald kürzer und werden vom Vorarbeiter ausgewählt. Dieser entscheidet, ob ein Pfahl mehr oder weniger Hiebe erfordert. Bei hartem Boden und geringer Hubhöhe braucht natürlicherweise ein Pfahl mehr Schläge, als bei günstigeren Verhältnissen.

Der erste Teil dieser Rammerlieder lautet:

A.



A - mäl auf, zwoa - mäl drauf, drei - mal hoch, vie - re näch,
 fün - fe auf, se - xe drauf, sieb' - mi hoch, äch - te näch,
 neu - ne auf, zeh - ne drauf, el - fe hoch, zwöl - fe näch,
 drei - zehn auf, vier - zehu drauf, fünf - zehn hoch, sechzehn näch,
 sieb - zehn auf, ächt - zehn drauf, neun - zehn hoch, _____



zwan - zig näch.

1) Erk-Böhme, Liederhort Nr. 1326. Vgl. Pasqué und E. v. Bamberg, Auf den Spuren des französischen Volksliedes 1899 S. 216—227.

2) [Über Rammerlieder vgl. oben S. 101¹. Piger, Zs. f. österr. Volkskunde 5, 234. Pommer, Das deutsche Volkslied 2, 142. 7. 61.]

Wie der erste Teil, so ist auch der Abschluss bei allen Liedern gleich:

B.



Hoch auf und gfässt. an'n drauf und Rast.

Mittelsatz. 1. Lustig is mein Kamerad.



Lu - stig is mein Kä - ma - rád, weil er mein Dirn - derl hat, ä - ber



lu - stig, das kann er sein, ä - ber's Dirn - derl khert mein.

Abschluss (B)

2. Und amâl gemas no übern Semmering.


Die Unterstimme ist die Hauptstimme.



1. Und a - mâl ge - mas¹⁾ no ü - bern Sem - me - ring²⁾, und a - mâl



schas mas no auf dö Scheib'm, und a - mâl geh - r - is³⁾ no zu mein



Dirnd - le, und a - mâl lass i mi saub'r z'krah.⁴⁾ 2. I háb kañ



Geld in Säck, i háb kans brächt auf d'Welt, mein Va - ter gibt mir kans, i schau mir



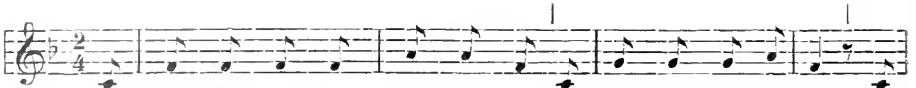
sel - ber um ans, i nimm mein Kol - berl - bix und schiass mar a



Gam - sarl fix⁵⁾, a Geldt, das kriagn ma schoñ. das was i fix.⁶⁾

1) gehen wir. — 2) 1000 m hoher Sattel an der Grenze von Nieder-Österreich und Steiermark. — 3) gehe ich. — 4) zerkratzen. — 5) hier in der Bedeutung 'rasch'. — 6) hier in der Bedeutung 'sicher, gewiss'.

3. Kirchweih.



Und wãm bei uns der Kir - tãg is, dã gehts recht lu - sti zua; da



sein dö Bau - em krenz - fi - del, dö Ma - dal und dö Buam.

4. 's Peterbründl.¹⁾

Die Unterstimme ist die Hauptstimme.



Jetzt geh - ma aus - si zum Pe - ta - bründl, und dã trink mar an



Weiß; und dã hör'n ma in Gug - gu²⁾ aus da Mäss - flasch'n schrei'n.

Jodler.



hãl - la re - du - li - a, hãl - la re - a - ha, hãl - la re - du - li - a, hãl - la re - a - hã,



hãl - la re - du - li - a, hal - la re - a - hã, hãl - la re - du - li - a - hã.

5. Der köcke Polier.³⁾

1. Und a Po - lier. a köcker. jaukt sex Mau - ra wecka, weils an

2. —

3. Jetzt hat dö Pe - ter - päu - li⁴⁾, dö al - de Haupt - ka - nail - li, in da



neuch'n Ziag'l a - han'n tan; da schreit der Viz⁵⁾: 'Hãl - lã, san gnuu

2. De Broek'n zsamma - flickn, recht scheñ

Zeug - hüttn was ent - deckt: da hat der Vich - kerl seiñ Ta -

1) Vgl. F. F. Kohl, Echte Tirolerlieder (1899) S. 166 Nr. 113. — 2) Kuckuck. —

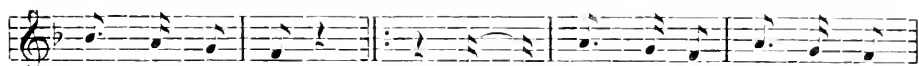
3) In Dialekt und Inhalt ein spezifisch 'Wienerisches Lied'. Der Vorsänger dieser Lieder, Josef Weinkidl, erzählte mir, dass ihnen wegen dieses Liedes der Polier das Singen beim Einrammen verbieten wollte. — 4) Peter-Paula. — 5) Vizepolier.



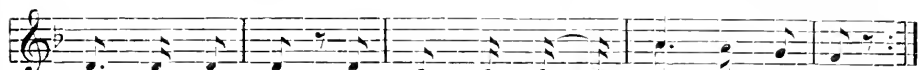
Brock'n da: hauts-ma nur kan neuch'n Ziag'l a!
 ei - ni pick'n, Hittn halts o - da halts net.
 wack - rehrl in mein Braunt - weiß-flaschl ei - ni gsteckt.

6. D' Frau Blaschke.¹⁾

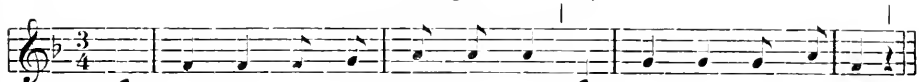

1. 'Frau Blaschke, wie schau denn sö aus! Sö hab'm jä an
 2. Frau Blaschke, dö sagt: 'O, du mein! Wer wird denn so



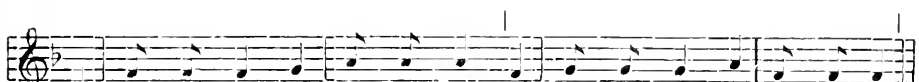
Äu - gerl a blau's, und an Kra - la, an Krä - tza, an
 neu - gie - ri sein! Des hät ma mein Maß zu mein



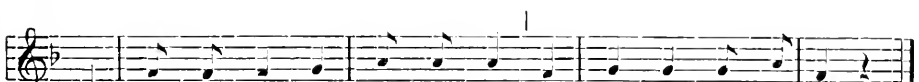
Dibl in Gsicht: wer hat denn ih - na so zua - griecht?
 Na - mens-tag tañ, des geht ja kan Men - schen nix an!

7. Der Nägelschmied.²⁾


1. Wollts wiss'n, wer mein Va - ta is, wollts wiss'n, wer er is?



Mein Va - ta is a Nägl - schmied, und was er sieht, das nimmt er mit.



Jetzt wissts es, wer mein Va - ta is. jetzt wissts es, wer er is.

2. Wollts wissn, wer mein Muatta is,
 Wollts wissn, wer sie is?
 Mein Muatta is in Arbatshaus,
 Sie steckt in Ä... beim Fenster raus.
 Jetzt wissts es, wer mein Muatta is,
 Jetzt wissts es, wer sie is.

3. Wollts wissn, wer mein Schwesta is, usw.
 Mein Schwesta is a feine Frau,
 Sie hebt an jed'n d' Kidln auf.

4. Wollts wissn, wer mein Bruada is, usw.
 Mit an Paar Ross, da fährt er aus,
 Mit sexi, siebmi kommt er z'haus.

5. Wollts wissn, wer mein Freundschaft is, usw.
 Mein Freundschaft geht in Wald hinaus,
 Und ziagt dö Leut ganz nackat aus.

1) Text und Inhalt 'wienerisch', Melodienelemente allgemein älpplisch.

2) Vgl. Ditfurth, Fränk. VI. 2, Nr. 376 [und oben S. 279, Nr. 58: 'Feine Familie'.]

8. Da Müllna.

Und i hab dirs schoß gsägt, und du hast mas net glaubt, dass da
 Müll-na ban Täu-zen däs Mehl-ladl aus-staubt, däs Mehl-ladl aus-
 staubt und das Grias-ladl um-rührt, es gibt sel-ten an Müll-na, der

d'Leut net be-schmiert.

Vgl. Werle, Almransch 1884 S. 97.

Wien.

Raimund Zoder.

Glockensprache und Geräterufe.

Dass das braunschweigische Volk dem Geläute der Glocken Worte unterlegt, habe ich in dieser Zeitschrift 9, 440 gezeigt.¹⁾ Ich will die Beispiele heute vermehren. In Cremlingen ladet die grosse Glocke zum Kirchenbesuche ein: 'Komm her, komm her, komm her', und die kleine Glocke teilt schon den Erfolg der Einladung mit: 'Ich komm, ich komm, ich komm'. Jammernd aber klagt die Glocke zu Bleckenstedt: 'Kömmt keiner'. In Wendeburg erinnert sie an den Namen unseres Heilandes: 'Jesus Christus'. In Adersheim mahnt sie die Menschen an die Vergänglichkeit des Lebens:

Da unnen, da boben
 Lit einer begraben.

In Lebenstedt ruft sie das Andenken wach an den Breskauer Glockengiesser:

De eine slegt dot,
 De andre hat se goten.

In Klein-Dahlum, wo man früher die Glocke 'Link Bein lahm Bein' bimmeln liess, sagt man heutiges Tages, sie lade zur Kirche, indem sie jeden Bewohner mit Namen rufe, also 'Lindhauer, Meder, Bögelsack usw.' Die Glocke in Walbeck bei Helmstedt läutet: 'Esbünnen'. Damit ist das Andenken an eine wüst gewordene

1) [Über Glockensprache vgl. Wackernagel, Kleinere Schriften 3, 4. 95f. Sartori, oben S. 29³. Rochholz, Alemannisches Kinderlied 1857 S. 57f. Peter, Volkstümliches aus Österr.-Schlesien 1. 72. Bünker im 1. Supplementheft zur Zs. f. österr. Volkskunde 1900 S. 18. Schumann, Volksreime aus Lübeck 1899 S. 70. Kehrein, Volkstümliches aus Nassau 1862 S. 243. Böhme, Kinderlied 1897 S. 232. Mala gallina malum ovum (um 1710) S. 375: 'Nimm den Knecht?' — Durieux et Bruyelle, Chants pop. du Cambrésis p. 378 (Mém. de la soc. de Cambrai 28, 1. 1864). Sanvé, Folk-lore des Hautes-Vosges 1889 p. 66. Scarron, Roman comique 3, chap. 14. Pitrè, Archivio delle tradiz. pop. 1, 333. 3, 295. Arnason, Islenskar Þjóðsögur 2, 537 = Lehmann-Filhés, Isländische Volkssagen 2, 245. Vasconcellos, Tradições populares de Portugal 1882 S. 248.]

Ortschaft bei diesem Dorfe gewahrt. Ohne viel Sinn, aber dem Tone entsprechend läutet die kleine Glocke des Braunschweiger Domes: 'Min Finger', die grosse: 'Min Dum' oder die kleine: 'Kümmelackevit' (aqua vitae) und die grosse: 'Rum'. Eine andere kleine Braunschweiger Glocke lässt das Volk fragen: 'Wie lange denn?' und die grosse antworten: 'Auf ewig'. In Delligsen glaubt man aus den Glockentönen die Namen zweier Ortschaften zu hören, nämlich Lindau Gronau. Die Glocke in Gross-Twülpstedt bimmelt: 'Langbein Kortbein', die in Mackendorf:

Krumm Bein, lahm Bein.
Kumm, willt tanseihn:

die in Saalsdorf: 'Linöl Saatöl', die kleine Glocke in Lehre: 'Der Daumeling, der Daumeling', in Üfingen 'Küwedikküet'. (Das erste Wort verstehe ich gar nicht, das zweite ist ein Spitzname für den Glockenläuter.) Während die Glocke in Ostharingen 'Wittkop Swartkop' bimmelt, ruft sie in Rickensdorf dem Glockenläuter zu: 'Rit tau, mein Brauer (= Bruder) mein Brauer, rit tau'.

Wie dem Tone der Glocken, so legt man auch dem Geräusche anderer Gegenstände einen Text unter.¹⁾ Bekannt ist, dass (nach Grimm KHM Nr. 171) der Hammer des Schmiedes tönte: 'Smiet mi to! smiet mi to!'; der Hobel des Tischlers schnarrte: 'Dor häst! dor, dor häst!' Das Räderwerk der Mühle klapperte: 'Help, Herr Gott, help, Herr Gott!' Und war der Müller ein Betrüger und liess die Mühle an, so sprach sie hochdeutsch und fragte erst langsam: 'Wer ist da? wer ist da?' dann antwortete sie schnell: 'Der Müller! der Müller!' und endlich ganz geschwind: 'Stiehlt tapfer, stiehlt tapfer, vom Achtel drei Sechter.'²⁾

So sagt der Hobel des Tischlers im Braunschweigischen: 'Hei schitt' oder 'Smit ne weg', die Nadel des Schneiders: 'Lang' ne mik emal her', die des Schusters: 'Ik trecke minen Pekedraht snurr'. Der Hammer des Schmiedes schlägt: 'Hör op' oder 'Drei Groschen en Drier'. Der Pflug lässt in Gross-Döhren an unserer Grenze, wenn er die Ackerschollen durchbricht, die für ein Dorf wenig angenehmen, doch bezeichnenden Worte hören: 'Zwetschenmaus, Sülteberen, Smerkäse'. Also seine Herren sind so ärmlich, dass zum Frühstück Wurst nicht auf den Tisch kommt. Der Webstuhl des Leinwebers aber lässt am Schlusse die sinnigen Worte vernehmen: 'Gott mot üsch gnädig sîn'.

Wenig bekannt dürfte es sein, dass das Volk auch aus dem Aufschlagen der Dreschflegel Worte zu vernehmen glaubt [Peter I, 71. Böhme S. 231]. Sohnrey freilich erwähnt in seinem köstlichen Buche 'Friedesinchen's Lebenslauf' S. 355: Im Viertakt tönten die Dreschflegel: 'Bartholomä, Bartholomä, Bartholomä, Bartholomä' Bei uns tönen die Flegel, wenn zwei Leute dreschen:

Klipp klapp, smit mik her.
Klipp klapp, morgen is et Sonndag.
Ach Gott, ach Gott!
Sla du tau, ik kann nich.
Voss un Rössig.

Sind drei Drescher auf der Tenne vorhanden, so lautet der Flegelschlag:

Dat gift Geld, dat gift Geld.
Klipp klapp klapp
Dripp de Koren nich up en Kop.

1) Vgl. Andree, Braunsch. Volkskunde² S. 476 [Böhme, Kinderlied S. 22. Bücher, Arbeit und Rhythmus 1899, S. 109].

2) ['Kehre wieder', ruft die Mühle in der Gesellenrede der Büttner (Schade. Weimarisches Jahrbuch 4, 267.)

Ik un min Mann un denn noch ein;

bei vieren: 'Ik neme düt, du nimmst dat';

bei sechsen: 'Licke de Katte in de Kutt,
Licke de Katte in de Kutt!'

Wie der Windmühlenflügel, wenn er langsam geht, dem Wanderer zuruft: 'Dick jücket de Puckel', wenn dieser aber von der Feier zurückkommt und seine Schläge erhalten hat, ihn schneller fragt: 'Hat dik de Puckel jückt?', so plaudert die Karre vom Diebe, der mit ihr langsam zum Felde fährt, um Rüben zu stehlen, aus: 'Will Roiwe halen, will Roiwe halen'. Als aber sein Diebstahl durch die Aufmerksamkeit des Feldhüters verhindert ist und der Dieb schnell nach Hause fährt, da tönt sie: 'Will keine Roiwe, will keine Roiwe'. Ebenso warnt sie den Holzdieb: 'Lat dat sin!' Aber er hört nicht auf sie, stiehlt das Holz und wird vom Förster gefasst. Da erklärt sie ihm auf dem Heimwege: 'Dat wusst ik wol, dat wusst ik wol'.

Braunschweig.

Otto Schütte.

Drei Märchen aus Ostpreussen.

I. Mauschen und Wurstchen.¹⁾

Es waren einmal ein Mauschen und ein Wurstchen. Die wohnten in einem kleinen Hauschen, und alle Sonntage ging eins von ihnen zur Kirche, währenddessen das andere den Kohl zum Mittagessen kochte. Nun kam es aber, dass der Kohl immer besser schmeckte, wenn das Wurstchen ihn gekocht hatte; und da beschloss das Mauschen, einmal das Wurstchen beim Kochen zu belauschen.

Als es nun wieder Sonntag war und das Mauschen an der Reih' war, in die Kirche zu gehen, band es sich sein Pelzchen um und sagte: 'Adieu, liebes Wurstchen, koche nur den Kohl recht schön!' Das Mauschen ging aber gar nicht zur Kirche, sondern stellte sich hinter die Tür. Da sah es denn, als der Kohl im vollen Kochen war, wie das Wurstchen hineinsprang und sich ein bisschen Fett abkochen liess. 'Aha,' dachte das Mauschen, 'daher kommt es, dass der Kohl immer so gut schmeckt; das werde ich befolgen'.

1) [Dies um 1870 von Fräulein Lemke in Ostpreussen gehörte Märchen ist auch anderwärts heimisch: Peter, Volkstümliches aus Österreichisch-Schlesien 2, 208 (1867): 'Das Würstel und das Mänsel.' Birlinger, Nimm mich mit, 1871, S. 216: 'Das Würstlein und das Mäuslein.' Stöber, Elsässisches Volksbüchlein 1842 S. 99 Nr. 241: 'Gevatter Mysel und Gevatter Läuwwerwürstel.' Marelle, Eva Affenschwanz, Queue-d'chat 1888 S. 35: 'Encore un conte.' — In einer ostpreussischen Fassung, 'Geschichte von einem Bratwürstchen, einem Mäuschen und einer Erbse', die A. W. Funck (Neue preussische Provinzialblätter 1, 226. 1846) in der Mundart berichtet, R. Reinick (Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch, 4. Aufl. 1878 S. 168: 'Die Hausgenossen') nacherzählt und J. G. Thiele (Berliner Ms. germ. oct. 316; vgl. Bolte, Altpreuss. Monatsschrift 35, 147) in Reime gebracht hat, ist das Personal um eine Erbse vermehrt. Statt dieser erscheint ein Specht in der schon 1650 bei Moscherosch (Wunderliche Gesichte Philanders von Sittewald 2, 927 im 7. Gesicht 'Reformation') als Gleichnis von Deutschlands Untergang durch einen Wasgauer Bauern erzählten Version, die von den Brüdern Grimm in ihre KHM. Nr. 23 'Von dem Mäuschen, Vögelchen und der Bratwurst' übernommen wurde. Doch schon in der ersten Ausgabe (KHM. 1812 1, Anhang S. XVII) bezeugen die Brüder Grimm, dass ihnen das Märchen vom Mäuschen und Bratwürstchen auch aus mündlicher Überlieferung bekannt sei.]

Als nun am nächsten Sonntag das Wurstehen zur Kirehe ging und zärtlichen Abschied vom Mausehen nahm, sagte es noch: 'Adieu, liebes Mausehen, koche nur den Kohl recht schön!' Das Mausehen passte gut auf, und als der Kohl zu koehen begann, sprang es flink hinein. Aber o weh, es verbrühte sich dort gleich zu Tode.

Das Wurstehen kam aus der Kirehe und wunderte sich, dass es nirgends das Mausehen fand. Schliesslich, da es hungrig war, setzte es sich an den Tisch und schöpfte den Kohl auf, — und da fiel ihm sein totes Mausehen in den Teller. Nun weinte das Wurstehen bitterlich. Es beschloss auch gleich, ein grosses Leichenbegängnis für das Mausehen zu veranstalten. An den Leichenwagen wurden vier grosse Ratten angespannt. Hinter dem Wagen ging in tiefer Trauer das Wurstehen, und unzählige Mäuse folgten. Voran aber ging als Prediger der Hahn, der immer laut krächte, damit man es recht weit hören konnte. Und so begruben sie denn das Mausehen.

Elisabeth Lemke.

2. Der Fuchs und der Wolf.¹⁾

Ein Wolf kam in ein Dorf, um zu rauben, und traf den Fuchs, der gerade ein Gericht Fische verzehrte. 'Guter Freund', sagte der Wolf, 'wo hast du die schönen Fische her? Verhilf mir doch auch zu einem so guten Gericht!' — 'Recht gerne', sagte der Fuchs, 'hör' mich an! Ich sah einen Bauern, der einen ganzen Wagen Fische nach der Stadt fuhr. Ich legte mich auf die Strasse und stellte mich tot. Der Bauer, dem mein Fell gefiel und der mich tot glaubte, nahm mich und legte mich oben auf den Wagen zu den Fischen. Nun nagte ich heimlich ein Loch in den Boden des Wagens und schob die Fische einen nach dem andern durch das Loch allmählich hinaus. Als alle Fische auf der Strasse lagen, sprang ich aus dem Wagen, während der Bauer weiter fuhr. So bekam ich diese

1) Diese vier Geschichten vom Fuchs und Wolf hörte Frau Inspektor Janert um 1850 zu Gollubien im Masurenschen und erzählte sie später der Frau Pfarrer Sapatka († 1883). [Diese Streiche des Fuchses sind weit verbreitete Tiernärrchen: a) Der Fuchs stellt sich tot und wirft gefangene Fische vom Wagen: Krohn, Bär und Fuchs (Journal de la soc. finno-ougrienne 6, 46f.). Sudre, Les sources du roman de Renart 1892 S. 168. Waldis, Esopus 4, 73. H. Sachs, Fabeln und Schwänke 5, 308. Kuhn, Märk. Sagen 1843 S. 297. Firmenich 1, 352. Birlinger, Nimm mich mit S. 227. Haltrich, Volksmärchen aus Siebenbürgen 1885 Nr. 99. Lemke, Vtl. aus Ostpreussen 2, 219. Cosquin 2, 159 Nr. 51. — b) Der Wolf fischt mit dem Schwanz im Eisloch: Krohn 6, 25f. Ysengrimus ed. Voigt S. LXXIX. 40. Odo, fab. 71 (Hervieux 4, 245. Voigt, Denkm. der Tiersage 1878 S. 135. Steinhöwel, Aesop extrav. 9. Waldis 3, 91. H. Sachs, Fabeln 4, 470. 5, 300. Grimm, KHM. 73. Lemke 2, 219. Haltrich Nr. 101. Brunk, Garzigar S. 5. Cornelissen-Vervliet, Vlaamsche Volksvertelsels 1900 Nr. 58. P. de Mont - A. de Coek, Vlaamsche Vertelsels 1898 S. 89. Sudre p. 159. Cosquin Nr. 51. Chapiseau, Beauce 2, 240. — c) Der Fuchs besudelt seinen Kopf mit Teig (Krohn 6, 51. Birlinger S. 230. Haltrich Nr. 104) und lässt sich vom Wolf tragen: Krohn 6, 59f. Grimm, KHM. 71. Bartsch 1, 517. Jahn, Volkssagen aus Pommern Nr. 558. Brunk, Garzigar S. 1. Lemke 2, 220. Kuhn, Märk. Sagen S. 300. Haltrich Nr. 104. — d) Der Wolf wird vom Pferde erschlagen, dessen Schwanz er sich um den Hals gebunden hat: so schnürt der Esel in Steinhöwels Aesop extr. 7 (Grimm, R. Fuchs S. 424) dem dummen Wolfe den Hals zu und schleppt ihn fort; bei Grimm, KHM. 132 bindet der Fuchs den Löwen an den Schweif des alten Pferdes: wenn sich aber in den von Krohn 6, 70 angeführten skandinavischen, estnischen und finnischen Märchen der sonst so schlaue Fuchs auf des Bären Rat an den Schweif des Pferdes klammert, geschleift und vom Hasen verspottet wird, so scheint mir dies eine Entstellung der Urform zu sein.]

guten Fische. Wenn du ebensolche haben willst, musst du zu den Wunen an den nahen See gehen, und wo das Eis fort ist, da hänge den Schwanz hinein. Die Fische werden sich fest anklammern, und du kannst, wenn der Schwanz recht schwer geworden ist, sie alle miteinander herausziehen.'

Der Wolf befolgt des Fuchses Rat, zieht ein- und zweimal, doch vergebens. Endlich merkt er, dass der Schwanz schwer wird. Indem kommt aber auch schon eine Bäurin, die zu Hause Brot backt, an den See, um ihren Ofenwisch in der Wune zu reinigen. Sie sieht den Wolf auf dem Eise und erschrickt. Dieser aber erschrickt noch mehr und reißt und reißt, und reißt, wie schon die Bauern mit Dreschlegeln herbeieilen, den festgefrorenen Schwanz ganz und gar ab. Betrübt geht er davon und sucht nach dem Fuchs.

Der hatte inzwischen dem Haus der Bäuerin einen Besuch abgestattet, sich in dem Brotteig gewälzt und sich von oben bis unten besudelt. Der Wolf, der ihm begegnet, klagt ihm sein Leid, und der Fuchs bedauert ihn. 'Aber', setzt der Fuchs hinzu, 'sieh nur her, wie viel schlimmer es mir ergangen ist! Die Bauern haben mich gepackt und so zugerichtet, dass mir das Mark aus Knochen und Hirn gelaufen ist.' Der Wolf glaubt das, nimmt mitleidig den Fuchs auf den Rücken und trägt ihn gemächlich. Der Fuchs aber lacht in sich hinein und sagt halblaut einmal über das andere: 'Der Kranke trägt den Gesunden!' Der Wolf hört es und fragt: 'Lieber Fuchs, was sprichst du doch da?' Der Fuchs: 'Ach, ich Armer klage vor Schmerzen, und dass ich solche Qualen ausstehen muss.'

Beide kamen nun in den Wald, wo der Fuchs seine Wohnung hatte. 'Freund Wolf,' sagte der Fuchs, 'du bist zu gross und kannst in diese Höhle nicht hinein; aber sag', bist du hungrig?' Der Wolf: 'Ja, ich bin hungrig und möchte selbst meine Grossmutter fressen.' Der Fuchs darauf: 'Ich weiss ein Dorf, in dem ist ein schöner Garten, da weidet ein wilder Schimmel. Zu dem geh nur hin und tu, wie ich dir sage! Binde den Schweif des Schimmels an deinen Hals, ohne dass der Schimmel es merkt, dann spring auf und mache ein Geheul, so laut du kannst! Der Schimmel wird erschrecken und vor Angst aus der Haut fahren. Das Fleisch kannst du dann verspeisen.' Gesagt, getan. Der Wolf geht und findet den Schimmel, legt dessen Schweif fest um seinen Hals und beginnt zu heulen. Der Schimmel erschrickt und schlägt wie rasend hinter sich, der Wolf kommt nicht los, die Bauern eilen hinzu und erschlagen den schon halbtoten Wolf. Das Wolfsfell verkaufen sie und geben dem Schimmel zum Lohn das Gnadenbrot bis an sein Lebensende.

3. Das Konditorhäschen.¹⁾

Der Konditorhase war einst von einem andern Hasen zur Kindtaufe geladen und hatte sich dabei recht angeheitert. In diesem Zustande kam er durch

1) Aus derselben mündlichen Quelle wie Nr. 2. [Dieser Sieg der schwächeren Tiere über die stärkeren, bei dem die humpelnde Katze durch ihren Schwanz Schrecken erregt und auf das versteckte Wildschwein losspringt, weil sie eine Maus zu sehen meint, kommt öfter in Verbindung mit dem Verträge zwischen dem altersschwachen Hunde und dem Wolfe vor (Grimm, KHM. 48 'Der alte Sultan'. Vernaleken, Österr. KHM. Nr. 9. W. Müller, Volkskunde der Deutschen in Mähren 1893 S. 44. Haupt-Schmaler, Volkslieder der Wenden 2, 167 Nr. 8), doch auch allein: Russwurm, Sagen aus Hapsal 1861 Nr. 172. Haltrich 1885 Nr. 82. Wuk, Serb. Volksmärchen Nr. 49 = Grimm, Reinhart Fuchs S. CCXCI. Bain, Cossack fairy tales 1902 p. 130. Bueh, Die Wotjaken 1882 S. 115 Nr. 5. Paasonen, Journal de la soc. finno-ongrienne 12, 152 Nr. 18 (mordwinisch). Entfernter steht Grimm, KHM. 102: 'Zaunkönig und Bär'.]

einen Wald gegangen, in dem der Löwe als König herrschte. Dessen Minister waren der Bär und das Wildschwein. Der Hase sang und jubilierte und machte viel Lärm. Da schickte der Löwe seine beiden Minister, die sollten sehen, wer den Lärm machte, und dem Missetäter den Krieg erklären. Wie sie den armen Hasen trafen, sagten sie: 'Höre, lieber Hase, der König Löwe lässt dir den Krieg erklären; du sollst alsbald mit zwei Soldaten auf dem Kampfplatz erscheinen.' Der Hase erschrak sehr und sagte: 'Aeh, was soll ich anfangen und wie soll ich Soldaten bekommen?' In Verzweiflung ging er weiter und traf einen grossen grauen Kater. Dem sagte er: 'Lieber Freund, möchtest du mit in den Krieg ziehen? Mir ist eben der Krieg angesagt worden.' Der Kater war sofort bereit und sagte: 'Ja, ja, mir ist's ganz recht: wo Krieg geführt wird, muss ich mit dabei sein.' Er ging also mit. Wie beide ein Stück zurückgelegt hatten, trafen sie einen alten Hund, der blind und lahm war. Zu dem sagte der Hase: 'Lieber, möchtest du nicht mit in den Krieg ziehen? Ich bin in grösster Not; denn ich brauche Soldaten.' Der Hund kam mit, indem er sagte: 'Ja, ich will gerne mitgehen. An mir altem Hunde liegt ja auch schon nichts. Ich bin lahm und blind und will gern einen ehrlichen Soldatentod sterben.' — So gingen sie zum Kampfplatz. Der Löwe war schon dort mit dem Wildschwein und dem Bären und wartete. Aus Langerweile benutzten sie die Zeit, sich einen kleinen Rausch anzutrinken. Da sagte der Löwe: 'Freund Bär, es dauert zu lange; steig doch auf den Baum dort und sieh, ob der Feind nicht bald ankommt!' Der Bär klettert hinauf und sieht. 'Aeh, ja,' sagt er, 'sie kommen mit gewaltiger Macht. Der eine trägt eine lange, lange Stange hinter sich, und der andere bückt sich fortwährend und hebt alle Steine am Wege auf, um uns damit zu werfen.' Der Löwe sagt: 'O, o, dann verstecken wir uns alle und sehen einmal, was daraus werden wird'. So geschieht's; der Löwe verbirgt sich im Dickicht unter dem Baume, auf dem der Bär sitzt, und das Wildschwein wühlt sich tief ins Moos, dass nur das äusserste Spitzchen des Schwanzes hervorragte. Inzwischen kommt der Hase mit seinen Soldaten an und sieht sich vergebens um. Da hört der Kater etwas im Moose rascheln und springt darauf los. Wie nun das Wildschwein erschrocken herausspringt, klettert er voll Angst auf den Baum. Der Bär glaubt sein letztes Stündlein gekommen, stürzt vom Baum herab ins Gebüsch gerade auf den Löwen und erschlägt im Fallen diesen und sich selber. Da inzwischen das Wildschwein davon gelaufen war, stand der Hase mit einem Male als Sieger da. Er baute sich nun im Walde ein Konditorhaus; und wenn jetzt gute Leute dort vorüberziehen, dann schenkt der Hase ihnen Kuchen und Süssigkeiten für ihre artigen Kinder daheim.

Königsberg i. P.

Gustav Sommerfeldt.

Volkskundliche Nachträge.

I. Erlöschen der Altarkerzen (oben 2, 208. 3, 366).

Weinhold bespricht den Glauben an das Erlöschen von Altarkerzen beim Tode eines Geistlichen. Diesen Glauben kennt Ibsen; er verwendet ihn bei der Schilderung des Todes des dämonischen Bischofs Nikolas: es erlöschen alle Lichter in der Kapelle (Werke, deutsche Ausg. 3, 272).

2. Fussspur (4, 42).

Zu dem von Sartori angeführten Glauben, dass man einem Wesen schaden kann, wenn man mit dessen Fussspur irgend welche sympathetische Handlungen

vornimmt, insbesondere zu dem mecklenburgischen, dass man das Verdorren eines Fusses bewirken kann, wenn man die Erde, in die sich die Fussspur eines Menschen eingedrückt hat, in den Rauch hängt, stellt sich die Angabe von E. Schmitt (Sagen, Volksglaube, Sitten und Bräuche aus dem Baulande [Heltingen], Progr. d. höh. Mädchenschule zu Baden-Baden 1895, S. 17): 'ein Pferd kann man töten, wenn man dessen Tritt aus dem Rasen ausschneidet und im Kamin aufhängt'. [Vgl. auch Sébillot, Folk-lore de France 1, 206f.]

3. Vom Hoawief (8, 265).

Feilberg führt an, dass der Niss es liebt, wenn zwei Mägde, die eine gross, die andere klein, in einem Bett schlafen, die ganze Nacht hindurch zu versuchen, ob er sie nicht gleich lang ziehen kann. Ähnliches tat das 'Hoawief'. Das war eine alte, sehr böse Wirtschaftlerin auf dem Domänenamt Brüssow in der Uckermark. Sie erschlug einst ein armes Mädchen, das sie beim Naschen ertappt hatte, mit ihrem Schlüsselbund. Dafür wurde sie gehangen und spukte nun nach ihrem Tode. 'Zu einer Festlichkeit waren einst viele Gäste im Brüssower Amtshause anwesend. Zu Abend wurde das Wetter so unfreundlich, dass alle dort nächtigen mussten. Da Betten nicht in genügender Anzahl vorhanden waren, so sah man sich genötigt, eine Streu zu machen. Als um Mitternacht die Leute auf der Streu lagen, kam das 'Hoawief', ergriff einen nach dem andern bei den Beinen und zog sämtliche Füsse in eine Linie; dann visierte sie die Linie hinter und sagte: 'liek lank!' (gleich lang). Nun machte sie dasselbe mit den Köpfen der Ruhenden, um, da nun natürlich die Füsse wieder aus der Richtung waren, ihre Beschäftigung von vorne wieder anzufangen. So fuhr sie fort, abwechselnd Füsse und Köpfe der Leute auszurichten, bis ihre Zeit abgelaufen war'. (Sendke-Bagemühl in Arbeiten des Uckermärkischen Museums- und Geschichtsvereins 2, 9f.)

4. Wiedergänger (11, 269).

Unter Berufung auf Weinhold, Altnord. Leben S. 476 meint v. Negelein, dass nach altnordischem Ritus der Tote nicht zur Türe heraus durfte, zu der die Lebenden ein- und ausgingen. 'Man legte also in der Wand, welche hinter dem Kopfe lag, ein Stück nieder und trug ihn hier rückwärts hinaus; oder man grub unter dem Grund der südlichen Wand ein Loch, durch welches der Leichnam gezogen ward. Das scheint allgemein germanisch zu sein, denn wir finden gleiches in Ober- und Niederdeutschland bei den Leichen von Missetätern und Selbstmördern beobachtet, die nicht zur Türe, sondern unter der Schwelle oder der Wand hinausgeschleppt wurden.' Weinhold fügt noch hinzu: 'Hier ist die Sitte ein Schimpf, denn gerade diese Leichen hielt man für unrein; in dem Heidentum aber, wo jeder Tote als ein unheimliches, verderbliches Wesen galt, traf es alle.'

Diese Auffassung Weinholds, die sich v. Negelein zu eigen macht, ist irrig. Weinhold stützt sich fürs Nordische nur auf zwei Fälle: Eyrbyggja saga c. 33, § 9f. und Egils saga Skallagrímssonar c. 58, § 15f. Aber der Brauch ist sonst aus altisländischer Zeit nicht bekannt. Gering hat denn auch in der Anmerkung zur Stelle der Eyrbyggja saga auf das richtige hingewiesen. 'Sicherlich gebrauchte man diese Vorsicht nur bei übelberufenen und als böswillig bekannten Menschen . . ., da man diesen zutraute, dass sie nach ihrem Tode umgehen würden'. In dem ersten Fall handelt es sich um den unheimlichen Þóroflr bægifótr, der denn auch wirklich zu spuken beginnt, in dem andern um Skallagrím, der ekki einhamr war, d. h., der sich in ein Tier verwandeln konnte. Der Brauch wird also — wie

wir wohl schliessen dürfen — im Norden nur in ähnlichen Fällen geübt worden sein wie in Deutschland.

5. Vom bösen Blick (13, 213).

Zu den nordischen Belegen vom Stumpfmachen der Schwerter sind noch hinzuzufügen: *Sigrdrifumál* 27:

Augen voll Umsicht brauchen Erdensöhne,
Die zum Streit sich stellen dem Feind;
Am Weg oft sitzen Weiber voll Arglist.
Die stumpf machen Stahl und Mut. (Gering.)

Allerdings ist hier nicht gesagt, dass die Hexen die Schwerter durch ihren Blick stumpf machen. Es könnte auch durch Runenzauber sein, wie solchen Konr ungr in *Rígmál* 43 lernt. Dass es Zauberlieder gibt, die solches bewirken, bezeugt *Hávamál* 148. Zu der Fureht vor den geöffneten Augen der Leichen, die dazu führte, dem Toten die Augen zuzudrücken oder das ganze Gesicht zu bedecken, vgl. jetzt die reichhaltigen Zusammenstellungen von v. Negelein oben 14, 21f. Zu der von mir oben 13, 215f. angeführten Sitte des Alleinensens bei Negern verweist mich Th. Zachariae gütigst auf eine interessante Parallele bei dem Reisenden Nicolo Conti (um 1430), der von den Indern sagt: . . . plurimi occulte comedant, veriti ne conspicientium oculis fascinentur. Vgl. Kunstmann, *Die Kenntnis Indiens im 15. Jahrh.*, München 1863, S. 54. Ramusio, *Navigazioni et viaggi*, I, 3. Aufl., Venezia 1563, fol. 370a.

Sehr ähnlich ist auch der Brauch der Bakairi, vgl. v. d. Steinen, *Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens*, S. 66f. 89, freilich hier aus einer Art Schamgefühl erklärt.

6. Volksanthropometrie (13, 353).

Es hätte auf den Aufsatz von Paul Sartori 'Zählen, messen, wägen' Am Urquell 6, 9. 58, 87, 111 verwiesen werden können. [v. d. Hagen, *Gesamtabenteuer* 2, 168 Nr. 31, 429: 'läzt iuch mezzen, ob ihtes an iu si vergezzen!']

Knortz in seinem Buch 'Was ist Volkskunde?' (Altenburg 1900) berichtet, dass in Rumänien noch heut die Sage allgemein verbreitet ist, dass in jedem Baudenkmal ein Mensch eingemauert sei, dessen Geist (stahie) darin umgehe. 'Heute noch pflegen die Maurer genannten Landes in das Fundament eines Gebäudes ein Schilfband zu legen, womit sie den Schatten eines Menschen gemessen haben. Jedem an einem Neubau Vorübergehenden wird daher zugerufen: „Gib acht, man nimmt dir den Schatten“. Der Unglückliche muss, wie man glaubt, 40 Tage danach sterben und sich in eine Stahie verwandeln'. Vgl. dazu den von Bartels S. 365 aus Bulgarien angeführten Brauch, der ziemlich genau übereinstimmt. Im Thüringischen Theophrastus-Paracelsus, angeblich zu Arnstadt und Leipzig 1730 gedruckt, heisst es S. 234f.: 'Pinaeus in Opuse. Physiol. & Anat. cap. 5 sagt: Wie etliche eine noch unberührte Jungfer erkennen wollten, wenn man ihr einen Faden von der Nasen über die Stirn, bis an das Mittel der Krantz-Naht, und bis an das Ende der Pfeil-Naht gezogen, accurat um den Hals gehe, so dass nichts daran fehle, auch nicht zu viel sey'.

Sehr gebräuchlich scheint das Messen in Dänemark im Anfang des 18. Jahrhunderts gewesen zu sein, wenigstens erwähnt es Holberg mehrfach: Peder Paars (Köbenhavn 1902) S. 147, in seinen Komödien *Den danske Skueplads eller Holbergs Comedier*, udg. ved F. L. Liebenberg, 4. opl. Köbenh. 1903) S. 115b. 124b. 133b. Es wird verwendet gegen das Sumpffieber, gegen böse Träume, die aus dem Blut kommen, ja, es wird sogar an einem Manne in parodierender Weise vorgenommen, um zu erkennen, ob er Hahnrei sei.

In Flensburg herrscht der Glaube, dass man erkennen kann, wer zuerst von Freunden oder Verwandten sterben wird, wenn zwei oder mehrere ihre Hände miteinander messen; wessen Finger die längsten, wessen Hände die breitesten sind, stirbt zuerst (Dania 2, 251).

Heidelberg.

Bernhard Kahle.

(Fortsetzung folgt.)

Schenkung.

Fräulein Helene Raff in München hat dem Verein für Volkskunde ein von ihr in Öl gemaltes, lebensgrosses Brustbild Karl Weinholds, das aus seinem Nachlass stammt, zum Geschenk gemacht. Freundlich, wie in seinen besten Stunden, wird das Bildnis des Meisters künftig auf unsere Versammlungen herabschauen und uns an ihn und die gütige Spenderin des lebensvollen Porträts erinnern. Wir bleiben ihr dankbar verpflichtet.

Berichte und Bücheranzeigen.

Neuere Arbeiten über das deutsche Volkslied.¹⁾

Über den Begriff des Volksliedes herrscht bisher unter den Forschern noch keine Einigkeit. Die einen verstehen darunter alles, was die niederen Schichten der Bevölkerung singen, einschliesslich der Gassenhauer und Tingeltangellieder sowohl wie der Dichtungen bekannter und berühmter Lyriker. Andere begrenzen es im Andenken an Herder und die Herausgeber des Wunderhorns als den Gegensatz zur verfeinerten, überbildeten Kunstpoesie, als die altüberlieferte, heimische Dichtung. H. Dunger²⁾ erklärt das Volkslied als ein in den mittleren und niederen Volkskreisen entstandenes und gedächtnismässig überliefertes, gesungenes Lied, das der Eigenart des Volkes in Sprache (Mundart) und Anschauungsweise entspricht. A. E. Berger³⁾ legt das Hauptgewicht auf den Unterschied des Stiles; die ungeschriebene Volksdichtung besitzt im Gegensatz zur Schriftdichtung den Stil der mündlichen Überlieferung, feste Formeln, stehende Beiwörter, Eingänge der Rede usw. Ähnlich sieht R. Petsch⁴⁾ in ihr die Dichtung, welche die Weltanschauung des gemeinen Mannes in seiner Sprache und mit solchen Kunstmitteln, die auf ihn eine besondere Wirkung ausüben, wiederzugeben weiss. Auch A. Strack⁵⁾

1) Da hier nur einzelne Arbeiten hervorgehoben werden können, verweise ich für das weitere auf meine alljährliche Übersicht über 'Volksdichtung' im Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie (Leipzig, Reiland), Abteilung 16.

2) Wuttke, Sächsische Volkskunde² 1901 S. 251.

3) Nord und Süd 68, 76 (1894).

4) Hessische Bl. f. Volkskunde 2, 192 (1903). Vgl. Petsch, Volksdichtung (Ergebnisse und Fortschritte der germanistischen Wissenschaft, hsg. von Bethge, 1902) S. 485.

5) Hessische Vierzeiler. Hess. Bl. f. Volkskunde 1, 59 (1902).

scheint mit seiner Scheidung von Massendichtung und Individualpoesie dieser Auffassung zuzuneigen. Anders geht John Meier¹⁾ bei der Scheidung von Volkslied und Kunstlied vor; nicht organisch, nicht in der Entstehung erscheinen sie ihm verschieden, nur in der Weiterentwicklung ist eine Differenzierung eingetreten: für jenes ist charakteristisch, dass es sich im steten Wechsel befindet, dass der einzelne Sänger an Wort und Weise willkürlich ändert; Kirchenlieder gehören daher so wenig als alte Zauberlieder, deren Wortlaut sorgsam festgehalten wird, zur Volkspoesie, während zahlreiche Kunstdichtungen vom Volke nach seinen Anschauungen und Bedürfnissen umgemodelt worden sind. Meiers Auffassung, welche auf die oft schwierige Unterscheidung von 'echtem' Volkslied und 'volkstümlichem' Lied vorläufig verzichtet, hat viele Anhänger gefunden, namentlich weil sie mit dem nebelhaften Begriffe des dichtenden Volksgeistes aufräumt und jede poetische Erfindung einem Einzelwesen zuschreibt, die Umgestaltung und Abänderung aber den jene Erfindung aufnehmenden Sängern. Um die kurzlebigen Gassenhauer vom Begriffe des Volksliedes auszuschliessen, fügte K. Reuschel²⁾ der Meierschen Definition die Bestimmung hinzu, dass es eine gewisse Dauerhaftigkeit besitzen müsse. Abgesehen von der Frage nach dem Ursprunge des Volksliedes ist also immerhin darüber ein Einverständnis erzielt, dass ihm eine gewisse Schlichtheit und Gemeinverständlichkeit eigen ist und dass die von Berger, Reuschel und Petsch aufgezählten Stilmerkmale sich namentlich bei der Übernahme und Umbildung von Kunstdichtungen beobachten lassen.

Von Textsammlungen, die das ganze deutsche Gebiet umfassen, habe ich nur Paul Ernsts Auswahl aus 'Des Knaben Wunderhorn'³⁾ und Hubert Stierlings 'Deutsche Volkslieder, von Rosen ein Krentzelein'⁴⁾ zu erwähnen, zwei hübsch ausgestattete und literarischen Geschmack verratende Bände, die lediglich dem ästhetischen Genusse, nicht dem Studium dienen wollen. Dass Stierling neuere Forschungen kennt, zeigen seine Quellennachweise; warum er aber dann auch Um- und Neudichtungen Arnims, Brentanos und Zuccalmaglios aufnahm und auf ein klares Prinzip der Anordnung verzichtete, verstehe ich nicht recht. — Eine praktische Rücksicht hat vor allem zur Gründung der von Josef Pommer zusammen mit Franngrubner und Kronfuss herausgegebenen Zeitschrift 'Das deutsche Volkslied'⁵⁾ geführt: die Wiederbelebung des Volksgesanges. Pommer selbst hat als Leiter des Wiener Volksgesangsvereins, als Sammler und Harmonisator von Volksliedern, Jodlern und Juchzern und als Schriftsteller nach dieser Richtung anregend gewirkt; und seine Zeitschrift bringt eine Menge von kleinen Liedern und Weisen vorzugsweise aus den Alpenländern, während sie den modernen Kontrafakturen von tirolerischen und kärntnerischen Liedern im Stile Kosechats den Krieg erklärt. Auf die literarhistorischen und stilkritischen Aufgaben der Volksliedforschung hat sie bisher weniger Rücksicht genommen, sondern hier manches durch einen Machtspruch des subjektiven 'Gefühls' entschieden.⁶⁾ Auch anderwärts haben die praktischen

1) Münchener Allgemeine Zeitung 1898, Beil. 53—54. 226.

2) Reuschel, Volkskundliche Streifzüge 1903, S. 55.

3) Leipzig, G. H. Meyer 1903. 599 S. — Vgl. A. Kopp oben II, 123—125.

4) Düsseldorf, Langewiesche 1901. 232 S. 1,80 Mk.

5) 6. Jahrgang 1901. Wien, Hölder. 10 Hefte. VIII, 176 S. 4 Mk.

6) Wenn in Bd. 6, S. 131f. auf Grund einer Broschüre von Domitius Stratil (Prinz Eugenius der edle Ritter im Walde. Aus der Monatschrift 'Der Böhmerwald'. Fulnek. Selbstverlag 1904. 21 S.) behauptet wird, das berühmte Lied vom Prinzen Eugen sei 1688 vor Belgrad durch den deutschböhmisches Korporal und Schulmeister Michel Mages verfasst worden, so muss ich dem leider widersprechen; denn jene ganze Erzählung enthält

Musiker sich von den allzu verkünstelten Leistungen moderner Komponisten sehnsuchtsvoll den einfachen Formen des Volksliedes zugewendet und den Chorvereinen viele ältere Volkslieder in mehrstimmigem Satze vorgelegt, besonders nachdem Kaiser Wilhelm II. auf dem letzten Wettlingen zu Frankfurt a. M. 1903 sich in diesem Sinne ausgesprochen hatte.

Wenn die wissenschaftliche Erforschung des älteren Volksliedes in letzter Zeit Fortschritte gemacht hat, so verdanken wir dies namentlich dem Eifer von Arthur Kopp und Miss Marriage. Letztere¹⁾ hat uns einen vortrefflichen Neudruck der Texte aus Georg Forsters vierstimmigen Volks- und Gesellschaftsliedern beschert und in den Anerkennungen die anderweitigen Überlieferungen der Lieder sowie die Abdrücke der Melodien verzeichnet. Kopp²⁾ hat seit mehreren Jahren systematisch eine Reihe der bedeutendsten Liederhandschriften des 16. bis 18. Jahrhunderts untersucht, Entstehungszeit und Ort festgestellt, Verzeichnisse der Lieder mit Berücksichtigung der anderweitigen Überlieferungen veröffentlicht und die wertvollsten Stücke zum Abdruck gebracht. Wie sich für ihn selbst aus solcher Arbeit Stoff zu einer Anzahl von hübschen Einzeluntersuchungen³⁾ ergab, so bilden solche mühevollen Forschungen die erwünschte Grundlage für spätere umfassendere Arbeiten. Ein selbständiges Buch ist seine jüngst erschienene, vollständige Ausgabe der grossen, bereits 1817 von Görres benutzten Heidelberger Liederhandschrift aus der Zeit 1550—55.⁴⁾ Er hat hier die 204 Volks- und Gesellschaftslieder, von denen ein Teil noch aus dem 15. Jahrhundert stammt, wortgetreu wieder-

keine neuen urkundlichen Daten, sondern beruht, wie mir Herr Bürgerschuldirektor Stratil selber freundlichst brieflich mitteilt, durchaus auf dichterischer Fiktion. Es bleibt also die bereits von Arneth (Prinz Eugen von Savoyen 2, 455, 530) und Kralik (Zeitschr. f. österr. Volkskunde 1, 53) hervorgehobene Unsicherheit über den im Liede erwähnten Prinzen Ludwig und über das Entstehungsjahr (1688 oder 1717) auch fernerhin bestehen.

1) Georg Forsters Frische teutsche Liedlein in fünf Teilen. Abdruck nach den ersten Ausgaben 1539, 1549, 1549, 1556 mit den Abweichungen der späteren Drucke heraus von M. Elizabeth Marriage. Halle, Niemeyer 1903. XX, 278 S., 2,40 Mk.

2) A. Kopp, Die Liederhandschrift v. J. 1568 (Berlin Mgf. 752); Zeitschr. f. dtsh. Phil. 33, 507—532. — Die niederrheinische Liederhandschrift 1574 (Berlin Mgf. 612); Euphorion 8, 499—528. 9, 21—42. 280—310. 621—637. — Die osnabrückische Liederhandschrift v. J. 1575 (Berlin Mgf. 753); Archiv f. neuere Sprachen 111, 1—28. 257—274. 112, 1—24. — Das [gedruckte] Liederbuch der Berliner Bibliothek v. J. 1582 und verwandte Sammlungen: Beiträge zur Bücherkunde, A. Wilmanns gewidmet, 1903, S. 445—454. — Eine Liederhandschrift aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. (Berlin Mgf. 720); Archiv f. Kulturgeschichte 1, 348—356. 425—448. — Handschrift der Trierer Stadtbibliothek v. J. 1744; Hessische Bl. f. Volkskunde 3, 16—54. — Deutsches Volks- und Studentenlied in vorklassischer Zeit (v. Crailsheimse Liederhandschrift, Mgf. 722), Berlin 1899. Dazu Euphorion 8, 353—360. 11, 503—515. — Die niederdeutschen Lieder des 16. Jahrh.; Jahrbuch f. nd. Sprachf. 26, 1—55.

3) Allerlei Kleinigkeiten; Euphorion 7, 317. 8, 128. 717. 10, 256. 649. — Das Akrostichon als kritisches Hilfsmittel; Zeitschr. f. dtsh. Phil. 32, 212. 33, 282. — Jörg Grünwald; Archiv f. neuere Spr. 107, 1—32. — Alte Kernsprüchlein und Volksreime für liebende Herzen, oben 12, 38—56. — Das Fuchsrüttlied und seine Verzweigungen, oben 11, 61—74. — Eisenbart im Leben und im Liede; Beiträge zur Kulturgeschichte 3 (1900) und Zeitschr. f. Bücherfreunde 7, 217. — Eleonora die Betrübte; Euph. 8, 264—274. — Schöne Spielwerk, schöne Rarität; Archiv f. Kulturgesch. 2, 296—317.

4) Volks- und Gesellschaftslieder des 15. und 16. Jahrhunderts. I.: Die Lieder der Heidelberger Handschrift Pal. 343, herausg. von A. Kopp. Berlin, Weidmann 1905. XVIII, 254 S. 1^o mit einer Tafel (= Deutsche Texte des Mittelalters, herausg. von der k. preuss. Akademie der Wissenschaften, 5).

gegeben, dazu aber die sonstigen Fassungen und deren Abweichungen unter dem Texte angemerkt und durch ein Wort- und Namensregister sowie ein Verzeichnis der Anfänge, in das auch die Nummern der Berliner Handschriften von 1568, 1574 und 1575 und der beiden gedruckten Frankfurter Liederbücher von 1582 aufgenommen sind, für die Bequemlichkeit des Lesers aufs beste gesorgt. Auf Einzelheiten will ich mich nicht einlassen und nur notieren, dass Nr. 123 auch im Antwerpener Liederbuche von 1544 als Nr. 68 vorkommt (vgl. auch oben S. 264). — Einzelne Texte aus älterer Zeit und Bemerkungen zu solchen gaben Bolte¹⁾ und Blüml.²⁾ — Steiffs treffliche, durch kritische Behandlung der Texte und ausführliche sachliche und sprachliche Erläuterungen ausgezeichnete Sammlung der 'Geschichtlichen Lieder und Sprüche Württembergs'³⁾ ist noch nicht über die 4. Lieferung hinausgerückt, die uns mit Nr. 148 bis ins Jahr 1737 führt. — Für das volkstümliche Lied des 18.—19. Jahrh. ist instruktiv eine von Armin Tille⁴⁾ veröffentlichte Liste von 82 Liedern, die in den 1802 konfiszierten Flugblättern der Ww. Solbrig in Leipzig standen. — Erks Deutschen Liederschatz, der eine brauchbare Auswahl von 200 Volks-, Vaterlands-, Soldaten-, Jäger- und Studentenliedern mit Klavierbegleitung enthält, hat Max Friedländer, dem wir schon ein vorzügliches Werk über das deutsche Lied im 18. Jahrhundert (Stuttgart, Cotta 1902. 3 Bände) verdanken, neu herausgegeben⁵⁾; ausser der Revision des Textes und der Melodien hat er einen Anhang von 50 neuen Stücken und ausführliche Anmerkungen über Dichter und Komponisten beige-steuert.

Tüchtiges ist in den letzten Jahren für die neueren Volkslieder der einzelnen Landschaften geleistet worden, denen auch, was dringend nötig und eigentlich selbstverständlich ist, zumeist die Melodien beige-fügt wurden. Auch die Nachweise über das Vorkommen der Lieder in anderen Gegenden, wie sie besonders reich bei Köhler-Meier (Volkslieder von der Mosel und Saar 1896) und Marriage (Volkslieder aus der badischen Pfalz 1902; dazu oben 14, 347) erscheinen, sind keineswegs ein überflüssiger Schmuck; denn wir wollen wissen, welche Lieder nur einzelnen Landschaften eigen und für sie bezeichnend sind; Reuschel⁶⁾ hat daraus ansprechende Schlüsse auf den Charakter der Bevölkerung gezogen. Aus den Alpenländern stammen F. F. Kohls⁷⁾ Tiroler Lieder und Jodler, die der Herausgeber unmittelbar aus dem Volksmunde geschöpft und mit einem vierstimmigen Satze für gemischten oder Männerchor versehen hat, und Alfred Toblers gleichfalls von genauester Sachkenntnis zeugende Schrift: 'Das Volkslied im Appenzellerlande'.⁸⁾ In eine fortlaufende Darstellung sind hier die teilweise auch aus älteren Quellen herrührenden historischen und Standeslieder, Schnaderhüpfel, Heimatlieder, Ruggnusser und Jodler, Tanzlieder, Sennensprüche, Kuhreihen, dazwischen einige von aussen eingewanderte Kunstpoesien, wie 'Heinrich schlief bei seiner

1) Bolte, Zum deutschen Volksliede, Nr. 16—21. Oben 14, 217—224.

2) Blüml, Volksliedmiszellen. Archiv f. neuere Spr. 113, 270—296.

3) Stuttgart, Kohlhammer 1899—1903. 640 S.

4) Mitt. des Vereins für sächs. Volkskunde 3, 133—136.

5) Leipzig, Peters o. J. 2 Bl., 264 u. 8 S.

6) Volkskundliche Streifzüge S. 147f. Vgl. auch die Ausführungen über das Volkslied der verschiedenen Stämme Österreichs bei Nagl und Zeidler, Deutsch-österreichische Literaturgeschichte 2, 178f.

7) Echte Tiroler Lieder. Wien, Selbstverlag 1899. XLII, 302 S. (219 Lieder). — Erste Nachlese. 1900. XX, 72 S. (51 Nr.). — Zweite Nachlese 1903. IV, 44 S. (32 Nr.).

8) Zürich, Juchli u. Beck 1903. III, 117 S. 2,80 Mk. (Schriften der schweiz. Gesellschaft für Volkskunde 3).

Neuvermählten', eingeflochten: die Melodien tragen sämtlich heiteren Charakter. Ebenso reichhaltig ist Toblers Arbeit über den Volkstanz im Appenzellerlande¹⁾, die ausser der Beschreibung der Tänze auch deren Melodien und Reime gibt; interessant sind besonders die Pantomimentänze: der Hierig, der Dreilederniströmpf, der Aliwander, Balbierertanz, Schiektanz, Cheerab. — Von den ansprechenden Oberschefflener Volksliedern von Augusta Bender (1902) ist schon oben 13, 462 ausführlicher die Rede gewesen. — Eine bescheiden auftretende, aber recht nützliche Leistung ist H. Krapps Odenwälder Spinnstube²⁾, die uns 300 im Odenwalde gesammelte Volkslieder mit den Melodien, darunter 26 'Traller' oder Tanzlieder (ohne Anmerkungen) darbietet und sicher die Freude am Volksgesange an ihrem Teile fördern wird. — In Hessen hat der treffliche J. Lewalter zehn 'Schwälmer Tänze' gesammelt und für Klavier gesetzt³⁾; einigen davon werden in den Spinnstuben Liedertexte wie 'Seng der da die Hosebengel' untergelegt, alle gehen im $2/4$ -Takt und in der Durtonart. — Gleichzeitig spricht Lewalter⁴⁾ die Vermutung aus, auch das bekannte amerikanische Lied 'Yankee doodle' gehe auf einen solchen Schwälmer Tanz zurück, der 1776 durch die hessischen Soldtruppen und ihre Spielleute (Hornisten, Trommler, Pfeifer) während des nordamerikanischen Befreiungskrieges hinübergebracht worden sei. In der Tat gleichen die beiden von Lewalter angeführten Beispiele, von denen ich das erste nebst dem ersten Teile des 'Yankee doodle' hier zum Abdruck bringe⁵⁾, im Rhythmus ganz der der munteren amerikanischen Melodie; es sind Perioden von vier Takten in vierteiligem Rhythmus, von denen der letzte aus zwei scharf betonten Noten, bei denen die Tänzer mit den Füßen aufstampfen, besteht:

Lange, Ausländischer Liederschatz Nr. 98.



A Yan-kee Boy is trim and tall, and ne-ver o-ver fat, Sir, at
dance or fro-lie, hop and ball as nim-ble as a rat, Sir.

Lewalter, Schwälmer Tänze Nr. 4, 1. Teil (transponiert).



Seng der da die Ho-se-ben-gel län-ger äs die Strem-pe?
Es der da dos räch-te Bee veel ker-zer äs dos len-ke!

Zu grösserer Wahrscheinlichkeit wird sich diese Vermutung aber nur erheben lassen, wenn man die ihnen entgegenstehenden, freilich unsicheren Nachrichten über die Entstehung des Yankee Doodle als falsch nachweist. Den Text soll ein englischer Regimentsarzt (Dr. Shamburg, Sheckburg, Schueckburg) 1750, 1758 oder 1775 verfasst und die Melodie einem englischen oder schottischen Liede entlehnt

1) Schweizerisches Archiv für Volkskunde 8, 1—24. 100—115. 178—195.

2) Darmstadt, Wittich 1904. 219 S. 16°. 0,50 Mk.

3) Berlin, Ries u. Erler (1904). 11 S. fol. 2,50 Mk.

4) Hessenland 19, 20—23: 'Der Yankee doodle ein Schwälmer Tanz?' (Kassel 1905).

5) Das zweite Beispiel scheint mir minder beweiskräftig.

oder nachgebildet haben. Denkbar wäre ja, dass derselbe Tanzrhythmus sich auch anderwärts wiederfände. — Einen recht unbeholfenen Versuch zu einer Charakteristik des hessischen Volksliedes hat A. Becker¹⁾ in Hesslers auch sonst nicht auf der Höhe der Forschung stehender 'Hessischer Volkskunde' gemacht und ihr ein paar Verzeichnisse der am meisten gesungenen Lieder und einige Liederproben angehängt. — Aus den übrigen zahlreichen kleineren Arbeiten nenne ich noch die Beiträge von A. Hausotter²⁾ aus dem Kuhländchen, von E. Langer³⁾ aus dem östlichen Böhmen, von Th. Siebs⁴⁾ aus Schlesien und von C. Rademacher⁵⁾ aus dem Rheinlande. — Eine interessante Vergleichung stellt O. Böckel⁶⁾ zwischen den von Roger gesammelten und von A. Weiss übertragenen Liedern der polnischen Oberschlesier und der deutschen Volksdichtung an. Von den Balladenstoffen sind nur wenige, wie das in einen Baum verwandelte Mädchen und die wiedergefundene Königstochter gemeinsam, desto häufiger aber kehren Motive allgemeiner Art wieder: das Tagelied, die Hasenklage, die Tierhochzeit, das Lügenlied, die Rolle der Linde, der Vögel und Pflanzen; ebenso formale Eigentümlichkeiten, wie der Parallelismus, typische Liebeswünsche, Umschreibungen, Zahlen, Natureingang, Verkleinerungswörter, Wiederholungen.

Fragen wir schliesslich, welchem Zwecke diese rege Tätigkeit dienen soll, so steht natürlich die freudige Erkenntnis der Schätze, die das deutsche Volkslied uns allen bietet, und seine verständnisvolle, fortdauernde Pflege obenan. Die deutsche Wissenschaft aber hat eine Reihe von Aufgaben zu lösen, die von den eifrigen Sammlern und den volkskundlichen Vereinen immer im Auge behalten werden müssen. In jeder Landschaft muss der im Munde der mittleren und unteren Volksschichten lebende Liedervorrat festgestellt, die älteren und minder bekannten Stücke aufgezeichnet, die handschriftlichen Liederbücher durchforscht werden, wobei natürlich die Einflüsse der Schule, der Soldatenzeit, der Gesangvereine zu beachten sind; es handelt sich also erstens um eine Statistik des gesamten Liedervorrats und zweitens um eine Sammlung der noch unbekannt, ungedruckten eigentlichen Volkslieder mit ihren Melodien. Hat jede Landschaft dann ihre Sammelarbeit abgeschlossen und einen kürzeren oder längeren Bericht darüber erstattet, so kann endlich eine umfassende deutsche Volksliedersammlung in Angriff genommen werden, die zugleich die Schätze der vergangenen Jahrhunderte enthält. Böhmes auf Grund von Ludwig Erks Nachlass bearbeiteter Deutscher Liederhort ist zwar eine dankenswerte und noch lange unentbehrliche Leistung, aber erschöpft mit seinen 2175 Nummern keineswegs alles Wertvolle auf dem Gebiete des Volksliedes, und es fehlt dem Herausgeber allzu oft nicht nur an den nötigen sprachlichen, literargeschichtlichen, mythologischen Kenntnissen, sondern auch (das muss einmal unverhohlen ausgesprochen werden) an der für wissenschaftliche Arbeiten unerlässlichen Gewissenhaftigkeit gegenüber der Überlieferung des Textes

1) Hessler, Hessische Landes- und Volkskunde 2, 587—599: 'Das Volkslied in Hessen', von Adam Becker; dazu S. 655—662: Notenanhang (Marburg, Elwert 1904).

2) Beiträge zur Volkskunde des Kuhländchens. Zeitschr. f. österr. Volkskunde 10, 109—113.

3) Deutsche Volkskunde im östlichen Böhmen 4, 65—72: 'Volkslieder und Reime'. I, 180—191: 'Steckener Tuschlieder'.

4) Ruf, Sang und Spruch beim Aus- und Eintreiben des Viehs. Mitt. der schles. Gesellschaft f. Volkskunde 12, 97—102.

5) Fastnachtsbräuche: Das Einsammeln der Gaben zur Fastnachtszeit in Lied und Brauch. Zeitschr. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 1, 120—126. 189—197.

6) Das Volkslied der polnischen Oberschlesier verglichen mit der deutschen Volksdichtung. Mitt. der schles. Gesellschaft f. Volkskunde 11, 40—65.

und der Melodien. Hier hat also die Arbeit der Textkritik, die Vergleichung der Versionen, die Ermittlung von Alter und Ursprung von neuem zu beginnen; besonders in der Balladenforschung sind wir trotz der trefflichen Leistungen Uhlands und Reifferscheidts hinter dem dänischen Werke von Grundtvig-Olrik und dem englischen von Child zurückgeblieben; auch R. v. Liliencrons mustergültiger Sammlung der historischen deutschen Volkslieder ist für die ganze Periode nach 1554 keine gleichwertige Fortsetzung gefolgt. Bei den lyrischen Stücken sowohl des 19. Jahrhunderts als der früheren Zeit wird die eingehendere Betrachtung und Einordnung oft durch die zahlreichen Wanderstrophen erschwert, die sich bald hier, bald dort in ganz verschiedenem Zusammenhange finden und sich oft zu ganz neuen Liederkomplexen zusammenschliessen. Hier würde ein alphabetisches Register aller solcher Vierzeiler vielen Nutzen stiften.

In Wien hat kürzlich eine vom k. k. Unterrichtsministerium berufene Kommission, der die Herren Prof. A. Hauffen, O. Hostinsky, A. Ive, E. Mandyczewski und J. Pommer angehören, Grundzüge für eine umfassende, planmässige und fachmännisch geleitete Sammlung der Volksmusik und des Volksliedes der einzelnen in Österreich lebenden Völker und Stämme entworfen, die unser lebhaftes Interesse verdienen. Das auf diese Weise gewonnene Material soll in einer Reihe grosser, wissenschaftlich gehaltener Publikationen in nationaler Abgrenzung erscheinen, denen eine kleinere, für Schule, Haus und Gesellschaft bestimmte Auswahl folgen wird.¹⁾ Möchte diese Arbeit von gutem Erfolge gekrönt werden, und möchte auch im Deutschen Reiche²⁾ seitens der volkskundlichen Vereine und aller Freunde des Volksliedes durch einmütiges Zusammenarbeiten ähnliches erreicht werden!

Berlin.

Johannes Bolte.

Sächsische Volkskunde. Unter Mitarbeit von Dr. J. Deichmüller, Dr. H. Dunger, Dr. H. Ermisch, Dr. K. Franke, O. Gruner, Dr. Cornelius Gurlitt, Dr. A. Kurzwelly, Dr. E. Mogk, Dr. M. Rentsch, Dr. S. Ruge, Dr. Ludw. Schmidt, Karl Schmidt, Dr. E. O. Schulze, O. Seyffert, Joh. Walther herausgegeben von Dr. Robert Wuttke. Zweite, umgearbeitete und wesentlich vermehrte Auflage. Zweiter, unveränderter Abdruck. Mit 285 Abbildungen, vier Tafeln und einer Karte vom Königreich Sachsen. Leipzig, Friedr. Brandstetter, 1903. VII, 578 S. 8°. Geb. 10 Mk.

Die erste Auflage der Sächsischen Volkskunde, die 1900 erschien, ist oben 10, 103f. durch Alois John angezeigt worden. Man sieht, wie schnell eine zweite und eigentlich dritte Auflage nötig geworden ist. Sie haben zu den früher vorhandenen 18 zwei neue Kapitel bekommen: Die germanischen Bewohner Sachsens vor der Slawenzeit von Bibliothekar Ludwig Schmidt und Die bäuerliche Wohnung von Landbaumeister Karl Schmidt. Das erste gehört dem die eigentliche Volks-

1) Vgl. J. Pommers Bericht in seiner Zeitschrift 'Das deutsche Volkslied' 7, 73—76 (Mai 1905).

2) Die auf Befehl Kaiser Wilhelms II. im Februar 1904 in Berlin zusammengetretene Kommission für die Zusammenstellung eines Liederbuches für Männergesangvereine hatte bekanntlich nicht die Aufgabe, eine neue wissenschaftliche Erhebung über die gegenwärtig noch in Deutschland verbreiteten Volkslieder anzustellen, obwohl ihr in Zeitungsnotizen öfter eine solche Tätigkeit zugewiesen worden ist.

kunde vorbereitenden Teile des Werkes an, der sich 'Die Grundlagen des Volkslebens' betitelt, woran sich schliessen: II. Die Bevölkerung, III. Aus dem geistigen Leben des Volkes, IV. Das künstlerische Wollen des Volkes. Denn die Volkskunden benannten Darstellungen für ein einzelnes Gebiet schwanken leicht in die Landeskunden hinüber, und dazu gehört der erste Abschnitt unseres Buches durchaus. Sophus Ruge eröffnet ihn mit den Worten: 'Wo es sich um Volkskunde handelt, um Erforschung oder Schilderung eines Volkes oder Volksstammes' — und dann beschreibt er als Geograph die Gestaltung des sächsischen Landes. H. Ermisch schildert historisch die Anfänge des sächsischen Städtewesens im 12. und 13. Jahrhundert und bricht mit den Worten ab: 'Wollte ich auf diese Verwaltungstätigkeit der Stadträte eingehen, so müsste ich ein Bild des gesamten mittelalterlichen Städtelbens entrollen: ein solches Bild bietet zwar nach den verschiedensten Seiten hin grosses Interesse, namentlich auch vom Standpunkte der Volkskunde aus¹⁾ —, aber es würde allein mehr Raum beanspruchen, als mir überhaupt zu Gebote steht, und so muss ich darauf verzichten und kann dies um so eher tun, als es mehr der weiteren Entwicklung unseres Städtewesens angehört als seinen Anfängen.'¹⁾ Wenn dem so ist, weshalb ist dann nicht die spätere Entwicklung statt der früheren dargestellt worden? Es treten hier prinzipielle Mängel in der Anlage des Werkes hervor, die ich berähre, weil sie mit der Begrenzung und Methode der Volkskunde zusammenhängen.

Ergebnisse der Geographie, Anthropologie und Ethnologie, politischer, Kultur- und Rechtsgeschichte, Statistik — ich nenne sie wegen des II. Abschnitts im vorliegenden Buche —, und was man sonst noch hinzufügen mag, als reiner, für sich arbeitender Wissenschaften gehören nicht in die Volkskunde, sondern nur ihre Erträge als angewandter Disziplinen, die besondere Pforten öffnen, durch die man in das geistige Leben und in die geistigen Anlagen eines Volkes als geschlossener Gesamtheit eindringen kann. Sie müssen zum innern Leben des Volkes und der Besonderheit dieses Lebens in Beziehung gesetzt werden. Mit Bastian sollen wir alle Betätigung, auch das Werk der Hände, als Erzeugnis volksmässiger Gedanken zu erfassen und zu erweisen trachten (oben S. 241). Wenn sich z. B. Wuttke S. 221 ff. bedachtsam über das Verhältnis der Altersklassen zur Gesamtbevölkerung und über seinen Einfluss auf die geistige und politische Entwicklung auslässt, wenn er mittels der Statistik über Verbrechen und Selbstmord in die Seele des Volkes blicken und diese Zählungen zu einem Schluss auf den Volkscharakter verwerten möchte (S. 230), so macht er in dankenswerter Weise die Statistik der Volkskunde dienstbar und bahnt eine volkskundliche Ethik an, die dann ihrerseits wieder der theoretischen Ethik dienen kann. Diese Beziehungen also auf das innere Leben des Volkes müssen immer festgehalten werden, und das wird um so leichter geschehen, wenn die Volkskunde den Weg einschlägt, der ihr durch ihren Stoff gewiesen ist. Die Volkskunde hat es in erster Linie mit der Gegenwart zu tun. Von ihr aus — oder wenn sie Vergangenes behandelt, von dem gewählten Zeitpunkt und Zustand aus — schreitet sie rückwärts, nach den Ursachen des Bestehenden forschend, während der Historiker meist und am zweckmässigsten die Entwicklung vom Altertum zur Neuzeit führen wird. Die Volkskunde möchte wissen, was jetzt noch Volkstümliches besteht, wie es geworden ist und was es bedeutet. Auch das Verlorene wird immer in Beziehung zur Gegenwart gesetzt, oft mit vergleichendem Ausblick auf das in der Fremde noch

1) Von mir gesperrt.

Bestehende. Die Volkskunde betrachtet das Vergehen, die Geschichte das Werden: sie hätte beim heutigen Städtewesen eingesetzt, nicht bei seinen Anfängen.

Diese Orientierung nach den Bedürfnissen der Volkskunde also vermissen ich im ganzen in den beiden einleitenden Abschnitten. Indes abgesehen hiervon sind diese acht Kapitel so lehrreich und anziehend, dass man sie mit Vergnügen liest. Ich kann es den Freunden der sächsischen Volkskunde nicht verdenken, wenn sie, die der jungen Wissenschaft günstige Stimmung benutzend und sie zu fördern beflissen, mit ihrem Wegweiser hervortraten, obwohl er nicht einheitlich gedacht war und die Verfasser mehrfach aus Mangel an Vorarbeiten oder an Raum sich einschränken und Teile ihres Gebietes unberührt lassen mussten. Was aber geboten wird, verdient durchweg das Lob liebevoller, einsichtiger, fesselnder und klarer Darstellung, der ausserdem eine Fülle vortrefflicher Abbildungen und Pläne zu Hilfe kommt. Nur als Bedenken eines aufmerksamen Lesers, nicht als Kritikelei möge man die folgenden Anmerkungen auffassen.

S. 4ff. Verwandtschaft von sahs und lat. saxum erkennt man nicht mehr an, darf auch der Angabe, die Sachsen seien aus den Felsen in den Waldungen des Harzes entsprossen, nicht den Wert einer alten Volkssage zusprechen und den Reim

— — — — — Sachsen,
 Wo die schönen Mägdlein auf den Bäumen wachsen

damit in Verbindung bringen. Denn er gehört zu den nicht seltenen, wo die Reimwörter den Inhalt herbeigeführt haben, die Erzählung von Ascanius aber zu den gelehrten Fabeleien. Ruge führt ja selbst ihrer noch andere an und gibt die Mittel an die Hand, um die Entstehung der Sachsenfabel zu erkennen. — S. 59. Die Annahme zweier Warnenstämme, eines ingwäonischen und eines ostgermanischen, kann ich nicht für wahrscheinlich halten. — S. 117ff. erklärt sich Schutze gegen die Auffassung der Rundlinge und Strassendörfer (auch diese ursprünglich mit einem Ausgang) als spezifisch slawischer Siedlungsformen. Ermisch dagegen S. 139 spricht vom slawischen Rundling und Gruner S. 405, 411f. hält ebenfalls beide Dorfanlagen für slawisch. S. 460 muss er unter den Strassendörfern, die er als 'neuere, bürokratische Schöpfungen' ansehen möchte, trotz übereinstimmender Definition eine andere Art verstehen, da ja hier das Hauptzufahrtstor der Gehöfte in einem Vordergebäude liegt. Die Untersuchungen von Andree in seiner Braunschw. Volksk. S. 506ff. lassen es, denke ich, ratsam erscheinen, am slawischen Gepräge der beiden Formen festzuhalten. — S. 250 ist Herder zugeschrieben, was nach 252 Goethe gehört. — S. 273 wird der zu Weihnachten umziehende heilige Christ aus Wodan und der ihn begleitende Knecht Ruprecht aus Donar abgeleitet. Damit wollen wir doch vorsichtig sein. Auch mit der Lehre S. 453, rot und blau im Anstrich der Bauernhäuser seien dem Thor und Wodan geheiligte Farben. — S. 290 wird tord durch 'Schur' erklärt. Aber dies ist selbst wieder ein dialektischer Ausdruck für Kränkung, Schabernack. — S. 336. Kien ist nicht slawisch, sondern ein altes germanisches Wort. — S. 349 'Lündische Kleidung, Kleidung aus Holland oder den Niederlanden.' Vielmehr aus Londoner Tuch, wie S. 558 richtig erklärt wird. — S. 360f. Der Erntehahn und das Todaustreiben kommt auch dort vor, wo nie Slawen gesessen haben. Vgl. Mannhardt, Wald- und Feldkulte 1, 490ff., 410ff. Jedenfalls haben die Wenden mehr von den Deutschen, als diese von ihnen entlehnt, was ja schon nach den sozialen Verhältnissen zu erwarten steht. — Beschämt hätte mich als Berliner die Angabe S. 423: 'Von dem abergläubischen Hufeisenkultus, dem man in Berlin noch vor so vielen Eingangstüren begegnet, spürt man in unseren sächsischen Dörfern nichts', hätte ich nicht vorher bei Mogk S. 324 gelesen: 'Alle möglichen Schutzmittel gegen sie (die Hexen) werden auf

der Schwelle des Hauses oder Stalles oder an der Tür angebracht. Selbst in Grossstädten wie Leipzig habe ich das abwehrende Hufeisen vor der Haustür gesehen.' — S. 424. Der Name Stubenrauch kommt nicht von den rauchenden Kachelöfen in den Stuben her, sondern bedeutet wohl 'hemme, stille (ostfries. stupen) den Rauch'. Älter wäre demnach Stupenrök. — S. 425, 428. Weshalb schreibt nur der Verf. das cheminée? Es heisst doch nicht einmal das Kamin, wie freilich auch einmal bei ihm steht. Die neue Etymologie von Chemnitz, Kamnitz (von Kamin!) muss ich ablehnen, auch anderes Etymologische, was Gruner, der so kundig und lehrreich über Haus und Hof schreibt, sich hat entschließen lassen. So soll die Helle am Ofen der helle, lichte Platz am Feuer sein (S. 428), während der Name, der = Hölle ist, ursprünglich dem dunkeln Raum zwischen Ofen und Wand zukommt. — S. 431. 'Ob die Bezeichnung steinreich bei solchen Bauern entstanden ist, die sich den Luxus eines steinernen Hauses leisten konnten, lasse ich dahingestellt sein.' — S. 432. Der Name Kellerbauer zeichne vielleicht den Bauern aus, der einen schönen Keller besitzt. Nein! Kellerbauer ist ein Bauer, der mit dem Amt des Kellers oder Kellners betraut ist, ein Verwaltungs- oder Betriebsinspektor von Kloster- oder Herrschaftsgütern. — S. 441. Dreschflügel von dem niedersächs. Flügel = Flügel. Vielmehr schon ahd. flegil < lat. flagellum. — S. 446. Ausgelassen 'ungezügelt' kann man so früh vom losgelassenen Menschen wie vom Vieh gesagt haben. Hätte der Verf. statt dieser Vermutungen lieber mitgeteilt, dass Füllmund (S. 430) eine Andeutung von Fundament ist und den Namen der Hoiste (S. 422; 473 Häuste) erklärt, des gepflasterten oder mit Platten belegten Ganges, der von der Pforte des Gehöftes zur Haustür geht.

Druckfehler sind selten. Ein paar verstecktere führe ich an. S. 276 Mitte: wohl *sozde* statt *soyde*. S. 300 Mitte: vor Gott. S. 346 Mitte: dem . . . vergeben hat. S. 377 unten: *underjordiske*. S. 492 unten: *Ofenhafner* statt *Oberhafner*. S. 518 Mitte: *gebauchte* statt *gebrauchte*.

Der Abschnitt von der Kunst, der für den Heimatschutz am unmittelbarsten wirken kann: Die Dorfkirche von Gurlitt, Haus und Hof von Gruner, Die bäuerliche Wohnung von F. L. K. Schmidt, Die bäuerliche Kleinkunst von Kurzwelly, mit seinen 135 Abbildungen ist auch als besonderes Büchlein für 2,50 Mk. gebunden käuflich. Schade, dass man den schriftstellerisch und malerisch so anschaulichen Abschnitt über die Volkstrachten von Seyffert und die reifen und beherzigenswerten Gedanken Gurlitts über ihre Zukunft abgetrennt hat.

Möge das schöne Werk innerhalb und ausserhalb seines Vaterlandes der Volkskunde treue und tätige Freunde verschaffen!

Berlin.

Max Roediger.

Emanuel Friedli, Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums, 1. Band: Lützelflüh. Mit 158 Illustrationen und 14 Farbendrucke nach Originalen von R. Mürger, W. Gorgé, F. Brand, K. Indermühle und nach photographischen Originalaufnahmen von Dr. E. Hegg nebst zwei topographischen Karten der Gemeinde Lützelflüh. Herausgegeben mit Unterstützung der Regierung des Kantons Bern. Bern, Verlag von A. Francke, 1905. XVI, 660 S. 8°. 10 Mk.

Das vorliegende Werk ist der erste Band einer Reihe von drei bis vier Monographien, von denen jede eine möglichst getreue Wiedergabe des Lebens in einer

charakteristischen Ortschaft des Bernerlandes enthalten soll. Ausgehend von der Ansicht, dass alle volkskundlichen Werke, die sich über das Gebiet eines ganzen Stammes oder Volkes erstrecken, den Fehler ungerechtfertigter Verallgemeinerung begehen, beschränkt sich der Verfasser streng auf das engbegrenzte Gebiet einer Gemeinde. Von der jetzt beliebten Schablone, das Volkstum einer Gegend an dem Verlauf eines Menschenlebens von der Geburt bis zum Tode darzustellen, ist Friedli abgewichen. Der umfangreiche Stoff ist vielmehr in 16 Sachgruppen (Acker, Haus und Heim, Gesund und krank usw.) gegliedert, von denen die meisten wieder in mehrere Unterabteilungen zerfallen. Wenn diese Art der Einteilung des Gegenstandes auch den Verzicht auf Vollständigkeit in der Behandlung in sich schliesst, so erlaubt sie doch ein desto ausführlicheres Eingehen auf die Einzelheiten. Noch in einer anderen Hinsicht schlägt der Verfasser einen ganz neuen Weg ein. Indem er sich Weinholds Ansicht zu eigen macht, dass ein Volk nur das wirklich besitzt und kennt, was es auch benennt, geht der Verf. stets von der dialektischen Bezeichnung der Dinge aus, wobei neben der Umgangssprache der Gemeinde auch eine ungemein umfangreiche Literatur ausgebeutet wird, aus der nur die Werke Jerem. Gotthelfs, des ehemaligen Pfarrers von Lützelflüh, hervorgehoben sein mögen. Diese Art, die Dinge in der Sprache des Volkes zum Leser sprechen zu lassen, verleiht der Darstellung einen besonderen Reiz, denn sie lässt auf Schritt und Tritt von neuem erkennen, dass die Sprache des schlichten Landmannes, die er mit zahlreichen, seiner täglichen Beschäftigung und Umgebung entlehnten, bildlichen Ausdrücken schmückt, die schriftdeutsche Ausdrucksweise an Schönheit und Anschaulichkeit in der Regel weit übertrifft: 'Di grosse Weiere laufen ö aus, d. h. auch ein grosses Vermögen, eine ausgiebige Geisteskraft usw. erschöpft sich einmal' (S. 48). In mancher Anlautspielerei wie in der Gegenüberstellung von 'Grund und Grat' (S. 13), 'Land und Läubigs' (S. 246), 'verchaaret und vercharstet' (S. 340) u. a. ist noch die Technik der alten, alliterierenden Zwillingsformel mundartlich wirksam. Dabei werden aber die dialektisch-etymologischen Bemerkungen stets in den Dienst der eigentlichen Sacherklärungen gestellt, die — besonders in den Kapiteln, die von bäuerlicher Kunst, Tracht und Hausbau handeln — durch eine Fülle guter Abbildungen und Skizzen erläutert werden. Ein berndisches Wörterverzeichnis am Schlusse des Bandes kann, dem Charakter des Buches entsprechend, zugleich als Sachregister dienen. Der Verlag von A. Francke, aus dem gerade in den letzten Jahren mehrere wertvolle volkskundliche Erscheinungen hervorgegangen sind, hat dem stattlichen Bande eine vornehme Ausstattung gegeben.

Spandau.

O. Ebermann.

Erich Schmidt, Deutsche Volkskunde im Zeitalter des Humanismus und der Reformation. (Historische Studien, Heft 17.) Berlin, E. Ebering 1904. 163 S. 8°. 3 Mk.

Im Mittelpunkte dieser lehrreichen und anregenden Arbeit steht die lebenswürdige Gestalt des Johannes Bohemus, eines gut humanistisch gebildeten Deutschordenspriesters zu Ulm, der nach anfänglichem Widerstreben zum Luthertum übertrat und sich trotz seinen gelehrten Neigungen ein offenes Auge und ein warmes Herz für das niedere Volk bewahrte. Ausser manchem anderen verfasste er ein oft aufgelegtes und gern benutztes Werk 'Omnium gentium mores', das der Verf. als das erste Kompendium der Völkerkunde bezeichnet und umsichtig analysiert. Sorgsam geht Schmidt den spärlichen Lebensdaten des Bohemus nach und macht

uns auf Grund gedruckten und handschriftlichen (im Anhang teilweise wiedergegebenen Materials) mit der noch wenig durchforschten Geschichte des Humanismus in Ulm genauer vertraut. Auch sonst finden sich in dem gewandt geschriebenen Buch vielfach fördernde Bemerkungen kulturgeschichtlicher Art.

Gleichwohl möchte ich mancherlei Bedenken nicht unterdrücken. Vor allem kann ich dem Grundgedanken des Verfassers nicht zustimmen. Es handelt sich ihm nämlich in erster Reihe nicht um Bohemus und um den Ulmer Humanismus, sondern vielmehr um den Nachweis, dass es von etwa 1450 bis 1550 eine 'Wissenschaft der Volkskunde' gegeben habe, deren Propheten vornehmlich Aeneas Silvius und Konrad Celtis, deren Träger Johannes Bohemus und Sebastian Franck gewesen seien. Aber er bleibt uns den Beweis schuldig; denn dazu wäre es erforderlich gewesen, jene volkswissenschaftlichen Schildereien auf ihre Tatsächlichkeit zu prüfen, also festzustellen, ob die Angaben über Sitten und Bräuche, über Kleidung und Nahrung usw. auf Autopsie, auf mündlichen Mitteilungen, auf schriftlichen Quellen beruhen, ob Bohemus und die anderen kritiklos verfahren oder vorsichtig auswählen, und was dergleichen gewiss sehr schwierige Ermittlungen mehr sind. Das sie 'als zu entlegen von dem eigentlichen Gang der gegenwärtigen Untersuchung' wegbleiben konnten, wie sich der Verf. S. 86 salviert, scheint mir nicht der Fall zu sein. Damit will ich natürlich nicht im mindesten in Abrede stellen, dass die Betrachtung und Wertschätzung des Volks und seiner angestammten Eigenart zur Zeit des Humanismus und der Reformation wesentliche Fortschritte gemacht hat; schon dass man jetzt systematischer als früher Sprichwörter, Schwünke, Volkslieder sammelt (was der Verf. nur nebenbei bemerkt), ist ein Zeichen dafür. Aber Wissenschaft sehe ich in alledem nicht; auch nicht in den etwas methodischeren Bestrebungen Sebastian Francks, der trüben Sinns, doch scharfen Blicks die kleine Narrenwelt mitunter recht anschaulich beschrieb. Vielleicht liegt die Diskrepanz nur darin, dass ich den Begriff 'Wissenschaft' anders definiere als der Verfasser, der mir mit Recht den alten Satz entgegenhalten könnte: *Contra principia negantem non est disputandum*. Ferner: diese neue Wissenschaft soll seit der Gegenreformation ganz verloren gegangen sein; erst die Romantik und die deutsche Philologie soll sie zu frischem Leben erweckt haben. Auch das scheint mir nicht richtig. Ähnliche Bücher wie das des Bohemus hat auch das 17. Jahrhundert hervorgebracht; ich will nur an das Alte Pommerland des Mieraelius, an Hartknochs Altes und neues Preussen erinnern. Und den Beginn des neuen Aufschwungs würde ich mit Riehl schon von den Tagen Justus Möserns an datieren. So bleibt es, meine ich, auch heute noch bei den Worten, die Riehl — eine Mösern durchaus wesensverwandte Natur, wie Eberhard Gotheim (Preussische Jahrbücher Bd. 92, S. 1ff.) feinsinnig gezeigt hat — im Jahre 1858 aussprach: 'Die Volkskunde als selbständige Wissenschaft ist eine halb vollendete Schöpfung der letzten hundert Jahre; die Anläufe und Beiträge zur Volkskunde dagegen sind so alt wie die Geschichte der Literatur' (Kulturstudien aus drei Jahrhunderten 1862, S. 205ff.).

Ich hätte noch allerlei auf dem Herzen, beschränke mich aber auf ein paar Zusätze und Berichtigungen. Das an sich nicht eben bedeutende Büchlein von Friedrich Gotthelf: Das deutsche Altertum in den Anschauungen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts (Berlin 1900) hätte der Verf. nicht völlig ignorieren sollen, da es sich mit seinem Thema mehrfach berührt. — Zu Adelmann von Adelmannsfelden S. 31 vgl. Thurnhofers gründliche Untersuchung: Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes II, I. Freiburg 1900. — Zu Felix Fabri S. 36 vgl. Röhricht und Meisner, Deutsche Pilgerreisen nach dem heiligen Lande. Berlin 1880, S. 278ff. — Zu Irenicus S. 56 vgl. Horawitz, Natio-

nale Geschichtsschreibung im 16. Jahrhundert: Sybels *Histor. Zeitschrift* 25 (1871) S. 66ff. — Das S. 66 besprochene Gedicht auf Ulm von Bohemüs wäre in einen grösseren Zusammenhang einzuordnen gewesen, vgl. Neffs Einleitung zu seiner Ausgabe von Eobans Noriberger und anderen Städtegedichten: *Lateinische Literaturdenkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts*, XII. Berlin 1896. — Nicht Wiekram hat die erste deutsche Übersetzung von Ovids *Metamorphosen* geliefert, wie S. 70 gesagt wird, sondern lange vor ihm Albrecht von Halberstadt; Wiekram stellte nur eine Überarbeitung davon her, vgl. Jacob Grimm, *Zeitschrift für deutsches Altertum* 8, 399ff. Bartsch, *Albrecht von Halberstadt und Ovid im Mittelalter*. Quedlinburg 1861. (Die betreffenden Bände der neuen Wiekramausgabe von J. Bolte sind im Druck.) — S. 123 'zerhaftig' bedeutet: viel Aufwand machend, sumptuosus, vgl. Schmeller, *Bayr. Wörterbuch*² 2, 1147.

Berlin.

Hermann Michel.

Paul Sébillot, *Le folk-lore de France, tome 1: Le ciel et la terre*. Paris, E. Guilmoto 1904. VI, 491 S. 8^o.

Das grossangelegte Werk des rührigen und energischen französischen Forschers, dessen erster Band hier vorliegt, gibt uns Gelegenheit, wieder einmal an die leider häufige Verwechslung des englischen Wortes 'Folk-lore' = Volksüberlieferungen (oben 6, 188) mit dem viel umfassenderen Begriffe 'Volkskunde' (Wissenschaft vom Volke) zu erinnern. Nicht eine französische Volkskunde, die etwa mit E. H. Meyers bekanntem Buche Ähnlichkeit hätte, bietet uns Sébillot, sondern eine systematisch geordnete Sammlung der mythischen und abergläubischen Vorstellungen des französischen Volkes, wie sie namentlich während der letzten dreissig Jahre in zahlreichen Werken, nicht zuletzt in den 19 Bänden der von Sébillot redigierten '*Revue des traditions populaires*', niedergelegt sind. Auch ältere Quellen, wie die im 15. Jahrhundert gedruckten '*Évangiles de la quenouille*', führt er an, aber er verzichtet darauf, etwa unter Heranziehung ausländischer Analogien die vermutliche Entstehung und Entwicklung der Mythen darzustellen und zu verfolgen: wo er gelegentlich auf den Sonnenkult (S. 64), die bretonische Personifikation des Todes Ankou (S. 155), den Baum- und Steinkult (S. 294. 334) zu reden kommt, beschränkt er sich auf kritische Bemerkungen zu den bisher geäusserten Ansichten. Die Hauptsache bleibt ihm eine möglichst vollständige Statistik in lesbarer, zwischen Knappheit und Ausführlichkeit die rechte Mitte haltender Darstellung, der die umfänglichen Zitate in den Fussnoten die wissenschaftliche Stütze geben. Behandelt werden im ersten Bande 1. der Himmel mit den Gestirnen und Lufterscheinungen, 2. die Nacht mit ihren Gespenstern, namentlich der wilden Jagd, 3. die Erde in ihren verschiedenen Bodengestaltungen als Ebene, Berg, Wald und Fels samt den wunderbaren Felsformen, 4. die unterirdische Welt mit der Hölle und den Höhlengeistern. Die einzelnen Kapitel gehen von den volksmässigen Erklärungen der Naturerscheinung, den Vorstellungen von ihren Kräften und dem Glauben an ihre wahrsagende Bedeutung aus, behandeln dann die geisterhaften Wesen, deren Walten man in jenen zu erkennen meint, und zählen endlich die abergläubischen Gewohnheiten, die medizinischen Gebräuche und die Spuren eines Kultus auf. Aus der Fülle des Interessanten einzelnes herauszuheben, ist schwierig; doch möchte ich wenigstens hinweisen auf die Zusammenstellungen über den Mann im Monde, das Sternbild des Davidswagens, die Gewittersegnen, die Übertragung einer Krankheit auf einen Baum oder ein Rasen-

stück, den Wald als Schauplatz von Märehenabenteuern, das Heiratsorakel durch Herabrutschen von einem Felsen, das Liebeszeichen durch zugeworfene Steinehen, die Steinhäufungen an Gräbern, die Trudensteine (p. 356; vgl. oben S. 91), die Fusseindrücke von Heiligen und deren Heilkraft, die Wechselbälge, die Tanzplätze und Höhlen der Feen, die Zwerge und Drachen. Der zweite Band des lange vorbereiteten Werkes, dem schon Gaston Paris und L. Marillier ihre Teilnahme schenkten, soll von dem Meere und dem Süsswasser handeln. Wir wünschen der Arbeit rüstiges Fortschreiten und Gedeihen.

J. Bolte.

M. Winternitz, Geschichte der indischen Literatur. I. Halbband. [= Die Literaturen des Ostens in Einzeldarstellungen 9, 1.] Leipzig, C. F. Amelang 1904. 258 S. 8°. 3,75 Mk.

Das Problem der indischen Literaturgeschichte hat gerade in der letzten Zeit mehrere Lösungsversuche erfahren, was a priori nur mit Freuden begrüsst werden kann. Gehört ja doch in Indien alles, was Geschichte heisst und damit mehr oder minder eng zusammenhängt, zu den allerdunkelsten Gebieten, die der Forschung noch so ziemlich alles zu tun übrig lassen! Aber gerade diese Dunkelheit, die eine auch nur in gröberem Zügen durchgeführte Chronologie zur Unmöglichkeit macht, hat es verschuldet, dass eine Geschichte der indischen Literatur streng genommen bis jetzt noch nicht geschrieben ist. Dem Sanskritisten von Fach gilt immer noch Webers Arbeit mit Recht für das bedeutendste, nur geht man dem Studium derartiger stilistischer Ungeheuer gern aus dem Wege. L. v. Schroeders schönes Buch verdiente eine Neubearbeitung; es teilt aber mit allen Vorgängern und allen Nachfolgern denselben Mangel, dass es die Bibliographie vernachlässigt. Maedonnell, Baumgarten, Oldenberg, Henry, denen als Kuriosum noch Holler zugefügt sei, und ganz neuerdings Winternitz geben — der eine ernstwissenschaftlich, der andere mit rhetorischem Schwunge, mit tändelnder Grazie usw. usw. — Referate über die einzelnen Perioden, Literaturzweige usw., die gewiss ihre volle Berechtigung haben und zur Erforschung des unermesslichen Gebietes redlich beitragen. Da das alles aber immer zugleich für das grössere Publikum berechnet ist, so bekommt der Fachgelehrte derlei schliesslich ein wenig satt und sehnt sich zur Abwechslung einmal nach einfacherer Kost, in unserem Falle also nach einer möglichst vollständigen Zusammenstellung alles dessen, was von einem bestimmten Autor und über ihn geschrieben worden ist; ein paar ganz knappe Angaben über seine persönlichen Verhältnisse genüßten dabei vollkommen. Das Ganze ergäbe dann ein so brauchbares Handbuch wie z. B. die römische Literaturgeschichte von Teuffel. Nach meinem Geschmack ist die Arbeit von Winternitz unter den neueren Veröffentlichungen die ansprechendste. Sie vermeidet das auf die Dauer unleidliche Pathos von Oldenberg wie das im Grunde wenig sagende Geplauder von Henry, hält die weise Mittelstrasse zwischen den extremen Richtungen, die ja hier nicht selten sind, und verarbeitet den Stoff so übersichtlich, dass nicht nur das grosse Publikum dem Verfasser Dank wissen wird.

Halle a. d. S.

Richard Schmidt.

Aus den
Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

Freitag, den 28. April 1905. Der erste Vorsitzende machte den Anwesenden Mitteilung von dem am 4. April in Meran erfolgten Ableben der Frau Geh.-Rat Anna Weinhold. — Darauf sprach Herr Geh.-Rat Friedel über Kerbstöcke. Die gründlichen Ausführungen wurden veranschaulicht durch Vorzeigen von Anschauungsmaterial, das der Herr Vortragende in gewohnter Vollständigkeit aus dem Märkischen Provinzial-Museum hatte zur Stelle schaffen lassen. Der Vortrag wird in dieser Zeitschrift im Druck erscheinen. In der sich an den Vortrag anschliessenden Besprechung ergriffen die Herren Brunner, Sökeland und Minden das Wort. — Über Handspinn- und Seilengeräte sprach sodann Herr Dr. Brunner, und erläuterte seine Erklärungen an Modellen, die dem Königlichen Museum für Volkskunde entstammten. Herr Prof. Max Roediger legte eine Reihe holländischer Trachtenbilder vor. Verschiedene andere Vorlagen boten noch die Herren Maurer und Sökeland. Letzterer gab der Sitzung durch Verlesen von K. v. Holteis schlesischem Dialektgedichte „Sassafras und Sassa-parille“ einen humoristischen Abschluss.

Freitag, den 26. Mai 1905. Herr Maler Ludwig legte einen kunstvoll verzierten Wachsstock aus Berlin vor, desgleichen ein von Ureinwohnern der Insel Teneriffa gefertigtes Gefäss, das mit dem eigenartig geformten Waschgefäss der russischen Wolgabauern in der Form nahezu übereinstimmte. Ferner ein ostgermanisches Kindersaugnäpfchen, zu dem Herr Geh.-Rat Friedel nähere Erläuterungen gab. — Danach sprach Herr Prof. Dr. Max Friedländer über ältere deutsche Hausmusik. Bis etwa um das Jahr 1600 reicht in Deutschland die unbedingte Herrschaft des Volkshiedes, das von Gebildeten wie von Ungebildeten in gleicher Weise gesungen wurde. Die Meistersinger boten dem Hause nur sehr schlechte Musik, aber sie bereiteten doch der späteren guten Musik den Weg, so dass sie geradezu als Begründer der deutschen Hausmusik bezeichnet werden können. Bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts blieb die deutsche Musik durchaus national, dann begann die gute Gesellschaft dem italienischen Geschmacke zu huldigen. Italienische und belgische Künstler liessen sich in Deutschland nieder, wodurch zuerst die Liedmusik international wurde; der Text folgte dann bald nach. In dieser Periode, wo nationales Empfinden und nationale Musik verkümmern mussten, hebt sich die kleine Königsberger Gruppe von Dichtern und Musikern an deren Spitze Simon Dach stand, besonders sympathisch ab. In der nun folgenden Zeit des Aufschwunges in der deutschen Musik sind unter den Komponisten wieder bedeutende Individualitäten anzutreffen, aber ihre Werke wurden nicht volkstümlich, auch die von Seb. Bach nicht. Wie wenig übrigens diese Zeit sich um das alte volkstümliche Gut kümmerte, erhellt aus der Tatsache, dass 257 Jahre hindurch keine Sammlung von volkstümlichen Melodien erschienen ist. Der Vortragende gestaltete seine Ausführungen dadurch noch besonders reizvoll, dass er in den Vortrag eine Anzahl charakteristischer Lieder einlegte, begleitet von Frau Prof. Friedländer, die auch Proben aus der in Betracht kommenden Instrumentalmusik am Flügel meisterhaft zu Gehör brachte. Die sehr zahlreich erschienenen Hörer begleiteten den Vortrag bis zu Ende mit dem grössten Interesse, das wiederholt in lauten Beifallsbezeugungen zum Ausdruck kam.

Aus alten Novellen und Legenden.

Von Pietro Toldo.

Vgl. oben 13, 412, 14, 47, 15, 60, 129.)

9. Die verstellte Verrückte.

Eine Erzählung der arabischen 1001 Nacht¹⁾ erinnert mich an die Geschichte von dem Mädchen, das sich stumm, krank, tiefsinnig oder verrückt stellt, um einer verhassten Heirat zu entgehen und dem Geliebten vermählt zu werden. Allbekannt ist Molières 'Médecin volant', 'L'amour médecin' und 'Le médecin malgré lui', aber die meisten Leute (sogar die Molière-Erklärer) wissen nicht, dass schon Boccacini in seinen 1613 erschienenen postumem Werken von einer verstellten Verrückten redet. In seiner 'Segretaria di Apollo' (S. 176) sagt er, eine solche Vorstellung schein ihm unlogisch, „weil jeder weiss, dass alle Weiber verrückt sind und somit nicht fälschlich vorgeben können zu sein, was sie schon sind“; eine für das zarte Geschlecht recht schmeichelhafte Bemerkung. 1641 wurde dann zu Venedig im neuen Theater der Reitbahn eine 'Finta pazza' gespielt, vielleicht die schon von Boccacini angeführte, und es gibt noch zahlreiche Zeugnisse für andere verstellte Verrückte und Kranke²⁾. Man kann also nicht behaupten, dass Molière in 'Amour médecin' originell war; für den 'Médecin malgré lui' sind die Beziehungen zum alten Fabel vom 'Médecin mire' bekannt³⁾. Trotzdem und trotz anderer geringerer Entlehnungen bieten beide Stücke Molières Neues, weil die Originalität mehr in der Lebenswahrheit, die der Autor seinen Personen verleiht, als in der Erfindung der Handlung liegt. Ebenso schliessen sich die einzelnen Teile,

1) Traduction Mardrus S. 67—129 (1901). [Deutsche Übersetzung von Henning 7, 163. Chauvin. Bibliographie arabe 5, 221.]

2) Vgl. Toldo, Molière en Italie. Journal of comparative literature 1903. 256f. [Jungfrau stellt sich wahnsinnig im Maase-Buch (Grünbaum, Jüdischdeutsche Chrestomathie 1882 S. 464). Ayer, Die besessene Bäurin mit ihrem Pfarrherrn bulent (Dramen 1865 I, 2651). Über verstellte Stunme vgl. Hock, Der Traum ein Leben 1904 S. 75.]

3) [Kugel, Untersuchungen zu Molières Médecin malgré lui: Zs. f. französ. Spr. 20, 1—71 (1898). Young, Molières Stegreifkomödien: ebd. 22, 190—229 (1900).]

obschon ihre Beschaffenheit sich nicht ändert, durch verschiedenartige neue Verbindungen zu wunderlichen und eigenartigen Gestalten zusammen. Das Motiv 'Amor als Arzt' war also schon etwas veraltet, als es der französische Autor im Palais royal vorführte, um seinen gelangweilten Monarchen zu belustigen, doch auch die verstellten Verrückten der italienischen Komödie konnten nicht behaupten, nagelneu zu sein. Denn folgendermassen erzählt Schahrazade in 1001 Nacht in der Geschichte des Pferdes von Ebenholz:

König Sabur von Persien hatte drei sehr schöne Töchter, um die viele Freier warben. Drei verliebte Zauberer unter diesen brachten dem Könige wunderbare Geschenke. Der erste überreichte ein edelsteingeschmücktes Menschenbild, das eine goldene Trompete in der Hand hielt. Wenn man diese Bildsäule an das Stadttor stellte (wie in der Virgilsage), entdeckte und besiegte es die Feinde, indem der Trompetenton (anders als Astolfos Horn bei Ariost) diese zuerst unbeweglich machte und dann vor Schrecken ohnmächtig oder tot zu Boden streckte. Der zweite Zauberer schenkt einen goldenen Pfau in silbernem Gefäss, der von vierundzwanzig die Stunden und Monate schlagenden Pfauenweibchen umringt wird, also ein ganz modernes Uhrwerk. Diese Nebenbuhler übertrifft der dritte, weil das von ihm dargebrachte hölzerne Pferd sich bewegen, in die Höhe steigen und pfeilschnell die Luft durchfliegen kann. Da aber die Geber dieser schönen Geschenke widerwärtig sind, wollen die Prinzessinnen sich nicht mit ihnen vermählen. Fürst Kamaralakmar bemächtigt sich nach vielen Abenteuern des hölzernen Pferdes, durchheilt den Luftraum, dringt in bisher unzugängliche Gegenden und entführt endlich Schamsennahar, die Tochter des Königs von Saa. Doch die Schöne wird wider ihren Willen durch den Zauberer von neuem entführt und darauf durch den König von Rüm befreit, der sie bewundert, ihr huldigt und sie zur Gattin machen möchte. Wie Schamsennahar sich den dringenden Werbungen des Herrschers nicht mehr zu entziehen weiss, beschliesst sie, sich verrückt zu stellen, und begeht daher allerlei Torheiten. Kamaralakmar, der die Welt durchwandert, um die ihm vom Zauberer Geraubte zu suchen, kommt nach Rums und hört dort von dem unverhofften Wahnsinne seiner Geliebten. Um über die Sache ins klare zu kommen, verkleidet sich Kamaralakmar als Arzt und tritt vor den König. 'Ich gehöre', ruft er, 'zum Gelehrtenvolk: ich bin ein Arzt und heile die Kranken und Verrückten, zu welchem Zwecke ich die Länder und Städte durchziehe, um durch Vermehrung meiner Kenntnisse zu profitieren. Und das tue ich alles ohne die gewöhnlichen Ausschmückungen der Sterndeuter und Weisen, ohne meinen Turban gross und seine Windungen zahlreich, meine Ärmel lang zu machen, ohne unter dem Arme einen Haufen Bücher zu tragen, ohne mir die Augenlider mit Khol zu schwärzen, ohne einen riesigen Rosenkranz mit grossen Perlen um den Hals zu tragen: ich heile die Kranken, ohne

geheimnisvolle Worte zu murren, ohne ihnen ins Gesicht zu hauchen und ihnen ins Ohrläppchen zu beissen.' — Dieselbe Sprache führen, von Landessitte und Steigerung abgesehen, Molières verstellte Ärzte, Sganarell, Toinette, Valer; auch Schahrazade versteht solche Charlatane zu charakterisieren. Wie Geront bei Molière, lässt sich der König bereden und gestattet dem Pseudoarzt, die Pseudokranke zu kurieren. 'Wie der Arzt in das Zimmer trat, wo sie sich befand, sah er, wie sie die Hände rang, die Brust schlug, sich auf den Boden warf und dort wälzte, indem sie ihre Gewänder in Fetzen riss.' Ohne Mühe begreift er, dass diese Tollheit gehehelt ist; wie ihm aber das Mädchen erkennt, verliert sie beinahe wirklich den Verstand. Rasch verständigen sich die Liebenden; das Mädchen heuchelt Besserung, Schamseemahar spricht Beschwörungen, und damit die Heilung ganz sicher sei, besteigen Arzt und Kranke das Ebenholzpfand, das sie aus der Gewalt des Königs befreit. So schliesst die Geschichte wie in *Amour médecin* mit einer Hochzeit, und der König von Rum bleibt verspottet und gedemütigt zurück gleich dem verliebten alten Vormunde der Komödie.

Die Ähnlichkeit ist merkwürdig, doch keineswegs derart, dass ein zufälliges Zusammentreffen ausgeschlossen wäre. Mehreren, durch Zeit und Raum geschiedenen Schriftstellern können wohl dieselben Bilder erscheinen, die später, von einem spüreifrigen Forscher nebeneinander gestellt, den Anschein einer fortlaufenden Kette oder der unmittelbaren Abstammung erwecken. Häufig ist diese 'chaine ininterrompue' eine Illusion; dennoch haben auch solche zufälligen Ähnlichkeiten für den Wert, der den Menschen und seine grossen und kleinen, edlen und lächerlichen Leidenschaften in ihrem wechselnden Verlaufe bei verschiedenen Generationen studiert und die verschiedenen Arten verfolgt, auf die der Dichter solche Erscheinungen des Lebens wiederzugeben sucht.

10. Amphitryon.

Die von Plautus dramatisierte Amphitryonfabel erfreute sich im Mittelalter und noch mehr in den folgenden Jahrhunderten besonderen Beifalls, weil sie den zahlreichen Nachahmern der klassischen Dichtung viel lustiger und komischer als andere lateinische Theaterstücke erscheinen musste, die der Abstand der Zeiten und Sitten unverständlich und langweilig machte. Amphitruo ist gegen die Thebaner zu Felde gezogen und hat seine schöne Frau Alcmena, die an Keuschheit und Sittsamkeit der Penelope und Lucretia gleicht, einsam zu Hause gelassen. Da nimmt Jupiter, der grosse Tröster der Sterblichen beiderlei Geschlechts, die Gestalt des fernen Gatten an und tritt mit Mercurius, der sich in dessen treuen Diener Sosia verwandelt hat, zu Alcmena. 'His Alcmena decipitur dolis', und man darf ihr nicht übermässige Vorwürfe deswegen machen; allein der arme Ehemann verliert ganz den Kopf, als er heimkehrend einen

anderen seine Stelle einnehmen sieht. 'Hinc iurgium, tumultus uxori et viro', doch Jupiter enthüllt von des Olympus Höhen den Trug, versöhnt die Gatten und schenkt ihnen dazu ein Paar Zwillinge.¹⁾

Gegen Ende des 12. Jahrhunderts schrieb Vitalis von Blois seine epische Komödie 'Geta'²⁾, in der der plantinische Stoff durch Anspielungen auf die Schulphilosophie eine neue Gestalt gewinnt. Um 1421 übertrug Eustache Deschamps des Vitalis lateinische Dichtung mit Abänderungen und Zusätzen ins Französische. In Italien entstand der 'Libro del Birria e del Geta'³⁾, in Portugal regte der seltsame Stoff den Sänger der Lusiaden Luis de Camões zu einer die Handlung und die Personen modernisierenden Komödie 'Os Enfatriões' an. Unter den zahlreichen Nachahmungen des Plautus erwähne ich eine anonyme französische Übersetzung⁴⁾, Rotrous 'Les Sosies' (1638), Molières Amphitryon (1668), verschiedene Ballette⁵⁾. In Italien ward der plantinische Amphitruo von Paudolfo Collenuccio in die Volkssprache übertragen und im Januar 1487 vor dem Herzog Herkules II. von Ferrara gespielt; ihm folgten mehr oder minder abgeschmackte Nachbildungen, wie 'Il marito' von Lodovico Dolce (1545), die Calisto von Luigi Groto (1561) u. a. Noch im 18. Jahrhundert ward ein Amfirião von Antonio José da Silva 1736 zu Lissabon gegeben, und in Spanien, England, Deutschland⁶⁾ erschien ein ganzes Heer von Sosias, Amphitruos und Alemenen. Seit Menelaus hat kein betrogener Ehemann sein Unglück in so vielen Sprachen und Versmassen besingen hören.

Ich möchte mir erlauben, den Forschern einige weitere Notizen über diesen Stoff vorzulegen. Es ist Reinhardstöttner entgangen, dass auch Parini⁷⁾ fast dieselbe Geschichte erzählt:

In non so qual città dell' Indie un tempo
Viveva un pover' uomo
Che avea la moglie bella.
Avea la moglie bella
Ed era un pover' uomo?
Costui non avea visto il nostro Duomo.

1) Plautus folgte einem griechischen Vorbilde; waren aber die Griechen die Erfinder des heiteren Schwanks? — Vgl. Roscher, Ausführliches Lexikon der griech. und röm. Mythologie 1, 321. Welcker, Griechische Tragödien 1, 371 (über die Tragödie Amphitryon von Sophokles). Pauly-Wissowa, Realencyklopädie 1, 1967 (1894). Über spätere dramatische Behandlungen vgl. K. v. Reinhardstöttner, Plautus, spätere Bearbeitungen plantinischer Lustspiele 1886 S. 115—229. [Stiefel, Litbl. f. germ. u. roman. Phil. 1890, 192. Worp, Tijdschrift voor nederl. taal- en letterkunde 8, 81.]

2) [Cloetta, Beiträge zur Litgesch. des Mittelalters 1, 68. Creizenach, Geschichte des neueren Dramas 1, 22.]

3) Scelta di curiosità inedite o rare 169 (Bologna 1879).

4) Oeuvre nouvelle . . . um 1500 (vgl. Brunet, Manuel⁵ 1, 163).

5) Fournel, Les contemporains de Molière 2, 353.

6) [Über die Einwirkung der englischen Posse 'Jack Juggler' auf Ayser und Isaak Vos vgl. Bolte und Seelmann, Niederdeutsche Schauspiele älterer Zeit 1895 S. 34.]

7) Giuseppe Parini, Opere ed. Reina 3, 35: 'I ciarlatani'.

Ihres armseligen Lebens überdrüssig, fordert die schöne Frau ihren Mann auf, als Ringer in der Welt herumzuziehen und sich durch seine Stärke Geld zu verdienen, statt in Hunger und Kummer zu enden. Der Mann sagt ja, küsst seine Frau zum Abschiede und wandert durch ganz Indien und den Orient, um sein Glück zu suchen. Nun war ein Gott jener Gegend, ein Sylphe oder Poltergeist, in die Frau verliebt; er nutzte die Gelegenheit und nahm die Gestalt des Mannes an:

Un corpo che a puntino
 Dal piè fino a le ciglia,
 Come una goccia all' altra, s'assomiglia
 A quella del marito pellegrino.

Die Frau des Ringers fiel in die Schlingen des bösen Geistes, zumal da dieser mit Gold beladen zu ihr trat. Als nun der wahre Gatte erschien, erhob sich ein gewaltiger Zank, da die Frau, minder tugendhaft als Alemene, geneigt war, beide Gatten zu behalten. — Die weitere Entscheidung lasse ich beiseite, um auf die Hauptfrage zu kommen, ob Parini zufällig oder mit Überlegung den Schauplatz der Erzählung nach Indien verlegte. Parini war wohlbekannt mit den Schwankstoffen, und Voltaire hatte damals durch die Benutzung orientalischer Überlieferungen (wie im Zadig) diese Literaturgattung neu belebt. Auch Parini berichtet in seinen Erlebnissen des 'Feuerschirms' eins, das zu der im Orient wie in Europa sehr verbreiteten Gruppe des 'Dit du plicon'¹⁾ gehört. Man kann also annehmen, dass jener Hinweis auf Indien historische Gründe hatte, oder auch, dass Parini die Geschichte nach Indien verlegte, weil bei den Encyklopädisten viel von indischen Fabeln die Rede war. Sehen wir nun zu, ob wir solche historischen Gründe ermitteln können! Voltaire²⁾ jedenfalls schreibt der Amphitryonfabel asiatischen Ursprung zu, führt jedoch keine Parallelen zur Stütze dieser Behauptung an und gibt uns somit keinen sicheren Fingerzeig.

Das erste Beispiel eines untergeschobenen Gatten finde ich in Vālmīkis Ramayana³⁾, gestehe aber gleich, dass diese alte Parallele nur in einer Hinsicht zur Amphitryonfabel stimmt. In einer Einöde lebte der edle Gautama und hielt das Gelübde der Keuschheit, obsehon er die schöne und keineswegs kaltherzige Ahalyā als Gemahlin bei sich hatte. Als der Himmelsgott Indra ihm fortgehen sah, trat er von Liebe getrieben in gleicher Kleidung wie Gautama zu Ahalyā. Diese ist nicht so einfältig wie Alemene, sondern erkennt gleich im Büssergewande den Gott; doch erschrickt sie nicht und empfängt Indra so, dass er sich überzeugt, seine

1) [Bédier. Les fabliaux 1895 p. 466. Oesterley zu Gesta Romanorum c. 122.]

2) Fragments historiques sur l'Inde 1773, art. 28 (Oeuvres ed. Beuchot 47, 453—455). Vgl. Voltaires Brief an M. de M*** (ebd. 48, 303).

3) 1, 100 in Gorresios italienischer Übersetzung (1869). [Deutsch von J. Menrad 1897 1, 202 (1. Buch, 48. Kap.).]

Verkleidung sei völlig überflüssig. Doch plötzlich kehrt Gautama zurück und verflucht die Schuldigen. Seine Worte: „Da du Arglistiger meine Gestalt annahmst und tatest, was du nicht durftest“ lassen meines Erachtens keinen Zweifel an dem Versuche des Gestaltentausches zu. — Immerhin bestehen mehrere auffällige Unterschiede zwischen beiden Erzählungen, keine Verwandtschaft zeigt sich zwischen Ahalyà und Alemene; Indra legt statt der Gestalt des Gatten nur dessen Kleid an, und dieser merkt sofort, was vorgegangen und straft die Schuldigen. Sehen wir uns also nach einem besser passenden Seitenstücke um!

In der dem Mahabharata angehängten Dichtung Harivansa¹⁾ nimmt ein anderer Gott, der oberste der Dānavas, die Gestalt eines Mannes an, um dessen Frau Ugrasena zu hintergehen. Kansa, der aus diesem Truge entsprossene Sohn, erzählt seine eigene Geschichte, die ihm der fromme Priester Narada erklärt hat, folgendermassen: „Ugrasena ist nicht dein Vater, du verdankst dein Leben dem König von Sobha, dem ruhmvollen Drumila.“ Bei diesen Worten fühlte ich eine Zornesregung. ‚Wie‘, rief ich, ‚Drumila der Dānava? Heiliger Brahmane, wie konnte er mit meiner Mutter in Verkehr treten? Dies Geheimnis erkläre mir, bitte!‘ ‚Zur schönen Frühlingszeit‘, erwiderte Narada, ‚wandelte deine Mutter auf einem hohen Berge. Und weil es im Schicksalsbuche so geschrieben war, kam der Herrscher von Sobha, auf seinem Luftwagen mit Gedankenschnelle den Raum durchmessend, dorthin, wo die schöne Frau sich an dem Blumenduft berauschte. Staunend sprach der König zu seinem Diener: ‚Wer ist die im Walde irrende gazellenäugige Schöne? Wie der Blitz aus dunklen Wolken den Himmel erleuchtet, so scheint der Reiz dieser Schönen inmitten der Mädchen den Wald zu schmücken. Das Liebesfeuer wächst in mir wie die mit lautrer Butter begossene Opferflamme.‘“ Dann sinnt der Dānava nach und gebietet seinem treuen Knappen, der, wie man sieht, die Rolle Merkurs spielt, die Sinnesart der anmutigen Frau zu erkunden. Mit seiner Denkkraft erkennt er das übrige. Er erfuhr, dass es die Gattin Ugrasenas war und freute sich des. Der mächtige König der Dānavas nahm die Gestalt dieses Fürsten an und trat lächelnd zu deiner Mutter. Dank seiner Verkleidung begann er mit Liebkosungen und wurde allmählich dringender; und die ihrem Gatten zugetaue Fürstin erwiderte seine Zärtlichkeit.

Man beachte, dass Kansa ein grosser Held, ein Halbgott ist und daher natürlich seinen Ursprung einem vom Himmel herabgestiegenen Gotte verdanken muss. Ebenso entspringt Herakles aus der Liebe des Zeus zu Alkmene: weder Ugrasena hätte dem Kansa nach Amphitryon dem Alciden solch wunderbare Leibes- und Geisteskraft verleihen können. Man vergesse nicht den kaum angedeuteten, aber eine reiche Ausmalung durch

1) I, 357 in A. Langlois Übersetzung (Paris 1834).

die komische Laune zulassenden Anteil des Sklaven an dem Liebesabenteuer und höre auch, wie der König von Söbha die entrüstete Fürstin tröstet: 'Simlose, warum klagst du mit deinem eiteln Wissen mich eines schmähhchen Verbrechens an? Wie töricht ist deine Vorliebe für einen gemeinen Sterblichen! In deinem leeren Stolze vergisst du, dass sich Frauen durch solche Irrungen nicht beflecken. Ihre Tugend schreitet über solch enge Vorschriften hinweg.' Und warum sollte sich selbst der Gatte gekränkt fühlen!

Est-ce un péché? Non, non. Vous leur fîtes, seigneur,
En les croquant, beaucoup d'honneur.

So tröstet in La Fontaines bekannter Fabel der Fuchs den Löwen, der Schafe und Hirten verschlungen hat. Und bei Plautus¹⁾ schliesst Jupiter:

Tu cum Alcmena uxore antiquam in gratiam
Redi: haud promeruit, quamobrem vitio vorteres.
Mea vi subactast facere: ego in coelum migro.

Amphitruo: Faciam ita, ut iubes, et te oro, promissa ut serves tua.
Ibo ad uxorem intro; missum facio Tiresiam senem.
Nunc, spectatores, Iovis summi causa clare laudite!

Der Schluss von Ugrasenas Geschichte ist von der Alkmenas nicht sehr verschieden.

Während beim Ramayana und Harivansa ein griechischer Einfluss wenig wahrscheinlich ist, so könnte in einem dritten Seitenstücke aus der orientalischen Literatur eine Bearbeitung der Amphitryonfabel vorliegen. Ein Zweifel daran ist möglich, aber kaum genügende Gründe für die direkte Verneinung dieser Annahme. Das persische Werk 'Der bezauberte Thron'²⁾ scheint in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung entstanden zu sein. Da an einer Stelle der Rajah Behndje, der um 476 regierte, erwähnt wird, so scheint das höhere Alter der griechischen Sage sicher. Doch der bezauberte Thron ward in Indien verfasst, und seine möglichen Beziehungen zu den ältesten Werken des orientalischen Denkens machen dies ungewiss. Andererseits verrät der Eingang der Erzählung, wie wir sehen werden, keineswegs eine unmittelbare Abstammung aus der Alcmene-geschichte, und der Ort wie auch vielleicht die Zeit spricht mehr für die Annahme, dass die Erzählungen im Ramayana, im Harivansa und im Bezauberten Thron aus demselben Boden erwachsen und älter als die hellenische Sage sind. Indes wandelt man bei derartigen Untersuchungen auf einem recht unsicheren Boden; man braucht nur Rohdes Meisterwerk über den griechischen Roman zu lesen, um zur steten Vorsicht im Behaupten gemahnt zu werden.

1) Bei Molière erhält Jupiter endlich durch seine Schmeichelei Alcmenes Verzeihung für den Betrug, durch den er sie zur Mutter gemacht hat.

2) Le trône enchanté, conte indien traduit du persan par le baron Lescallier 1, 49 (New York 1817).

Der dritte indische Erzähler also berichtet: Ein Kaufmann aus der Insel Serendib (Ceylon), der im Besitze von grossen Schätzen und kostbaren Dingen, verheiratet und ohne einen Sohn, dem er sein Vermögen hinterlassen konnte, sich doch nicht mit seiner Habe begnügte, sondern sie zu mehren strebte, beschloss einst, eine weite Seereise zu unternehmen, um einen gewinnbringenden Handel zu treiben. So schiffte er sich ein. Zwei Tage nach seiner Abfahrt trat ein Zauberer, der die Gestalt des abgereisten Kaufmanns angenommen hatte, zu seiner schönen Frau, die, keinen Betrug ahnend, ihn liebevoll empfing und sich nur etwas über seine unvermutete Heimkehr wunderte. Doch der vorgebliche Gatte erklärte sie überzeugend: Die Reise ist beschwerlich. Geld ist genug daheim, und wie kann man ohne Verdruss ein liebes Weib verlassen! Er lebte nun in vollkommener Eintracht mit der Frau; die Abwesenheit des wirklichen Ehemannes verlängerte sich auf mehrere Jahre, und es entsprossen aus der unrechtmässigen Ehe zwei Knaben und ein Mädchen, deren Geburt immer festlich begangen wurde. Nach zwölf Jahren kehrte endlich der wirkliche Ehegatte zurück. Als vorsichtiger Mann vermeidet er Überraschungen und sendet einen Sklaven voraus, der seiner Frau seine Ankunft melden soll. Der Sklave läuft zu dem bekannten Hause, klopft und sieht den Zauberer, den er für seinen Herrn hält: 'Ich sehe', sagt er, 'dass du selbst deine Botschaft ausgerichtet hast', überreicht ihm den Brief und geht wieder zurück. Inzwischen naht der bedauernswerte Kaufmann seinem trauten Heim. Sind auch manche Winter vergangen, so ist doch die alte Liebe nicht verschwunden noch geschwächt. Der Bote begegnet dem Kaufmanne und staunt von neuem; dieser aber gerät ausser sich, als er hört, dass ein anderer seinen Platz bei seinem Weibe eingenommen hat. Der Zauberer behandelt den wahren Gatten als Eindringling, schreit, droht und greift nach dem Stocke. Die Frau weiss nicht, woran sie ist, die Kinder kreischen, und der rechtmässige Herr muss weichen. Endlich laufen die Gefährten des Kaufmanns herbei, doch vergebens; es bleibt nichts übrig als sich an den angesehenen und unbestechlichen Richter Rajah Behudje zu wenden. Der Spruch, den dieser nach verschiedenen uns nicht interessierenden Begebenheiten fällt, lautet: 'Der Zauberer, der sich die Gestalt und das Ehebett des abwesenden Ehemannes angeeignet hat, soll den Ort verlassen und nie wiederkommen; er soll der Familie genügende Reichtümer geben, damit sie alle bequem leben können. Der Mann darf nicht über seine Frau klagen, die ihm stets ihre Treue bewahrt hat und nur durch die grosse Ähnlichkeit betrogen worden ist. Er muss zufrieden sein, dass er schöne, wohlgezogene und ihm gleichende Kinder findet, und sie als die seiner halten.' Dieser Spruch, der allgemeine Billigung fand, ward genau ausgeführt: die Ehegatten kehrten zufrieden heim und lebten hinfort in Friede und Eintracht miteinander.

Durch den Richterspruch am Schlusse erinnert die Erzählung aus dem 'Bezauberten Thron' an Parinis Ringer; doch in einem so verwickelten Handel hat eine Entscheidung durchs Gericht nichts Auffallendes. Die Erinnerung an den Schwank vom untergeschobenen Ehemann ist übrigens nicht ganz in Asien verschwunden. In der annamitischen 'Erzählung von einem Wassergeist'¹⁾ betrügt ein Wassergeist auf ähnliche Weise eine ehrbare, gutgläubige Frau. Dagegen prüft in einer indischen Erzählung²⁾ die schöne Fürstin Damayanti, gewitzter als Alcmene, die vier Götter Indra, Agni, Varuna und Yama, die sie in der Gestalt ihres Geliebten verlocken wollen, sorgsam und entdeckt den Trug, weil die Götter die Erde mit den Füßen nicht berühren und keinen Schatten werfen. Seit vielen Jahrhunderten also lebt die Sage, aus der sich die griechisch-lateinische Geschichte Amphitryous bildete, auf indischem Boden, und man darf wohl vermuten, dass sie dort ihre Heimat hat.

Turin.

Zum Doktor Allwissend.

Von Theodor Zachariae.

Die verschiedenen Fassungen der Geschichte vom Doktor Allwissend (Grimm, KHM. 98) sind wiederholt zusammengestellt und ausführlich besprochen worden, so namentlich von Benfey, *Orient und Occident* 1 (1862), 374—82 und von Cosquin, *Romania* 9 (1880), 396—403 = *Contes populaires de Lorraine* (1886) 2, 187—196, 363. In neuerer Zeit sind mehrere Fassungen der Geschichte bekannt geworden, die zu einer abermaligen Behandlung des Stoffes Veranlassung geben könnten. Es sei nur auf die sehr wichtigen slawischen Parallelen hingewiesen, die Pólivka und Jaworskij in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde 1, 252—59, 4, 250—55 mitgeteilt haben. Ich selbst kann eine neue Behandlung des Stoffes nicht unternehmen, da mir die einschlägige Literatur (zusammengestellt z. B. in R. Köhlers *Kleineren Schriften* 1, 39—41, 584, 2, 584) nur zum Teil zugänglich ist. Es möge mir aber gestattet sein, einige Bemerkungen zu liefern zu der indischen — oder sagen wir lieber sans-

1) Landes, *Contes et légendes annamites* (Saïgon 1886) S. 86.

2) Mary Sumner [= Charlotte Fonceaux], *Contes et légendes de l'Inde ancienne* Paris 1878) p. 125: 'Nala et Damayanti'. [Uns Deutschen ist diese Episode aus dem 3. Buche des Mahabharata besonders durch Rückerts schöne Nachdichtung (*Poetische Werke* 1869 12, 23) nahe gerückt. Vgl. Holtzmann, *Das Mahābhārata und seine Teile* 2, 68—76, 1893.]

kritischen — Geschichte vom Brahmanen Hariśarman, von der einst Benfey bei seiner Untersuchung ausging, und zwar insbesondere zu dem ersten Teil dieser Geschichte.

Die Geschichte vom Brahmanen Hariśarman ist überliefert in Somadevas Kathāsaritsāgara 30, 92—138; siehe Tawneys englische Übersetzung 1. 272—74. Eine metrische Übersetzung der Geschichte hat B. Hale Wortham gegeben im *Journal of the R. Asiatic Society* 1886, 172—76. Somadeva gehört dem 11. Jahrh. n. Chr. an, nicht, wie Cosquin, *Contes* 2, 194 sagt, dem 12. Jahrhundert. Nach Bühler wurde der Kathāsaritsāgara innerhalb der Jahre 1063—64 und 1081—82 verfasst. Eine zweite, kürzere Version unserer Geschichte (Hariśarmakhyāyika), die im übrigen von Somadevas Version nur wenig abweicht, findet sich in Kṣemendras Bṛhatkathānjanī 7, 313—336. Kṣemendra schrieb ungefähr zu derselben Zeit, wo Somadeva seinen Kathāsaritsāgara verfasste; vielleicht, wie einige anzunehmen geneigt sind, etwas früher. Beide Autoren aber benutzten als Vorlage für ihre Erzählungswerke, und zwar unabhängig voneinander, die Bṛhatkathā (die 'grosse Erzählung') des Guṇādhya, eines Autors, den man ins erste oder zweite Jahrhundert unserer Zeitrechnung zu setzen pflegt. Genauer z. B. bei Sten Konow, *Göttingische Gelehrte Anzeigen* 1894, 473 und bei R. Pischel, *Grammatik der Prākṛitsprachen* (1900) S. 28. Mithin ist die Geschichte vom Hariśarman nicht, wie Cosquin 2, 195 sagt, 'vieux de sept à huit cents ans', sondern mindestens noch einmal so alt.¹⁾ Dies möge hier besonders betont werden.

Die sanskritische Geschichte zerfällt, wie Benfey dargelegt hat, in drei Teile: 1. Der Brahmane findet ein von ihm selbst²⁾ verstecktes Pferd; 2. er entleckt einen gestohlenen Schatz; 3. er errät, dass sich in einem verdeckten Topf ein Frosch befindet.

Der erste Teil der Geschichte ist die Einleitungsgeschichte, wie ich sie nennen möchte: in ihr wird auf sehr geschickte Weise erzählt, wie der Brahmane in den Ruf kommt, ein Wahrsager zu sein, einer, der Verlorenes wiederzufinden und Verborgenes zu erkennen vermag. Findet sich nun in den sonstigen Fassungen vom Dr. Allwissend eine Episode, die der sanskritischen 'Einleitungsgeschichte' einigermaßen genau entspricht? Benfey verglich das litauische Märchen vom Häusler, der ein Doktor ward (Schleicher, *Litauische Märchen* S. 115). Hier entdeckt ein Häusler, der vorgibt, ein allwissender und allkömender Doktor zu sein, einen Hengst, der einem Herrn verloren gegangen ist. Damit begründet

1) Dass Somadeva im 11. Jahrh. lebte und nach einer älteren Erzählungssammlung arbeitete, hat Cosquin richtig angegeben in einem neueren Aufsatz (*La Légende du page de Sainte Élisabeth de Portugal*): *Revue des questions historiques* 73 (1903), p. 34.

2) Bei Kṣemendra ist es die Frau des Brahmanen, die auf das Geheiss ihres Mannes das Pferd versteckt. — Sollte der sonst nicht als sehr zuverlässig geltende Kṣemendra in diesem Falle sein Original treuer wiedergegeben haben als Somadeva?

der Häusler seinen Ruf. Allein Cosquin, *Contes* 2, 194 n. hat mit Recht bereits darauf hingewiesen, dass der Hengst in dem litauischen Märchen tatsächlich gestohlen, nicht von dem Doktor versteckt worden ist, und dass der Doktor die Wiederfindung des Hengstes einem reinen Zufall verdankt.¹⁾ Den Zufall sehen wir auch walten in dem schon von Benfey besprochenen vierten Märchen des Siddhi-Kür (Kalmükische Märchen, übersetzt von B. Jülg, Leipzig 1866, S. 22—30). Hier hat die Tochter eines Chânes den Lebenstalisman des Chânes verloren; der 'Schweinskopfzaubermeister', der zufällig sieht, wo die Chäustochter den Talisman hat liegen lassen, schafft ihm ohne Schwierigkeit wieder zur Stelle. Der Zufall spielt ferner eine Rolle in der ebenfalls hierher gehörigen, von Köhler, *Kl. Schr.* 1, 41 (nach Hartmann) zitierten berberischen Geschichte 'Von einem Könige und seinem Zauberer' bei Hans Stumme, Märchen der Schulz von Tägerwalt (Leipzig 1895), Nr. 12 S. 107. Die Frauen eines Königs breiteten eines Tages ein Tuch auf dem Dache aus; der Wind entführte es, und es fiel in einen Garten, wo eine Kuh es verschlang. Dies sah der Sohn einer Witwe. Er begab sich zum König und versprach, ihm das Tuch ausfindig zu machen. Er tat so, als ob er die Geister durch seinen Zauber herbeirief, und dann sprach er zum König: 'Ein Geschöpf, das vier Füsse hat, hat das Tuch gestohlen.' 'So hole es herbei', sprach der König. Der Knabe ging nun hin und holte jene Kuh; die schlachtete man, schnitt ihr den Leib auf und holte das Tuch hervor. Da verwunderte sich der König über den Knaben und meinte, der wäre

1) Benfey, *Orient und Occident* 1, 382 glaubt, dass sich die Wiederfindung des Pferdes, die ihm nur im indischen 'Original' und in der litauischen Fassung vorlag, von der Haupterzählung losgelöst und sich als selbständige Erzählung weit nach dem Occident verbreitet hat. Benfey meint Poggios Schwank 'De temerario qui asinos curabat', über dessen Verbreitung man sich am besten in Boltes Ausgabe von Freys Gartengesellschaft (Tübingen 1896) S. 224 unterrichten kann. Benfey's Ansicht wird geteilt z. B. von August Kugel in der *Ztschr. f. französ. Sprache u. Literatur* 20, 48, Anm. 91 (wo man indisches Märchen für 'mongol. Märchen' einsetze). Der Vorgang, den Benfey für möglich hält, hat sich sicher öfters abgespielt, ebenso wie umgekehrt grössere Erzählungen aus mehreren selbständigen zusammengeschweisst worden sein mögen (vgl. z. B. Benfey a. a. O. 1, 381). Aber man übersehe nicht, dass die Wiederfindung des Pferdes bei Somadeva in ganz anderer Weise zustande kommt, als die Wiederfindung des Esels bei Poggio und seinen Nachahmern. Auch bei Poggio spielt der Zufall mit (vgl. Cosquin, *Contes* 2, 190, Anm.). Merkwürdig ist nur, dass Poggios Schwank nicht nur selbständig, sondern auch in Verbindung mit dem Dr. Allwissend vorkommt: so als Anhängsel zu einer der Grilloversionen des 'Arztes aus Zwang', s. Kugel 20, 15—19 vgl. 52. Auf die Episode vom gestohlenen Pferd in der oldenburgischen Fassung des Dr. Allwissend bei Strackerjahn, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg 2 § 631 hat schon Cosquin 2, 190 hingewiesen. Vgl. noch die Episode vom gestohlenen Sattel in einer tschechischen Version des Dr. Allwissend bei Polívka, *Ztschr. f. österr. Volkskunde* 1 (1895), S. 257. — Auf eine leicht zu übersehende chinesische Version des Dr. Allwissend, die mit der Heilung der Tochter eines Richters beginnt, will ich beiläufig aufmerksamer machen: Premier Congrès international des études d'extrême-orient Comptes rendus analytiques des séances, Hanoi 1903, p. 83 (Une version populaire chinoise d'un conte Indo-européen, par M. E. Huber).

ein grosser Zauberer. Er nahm ihn in seinen Palast auf und sprach zu ihm: 'Bleib bei mir wohnen!' — Man vergleiche noch den Anfang der indischen Geschichte, die Cosquin 2. 193 nach Minayeff mitteilt; die annamitische Geschichte bei Cosquin 2. 363 und die jüdische Geschichte¹⁾ bei Tendlaw, Sprichwörter und Redensarten deutsch-jüdischer Vorzeit S. 365.

Fassungen der Geschichte vom Doktor Allwissend, deren erster Teil sich mit der sanskritischen 'Einleitungsgeschichte' vergleichen lässt, waren Benfey noch nicht bekannt. Solche Fassungen sind erst in neuerer und neuester Zeit ans Licht gekommen. Da ist zunächst die bei Köhler, Kl. Schr. 1. 41 zitierte, von Cosquin nicht erwähnte tamulische Geschichte, die Julien Vinson in der *Revue de linguistique et de philologie comparée* 15 (1882), 332—36 mitgeteilt hat. Die Geschichte handelt von einem Brahmanen, der sich auf das Betreiben seiner Frau eine 'neue Wissenschaft' erwarb. — In der Nachbarschaft lebte eine Wäscherin, die sieben Esel verloren hatte und sie nicht wiederfinden konnte. Sie klagte der Frau des Brahmanen ihr Leid; diese verwies sie an den Brahmanen. Der Brahmane sagte der Wäscherin, sie solle am anderen Morgen um 5 Uhr wiederkommen und zwei Beutel voll Geld, Weihrauch und getrocknete Kuhfladen mitbringen. Am Abend, während sich die Brahmanenfrau zur Ruhe legte, 'son mari alla se promener et chercha partout sept ânes²⁾ qu'il trouva seulement à quatre heures du matin'. Nachdem er die Esel hinter einer kleinen zerfallenen Mauer angebunden hatte, legte er sich nieder. Die Wäscherin kam eine Stunde darauf. Der Brahmane zündete den Weihrauch und die Kuhfladen an und sprach: 'Les ânes sont couchés, sont couchés: attachés au petit mur en ruines, ils sont couchés.' Die Wäscherin ging dahin und fand sie. Sie gab dem Brahmanen die zwei Beutel voll Geld.

Die tamulische Geschichte unterscheidet sich dadurch von der sanskritischen, dass in jener die sieben Esel, die die Wäscherin sucht, tat-

1) Hier möge eine jüdische Geschichte einen Platz finden, die mir Prof. A. Wünsche in Dresden mitgeteilt hat. Vielleicht ist sie schon irgendwo im Druck erschienen. — Es fand einmal ein jüdisches Gastgelage statt. Nach beendeter Mahlzeit sah ein Jude, wie ein anderer die silberne Gabel und das silberne Messer wegnahm und in seine Stiefel steckte. Nach einiger Zeit erhob sich der Jude, der dies mitangesehen hatte, und sagte, er wolle ein Kunststückchen machen: alle sollten genau aufpassen. Er würde seine silberne Gabel und sein silbernes Messer nehmen, sie in seine Stiefel stecken und dann bewirken, dass sie in die Stiefel eines anderen Gastes verschwänden. Alle waren gespannt. Der Jude machte hierauf seinen Hokuspokus und sprach: 'Bei diesem da sind sie jetzt. Seht nach.' Natürlich wurden Gabel und Messer bei dem Diebe gefunden. Der vorgebliche Zauberer aber behielt seine silberne Gabel und sein silbernes Messer für sich, und ausserdem erlangte er einen gewissen Ruhm vor den anderen. Er hatte eine zufällige Entdeckung klug ausgenutzt. [In der ähnlichen Geschichte in Wickrams Rollwagenbüchlein c. 70 (Werke 3. 382 behält der Beobachter des Diebstahls den silbernen Löffel nicht für sich selbst.]

2) 'Ce passage doit être altéré', bemerkt Vinson zu dieser Stelle.

sächlich verloren gegangen sind. Die Esel, die der Brahmane versteckt und für die der Wäscherin ausgibt, sind sieben beliebige Esel, die er auf seiner nächtlichen Promenade zusammengesucht hat.

Näher steht der sanskritischen Geschichte in mehr als einer Beziehung die türkische Geschichte vom Wahrsager, die Künos vor kurzem in deutscher Übersetzung veröffentlicht hat (Türkische Volksmärchen aus Stribul, von Dr. Ignaz Künos. Leiden o. J., S. 251—55). Auch diese Geschichte enthält drei, den drei Teilen der sanskritischen Geschichte entsprechende Teile.¹⁾ Im ersten Teil wird erzählt, wie einmal die Frau eines mit Reichtum nicht übermäßig gesegneten Mannes ins Bad ging. Zur gleichen Zeit kam auch die Frau des Oberwahrsagers dahin, die gerade Wöchnerin war; sie wurde von der Badefrau in jeder Hinsicht bevorzugt, die anderen Frauen konnten kaum einen Sitzplatz finden; hoffte doch die Badefrau, von der Frau des Oberwahrsagers ein schönes Geschenk zu erhalten. Nachdem die Frau des armen Mannes ihr Bad genommen hatte, ging sie nach Haus. Da sie nun durch die Zurücksetzung sehr gekränkt war, sagte sie ihrem Manne: 'Hörst du, Mann, entweder verlass ich dich, oder du wirst Wahrsager.' — Fast genau so beschliesst Harisarman, weil er bei der Hochzeit der Tochter des Sthäladatta vernachlässigt, vom Festschmaus (utsavabhojana) ausgeschlossen worden ist, ein Wahrsager zu werden. Nur ist in der türkischen wie auch in der tamilischen Geschichte und in der vierten Geschichte des Siddhikür (Orient und Occident I, 374) durchaus die Frau die treibende Kraft. — Wie nun der Mann zum Wahrsager gemacht wird, wird in der türkischen Geschichte wie folgt erzählt. Der Mann, der sich wegen der Sache vergebens den Kopf zerbricht, klagt einem Freunde sein Leid. Dieses Freundes Geliebte ist die Badefrau. Die Badefrau, um ihren Rat befragt, befiehlt dem Manne, sich an einem bestimmten Tage vor das Tor des Bades zu setzen, Papier,

1) Im zweiten Teile enthält die türkische Geschichte einen Zug, der der sanskritischen abgeht. Der Sultana ist ein Ring gestohlen worden. Eine ihrer Sklavinnen gesteht dem Wahrsager den Diebstahl mit der Bitte, sie zu schonen, sie nicht zu verraten. Auf den Befehl des Wahrsagers lässt sie eine Gans den Ring verschlucken (vgl. das Verschlucken des Tuches durch eine Kuh in der oben erwähnten berberischen Geschichte), und damit das Tier unter dem übrigen Geflügel erkennbar wird, muss sie der Gans einen Fuss zerbrechen. Der Wahrsager bezeichnet die Gans in Gegenwart des Padischah. Die Gans wird geschlachtet, der Ring kommt zum Vorschein, alles ist erstaunt. — Dieser Zug kommt aber in den sonstigen Fassungen des Dr. Allwissend oft genug vor. So muss auch in der sizilischen Geschichte bei Cosquin 2, 189 eine Gans den gestohlenen Ring verschlucken. Vgl. ferner die Geschichten aus Lothringen, Norwegen und Italien bei Cosquin 2, 187, 189, 190; die schon von Benfey besprochene Geschichte vom Fuhrmann in der Wetterauer Mundart (Ztschr. f. dtische Mythologie und Sittenkunde 3, 41; D'Onvilles Erzählung D'un devin feint bei Köhler, Kl. Schr. 1, 40 (vgl. Deulin bei Cosquin 2, 188 n. 2; die Erzählung Der Bauer und der Ziegenhirt bei H. Pröhle, Feldgarben S. 372; die Erzählung De Bur as Paster in der Ztschr. der Gesellsch. für Schlesw.-Holst.-Lauenburgische Geschichte 7, 219. Vor allem gehören hierher eine ganze Reihe von slawischen Versionen des Dr. Allwissend; s. Ztschr. f. österr. Volkskunde 1, 253, 255—59. 4, 253.

Feder, Tintenfass u. dgl. mitzubringen und, wie es die Wahrsager zu tun pflegen, auf dem Papier herumzukritzeln. Dies tut der Mann, so dass alle, die dahin kommen, ihn für einen Hodscha ansehen. An jenem Tage geht die Frau des Oberwahrsagers wieder ins Bad. Während die Bademagd sie wäscht und badet, stiehlt sie ihr, auf Weisung der Badefrau, den kostbaren Ring vom Finger, den die Badefrau dann in das Kehrlicht, das sich im Kanal gesammelt hatte, verbirgt und dies alles dem Manne vor dem Tore berichtet. Die um den Verlust des Ringes laut jammernde Frau des Oberwahrsagers wird von der Badefrau an den vorgeblichen Hodscha gewiesen. Dieser verrät nach einigem Zögern, wo der Ring zu finden ist, bekommt anständig viel Bakschische geschenkt und kehrt fröhlich heim.

Am besten aber stimmen zu der sanskritischen Version, zumal in bezug auf den ersten Teil der Geschichte, der uns hier allein angeht, eine ganze Reihe von slawischen Versionen.¹⁾ Man findet sie in den oben genannten Abhandlungen von Polívka und Jaworskij aufgezeichnet und besprochen. Hier sei nur hervorgehoben, dass in allen grossrussischen Versionen statt des Wahrsagers eine Wahrsagerin auftritt. 'Berühmt wird die Wahrsagerin wie bei Somadeva zunächst dadurch, dass sie die von ihrem Sohne auf ihre Veranlassung gestohlenen Pferde den rechtmässigen Eigentümern wieder entdeckt' (Polívka, Zs. f. österr. Volkskunde 1, 253). In einer aus Samogitien stammenden Version entdeckt der Mann der Wahrsagerin das auf ihre Veranlassung gestohlene Pferd. In anderen Versionen tritt ein armer Bauer oder Dorfpfarrer als Wahrsager auf; des Pfarrers Helfershelfer, der die Pferde (oder Ochsen) stiehlt, ist — der Küster.

Was ist es aber, was die Helden oder Heldinnen in den angeführten 'Einleitungsgeschichten' treiben, um sich den Ruf eines Wahrsagers oder einer Wahrsagerin zu erwerben? Sie bedienen sich eines ganz gewöhnlichen, uralten Gaunertricks. Ob die indische Geschichte vom Brahmanen Harisarman eine der ältesten ist, wo dieser Gaunertrick literarisch fixiert erscheint, weiss ich nicht zu sagen. Ich kann nur zunächst auf zwei Stellen in den lateinischen Predigten des Minderbruders Berthold von Regensburg hinweisen, die A. E. Schönbach in seinen Studien zur Geschichte der altdutschen Predigt 2, 18—20 ausgehoben und besprochen hat (Sitzungsberichte der Wiener Akademie, phil.-hist. Kl. 142, 7, 1900). An der ersten Stelle warnt Berthold vor den Wahrsagerinnen (phitonnissae). Die sagen einem Bauern wohl, wo sich das schwarze Pferd befindet, das ihm verloren gegangen ist, und erwecken dadurch den Glauben an ihre Zauberkunst. Aber diese Wahrsagerinnen, bemerkt

1) Die slawischen Märchen von Dr. Allwissend sind so zahlreich und so charakteristisch, dass sie deutlich den Weg anzeigen, den dieses Märchen wandelte. (Polívka.)

Berthold, haben ihre Kundschafter (*exploratores suos in villis hinc inde*), von denen sie erfahren, wo das vermisste Pferd zu finden ist. Deutlicher redet Berthold an der zweiten Stelle: die Wahrsagerinnen machen mit den Dieben gemeinschaftliche Sache (*habent societatem cum omnibus furibus terre, qui dicunt eis, quomodo fecerint et ubi vendiderint vel hujusmodi, et ita eis, cum sint pessime deceptrices, creditur*). Eingehender schildert das Treiben der Wahrsagerinnen ein Zeitgenosse Bertholds, der Dominikaner Étienne de Bourbon in seinem *Tractatus de diversis materiis praedicabilibus*¹⁾ § 357—58. Étienne berichtet hier von einer Wahrsagerin, die die Leute, die von auswärts zu ihr kamen, zunächst durch ihre Helfershelfer (ihre eigenen Angehörigen) in ihrem Hause gehörig ausfragen liess. Sie selbst verbarg sich in einem Zimmer nebenan und erfuhr so, was die Leute wollten, wo sie wohnten, und andere Umstände. Dann begab sie sich in ein anderes Haus. Ebendahin wurden auch die Leute geführt, und zwar auf Umwegen, damit sie sich einbildeten, das zweite Haus liege von dem ersten weit entfernt. Nun wurden sie von der wohlvorbereiteten Frau empfangen: sie nannte sie beim Namen, sie sprach mit ihnen über den Grund ihrer Reise, ihren Wohnort und über andere Umstände. — Von einer anderen Frau hat Étienne gehört, dass sie denen, die sie um Rat fragen wollten, Kundschafter entgeschickte. Dann hat er auch von einer armen alten Frau gehört, die sich, um Geld zu verdienen, zur Wahrsagerin machte und dabei genau nach dem Rezept der Wahrsagerinnen in den grossrussischen Versionen des Dr. Allwissend verfuhr. Ich lasse die Stelle im Wortlaut folgen (§ 358):

‘Item de alia audivi quod, [cum] esset pauper vetula, fecit se divinam, et misit filium suum ad furandum boves cujusdam rustici remoti; quos ligavit ad queream in profunda silva et dixit matri suae, ubi erant, et festinans ad villam rustici boves suos querenti dixit, quod in villa tali optima divina erat et sapiens, que bene sciret vaticinari de eis; ad quam rusticus ivit. Boves et locum docuit; quibus inventis, ut dixerat, magnificata est per totam viciniam per hoc factum et consimilia, que filius suus faciebat, ea eum docente.’

1) Zitiert nach der Auswahl von A. Lecoy de la Marche, Paris 1877 (*Anecdotes historiques, légendes et apologues tirés du recueil inédit d'Étienne de Bourbon*). Derselbe Gelehrte hat eine Übersetzung der oben angeführten Stellen gegeben in seinem Buche ‘*L'esprit de nos aïeux*’ (Paris o. J.) S. 200 unter dem Titel ‘*Recettes faciles à l'usage des sorciers*’ (besser: *sorcières*). Ein kurzer, nicht ganz korrekter Auszug bei T. F. Crane, *Mediaeval Sermon-Books and Stories* p. 67 (*Proceedings Amer. Philos. Soc.*, March 16, 1883).

Aus neugriechischen Sagen.

Von Karl Dieterich.

Im Anschluss an mein Referat über das grundlegende Werk von N. G. Politis *Παραδόσεις* (vgl. oben 15, 123) scheint es mir zu dessen Charakteristik und gebührender Würdigung ratsam zu sein, durch Mitteilung einiger besonders wertvoller Sagen nebst den durch eigne Beobachtungen ergänzten Anmerkungen sowohl einen tieferen Einblick zu ermöglichen in die verschiedenen Gruppen der neugriechischen Sagen, die bisher zu einseitig in bezug auf das Altertum betrachtet wurden, dann aber auch dem deutschen Leser einen Begriff zu geben von der wissenschaftlichen Verarbeitung des Materials durch den Herausgeber. Beides suche ich zu illustrieren: 1. durch neue griechische Fassungen der Polyphemsage; 2. durch neue Sagen zur christlichen Legende; 3. durch Sagen über Dämonen und Geister in Hundsgestalt; 4. durch Pflanzensagen; 5. durch verschiedene Sagen, die das gemein haben, dass alte Vorstellungen bei bestimmten Gelegenheiten wieder aufleben, bezw. sich an bestimmte Gegenstände und Örtlichkeiten ansetzen. Besonders bemerkt sei noch, dass bei der folgenden Auswahl nur solche Fassungen berücksichtigt werden, die entweder von Politis zum erstenmal veröffentlicht werden oder aber zwar schon veröffentlicht sind, dann aber nur in griechischen Zeitschriften, die bei uns entweder ganz unbekannt oder doch unzugänglich sind.

I. Neue Fassungen der Polyphemsage.

Über die merkwürdigen Metamorphosen, die dieser weitverbreitete Sagenstoff¹⁾ bei den Griechen durchgemacht hat, belehren einige bisher unveröffentlichte oder doch wenig bekannte Fassungen, die Politis an verschiedenen Stellen seiner Sammlung mitteilt, weil sie zwei verschiedenen Gruppen von Sagen angehören, nämlich teils denen, die von Helden und Riesen, teils denen, die von den sogen. Kallikantzaren handeln. Die meisten Fassungen unserer Sage gehören zu der letzteren Gruppe (Nr. 622, 624, 625, 626, 627, 629), während die erstere nur durch eine vertreten ist (Nr. 134), die aber einige sehr charakteristische Züge enthält. Wir beginnen daher mit dieser.

1) [Vgl. O. Hackman, Die Polyphemsage in der Volksüberlieferung. Helsingfors 1904.]

Der Einäugige (Nr. 134).

(Lasta im Demos Mylaon in Gortynia.)

Einer von uns Menschen wollte in alter Zeit die ganze Welt durchwandern. Er fand nun in einer Gegend Menschen von hohem Wuchs, sie hatten aber nur ein Auge. Die Frau eines Einäugigen, bei dem er eingekehrt war, versteckte ihm am Abend; denn am Tage war ihr Mann nicht dort, da er böse war und Menschen frass.

Sowie ihr Mann kam und ins Haus trat, sagte er zu ihr, es rieche nach etwas; aber die Frau meinte, es wäre nichts. Der Einäugige wollte es nicht glauben, stand auf, tappte umher, fand den Mann und wollte ihn fressen. Er tat ihn in seine Schürze zusammen mit dem Abendessen. Aber nachdem er das Abendbrot gegessen hatte, ohne ihn zu bemerken — denn er blickte anderswohin —, packte er auch den Mann mit seiner hohlen Hand und steckte ihn in seinen Mund; aber er blieb ihm in einer Höhlung seines Zahnes sitzen, ohne dass ihm der Zahn vollständig fasste. Nachdem er ihn dann herausgeholt hatte, schenkte er ihm das Leben um seiner Frau willen, da er auch nicht einmal davon satt werden würde.

Aber am nächsten Tage bereute er es und wollte ihn wieder fressen. Da machte ihn seine Frau betrunken, holte den Fremden heimlich heraus und jagte ihn davon; aber bevor sie ihn davonjagte, steckte er dem betrunkenen Einäugigen eine grosse glühende Kohle ins Auge, ohne dass es die Frau bemerkte, und machte ihn blind. Und so bestrafte er den bösen Mann, und der erlebte es nicht wieder, Menschen zu fressen.

Als er fortgehen wollte, fragte ihn die Frau, wie er heisse, und er sagte: „Man heisst mich Weltdurchstreifer“, denn er hatte viel von der Welt gesehen und erfahren.

Der Müller und der Kallikantzare (Nr. 626).

(Vurvura, Demos Parnon, Kynuria.)

Einmal hatte ein Müller einen Kohlenhaufen in seiner Mühle ange-macht und briet einen Bratspiess voll Fleisch. Während er seinen Spiess drehte, sah er an der anderen Seite einen Kallikantzaren, der einen Spiess voll Frösche drehte. Er sprach keinen Laut zu ihm. Dann fragt ihn der Kallikantzare, wie er heisse. „Vonselbst!“ spricht der Müller zu ihm. Während er den Spiess drehte, setzt der Kallikantzare den Bratspiess mit den Fröschen auf das Fleisch. Patt! Der Müller nicht faul, versetzt ihm eins mit dem Scheit, und da er nackt war, verbrannte er ihn. Der Kallikantzare schreit Zeter Mordio: „Hilfe, Brüder, man hat mich verbrannt!“ „Nun, wer hat dich denn verbrannt?“ fragen ihn die anderen Kallikantzaren von draussen. „Vonselbst!“ ruft jener von drinnen. „Nun, wenn du dich von selbst verbrannt hast, was heulst du denn so?“ — Und so musste es der gute Kallikantzare büssen.

Vgl. dazu die Varianten bei Politis Nr. 624: der Müller und die Kallikantzen (Triphylien): 627: der Kallikantze und der Pflüger (Samos): 853: die Teufelsbrücke (Elis). In letzterem tritt an die Stelle der Kallikantzen der Teufel.

Beide Sagen sind Ableger der Erzählung von der Blendung des Polyphem. Die erste ist dadurch charakteristisch, dass ihr zwar das Spiel mit dem Namen und damit die Täuschung des Menschenfressers abhanden gekommen ist, dafür aber in der Namensbezeichnung des Helden als Weltdurchstreifer (*κοσμοπορευστής*) eine deutliche Reminiscenz an Odysseus bewahrt hat. Als ein neues Motiv ist hier die auch in den Märcchen anderer Völker beliebte Rettung des Helden durch die Gattin des Menschenfressers getreten.

Der Name „Kyklop“ hat sich bei den Griechen nicht erhalten, sondern ist, wie in der ersten Sage, durch die Bezeichnung „Einäugiger“ ersetzt worden, wie schon Kratinos den Kyklopen nannte; vgl. Phrynichos, *Έξλ.* S. 136; Meineke FCG. II, 100, 14. So auch in der Anthologie XI. 12. 3: *ὄριος οὐροζέρον ὁ μονόμητος*. Man darf wohl daraus schliessen, dass sie schon im späteren Altertum volkstümlich war. Die Märcchenliteratur über Polyphem stellt Politis 2, 1339, Anm. 5 zusammen und gibt noch zahlreiche Nachträge dazu. Am nächsten steht davon den griech. Fassungen eine aus der Bukowina in der Ztschr. f. dtsch. Mythologie u. Sittenkunde 2, 210 mitgeteilte sowie eine cornwalische (W. Scott, *On demonology and witchcraft* cap. 3, Ende). In beiden ist der Held ein Müller.

Die Verlegung des Vorganges in eine Mühle erklärt Politis 2, 1341 aus der einsamen Lage derselben, die sie als Versammlungsort für Dämonen sehr geeignet machte und sie sogar als ein Werk des Teufels erscheinen lässt (vgl. Nr. 848, 849), wo sie des Nachts mahlen (Nr. 868) und wo die Kallikantzen (vgl. über diese die ausführliche Anmerkung zu Nr. 590) und Teufel ihre Nahrung zubereiten, indem sie Frösche braten (Nr. 865). P. erzählt als Beweis für die Zähigkeit des Dämonenglaubens noch in der Gegenwart ein Ereignis, das sich in der Weihnachtszeit 1893/4 in der Provinz Almyros in Magnesia zutrug. Dort waren plötzlich zwei Müller und zwei in der Mühle aufgenommene Wanderer verschwunden. Die Mehlsäcke dagegen wären unberührt. Sofort verbreitete sich in der Nachbarschaft unter den Bauern das Gerücht, die Kallikantzen hätten die Vermissten geholt. Wie die gerichtliche Untersuchung ergab, handelte es sich um einen Mord.

Die Art des Beladens der Esel mit den Mehlsäcken gab endlich Veranlassung zu der Verwendung des weiteren charakteristischen Zuges der Polyphemsage, nämlich des Entkommens des Helden zwischen den beiden Säcken. Vgl. Nr. 622, 624, 625, 853. Um ein Beispiel zu geben, heisst es in Nr. 622: „Sowie der Müller das Rebhuhn gebraten hatte, schloss er vor Furcht die Mühle, bepackte seinen Esel mit zwei Säcken und kauerte sich selbst auf dem Sattel nieder und ritt ins Dorf. Die Kallikantzen verfolgten ihn, gucken nach, können aber den Müller nicht sehen und sprechen: „Da ist die eine Seite, da die andere, da auch die obere Ladung; wo mag dieser Lump von Müller nur stecken?“ Sie liefen, um ihn zu suchen, zur Mühle, fanden ihn nicht, liefen wieder nach dem Esel und nochmals, bis der Müller am Ende des Dorfes angelangt war.“ Wie P. in der Anmerkung zu dieser Sage bemerkt, pflegen die abergläubischen Bauern, wenn sie nachts aus der Mühle kommen, sich auf dem Rücken des Esels auszustrecken, aus Furcht vor den Dämonen oder Teufeln.

So hat, kann man sagen, durch die Verwandlung des Odysseus in einen Müller, des Polyphem in einen Dämonen oder Teufel die Polyphemsage alle ihre charakteristischen Merkmale bewahrt. Dadurch aber, dass die mitgeteilte gortynische Fassung der Sage 1. noch nicht in einer Mühle spielt, 2. der Kyklop noch nicht als Teufel, sondern als Einäugiger erscheint und 3. der Held als Weltenwanderer bezeichnet wird, darf diese einen besonders hohen Grad von Altertümlichkeit in Anspruch nehmen. Nur das Motiv der Überlistung durch den falschen Namen und des heimlichen Entfliehens fehlt ihr, also zwei wesentliche Züge, die wiederum die übrigen Fassungen bewahrt haben.

II. Sagen zur christlichen Legende.

1. Neue Fassungen zur Sage vom ewigen Juden.

Die griechischen Varianten dieser Sage¹⁾ gehen sämtlich zurück auf die Erzählung des Evangelisten Johannes von dem Kriegsknecht, der Jesus den Backenstreich versetzt hatte (Joh. 18, 22). Dies hatte schon Politis in einer früheren Untersuchung festgestellt (*Ἐθνική Βιβλ. Ζ. 66 ff.*). Im 9. Jahrh. bildete die Legende diesen Kriegsknecht zum Äthiopier um (vgl. Moschos, *Leimonarion* Kap. 30 bei Migne, *Patrol. graeca* 87, 2887).

Was die griechischen Texte der Sage betrifft, so wiederholt P. zunächst die schon veröffentlichten, nämlich Nr. 184 (vgl. *Νεογλ. Ἀρχαίωμα Α'*, 326), Nr. 185 (vgl. Georgeakis et Pineau, *Le folklore de Lesbos*, Paris 1894, S. 345) und Nr. 186 (vgl. *Βοτανισμός ἀσπίδος Β'*, 359, London 1861, und danach *Ἐθνική Βιβλ. Ζ. 68*). Die letzte Fassung, die an schwer zugänglicher Stelle steht, sowie die drei bisher unveröffentlichten Texte, bei Politis Nr. 187 (aus Epiros) und Anmerkung zu Nr. 184 (aus Attalia und Syme), wollen wir in Übersetzung hier mitteilen.

Kutris (Nr. 186).

(Kastellorizo.)

Auf dem Gipfel des Berges, der oberhalb Myra in Lykien liegt, hatte in alter Zeit ein Jude namens Kutris sein Haus. Noch heute sind dort die Ruinen seines Hauses und einige eingestürzte Mauern. Dieser Jude war ein Schuster, und von Tagesanbruch bis zur Nacht sass er draussen vor seiner Thür und arbeitete. Die Schuhe, die er verfertigte, brachte er alsbald hinunter nach Myra und verkaufte sie. Er war betrügerisch und listig, aber sehr fromm in seiner Religion.

Eines Tages sass Kutris auf der Schwelle seines Hauses und arbeitete, als ein junger Mann von etwa dreissig Jahren vor ihm erschien, blass, schlecht gekleidet, dem man an seinem Gange und dem Staub, den er an sich hatte, ansah, dass er lange gewandert und todmüde war. „Erwas Wasser!“ sagte er und setzte sich erschöpft auf einen Schemel. Kutris stand sofort auf, ging in das Haus und holte ein Glas Wasser. Während er es ihm gab, kam ein anderer Jude, sah den Fremden an, erkannte ihn und sprach zu Kutris: „Jesus!“ und lief eilend den Berg hinab davon. Wie Kutris das hörte, geriet er ausser sich und sprach: „Du bist Jesus, der unsere Religion beschimpft hat! Schnell fort mit dir, damit nicht Gottes Fluch auf mein Haus falle!“ Und er warf das Glas Wasser zu Boden.

Da bat ihn Christus, ihn wenigstens etwas ausruhen zu lassen, aber der Jude nahm einen Stock, um ihn zu schlagen. Christus seufzte, wandte

1) [Vgl. L. Neubaur, *Die Sage vom ewigen Juden* (Leipzig 1893), und *Zentralblatt f. Bibliothekswesen* 10, 259.]

sich um und sprach: „Ich gehe schon, aber der Fluch meines Vaters soll auf dein Haupt fallen! Dieser Berg, auf dem wir stehen, soll die Stätte deiner ständigen Verurteilung sein. Von dem Augenblick an, wo Gott den Tag anbrechen lässt, sollst du dich von dem Gipfel des Berges bis unten hinab wälzen, und wenn es Nacht wird, soll dich Feuer verbrennen, und dein Leib soll Widerstand leisten!“

Seitdem geschieht das jeden Tag. Von früh an wälzt er sich von dem Gipfel des Berges bis zu seinem Fusse, und des Nachts sieht man von fern auf dem Gipfel des Berges das Aufleuchten von Feuer, das den verbrecherischen Juden verbrennt.

Photo Des (Nr. 187).

(Paramythia in Epiros.)

Wenn einer sehr alt ist und sich noch gut gehalten hat, sagt man von ihm, er werde leben oder habe gelebt wie Photo Des. Dieser Photo Des war ein Jude zur Zeit Christi. Als man Christus nach Golgatha schleppte, schlug er ihn mit einem Stock. Da verfluchte ihn Christus, dass er in Einsamkeit leben und nicht eher sterben solle, als bis er den Stock gegessen habe, mit dem er ihn geschlagen. Da nahm Photo Des seinen Stock und ging auf den Gipfel eines einsamen Felsens mitten im Meere. Der Stock aber wuchs und wurde gross wie ein Balken. Seitdem nagt er ihn ab, damit er ihn aufbekomme und sterbe. Und jedes Jahr, so oft der Gründonnerstag herandrückt, freut er sich, weil er sieht, dass der Balken zu Ende geht. Wenn er aber an diesem Tage aufwacht, erfasst ihn grosser Kummer, denn der Balken, der noch am Abend dünn war wie eine Spindel, war in der Nacht gewachsen und wieder so geworden wie früher. Und er beginnt wieder, ihn zu benagen. Wenn zuweilen ein Schiff dort vorbeikommt, fragt er: „Lebt Christus noch?“ und er hört dann zu seinem grossen Kummer: „Er lebt und regiert!“

Kutendés (Nr. 187a).

Auf Attalias Bergen irrt der Kutendes umher. Er hat Christus geohrfeigt, und dieser hat ihn dazu verflucht, bis zum Jüngsten Gericht zu leben. Die Bewohner von Kastellorizo können ihn sehen. Er wird zu einem Schaf, einem Pferd, einem Menschen — was er will. Die Menschen fürchten sich nicht vor ihm. Während sie des Nachts Feuer anzünden, kommt er herbei und wirft Holzscheite hinein. Sowie er merkt, dass man sich vor ihm fürchtet, eilt er davon mit dem Ruf: „Hu, hu, hu!“

Kutendés (Nr. 187b): Syme.

Der Kutendes ist ein haariger Mensch. Er irrt fortwährend umher. Er ist unsterblich. Er wohnt auf dem „Narrenberge“. Nachts zündet er eine Laterne an und macht Feuer auf dem Berge. Er hat einen Fluch.

Wenn er einen Menschen findet, fragt er ihn: „Wieviel Jahre sind es her, dass Marias Sohn gestorben ist?“ Man sagt ihm die Jahre, z. B. 1903. Wenn der Kutendes das hört, fängt er an zu jammern und zu schreien: „Mutter, wie alt bin ich Elender jetzt?“ Er schlägt und martert sich nun, läuft davon und ruft: „Mutter, wie alt bin ich Elender jetzt?“ Einige sagen, der Kutendes sei Judas, und er habe den Fluch, immerfort nackt umherzuirren und nicht zu sterben.

Zu dieser Fassung bemerkt ihr Gewährsmann, D. Chaviaras, dass die an der Küste Kleinasiens, gegenüber von Syme, arbeitenden Schwammfischer zuweilen auf dem „Narrenberge“ eine Flamme bemerkten, die sie „Laterne oder Feuer, das Kutendes anzündet“, nennen (vgl. Nr. 186). —

Die sämtlichen bisher bekannten griechischen Fassungen der Sage gliedern sich in zwei Gruppen, eine westliche, vertreten durch die epirotische Fassung, und eine östliche, vertreten durch die Fassungen von Chios (*Neοιζ. Ανάλ.* I. 326), Lesbos (Georgeakis et Pineau a. a. O.) Kastellorizo (Nr. 187a), Syme (Nr. 187b), Lykien (? Nr. 186). Diese östlichen Fassungen erweisen sich als die ursprünglichen, und zwar durch folgende Punkte: 1. den gemeinsamen oder doch ähnlichen Namen des „ewigen Juden“ als *Κουτερές* (Syme, Lykien), *Κουτητής* (Lesbos) oder *Κούτοης* (Kastellorizo). Es ist ein Spotname für einen steinalten Mann und bedeutet „Dummkopf“ in der Form *Κουτερές*, „Kahlkopf“ in der Form *Κούτοης*. Die erstere Form ist die häufigere. 2. Die Lokalisierung der Sage auf die Gegend am Berge *Αολλοβοῦνι* (Narrenberg) in Lykien. Dieser Name ist ausdrücklich genannt in der Variante von Syme (187b) und bezeichnet den im Altertum *Νίμασα* genannten Berg, der schon von den Alten als vulkanisch bezeichnet wird. Ferner wird in Nr. 187a das Gebirge bei Attalia in Lykien als Aufenthaltsort des Kutendes genannt und in Nr. 186 der Berg oberhalb von Myra, ebenfalls in Lykien. Dazu stimmt auch die Beobachtung des aufleuchtenden Feuers, die ebenfalls für Lykien festgestellt ist: P. verweist darüber auf Ruge in Paulys Realenzykl. 3, 2281 und Texier (nicht Tesier), *Asie mineure* S. 697 ff. Danach ist es nicht unwahrscheinlich, dass die Sage in dieser Gegend entstanden und erst weiterhin verschleppt ist. Machen doch die übrigen Fassungen einen stark abgeleiteten Eindruck. Ganz abseits steht die epirotische Version mit dem Motiv des sich wunderbar erneuernden Stockes, wozu P. die sich stets erneuernde Säule der Erde vergleicht, die die Kallikantzaren durchsägen. Vgl. Nr. 590.

2. Sonstige Sagen über Persönlichkeiten der biblischen Geschichte.

Herodias (Nr. 188).

(Kalamata.)

Herodias, die Johannes dem Täufer den Kopf abschlagen liess, wollte einmal über einen zugefrorenen Fluss setzen. Sowie aber ihre verfluchten

Füsse auf das Eis traten, brach es ein, und sie fiel in ein Loch. Nur ihr Kopf blieb ausserhalb des Eises, damit er ewig gepeinigt würde wegen des Todes des Heiligen. —

Diese Sage¹⁾, die P. von seinem Vater hörte, geht auf literarische Überlieferung aus byzantinischer Zeit zurück. Nach dem Martyrium des heil. Johannes in einer Hs. des 11. Jahrh. heisst es: „Die Tochter des Herodes spielte an einem Wintertage an einem Brunnen, dessen Wasser gefroren war, brach ein und fiel in das Wasser. Als sie Leute in der Nähe herausziehen wollten, wurde ihr Kopf abgeschnitten, und ihr Körper sank unter. Als sich Herodes niedersetzte, wurde der Kopf der Herodias heraufgebracht, und er nahm ihn auf seine Knie und fing an zu weinen und zu sprechen: „O gerechtes Wasser, schneidender als ungerechter Tod“ (vgl. Vassilieff, *Anecdota graeco-byzantina* 1893, S. 4). Eine Variante dazu bei dem byzantinischen Historiker Kedrenos (Bd. 1, 323 ed. Bonn.), der auch nur erwähnt, dass der Kopf über dem Wasser blieb. Noch näher steht unserer Sage eine Variante bei Nikephoros Kallistos (I, cap. 20, S. 89c), wonach die Tochter der Herodias in einen zugefrorenen Fluss fiel und ihr Kopf von dem Eise abgetrennt wurde als Erinnerung an ihr frevelhaftes Werk an Johannes dem Täufer.

Käïphas' Grab (Nr. 189).

(Kreta.)

Ausserhalb der alten Stadt Knossos stand ein altes Gebäude, das man das Grab des Käïphas nannte. Denn als man Käïphas nach Rom berief, um sich wegen Jesu Tod zu rechtfertigen, scheiterte er auf der Höhe von Kreta, ging auf die Insel, wurde krank und starb. Man begrub ihn, aber wegen des grossen Unrechts, das er begangen hatte, als er Christus verurteilte, spie ihm die Erde unverwest und schwarz wie Kain wieder aus. Siebenmal begrub man ihn, und jeden Morgen fand man ihn wieder ausserhalb der Erde, bis sich das ganze Volk versammelte, unter Flüchen und Schmähungen Steine auf ihn warf und ihn darunter begrub. —

Xanthudidis bemerkt in einer eigenen Abhandlung über den Gegenstand (*Αθηνα* 1901), dass diese Sage schon in einem Apokryphenbuche „Die Taten des Pilatus“ erwähnt wird, wo es heisst, dass die Leiche des in Kreta begrabenen Käïphas „nicht die Erde aufnahm, sondern ihn wieder answarf. Die Menge aber sprach: Hebet Steine auf mit wahllosen Händen über ihn; sie warfen, und so begruben sie ihn.“ Aus venetianischen Urkunden von 1248—1320 geht hervor, dass an dieser Stelle ein Dorf Kajafas lag, dessen Name gewiss zur Lokalisierung der Sage beitrug.

1) [Vg., Schwartz und Laistner, *Zs. f. dtsch. Altertum* 25, 170, 241.]

III. Sagen über Dämonen und Geister in Hundsgestalt.

Unter Nr. 563, 564, 568, 570, 572, 576 sowie unter Nr. 586—589 veröffentlicht Politis einige noch unbekannte Sagen dieses Charakters, und zwar beziehen sich die fünf ersten auf Hirtendämonen, die vier letzten auf Seelen Andersgläubiger, die nach ihrem Tode in dieser Gestalt erscheinen. Von der ersten Gruppe stammen zwei Fassungen (563, 564) aus Messenien, zwei (570, 572) aus Mantinea: dort heisst der Hirtendämon *σμεοδάσι*¹⁾, hier wird er allgemein als *δαμονιζό* oder *λαγονιζό* (Windhund) bezeichnet.²⁾ Wir geben zunächst je eine dieser beiden lokalen Varianten der Hirtensagen wieder und wählen dazu von den messenischen Nr. 563, von den arkadischen Nr. 572.

Nr. 563.

Das *σμεοδάσι* ist ein Windhund, der die Schafe verfolgt, besonders aber die Ziegen. Alle, die er erwischt, krepieren am nächsten Tage, und da, wo sie das böse Tier gepackt hat, ist ihr Fleisch geschwärzt, und nicht einmal die Hunde wollen davon fressen. Manchmal des Abends schlagen die Schafe aus, während sie schlafen, denn der Windhund verfolgt sie. Der Hirt darf dann seine Hürde nicht mit Blut beflecken, d. h. kein Tier schlachten, denn dann ist es noch schlimmer. Man pflegt drei Popen kommen zu lassen, die durch Gesänge und durch das heil. Kreuz das böse Tier beschwören, und dann tut es den Schafen keinen Schaden mehr. (Nach der anderen ähnlichen Variante lässt man die Schafe nachts ins Dorf und verstopft die Glocken.)

Nr. 572.

Einmal hatte ein Rinderhirt seine Hürde bei dem Dorfe Zagura. Dort in der Nähe ist auch ein kleiner unterirdischer Abfluss. Um Mitternacht kommt plötzlich ein knallroter Windhund. Der Rinderhirt, der ein beherzter Mann war, verfolgte ihn schreiend mit der Flinte. Von dem Geschrei wurden die Rinder ringsum in Aufregung versetzt. Wie er weiter hingeeilt war, sieht er ihn auf einem Rind hockend, dem besten, denn der Dämon stellt den besten nach. Wie er dem Rinde zusetzte, brennt er ihm schnell eins mit der Flinte auf, und nieder stürzt Rind und Dämon. Da steigt plötzlich eine grosse rote Flamme bis zum Himmel empor. Diese Fackel zieht sich immer weiter und gelangt bis zu dem unterirdischen Abfluss; wie sie dort angelangt war, schlüpfte sie mit einem Schrei hinein, und die ganze Gegend erbehte ringsum, und es stank auf eine Strecke von tausend Schilflängen. —

1) P. bringt 2, 1221 das Wort mit agr. *σμεοδάσιος* in Verbindung; dies bedeutet 1. schrecklich, furchtbar; 2. unechtes Kind, Bastard; 3. zweifarbig.

2) Über andere Namen vgl. Politis 2, 1222.

Besonders die letztere Fassung bietet mehrere merkwürdige Punkte, nämlich 1. die rote Farbe (womit wohl in der ersteren Fassung die Scheu des Hirten vor Blutflecken zusammenhängt): 2. das Emporspringen an den Tieren: 3. die Erscheinung als Flamme. Zunächst ist zu bemerken, dass ähnliche Sagen wie die mitgeteilten in bezug auf das Hirtenleben bei anderen Völkern nicht beobachtet sind, es sei denn bei den Slowenen, die sich die „kuga“ als scheckiges Kalb vorstellen, das durch sein Gebrüll die Ochsen und Schafe tötete (vgl. Grimm, Mythol.⁴ 2, 994; Krauss, Volksglaube und Brauch der Südslawen S. 66).

Der ursprünglichste der drei genannten Züge ist der des Emporspringens an den Tieren; dieser wird von den Alten schon von Pan berichtet, wie die Abbildungen und die Beinamen (*αγριβάτης, ζυμαροβάτης*) bezeugen; vgl. Politis 2, 1219; 1213. In der Vorstellung des Dämonen als Hund, und zwar als roter Hund, scheint sich bereits eine Vermischung mit anderen Sagen vollzogen zu haben. P. vermutet, dass die Vorstellung als Hund zurückgeht auf eine Identifizierung mit den Seelen der Bösen oder ungetaufter Kinder¹⁾, die unter dieser Gestalt erscheinen (s. darüber zu 572. 586), möglich ist aber auch antiker Ursprung, wie P. an einigen Zeugnissen wahrscheinlich zu machen sucht (vgl. 2, 1216). Wenn er als roter Hund erscheint, so ist zunächst zu bemerken, dass er auch sonst als rotes Tier vorkommt. z. B. als roter Bock (Nr. 573), roter Vogel (ebd.), rotes Kind (575). Vielleicht hängt diese Auffassung wieder zusammen mit der anderen, wonach der Hirtendämon als Flamme erscheint (vgl. Nr. 580, 582) oder sich in eine solche verwandelt, wie in der vorliegenden Fassung, oder als Hund, der Flammen aus dem Rachen speit. Vgl. auch Nr. 579. 584 u. a. Diese Vorstellung ist auch anderen Völkern geläufig, wie aus der Zusammenstellung bei Politis 2, 1227 hervorgeht, und ist offenbar wieder entstanden durch das Hineinspielen des Seelenglaubens in die Hirtensagen, das seinerseits wahrscheinlich wieder hervorgerufen ist durch die Vorstellung des Alpdrückens (vgl. Politis 2, 1222).

Dass in die vorliegenden Fassungen der Sage von den Hirtendämonen die Hundsgestalt derselben aus den Sagen über die Seelen Verstorbener eingedrungen ist, wird aus einer Betrachtung dieser letzteren höchst wahrscheinlich gemacht werden. Diese Sagen umfassen die Nrn. 586—589. Diejenige von ihnen, die sich mit den obigen am engsten berührt, sowohl der Herkunft wie dem Titel nach, ist Nr. 587: sie stammt aus Kalamata in Messenien und ist ebenfalls betitelt: *τὸ σμεροῦζι (= σμεροῦζι)*. Sie lautet:

Nr. 587.

Die Seele der Türken wird, sobald sie krepieren, zu einem Hunde; darum kommen, wo einst türkische Friedhöfe waren, des Nachts verhexte

1 Auch Hirtendämonen in Gestalt behaarter kleiner Kinder kommen vor: vgl. Nr. 576.

Hunde heraus. Wenn aber der Türke, der sterben wird, ein guter Mensch ist und viel Gutes getan hat, so kommt seine Seele zwar nicht ins Paradies, sondern anstatt in Höhlen zu bleiben wie ein Hund, erhält sie durch ein Zugeständnis Gottes einen *αντζωρέ* vor der Höhle und ruht dort aus.

Zur Zeit der Türkenherrschaft töteten zwei aus Kalywia bei Kalamata einen jungen Türken, der ihnen aus dem Garten Gemüse und Obst gestohlen hatte. Da aber die Behörde sich mit Strenge bemühte, die Mörder zu entdecken, gerieten sie in Furcht, schleppten bei Nacht den Ermordeten an einen entfernten Platz und verbargen ihn dort. Seitdem kam ein Hund heraus, den viele nicht nur nachts, sondern auch bei hellem Tage sahen. Er warf sich auf die Schafe wie ein böses Wesen. Man musste jeden Augenblick eine Beschwörung vornehmen, damit er den Schafen keinen Schaden zufügte.

Noch ganz frei von einer Berührung mit den Hirtensagen ist folgende kretische Seelenverwandlungssage (Nr. 586):

Das Hündchen von den Friedhöfen.

Einer fand einmal auf den Friedhöfen ein Hündchen und brachte es mit nach Hause. Eines Freitags bei Tagesanbruch vermisst er das Hündchen. Er suchte es überall, fand es aber nicht. Er sieht unter dem Bette nach, da erblickt er einen toten Türken. Er fährt erschrocken zurück, aber aus Neugierde nähert er sich wieder und sieht das Hündchen an der Stelle des Türken. Der Türke war nicht da.

Er lässt den nächsten Freitag kommen und sieht dasselbe. Er hält es nicht mehr aus, nimmt einen kurzen Stock und schlägt auf den guten Hund ein. Und der wurde bei jedem Hieb bald Türke, bald Teufel, bald Hund, und mit einem Male war er verschwunden. Es war ein Draufhocker. —

Die Verwechslung der Hirtendämonen mit den Geistern Abgeschiedener, die schon in den Sagen über jene hervortrat, ist hier unverkennbar und hervorgerufen durch die Hundsgestalt beider. Vgl. auch Nr. 937 und 942, wo Tote den Herden schaden, und Nr. 943 und 958 (Werwölfe als Hunde). Zur Verbindung von Hunden mit den Seelen Ermordeter erwähnt P. noch einen Aberglauben der Kefallonier, wonach an Stellen, wo ein Mord geschah, der Teufel in Gestalt eines schwarzen Hundes erscheint, sowie ein Vorkommnis in Athen, wo in einem Stadtteil drei Morde verübt wurden und ein Bewohner infolge beständigen nächtlichen Hundegehens gezwungen worden sei, umzuziehen. Über antike Totendämonen und ihre Beziehungen zu Hunden und die darauf bezügliche Literatur s. Politis 2, 1238. Geister von Werwölfen in Hundsgestalt erscheinen auch im Volksglauben von Banater Rumänen und Albanesen sowie auch von Deutschen. Hierüber wie über ähnliche Verwandlungen bei Naturvölkern vgl. ebenda.

IV. Zu neugriechischen Pflanzensagen.

1. Die Wunderblume (Nr. 318).

Auf den Gipfeln hoher Berge findet sich ein Kraut, das Leuchtkraut, das am Tage nicht zu sehen ist und das niemand unter den übrigen Kräutern erkennen kann. Des Nachts aber funkelt und glänzt es und erscheint schon von weitem. Wenn man aber herankommt, um es auszureissen, erlischt der Glanz, und das Kraut ist nicht von anderen zu unterscheiden.

Wer ein Leuchtkraut besitzt, wird sehr reich, denn was er damit berührt, wird zu reinem Golde. Darum bekommen auch die Schafe, die zufällig dort weiden und dabei eine Leuchtblume fressen, goldene Zähne.

Zu den von anderen beigebrachten Zeugnissen über die Existenz dieser Vorstellung bei den Alten und bei orientalischen Völkern (vgl. besonders Ascherson, Verhandl. der Berl. Gesellschaft f. Anthropol. 1891, 730ff.; 1893, 164ff.) fügt P. noch einige aus byzantinischer Zeit, die auf Palästina als Ursprungsgebiet weisen (Georgios Hamartolos 4, 236, S. 600 Muralt; Michael Glykas 4, 555 ed. Bonn und dazu Josephos, Bell. jud. VI, 7, 3), dann ein sizilianisches (Arch. per le tradiz. pop. 1900, 223), ein bretonisches (RTP. 1901, 390), ein slawisches (Hanusch, Slaw. Mythos 378), ein arabisches (Herbelot, Bibl. orient. 1776 S. 131).

Die Sage, die in Griechenland weit verbreitet ist, hat übrigens eine physikalische Grundlage, wie der Botaniker Orphanides, der Gewährsmann von Politis, festgestellt hat. Das gilt sowohl von dem nächtlichen Glanze der Blume, den jener Gelehrte am Parnon in einer Julnacht beobachtet hat, und den er mit dem Phosphoreszieren der Glühwürmchen vergleicht, wie auch von dem goldfärbenden Einfluss auf die Zähne von Tieren, den er aus dem sich an den Lippen reibenden Grün des Futterkrautes erklärt.

2. Das Eisenkraut (Nr. 320).

Das Eisenkraut ist ein Kraut, das jedes Schloss öffnet und die Kraft hat, alles Eisen zu zerbrechen. Nur mit ihm kann man die Eisenpferten aufsprengen, welche die Stätten versperren, an denen Schätze sind. An einem unterirdischen Gewölbe sogar, dem türkischen, ist eine Inschrift über der Eisentür, die besagt, dass dieser Schatz dem gehört, der ein Eisenkraut darüber hält. In dieses Gewölbe kann man eindringen, wenn man will, denn die Pforte öffnet sich leicht, und man sieht darin Goldstücke, Diamanten und Perlen in Haufen. Wenn man aber versucht, auch nur das Geringste davon zu nehmen, schliesst sich die Eisentür, und sie öffnet sich nicht, wenn man nicht fahren lässt, was man genommen hat. Hat man aber ein Eisenkraut, so öffnet man sie damit und nimmt den ganzen Schatz. Manchmal, wenn man die Pferde auf den Wiesen frei lässt, um zu weiden, findet man die eisernen Fussklammern, die man

ihnen anlegt, damit sie nicht fortlaufen, geöffnet. Das kommt daher, dass da, wo ein Pferd im Grase herumläuft, sich ein Eisenkraut befindet, das die Klammern berühren und sie aufschliessen. Aber wie kann man es unter den anderen Kräutern finden? Das kann nur auf eine Weise gelingen: man muss das Nest eines Stachelschweines finden mit den Jungen darin und sie mit Erde umhüllen. Das Stachelschwein wird sofort das Eisenkraut suchen, um sie damit aufzudecken, und wenn der Mensch so geschickt ist, es dem Stachelschwein aus dem Maul zu reissen, so hat er sein Glück gemacht. —

Der Kern der Sage ist weit verbreitet: P. belegt ihn für Deutschland, die Franche-Comté, Andalusien und Katalonien, Böhmen, Russland und Rumänien.

Die Wirkung auf die Hufe oder Fussfesseln der Pferde ist ebenfalls bekannt in der franz. Schweiz, der Franche-Comté, in Andalusien, ausserdem noch bei den Albanesen.

Die Art der Auffindung durch ein Stachelschwein scheint ausser bei den Griechen nur noch bei den Rumänen vorzukommen und ist offenbar antik, nur dass es bei den Alten Vögel (Wiedehopf, Specht) sind, die dieses Geschäft besorgen; vgl. Aelian, Tiergesch. 3, 26; Plinius, N. II. 10. 18. Der Specht erscheint in dieser Eigenschaft auch bei den Rumänen der Bukowina, den Kataloniern, in der Franche-Comté und früher auch bei den Deutschen. Im Volksglauben der Schweden sind es Wiedehopf, Schnepfe und Schwalbe; bei den Mohammedanern in Anlehnung an eine rabbinische Sage der Strauss.

Die in Europa weit verbreitete Sage von der gleichen wunderbaren Eigenschaft des Klees (s. Politis 2. 910, Anm. 2) findet sich auch bei Griechen und Albanesen. Diese fügen nur noch den merkwürdigen Zug hinzu, dass der Klee aus dem Urin eines geilten Pferdes entsteht, der am 1. Mai gelassen wird.

3. Die Fistelwurzel (Nr. 322).

(Melos.)

Die Fistelwurzel gleicht einem kleinen Kinde an Gestalt, und kein Mensch darf sie ausreissen, weil er sonst sofort stirbt. Man muss sie vielmehr rings umgraben und die Erde beseitigen, sie dann mit einer Sehmur anbinden und das Ende der Sehmur an einen Esel- oder Maultierfuss binden, dann das Tier schlagen, damit es vorwärts geht, und sie so ausreissen. Wenn die Wurzel aus der Erde gerissen wird, weint sie wie ein kleines Kind; und das Tier, das sie ausgerissen hat, muss sterben. Dann nimmt man sie, wickelt sie vorsichtig in ein Tuch und trägt sie zum Zauberer, damit er sie zur Heilung der Fistel herrichtet. —

Dieselben Vorsichtsmassregeln wandte man im Altertum beim Ausgraben von Wurzeln heilkräftiger Pflanzen an (vgl. Aelian, Tiergesch. 14. 27:

Josephos, bell. jud. 6, 23; Georgios Hamart. 4, 236, S. 600) und wird noch im Mittelalter und in der Neuzeit bei der Alraunwurzel angewandt (s. die Belege bei Politis 2, 915. Anm. 1). auf die man auch die menschliche Gestalt und das Weinen übertrug (s. Politis a. a. O.).

Wahrscheinlich handelt es sich auch in der vorliegenden griechischen Sage um den Alraun, der den Griechen ebenfalls bekannt ist in der Form *ἡ μανδραγόρα* (agr. *ὁ μανδραγόρας*). Die Mandragorawurzeln werden jetzt in Syrien bearbeitet und von da auch nach Griechenland gebracht; sie haben meistens die Gestalt einer Frau, woraus sich das weibliche Geschlecht im Griechischen erklärt. Über die Heilkräfte derselben vgl. Politis, *Παρρησία* s. v. *μανδραγόρας* (erscheint erst). Im Mittelalter schrieb man ihr auch Einfluss auf die Fruchtbarkeit zu, woraus manche folgern wollen, dass es sich in der Genesis 1, 14 um Mandragoraäpfel handelt.

4. Die Neraïde im Weidenbaum (Nr. 326).

(Mantineia.)

In der Ebene von Miljá war eine Weide. Ein Bauer ging eines Mittags hinauf, um Zweige abzuschneiden und sie mit nach Hause zu nehmen. Er war allein, und während er zwei, drei Äste abschnitt, hörte er, wie die Weide sich schüttelt und heult: „Ach, ich bin die Weide; warum haust du mich ab? Lege im Augenblick die Zweige an ihren Platz!“ Der Mensch nahm sie, wie er den Baum sprechen hörte, und ging wie ohnmächtig hinab. In drei Tagen starb er. —

Diese Sage ist dadurch bemerkenswert, dass in ihr die uralte Vorstellung fortlebt, dass jeder Baum seine Seele habe, die mit ihm geboren werde und mit ihm sterbe. Bearbeitungen antiker Sagen über das Wehklagen von Nymphen, deren Bäume abgehauen werden, bei Ovid Met. VII. 771; Kallim. 7, 39; Apollonios Rhod. II. 476; Virg. Aen. III. 22. Über ähnliche Vorstellungen bei den germanischen Völkern s. Mannhardt, Baumkultus der Germanen S. 34ff.

5. Die Zypresse (Nr. 327).

(Sparta.)

Bei Mistra stand auf einem hohen Platze, der die ganze Ebene von Sparta beherrscht, eine grosse Zypresse, die grösste der Welt. Jetzt existiert sie nicht mehr, da sie vor einigen Jahren verbrannt ist. Diese Zypresse hat ihre Geschichte. Zur Türkenzeit kam ein Pascha an diese Stelle, um sich zu unterhalten. Er liess sich einen Hammel braten und setzte sich und ass. Er hatte auch einen Hirten bei sich, einen jungen Christenburschen, der ihn bediente. Als der Junge seinen Blick über die weite Ebene schweifen liess mit ihren grünen Wiesen und reichen Gewässern und den Bergen ringsum, erfasste ihn einen Augenblick das Leid, und er seufzte. Der Pascha bemerkte es und fragte: „He, Grieche, was

seufzest du?“ — „Ich denke daran, mein Pascha“, erwiderte er, „dass alle diese Gegenden einst uns gehörten, und dass ihr sie uns weggenommen habt; aber unsere Bücher erzählen es, und ich habe die Hoffnung zu Gott, dass sie mit der Zeit wieder unser sein werden.“ Der Pascha wurde zornig: „He, was schwatzest du da?“ sagt er und ergreift den hölzernen Spiess, an dem sie das Lamm gebraten hatten, und steckt ihn in die Erde. „Da, siehst du das?“ sagt er. „Wenn dieser trockne Pfahl Zweige treibt, dann mögt ihr hoffen, dass ihr diese Gegenden wiederbekommen werdet.“

Am nächsten Tage fasste der Spiess in der Erde Wurzel, begann zu keimen, sich zu belauben und stark zu werden und wurde zu jener stolzen Zypresse. —

In dieser Sage finden wir in Form einer historischen Prophezeiung das alte Wunder des grünenden Stabes, das nicht nur bei den Griechen von der Keule des Herakles und dem Maste auf dem Schiffe des Dionysos zu finden ist (Paus. II. 31. 13; Nonnos, Dionys. 45. 142; Apollod. 3, 5. 3), sondern auch bei den Juden von dem Stabe des Aaron (Num 16, 5). Dass wahrscheinlich sogar diese Sage für die entsprechende ngr. vorbildlich war, ergibt sich sowohl aus den zahlreichen Beziehungen des späteren Griechentums zum Judentum, als auch daraus, dass in byzantinischer Zeit viele alttestamentliche Geschichten in griechische Legendensammlungen übergegangen sind, wie auch die vorliegende (vgl. Politis 2, 921. Anm. 6 und 922. Anm. 2).¹⁾ Eine entsprechende deutsche Sage bei Grimm, Deutsche Sagen Nr. 356. Das Wunder wurde im Mittelalter häufig auch zum Beweise für die Kraft der Busse benutzt; s. die Belege bei Politis 2, 923. Anm. 1 und 2. [Oben 10. 196. 13. 72. Bolte, Euphorion 4. 331.]

V. Neubildungen von Sagen auf Grund alter Vorstellungen.

1. Umbildungen der Sage vom Einhorn.

Unter Nr. 385—388 teilt Politis einige Sagen von gehörnten Schlangen mit, und zwar Nr. 386 und 387 von solchen mit Rindsköpfen und zwei kleinen Hörnern, Nr. 388 von solchen mit nur einem Horn. Letztere erweckt unser besonderes Interesse. Sie wird bezeichnet als *κοζόγορο*, *κόζορογο* oder *κόζογο*, was P. auf das italienische *licorno* (aus lateinisch *unicornis*) zurückführt. Die Sage ist belegt für Kephallonia, die Mani und Kalamata und lautet so:

Nr. 388.

Die grossen Schlangen haben ein Horn auf dem Kopfe; wer es findet, braucht sich nicht vor einem Schlangengebiss zu fürchten und kann damit

1) Diese Tatsache ist methodisch von der höchsten Bedeutung, weil sie zeigt, dass man eine neugriechische Sage nicht ohne weiteres an die entsprechende altgriechische anknüpfen darf, dass vielmehr immer erst das griechische Mittelalter befragt werden muss.

auch andere heilen. Jede Schlange, die das Horn hat, nennt man *liocorno*, und sie muss ins Meer springen. Einmal sah ein Pope aus einem Dorfe von Kephallonia auf dem Wege eine ungeheure Menge von Schlangen; er blieb abseits stehen, blickte genau hin und sah das Einhorn, das voranging und dem alle Schlangen nachfolgten. Sobald sie an den Strand kamen, blieben sie stehen, das Einhorn rieb seinen Kopf im Sande und sprang ins Meer. Als die Schlangen fort waren, ging der Pope an die Stelle, wo das Einhorn stehen geblieben war, stöberte im Sande umher, fand das Horn und nahm es nach Hause. —

Zu der Frage, wie die Vorstellung von der gehörnten Schlange entstehen konnte, ist äusserst lehrreich ein Fall, den Pückler-Muskau im „Vorläufer“ Stuttgart 1838, S. 32f. als Erinnerung von seiner griechischen Reise erzählt, und den Politis im Auszuge mitteilt (2, 989). Danach erzählte in Amphissa ein Schiffskapitän dem Fürsten, dass es in Mittelgriechenland Schlangen mit Hörnern gebe. Er sei nämlich vor zwei Jahren an einer Quelle von einer grünlichen Schlange gebissen worden. Er habe sie am Halse gepackt, um sie zu erwürgen, und dabei habe sie mehrmals versucht, sich heftig zu erbrechen. Dabei sei sie ihm entschlüpft, habe aber im Sande ihre Hörner zurückgelassen. Diese hatte er aufgehoben und wollte sie nun dem Fürsten zeigen, nachdem er sie ihm genau beschrieben hatte. Dieser war sehr gespannt, wirkliche Schlangenhörner zu sehen, wie er sie aber in der Hand hatte, erkannte er sofort, dass es die Hörner eines — Mistkäfers waren. Das Rätsel löste sich also sehr einfach: die Schlange hatte den Käfer gefressen und bei der Würgung seine Hörner nebst anderen unverdaulichen Teilen wieder von sich gegeben. „So entstehen in gutem Glauben Sagen“, bemerkt dazu Pückler-Muskau.

Freilich mag ein solcher zufälliger Umstand nur beitragen zur Erhaltung und Verbreitung bereits vorhandener Sagen. Denn Sagen von gehörnten Schlangen sind schon früher und sonst in Griechenland nachzuweisen, wofür Politis mehrere Zeugnisse anführt, u. a. ein kyprisches von 1573. Auffallend ist immerhin die italienische Bezeichnung des angeblichen Reptils: diese lässt darauf schliessen, dass die ganze Vorstellung aus Italien eingedrungen ist. Leider geht P. auf diesen Punkt nicht näher ein.

Einen deutlichen und handgreiflichen Beweis für die Verarbeitung eines italienischen Kunstdenkmals durch griechische Volksphantasie liefert dagegen folgende Sage, die wiederum einen wichtigen Beitrag bildet zur Geschichte der Sagenbildung und ihre Möglichkeit auch in der neueren Zeit. Wir teilen zunächst die Sage selbst mit.

2. Die Seeräuber der Gorgoneninsel (Nr. 403).

(Schiffersage.)

Gegenüber von Livorno ist ein Inselchen, die Gorgona. Dort gab es in alter Zeit viele Seeräuber, die die Welt verwüsteten, und die aller ringsum fürchteten. Da beschloss der Königssohn von Livorno, sie auszurotten. Da sie aber sehr stark waren, so kam er auf den Gedanken, ein Schiff mit Schlänchen voll Wein zu füllen, und er lauerte eines Nachts, wo ihm die Seeräuber nicht bemerkten, und ging und lud sie auf der Insel aus. Die Seeräuber fanden sie, tranken den Wein aus, berauschten sich und fielen in Schlaf. Da liess der Königssohn seine Soldaten heraus und liess alle Seeräuber niedermachen.

Vor Freude vergass er, als er heimkehrte, Quarantäne zu machen. Da fragten einige, ohne von dem Königssohn zu sprechen, den König, wie es einem ergehen soll, der keine Quarantäne gemacht hat. Und der König befahl, ihm zu töten. So tötete man den Königssohn, und man setzte ihm sein Standbild auf einem Platz in Livorno mit den in Ketten gelegten Seeräubern. —

Zur Erklärung bemerkt Politis zunächst, dass das am Schlusse erwähnte Denkmal am Hafen von Livorno dem Grossfürsten Ferdinand II. von Toskana im Jahre 1617 zum Andenken an seinen Sieg über türkische Seeräuber errichtet worden ist. Musste es nun schon auffallen, dass eine griechische Sage einen fremden Fürsten verherrlicht, so wird die Sache noch auffallender dadurch, dass von einer entsprechenden italienischen Sage, die man mit Recht voraussetzen zu müssen meinte, nicht das geringste bekannt ist, und dass nur eine auf das Denkmal bezügliche existiert, die aber mit unserer nichts gemein hat.

Unter diesen Umständen bleibt nichts weiter übrig als die Annahme, dass man es mit einer griechischen Schiffersage zu tun hat — griechische Schiffe berühren Livorno häufig —, die entstanden ist aus dem Bedürfnis der Schiffer, die ihnen auffallend erscheinende Statue zu erklären. Zu diesem Zwecke knüpften sie an ihnen geläufige Sagen-elemente an und suchten sie mit jenem Denkmal in Verbindung zu bringen.

Solcher Elemente oder Motive sind es nach P. zwei: 1. das von der Bezwingung eines Ungetüms dadurch, dass man es berauscht macht; 2. das von dem Todesurteil eines Richters über einen, den er nicht kennt.

Das erstere Motiv ist nicht nur in mehreren neugriechischen Märchen erhalten, sondern schon in altgriechischen Sagen nachzuweisen, von denen die älteste die Festnahme des Silens oder Satyrs durch Midas ist (s. die Belege bei Politis). Ferner führt P. noch eine tanagräische, eine bithynische und eine ätolische Variante, sowie entsprechende Fassungen der Sage bei anderen antiken und modernen europäischen Völkern an. [R. Köhler, Kl. Schriften I, 413, 512. Sklarek, Ungarische Volksmärchen Nr. 12.]

Zu dem zweiten Motiv der Verurteilung des Sohnes durch seinen eigenen Vater weist P. nur darauf hin, dass es als Episode in zahlreichen Märcen vorkommt. Von antiken Parallelen weiss er dagegen nur eine anzuföhren, die Sage vom König der Tenedier (Herakleides Pont. 24: Diogenian. 758: Apostol. 1526).

Die dritte Sage, die wir mitzuteilen haben, ist ein deutliches Zeugnis für die Ausbildung ganz neuer Sagen auf Grund von Vorstellungen, die sich aus der antiken Mythologie erhalten haben. Zugleich ist die Sage auch ästhetisch wertvoll. Sie lautet in der Übersetzung so:

3. Die Geister der Seen von Peristera und Xerovuni (Nr. 501). (Makedonien.)

Der Berg Peristera ist mehrgipflig, und auf seinem höchsten Gipfel ist ein kleiner und unzugänglicher See; er wird etwa 300 *m* messen, hat aber viel Wasser. Ein anderer ist auf dem Xerovuni. Dort trinken alle Tiere Wasser, nur die grossen Tiere und die Ziegen kommen nicht heran, um zu trinken, denn sie merken, dass sie (die Seen) verhext sind. Und wirklich war in jedem von ihnen ein Verhexter.

Einmal, es mögen etwa 50 Jahre her sein, kamen die Verhexten heraus, um zu ringen. Sie kamen überein, dass jeder annehmen sollte, was er dem anderen schieke. Der Geist von Xerovuni warf dem anderen Schneeballen zu, und der verschluckte sie. Der von Peristera aber warf ihm Ballen aus Lammdrüsen zu, in die er Salz getan hatte. Diese Kugeln nahm er von einem Hirten; er ging und zwang ihn, die Drüsen aus seinen Lämmern herauszunehmen, der Geist öffnete jedes Schaf, nahm ihm die Drüse heraus, dann nähte er es zu, und dem Lamm geschah nichts. Sowie er ihm viele Drüsen zugeworfen hatte, konnte es der von Xerovuni nicht ertragen und platzte. Da lief sogleich der Geist von Peristera herbei, schnitt ihm die Brust auf, nahm ihm das Herz heraus und steckte es an den Spiess; den Hirten, der dabei stand und zusah, liess er den Spiess drehen, um es zu braten. Der aber konnte nicht, denn es war zwar gross und schwer, aber noch mehr beschwerte es ihn, weil es verhext war. Er befahl ihm also, seinen Finger dreimal in das Herz zu tauchen und ihn abzulecken. Wie er ihm zum ersten Male ableckte, fühlte er, wie sein Körper an Kraft gewann, das zweite und drittemal wurde er stark wie ein Riese. Er stieg nun selbst in den See und blieb darin, denn er war verhext.

Der Hirt war seitdem verschwunden, und man wusste nicht, was aus ihm geworden war. Nur einem Freunde zeigte er sich, den er in Vangelio zum Gevatter hatte; der war ein Käsemacher. Dem zeigte er sich und sagte ihm, er solle ihm so oft wie möglich Salme bringen; und wenn er ihn hin und wieder sehen wollte, solle er in den See kommen, auf einen weissen Felsen steigen, auf der Schalmei blasen, und er werde sich zeigen.

Nur beschwor er ihn, niemandem etwas zu sagen. So ging es oftmals, der Freund kam und blieb, und der Verhexte erschien. Nach einiger Zeit aber kam der Mutter des Hirten, die immer gehofft hatte, dass ihr Sohn nicht verschwunden sei, eine Ahnung. Sie sagte also dem Käsemacher auf den Kopf zu: „Du weisst, wo Hans ist“ (so hiess der Verhexte). Von allen Seiten setzte sie ihm zu mit Bitten und mit Tränen. Er erbarmte sich ihrer und sprach: „Wohlau, gehen wir, damit du Hans siehst.“ Er nahm sie also, führte sie zu dem Felsen, den sie als Erkennungszeichen bestimmt hatten und versteckte sie hinter sich. Kaum hatte er angefangen auf der Schalmei zu blasen, so kam der Verhexte heraus, und sowie ihn die alte Frau sah, stürzte sie sich über ihn, um ihn zu umarmen, ruft: „Mein Söhnchen!“ und ich weiss nicht was. Der Verhexte wurde unruhig, wendet sich zu jenem da und spricht: „Du warst ein Käsemacher, ein Käsemacher sollst du bleiben, als Käsemacher sollst du Tag und Nacht arbeiten und nicht vorwärts kommen!“ Und damit verschwand er aus ihren Augen.

Nach einiger Zeit wurde in einem Dorfe, Tirnavo, Kirchweih gefeiert, etwa zwei Stunden weit von dem See. Als man sich zum Tanze aufgestellt hatte, erschien plötzlich der Verhexte und raubte das schönste Mädchen des Dorfes, die er schon kannte, ehe er verhext wurde. Er nahm sie mit, führte sie in den See und verhexte sie auch. Die Bauern verloren die Fassung und waren wie versteinert. Das junge Mädchen aber hatte zwei Brüder, unerschrockene und beherzte junge Burschen. Ohne Zeit zu verlieren, nahmen sie den Geist aufs Korn. Als sie aber an den See kamen, sprang er mit dem Mädchen hinein, und die Fluten bedeckten sie. Da beschlossen die Burschen, den Bergrücken zu durchgraben, um einen Strom zu öffnen und das Wasser abzuleiten, damit der See austrockne. Sie gruben also ein Flussbett, und das Wasser begann abzuffliessen. Da aber erbebte die Erde, ein mächtiger Felsen stürzte herab und versperrte den Strom. Die Brüder flohen voll Verzweiflung.

Es sind jetzt ziemlich viele Jahre her, da, im Jahre 1876, erzählte mir ein alter Mann, namens Kazako, dass er früher, im Jahre 1873, eines Morgens eigens nach dem See gegangen war, bevor die Herden kamen. Da sah er die Frau des Verhexten ausserhalb des Sees sitzen und sich kämmen. Sowie sie ihn sah, tauchte sie sofort in den See, ohne dass sie dazu kam, ihre Sachen mitzunehmen. Der Alte ging näher heran und fand ihren Kamm, den Spiegel und ein Büschel Haare, schön und goldig. Er raffte sie zusammen. Am Abend aber kam der Verhexte in die Hürde, wo der Hirte mit den Schafen schlief, gab ihm einen Schlag mit dem Stock und sprach: „Bringe die Sachen dahin zurück, von wo du sie genommen hast.“ Und er brachte sie zurück.

Politis teilt in den Anmerkungen zu dieser merkwürdigen Sage zunächst die Übersetzung zweier südrumänischen Varianten mit, die P. Papahagi in den *Materialuri Folkloristice* von G. Tocilescu 2. 799ff. und 797ff. veröffentlicht, und die sich deutlich als Bearbeitungen der griechischen Sage erweisen, und geht dann zur Analyse derselben über. Es sind in ihr drei verschiedene Sagenmotive miteinander verquickt: das von den Ortsgeistern und ihres Kampfes miteinander, das ihrer Entstehung durch den Genuss bestimmter Speisen und das ihrer Fähigkeit, andere Menschen durch Verleihung übernatürlicher Kräfte ebenfalls zu Ortsgeistern zu machen.

Über die Geister von Seen, die sich von den übrigen Ortsgeistern stark unterscheiden¹⁾, handelt auch Nr. 492 und 494. Wie die Geister Personifizierungen der Lebens-elemente des betreffenden Ortes sind, so ist auch ihr Kampf untereinander aus der mythischen Vorstellung des Sturmes hervorgegangen, den sich das Volk als Kampf verschiedener Winde vorstellt: vgl. Politis 2. S. 852f. zu Nr. 265 und 265. Der Kampf selbst wird in den meisten dieser Sagen mit Fettkugeln geführt: vgl. Nr. 494, 495, 498, 502. Diese Methode übertrug man auch auf die Gigantenkämpfe (s. Nr. 102). Auf ähnliche Weise tötet, woran P. 2, 1118 erinnert, im Altertum Daniel den von den Babyloniern verehrten Drachen, indem er ihm eine Masse von Pech, Fett und Haaren in den Rachen wirft. Die Bekämpfung mittels Schneebällen kommt nur in der vorliegenden makedonischen Variante vor und stellt, wie P. bemerkt, das mythische Bild einer meteorologischen Erscheinung dar.

Das zweite und wichtigste Motiv ist das der Entstehung der Seegeister und ihrer Stärke infolge von Verwandlung durch den Genuss bestimmter Speisen und Getränke und darauffolgenden Sprung in das Wasser. Hier bewirkt der Genuss des Herzens des Geistes durch den Hirten, dass auch dieser ein Geist wird. P. will beide Vorgänge schon in vielen antiken Sagen nachweisen, z. B. den ersteren in der vom Meergott Glaukos (vgl. *Jahrb. f. Philol. u. Pädag.* Bd. 81, 384) u. a. wofür P. verweist auf Wids, Theseus und der Meersprung bei Bakchylides XVII in der *Festschr. f. Benndorf* S. 13ff. Interessant sind auch die Hinweise auf die Mischung der hierher gehörigen antiken Sagen unter sich, die P. gibt (S. 1130f.). Auch die Sage von den durch den Zorn des Dionysos rasend gewordenen Tyrrhenern, die ins Meer sprangen und in Delphine verwandelt wurden, rechnet P. hierher und sucht ihre Verbindung mit dem Glaukos- und Palämonmythos nachzuweisen.

Auch das dritte Moment des Überganges von Eigenschaften bestimmter Körperteile auf den sie Essenden findet P. im Altertum ausgebildet, und als Reflex davon in vielen neugriechischen Volksliedern und -märchen. So erklären sich die Fabeln über die Nahrung des Achilleus (Apollodor III, 13, 6. 3) sowie der Glaube an den heilenden Einfluss von Teilen bestimmter Tiere (Fleisch der Nachtigall, Galle des Adlers usw.), der noch bei vielen wilden Völkern herrscht.

Nach dieser Analyse ist also der Kern unserer Sage auf antike Vorstellungen zurückzuführen, und nur das Motiv des Spielens der Seegeister mit den Fett- bzw. Schneebällen ist vielleicht orientalischen Einflüssen zu verdanken.

1) Über Berggeister siehe Nr. 493, über Wassergeister Nr. 495, über Baumgeister Nr. 491, über Dorfgeister Nr. 489, 490, 496—500, über Kirchengeister Nr. 486, 487, 507—509, 511—513, 515—518, 522—524.

Die menschlichen Altersstufen in Wort und Bild.¹⁾

Von Anton Englert.

1. Fischarts Bilderreime zu Tobias Stimmers Altersstufen.

Im Ehezuchtbüchlein von 1578, Bl. M 5a²⁾ sagt Fischart, man könne die Weiberverächter „mit dem eynigen spruch beschlagen, der dort vnter den Zehen altern der Weiber steht, Nämlich

All die, so je die Weiber scholten	10	Zwar mit vil angst, sorg, müh vnd
Vnd on dieselben leben wolten,		plogen.
(Wie eyn er dan schreibt on all		Wer het aber die gröste müh
sehenen,		Mit jnen, dan die Weiber hie?
Das sie der Welt Notübel seien,		Beydes mit ängstlichem gebären
5 Weil man on sie nicht leben mag		Vnd auch mit sorglichem erziehen?
Vnd gleichwol sint dem Man eyn	15	Derhalben man sehr weislich hält,
plag).		Das Muttermilch keyn Kind vergelt.
Die mußten doch das Maul zuhalten,		Vnd das vonwegen eynes Weibs,
Wann die leut jr Kindheyt jn vor-		Nämlich der Muter, vnd jrs leibs,
stalten,		Jeder all Weiber hie soll ehren,
Sie ermanten, wie sie wern erzogen,	20	Weil sie des Mans ehr heysen ³⁾ vnd
		seinen Namen mehrten.“

In der Voraussetzung, dass diese Verse von Fischart selbst herrühren, bezeichnete Mensebach in der Allgem. Hallischen Literaturzeitung I (1829), 443 die 10 Alter der Weiber, vielleicht gar aus 10 Holzschnittbögen zusammen gesetzt als eines von mehreren sicher vorhandenen, aber noch nicht aufgefundenen Holzschnittwerken mit Fischartschen Bilderreimen. Diese Annahme wurde dann später der Hauptsache nach durch die Angabe bestätigt, die Andresen seiner Beschreibung der Stimmerschen Altersstufen des Weibes und des Mannes im 3. Bande seines Peintre-Graveur (Leipzig 1866) S. 39f. beifügt: „Vorzügliche Blätter mit dreispaltigen sechszeiligen Versen von J. Fischart in Typendruck im Unterrande eines jeden Blattes.“⁴⁾

1) Über die Darstellungen der Lebensalter handeln ausführlich Goedeke im Pamphilus Gengenbach (1856) S. 559f., W. Wackernagel in seiner Schrift 'Die Lebensalter' (1862), Zacher-Matthias in der Ztschr. f. d. Phil. 23 (1891), 385f. und neuerdings Joh. Bolte im 5. Bande von G. Wickrams Werken (Tübingen 1906), S. XVf.

2) Fischarts Werke ed. Hauffen 3, 268f.

3) Bisher wurde noch nicht darauf hingewiesen, dass Fischart hier die Stelle 1. Ep. S. Paulus an die Korinther Kap. 11 V. 7 'Der Mann ist Gottes Bild und Ehre, das Weib aber ist des Mannes Ehre' im Auge hat. Dass er mit 'Mans ehr' seinen Namen andeuten wollte, wie Mensebach (Mensebach-Wendeler, Fischartstudien S. 166, 235) und Hauffen (a. a. O.) meinen, erscheint mir fraglich.

4) Schon Bartsch hat in seinem Peintre-Graveur 9, 338 die Stimmerschen Holzschnitte beschrieben, jedoch nach den in der k. k. Hofbibliothek zu Wien befindlichen Exemplaren, welche die dreispaltigen Verse nicht haben. Über die Vermutungen, zu denen diese Beschreibungen Goedeke und Vilmar veranlassten, vgl. die übrigens nicht ganz zutreffende Darstellung von Wendeler im Archiv f. Litgesch. 7, 368f. Blätter ohne den

Es erscheint mir übrigens sehr fraglich, ob Andresen sämtliche Blätter in solchen Exemplaren vorlagen. Vermutlich waren ihm bloss einige oder gar nur eines bekannt. Jedenfalls passt seine allgemein gehaltene Angabe „mit dreispaltigen sechszeiligen Versen“ nicht ganz auf sämtliche Blätter. Das 5. Stück der Altersstufen des Mannes hat, wie aus dem folgenden ersichtlich ist, in der dritten Spalte nicht 6, sondern nur 4 Verse, um hier für die Bemerkung „Mit Gnädigster Kayserlicher Befreiung“ Raum zu lassen.¹⁾ Auffallend ist auch, dass Andresen diese Bemerkung unerwähnt lässt. Auch dieser Umstand spricht dafür, dass er nicht alle Blätter kannte. Jedenfalls sind vollständige Exemplare sehr selten, und so wurde bisher nur ein mit dem Typentext versehenes Blatt, das dritte von den Altersstufen des Mannes, ans Licht gezogen. Ein Exemplar desselben befindet sich in der Kupferstichsammlung weil. S. Maj. König Friedrich August II. in Dresden. Dort entdeckte es C. Wendeler und veröffentlichte die unter dem Holzschnitt befindlichen Verse im Archiv für Literaturgesch. 7, 370.

Ein zweites Exemplar dieses Blattes mit Unterrand, sowie ausserdem vollständige Exemplare von Nr. 2 und 5 der Altersstufen des Mannes befinden sich in der wertvollen Privatsammlung des Hrn. Joseph Wünsch in Wien. Seiner grossen Liebenswürdigkeit verdanke ich eine sorgfältige Abschrift der auf den Blättern enthaltenen Reimgedichte. Ein weiteres Blatt mit den Versen von Fischart, das erste von den Altersstufen des Weibes, fand ich im letzten Herbst bei der Durchsicht der Stimmerschen Holzschnitte im Germanischen Museum zu Nürnberg.²⁾

Ich teile im folgenden die Texte der drei zuletzt genannten Blätter unter Beifügung einer kurzen Beschreibung der Holzschnitte mit. Auch bringe ich die bereits von Wendeler veröffentlichten Reime unter Zugrundelegung der mir von Hrn. Wünsch zur Verfügung gestellten Abschrift hier nochmals zum Abdruck.

a) Altersstufen des Weibes. Nr. 1.³⁾

Links eine Jungfrau im Brautschmuck, rechts ein fiedelnder und tanzender Musikant. In der Mitte sitzt ein kleines Mädchen, den Kopf mit einem Blumenkranz geziert, in der Linken eine Puppe, in der Rechten einen Blumenkorb

unteren Typentext sind nicht sehr selten. So besitzt z. B. das hiesige Kupferstichkabinett sieben (A. d. Mann, Nr. 2—4; A. d. Weib, Nr. 1, 3, 4, die Kunstsammlung auf der Veste Koburg fünf solche Blätter (A. d. M. Nr. 3, 4, 5; A. d. W. Nr. 1, 2). In der Albertina in Wien befinden sich dieselben Blätter wie in Koburg, und zwar, wie es scheint, ebenfalls in Exemplaren ohne den Typentext. Reproduktionen sämtlicher Stücke ohne den Unterrand finden sich in Hirths Kulturgeschichte. Bilderbuch 3, Nr. 1369—1378 und in dem Werke 'Das Kupferstichkabinet' (Fischer u. Franke, Berlin), Jahrg. 1, 2, 4, 5.

1) Dasselbe ist vermutlich beim letzten Blatte der Altersstufen des Weibes der Fall.

2) Den Vorständen des Germanischen Museums und der Herzoglichen Kunstsammlung in Koburg sowie Hrn. Jos. Wünsch spreche ich auch an dieser Stelle für die mir freundlichst gewährte Unterstützung meinen verbindlichsten Dank aus.

3) Vgl. die Reproduktion des Holzschnittes bei Hirth, Bilderbuch 3, Nr. 1369 und im 'Kupferstichkabinet', 1. Jahrg. (1897).

haltend. Vor ihr auf dem Boden liegen verschiedene Sachen aus der Puppenstube. Im unteren Teile des Holzschnittes steht der Reim:

X Jar Kindischer art, XX Jar ein Jungfran zart.

Darunter die Verse¹⁾:

- D**ie Griechen nennen nicht on glimpf
Die jugent von kurzweil vn schimpf.
Weil niman baß der scherz steht an,
Auch sorg halb niman baß ju kan.
- 5 Alls jung geplüt, welchs lebt on schrecken,
Vnd holet sein Prot bei dem Becken.
- [Sp. 2.] Darum hie niman ärgern soll,
Das ich Fidler forannen troll,
Vnd kurzweil mit kurzweiligen Leuten,
- 10 Die mir es nicht für vbel deiten:
Dan hie die Bränt meh schmallen kan
Je meh ich mich stell närrisch an.
- [Sp. 3.] O wie fründig ist vberaus
Wan alles grünt, plüht, vnd schlägt aus:
- 15 Aber mich schaudert, wan ich denk
Wie schnell der Winter alls versenk:
Also denkt auch jr libe Kinder,
Das noch dahinden steck ain Winter.

b) Altersstufen des Mannes. Nr. 2.²⁾

Zwei Männer, der links befindliche mit einer Pistole, der andere mit einer Papierrolle in der rechten Hand. In der Mitte ein Weinstock mit schwächtigen Trauben. Im unteren Teile des Holzschnittes liest man:

XXX Jar ain³⁾ Man. XL Jar haußhalten kan.

Darunter die Verse:

- S**echt wie dis Alter ist so fründig,
Wird doch in fünfzig Jaren laidig!
Der Baum so schön im Somer grünet
Hat doch im Winter ausgedinet.
- 5 Secht also gar hat Got gezaigt
Das alles zu ain end hie naigt.
- [Sp. 2.] Darum solt noch bewegen ainem-
Solchs wie⁴⁾ Kaiser Xerxem zu wainen:
Welcher als er sah von der höh
- 10 Wie for jm sein ganz Hôr da steh,
Frisch vnd gesund, vil tausent Man,
Da fing er recht zu wainen an:
- [Sp. 3.] Vnd sagt: Jst das nicht zubewainen
Das vnter so vil tausent kainen
15 Man vber huntert Jar soll finden?
Die sich doch jz gros vnterwinden?⁵⁾
Ja billich ist es zubewainen,
Das wir vus noch so gros vermainen.

1) In den Originaldrucken dieses und der folgenden Gedichte ist jedesmal das zweite Reimpaar eingerückt (vgl. Wendeler, Archiv f. Litg. 12, 526 Anm.). Spaltenbezeichnungen und Verszahlen sind von mir beigelegt.

2) Vgl. Hirth, Bilderbuch 3 Nr. 1375 und 'Kupferstichkabinet', 1. Jahrg. 1897.

3) Im Original: an. — 4) Im Original fehlt wie.

5) Die Begebenheit ist ausführlich erzählt bei Herodot 7, 11f. Fischart mochte sie übrigens auch aus der Anthologie des Stobäus kennen, die in der Übersetzung von Georg

c) Altersstufen des Mannes. Nr. 3.¹⁾

Zwei Männer mit langem Barte, der zur Linken noch rüstig, der zur Rechten schon gealtert. In der Mitte ein mit vollen Trauben behangener Weinstock. Vor diesem ein Hahn und drei fressende Hennen. Im unteren Teile des Holzschnittes²⁾ steht der Reim:

L Jar still stahn. LX Jar gehts alter ahn.

Darunter die Verse:

- JZunt am höchsten stah die Soñ,
 Nun ist vollkommen gar der Mon.
 Jzunt des Alters Herbstzeit ist,
 Die Trauben sint jz reif vnd frisch:
 5 Aber gleich wie die Soñ am höchsten
 Dem Nidergang ist gleich am nächsten,
 [Sp. 2.] Der Mon abnimt, wan er voll sieht,
 Vnd das reif abfalt eh mans pricht:
 Also wans Menschlich Alter raicht
 10 Zum höchsten, es auch wider weicht,
 Vnd wies mit müh allmach aufsteigt,
 Also mit müh es sich auch naigt.
 [Sp. 3.] Drum wie man fangt all arbeit an
 Wan die Soñ anfangt aufzuan,
 15 Also allweil man noch nimt zu
 Soll man sich rüsten zu der rhu,
 Vnd weil man noch ist wolvernöglich
 Samlen dem Alter, welchs komt trüglich.³⁾

d) Altersstufen des Mannes. Nr. 5.⁴⁾

Links ein Greis, die eine Hand auf einen Stock, die andere auf einen Tisch stützend: rechts ein Alter im Lehnstuhl: hinter ihm der Tod mit einem Stunden-glas in der erhobenen Hand. In der Mitte ein auf der linken Seite fast entlaubter, auf der rechten vollständig kahler Baum. Im unteren Teile des Holzschnittes liest man:

XC Jar der Kinder spot. C. Jar genad dir Got.

Darunter die Verse:

- D^Er baum der sich lang hat gewehrt
 Steht nū verdórt, plos vñ verzehrt.
 Welchs lang sehr mülich auf ist kommen
 Dem ist plótzlich all macht entnommen.
 5 Der stain den man lang anweiz schallt
 Im augenplick zu thal nuu fällt:
 [Sp. 2.] So gar ist war was Jacob sagt
 Als ju der König Pharo fragt
 Wie alt er wer? sprach, Huntert Jar.

Frölich (Basel 1551) eine der Hauptquellen zu seinem Ehezuchtbüchlein bildete. Hier findet sich die Erzählung S. 473f.

1) Vgl. Hirth Nr. 1376 und 'Kupferstichkabinet', 2. Jahrg. (1898).

2) So auch auf dem von Wendeler eingesehenen Exemplar in der Kupferstichsammlung weil. S. Maj. König Friedr. August II. in Dresden. Wendelers Angabe, dass der Vers über dem Holzschnitt stehe, beruht nach einer mir von der Direktion gütigst gemachten Mitteilung auf einem Versehen.

3) Auch das Dresdener Exemplar liest, wie mir die genannte Direktion mitteilt, V. 1 stah, V. 17 wolvernöglich, nicht stat. wol v., wie bei Wendeler steht.

4) Vgl. Hirth Nr. 1378 und 'Kupferstichkabinet' 5. Jahrg. (1901).

- 10 Wol wenig Jar, doch vil gefar,
 Ich hab ain kurze Pilgerfart
 Die mir doch lang von kreuz hie ward.¹⁾
 [Sp 3.] Drum weil wir all sint Pilger hie
 Sollen wir dorthin denken frú:
 15 Dan wer ist, der ziecht durch ain Wald
 Vnd baut ain Haus darinn alsbald?²⁾
 Mit Gnädigster Kayserlicher Befreihung.

Dass die Bildergedichte unter den Stimmerschen Holzschnitten von Fischart verfasst sind, hielt schon Wendeler auf Grund der einen ihm bekannt gewordenen Probe für unzweifelhaft. Die oben zum ersten Male mitgeteilten Reimsprüche liefern eine weitere Bestätigung hierfür. Sprache und Versbehandlung zeigen in allen vier Gedichten echt Fischartsches Gepräge. Besonders kennzeichnend für Fischart ist u. a. die Einleitung zu *a* mit dem gelehrten Hinweis auf die Verwandtschaft von *παῖδα* und *παιδεία*, der uns übrigens auch in einer ähnlichen Stelle in der Prosa-vorrede zum Eulenspiegel³⁾ (hier mit richtigerer Darstellung des etymologischen Vorgangs) begegnet, ferner die Heranziehung einer antiken Erzählung in *b*⁴⁾, die breit ausgeführte Vergleichung in *c*⁵⁾, die Annomination bzw. Wortwiederholung in *a* 3f. 9, *c* 5f. 11f. 13f.⁶⁾, das Anakoluth *b* 9f.⁷⁾, der Schlagreim *d* 7⁸⁾, der Mittelreim *d* 10⁹⁾.

In der Schreibung ist *ai* für mhd. *ei*, *ei* für mhd. *i* streng durchgeführt.¹⁰⁾ Dies berechtigt zu dem Schlusse, dass die oben beschriebenen Holzschnitt-

1) Vgl. 1. Buch Mose Kap. 47.

2) Hierbei mochte Fischart der uralte Hausspruch vorgeschwebt haben:

Wir bauen also feste
 Und sind doch fremde Gäste.
 Da wir sollen ewig sein,
 Da bauen wir gar wenig drein.

3) Häufigens Fischart 2, 12f. „Sintemal der schertz oder schimpff nicht on hohe erfarnuß bey den Griechen von der Jugend den Namen *παιδεία* hat empfaugen, so er fürnemlich den minderjährigen dienstlicher vnd vnverweißlicher dan dem ernsthaften Alter ist zu erkandt worden: Besonder wo er mit glimpff (vgl. die Reime oben *a* 1, 2. darab sich niemand rimpff vnd zu erbauung vund besserung förderlich seyn mag“ usw. — Auch die in *a* 6 enthaltene sprichwörtliche Redensart „Vnd holet sein Prot bei dem Becken“ kommt noch sonst bei Fischart vor: Praktik. Scheibles Kloster S. 568 „Es gilt mir gleich, wann nur die Gläser eingeschenckt sind, ich kauff mein Brot bey dem Becken“; Geschichtklitterung ed. Alsleben S. 200: „ließ daß Vögelin sorgen, holt sein Brot beim Becken.“ — Vgl. Wanders Sprichwörterlexikon 1, 181 Nr. 355 und 216 Nr. 11.

4) Vgl. P. Koch, Der Flöhbaz Diss. Berlin 1892 S. 31. Englert, ZfdPh. 35, 536.

5) Vgl. Englert, ZfdPh. 36, 491.

6) Vgl. Englert, ZfdPh. 35, 536.

7) Vgl. Galle, Der poetische Stil Fischarts Diss. Rostock 1893 S. 28f.

8) Vgl. Galle S. 59.

9) Über diese bei Fischart öfters vorkommende Form des Mittelreims, wobei das erste Reimwort als Mittelreim in der zweiten Zeile des Reimpaars verwendet ist, vgl. Englert, ZfdPh. 36, 391.

10) Dass in dem eingeschnittenen Text ein häufiger als ain steht, kann nicht in Betracht kommen, da dieser Text keine Korrektur zuließ.

bogen in den Jahren 1575—1577 herausgekommen sind.¹⁾ Übrigens ist nicht ausgeschlossen, dass schon früher eine Ausgabe der Holzschnitte erschienen war, welche die Fischartschen Verse bereits enthielt. Jedenfalls sind diese, wie sich aus dem seltenen Vorkommen schwebender Betonungen und aus der verhältnismässig geringen Anzahl von Wort- und Reimspielereien schliessen lässt, kaum später als 1575 erschienen.

Ob die eingeschnittenen Verse auf den Darstellungen der weiblichen Altersstufen „X Jar Kindischer art usw.“, wie Goedeke (Pamph. Gengenbach S. 578 und 582) annimmt, von Fischart herrühren, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls aber sind die oben abgedruckten Verse auf die Weiberfeinde, die Fischart im Ehezuchtbüchlein anführt, von ihm selbst verfasst und gehören vermutlich zum zweiten, vielleicht auch zum fünften Blatte der weiblichen Altersstufen von T. Stimmer. Im ersteren Falle dürfte die ursprüngliche Fassung des Spruches zwei, im letzteren vier Verse (vermutlich die in Parenthese stehenden) weniger enthalten als die im Ehezuchtbüchlein.

2. Italienische Ottaven von Johann Christoph Artopeus, genannt Wolckenstern.

Miss S. Minns in Boston besitzt eine sehr reichhaltige Sammlung von Totentanzbildern und darunter auch mehrere Darstellungen der Altersstufen. Eines der seltensten dieser Blätter ist ein Holzschnitt mit italienischen Stanzen von 'Gio. Christofforo Nunolostella Allemanno'. Dieser Holzschnitt befand sich nebst mehreren anderen Blättern der genannten Sammlung früher im Besitze des Antiquars Ludwig Rosenthal dahier.²⁾ Durch seine Güte wurde es mir möglich, die Adresse der gegenwärtigen Besitzerin zu ermitteln. Auf meine Bitte, mir eine Beschreibung des Blattes und eine Abschrift des Textes zukommen zu lassen, hatte Miss Minns die ganz ausserordentliche Freundlichkeit, mir nicht nur die gewünschte Abschrift und Beschreibung, sondern auch eine sorgfältige photographische Nachbildung dieses und anderer in ihrem Besitze befindlicher Blätter, welche das Thema der Altersstufen oder ein ähnliches zum Gegenstand haben, zur Verfügung zu stellen und alle meine Anfragen mit unermüdlicher Bereitwilligkeit zu beantworten, wofür ich ihr auch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank ausspreche.

Der Verfasser der auf dem genannten Holzschnitte befindlichen italienischen Verse ist zweifellos identisch mit dem Johann Christoph Artopeus, genannt Wolckenstern, welcher die im Jahre 1573 bei Jobin in Strassburg erschienene und von Fischart mit einer gereimten Vorrede versehene deutsche Übersetzung des Ismenius von Eustathios³⁾ nach der

1) Vgl. Fischart. Das Glückhafte Schiff ed. Baesecke S. Xf.

2) Vgl. dessen Katalog 87, Nr. 148.

3) Vgl. Fischarts Werke ed. Hauffen 1. LXIIIff. und 377f.

italienischen Übertragung des Lelio Carani verfertigt hat, und von dem auch die zuerst im gleichen Jahre herausgekommene Scherzpraktik 'Aller Praecticken vnd Pronosticken Großvater'¹⁾ herrührt. Von seinem Leben ist nur wenig bekannt.²⁾ Goedeke bemerkt in seinem Pamphilus Gengenbach S. 527 f. bei Erwähnung der Ismenius-Übersetzung: „Man könnte geneigt sein, Joh. Christ. Artopeus genant Wolekenstern für eins der vielen Fischartschen Namensspiele zu halten. Es hat jedoch einen Autor dieses Namens gegeben, der zur Übung seiner 'angeborenen Teutschen sprach' auch anderes aus dem Italienischen übersetzte und 1573 auch in Mainz bei Caspar Behem drucken liess. Er hatte sich einige Jahre in Cephalonia aufgehalten, wo er als 'gefreyter Landtsknecht' Kriegsdienste tat und in den Mussestunden mit den Söhnen des Fürsten 'Marcus Anthonius Justinianus'³⁾ verkehrte. Sein Bruder, Georg Artopeus, war 'doctor, domparrherr und predicant' in Mainz.“ Leider unterlässt es Goedeke, die Titel der ihm ausser dem Ismenius bekannt gewordenen Übersetzungen von Artopeus sowie die Quelle, aus der die vorstehenden Angaben geschöpft sind, zu nennen. Vermutlich sind diese einer Vorrede des letzteren zu einer von ihm aus dem Italienischen übertragenen Schrift entnommen.

Seine Vertrautheit mit der italienischen Sprache hat sich Artopeus wohl bei seinem Aufenthalte in Cephalonia, das damals unter venezianischer Herrschaft stand, angeeignet. Übrigens mag er sich auch einige Zeit in Italien aufgehalten haben. Seine Übersetzertätigkeit und weit mehr noch sein 'Discorso della vita humana' beweist, dass er des Italienischen in hohem Grade mächtig war. Vergleicht man diese Strophen mit den Reimen seiner Praktik, so muss es auffallen, wie gewandt er in einer fertigen Literatursprache seinen Gedanken dichterischen Ausdruck zu verleihen weiss, während sich seine deutschen Verse hinsichtlich der sprachlichen Form kaum über die Durchschnittsleistungen der deutschen Poesie jener Zeit erheben. eine Beobachtung, welche man auch bei den neulateinischen Dichtern des Zeitalters machen kann, die nebenbei auch Verse in ihrer Muttersprache schrieben. Was die Behandlung des Stoffes betrifft, so erscheinen die von ernster und gedankentiefer Lebensbetrachtung

1) Vgl. A. Schmidt. Zentralblatt für Bibliothekwesen 10, 446f. und Hauffen, Euphorion 5, 253f.

2) Der Umstand, dass Fischart die Ismenius-Übersetzung mit einem poetischen Vorwort einleitete, berechtigt nicht zu dem Schlusse, dass Artopeus in näheren Beziehungen zu ihm stand. Fischart mag diese Vorrede so gut wie manche andere Beigabe zu fremden Schriften auf Wunsch seines Schwagers Jobin oder auch zufolge seiner redaktionellen Tätigkeit im Jobinschen Verlage auf eigene Faust eingefügt haben. Dass ein engerer Verkehr zwischen ihm und Artopeus bestand, erscheint sogar dadurch ausgeschlossen, dass Fischart bei der Herausgabe seiner Praktik von 1574, wie aus den Einleitungsversen („O du Kleinvatter aller Practich usw.“: vgl. Fischarts Dichtungen ed. Kurz 3. 33) zu entnehmen ist, noch nicht wusste, dass Artopeus der Verfasser von 'Aller Praecticken Großvater' war.

3) Die Giustiniani waren eine berühmte venezianische Adelsfamilie.

erfüllten Strophen des Artopeus von den übrigen bis jetzt bekannt gewordenen Dichtungen, denen das gleiche Thema zugrunde liegt, so gut wie vollständig unbeeinflusst.

Leider ist auf dem Holzschnitt weder Ort noch Zeit des Erscheinens angegeben. Indessen lässt der Stil der künstlerischen Darstellung sowie die Form der für den Druck der Ottaven verwendeten Typen kaum einen Zweifel darüber, dass das Blatt in einer italienischen Offizin hergestellt worden ist. Die Zeit des Erscheinens dürfte wohl zwischen 1560 und 1580 liegen. Ich lasse nun eine Beschreibung des Blattes nebst vollständigem Abdruck des in mehrfacher Hinsicht beachtenswerten Textes folgen.

Der Bogen besteht aus zwei an der Seite zusammengeklebten Blättern. Der von Strichen eingefasste Holzschnitt ist 71 *cm* breit und 52 *cm* hoch. Der untere Rand und die Seitenränder sind in dem mir vorliegenden Exemplare weggeschritten. Auch der Oberrand ist bis hart an die Überschrift abgetrennt. Diese lautet:

DISCORSO DELLA VITA HVMANA VIRILE DI GIO. CHRISTOFFORO NYVOLOSTELLA, ALLEMA(NNO)¹⁾ | POSTA SOPRA VNO CERCHIO. QVASI IN FORMA DI ZODIACO, ET DI DODECI FIGVRE HVMANE, IN VECE DI DODECI SEGNI CELESTI. CON I SVOI COMPOSITI. ORNATA; NEL CVI CENTRO APPARE, | che l'Alma Natura, con vna chiaue alzata, apra la vita, ad ogni creato mondano; Et per contra, la transmutabil Morte, in vno iste(ss)o²⁾ motto, con la chiaue abbassata, la vita d'ogni creato in questo instabil Mondo, riserri sin all' vltimo giorno che gli corpi humani | risuseitaranne; V'apparano ancora, in vece di quattro stagioni, quattro molestie, (ci)ò²⁾ siano passioni all' Animo humano, i quali esponga ogn' vno à modo suo. Vale.

In der Mitte des Holzschnittes befindet sich eine mit dem Oberkörper aus dem Erdboden ragende Janusgestalt, deren linke Hälfte ein jugendliches Weib mit fünf Brüsten und deren rechte den Tod als Gerippe darstellt. Ersteres hält einen erhobenen, letzterer einen gesenkten Schlüssel in der ausgestreckten Rechten. Auf dem Kopfe des Weibes erblickt man eine aufwärts gerichtete, auf dem des Todes eine sich niedersenkende Rose. Unter der Doppelfigur steht „JANVS“. Zur Linken befindet sich ein bis zu den Hüften aus dem Erdboden ragendes Knäblein, in der erhobenen rechten Hand ein Ei haltend, dem eben ein Vöglein entschlüpft. Zur Rechten liegt ein nackter Greis tot auf der Erde hingestreckt, das Angesicht nach unten gekehrt. Neben ihm sieht man einzelne Teile einer zersplitterten Krone. Unter dem Kinde befindet sich eine Null, unter dem Toten drei Nullen, über ersterem ein unbeschriebenes, über letzterem ein beschriebenes Spruchband, das die Worte zeigt: MORS OMNIBVS

1 Die eingeklammerten Buchstaben fehlen in dem vorliegenden Exemplar, da die obere rechte Ecke des Bogens weggerissen ist.

2 Das Eingeklammerte ist von mir ergänzt. Die betreffenden Buchstaben im Original sind in dem vorliegenden Exemplar durch Zusammenkleben der beiden Blätter verdeckt.

IDEM. Ein über der Gruppe befindliches Band trägt die Inschrift: OMNE MORTALE FINIT. Unter der Gruppe stehen nebeneinander die drei folgenden Ottaven:

Con gran confusion, e merauiglia,
 Quasi nel centro di Gorgon infernale:
 La materia gentil la forma piglia
 Ne la concession, à se eguale.
 Che l'human corpo si lo rassimiglia,
 Ne l'istesso desir, ch'el motto vale.
 Vien poi al Mondo, concetto in peccato,
 Bersaglio di affani, e stenti nato.

Apro le vene de l'oscuro Mondo,
 Co'l nutrimento del mio dolce petto.
 Fò liet' ogni mortale almo, e giocondo,
 Nel rimirar il suo proprio diletto;
 Co'l tempo poi in me fe(?)ro¹⁾, & ascondo,
 Il corruttibil' odio, & il sospetto.
 Per la nemica man del(1)a²⁾ Sorella
 Ch'à me la uita dona, & morte à quella.

Qual miserabil' huom. ch'al mondo nasce,
 Non si ricorda del breue morire;
 A pena è pur snodato da le fasce,
 Ch'in parte brama l'altrui ben fruire.
 Non sà, ch'in molti³⁾ egli si pasce,
 Li quali in breue li conuien patire:
 Et sà, che non li resta, che l'ingombra,
 Altro, che fama, e che cenere, & ombra.

Links von der in der Mitte des Holzschmittes befindlichen Gruppe erblickt man die drei Grazien (EVFROSINA, THALIA, AGLAIA), rechts die drei Parzen (CLOTHO, LACHESIS, ATROPOS). Über jenen steht auf einem Bandstreifen: VIRTVS VNITA VALET, über diesen: Mens IMMOTA MANET.

Unter dem Bilde der Grazien steht die folgende Strophe:

In bello, vago, e gratioso aspetto,
 In vn congiunte habbiamo le nude braccia
 Per mostrar ad altrui palese il petto.
 Il gentil cuor, e l'amorosa faccia:
 Così fa l'huomo, ch'è fuor di sospetto,
 Di quel horror, che le virtù discaecia:
 E rende, à chi gliel' diede assai maggiore,
 La fama il preggio, l'vtile, e l'honore.

Unter dem Bilde der Parzen liest man die folgenden Verse:

Siam noi tre in vn varie conteste,
 E sol l'Eternità ci cuopre, e cinge,
 Di sempiterno vel, alquanto meste,
 Che la necessità tal'hor e'astringe:
 Et se ben siamo vecchie, siam pur preste
 Con le man sempre, e chi lo stame finge
 In varij modi, onde l'humana vita
 Viene, e sen'và, à l'vltima partita.

1) Zwischen e und r scheint durch Zusammenkleben der beiden Bogen ein Buchstabe ausgefallen zu sein.

2) Das zweite l ist überklebt.

3) Hier ist wohl aus Verschen ein Wort ausgelassen.

Um die mittleren Gruppen reihen sich in einem Langkreise, nach Art der Tierbilder des Zodiakus angeordnet, Darstellungen von zwölf Lebensaltern, von denen die sechs ersten in aufsteigender Reihe auf die linke, die übrigen sechs in absteigender Reihe auf die rechte Seite des Holzschnittes verteilt sind. Die einzelnen Bilder, denen zur Bezeichnung der verschiedenen Altersstufen die Ziffern 10, 20 usw. bis 120 beigesetzt sind, stellen dar:

1. (10 Jahre) Sitzender Knabe, ein Windrädchen in der rechten Hand haltend. — 2. (20 Jahre) Dahinschreitender Jüngling, mit einem Massstab in der Rechten und einem Richtblei (?) in der Linken. — 3. (30 Jahre) Mann in der Tracht eines römischen Kriegsmannes, mit einem Schwert zur Seite und einem Hermeshut in der Linken. — 4. (40 Jahre) Mann mit dem Merkurstab in der Linken und Handschuhen (?) in der Rechten. — 5. (50 Jahre) Mann, die Rechte auf einen Schild stützend, mit der Linken eine gestikulierende Bewegung machend. — 6. (60 Jahre) Mann mit einem Buche in der Linken und einem Zepter in der Rechten. — 7. (70 Jahre) Mann mit einer Krone in der Linken. — 8. (80 Jahre) Mann, den blatternarbigem Kopf einer männlichen Leiche (?) in der linken Hand haltend. — 9. (90 Jahre) Gebückter Greis, die Rechte auf ein Steuerruder (?) gestützt. — 10. (100 Jahre) Gebückter Greis, auf einen Stock gestützt, in der Rechten eine Kugel (?) haltend, die er sinnend betrachtet. — 11. (110 Jahre) Alter auf Krücken, mit einer Sanduhr in der rechten Hand. — 12. (120 Jahre) Ein sich zum Grabe niederbeugender Alter, der seine Krücken hat fallen lassen, von einem auf dem Boden liegenden, lorbeerbekränzten Totenkopf angegrinst.

In der Mitte des unteren Halbkreises, zwischen dem zehnjährigen Kinde und dem 120jährigen Greise, befindet sich ein Kirschbaum, dessen linke, dem Knaben zugewandte Hälfte einen grünenden Ast trägt, während die dem sterbenden Alten zugekehrte rechte Seite abgestorben ist. Über den Baum zieht sich ein Spruchband mit der Aufschrift: *SPIRANDO SPERO*. Oben in der Mitte, zwischen dem Sechzigjährigen und dem Siebzigjährigen, befindet sich eine fruchttragende Palme, darüber eine Bandrolle mit dem Spruch: *SPEI MELIORA FERRO*. Den übrigen Altersstufen sind folgende Bäume als Symbole beigegeben: 20 J.: Mandelbaum, 30 J.: fruchttragender Apfelbaum, 40 J.: fruchttragender Pfirsichbaum, 50 J.: Ölbaum, 80 J.: Eiche, 90 J.: Pinie (Föhre?), 100 J.: Maulbeerbaum, 110 J.: Pflaumenbaum.

Ausserdem erscheinen auf den Darstellungen der einzelnen Altersstufen noch Tiergestalten als Simbilder, denen ebenso wie den Bäumen die lateinische Benennung beigesetzt ist. Es sind die folgenden: 10 J.: Eichhörnchen, 20 J.: Lamm, 30 J.: Rehböckchen, 40 J.: Pferd, 50 J.: Ochse, 60 J.: Löwe, 70 J.: Elefant, 80 J.: Kamel, 90 J.: Bär, 100 J.: Affe, 110 J.: Dachs, 120 J.: Maulwurf.

Über jeder Darstellung befindet sich eine Bandrolle mit einem Motto. Die zwölf Sprüche lauten: 10 J.: FATVIS LEVIA COMMITTITO; 20 J.: TRAHIT SVA QVEMQVE VOLVPTAS; 30 J.: VIRTVTEM HONOR SEQVITVR; 40 J.: NON IN MOLE SED PECTORE VIRTVS; 50 J.: VIRTVS NON SPLENDOR COMMENDAT; 60 J.: FIRMATE RESISTVNT; 70 J.: MODERATE DVRAVT; 80 J.: NON SVFFICIT AD SINGVLA SENSVS; 90 J.: PRVDENTIBVS MINISTRIS VTENDVM; 100 J.: OPTIMVS CVNCTISQVE MODVS; 110 J.: DVM VIVO PROSVM; 120 J.: IN MORTE VITA.

Unter den einzelnen Darstellungen stehen die folgenden Ottaven:

[10 J.]

In gioco, in festa, in cibo delicato,
In riso, in canto, in gemme, in oro fino:
Col semplicetto amor vien' alleuato
Nel seno della Madre il fanciullino:
Non si riposa nel tempo più grato,
Spirando sempre à via più grandestino:
Ma molte cose preponiamo noi.
Che Dio non ci concede forse poi.

[20 J.]

Qual cera, ò marmo, ò duro diamante.
Con cui industriosa man risponde:
Qual piombo, argento, ò qual oro prestante
Con cui vn diuin spiiito s'infonde:
Qual sopra human virtù si caccia inante
Ne le tenere guancie, alme, e feconde,
Riman per sempre nel figliuol cortese,
Poiche dal maestro suo, l'origin prese.

[30 J.]

In motti, in tratti, & infinite vie,
Con cui vn van desir sempremai minaccia
Con magnanimità, & in brauarie
La giouinezza il¹⁾ tempo scaccia,
Non teme fraude, inganno, ò simonie,
Pur che'l paterno germe maggior faccia,
Et in honor la vaga vita stenda.
Che per virtù infin la gloria prenda.

[40 J.]

I graui studi con sano intelletto
Vò discorrendo de la nostra vita,
Hò sempre di ragion armato il petto
Col gran fauor de la superna aita.
Spero di farmi vn'huom ben perfetto,
In qual si voglia vnica partita.
Col tempo, se inuidia alcun' oltraggio,
All'huom non fà, che in virtute, e saggio.

[50 J.]

Col cuor altier, e con l'animo inuito,
Col pie di piombo, e con pesata mano
Dò buon consiglio, e faccio buono partito
A ciascheduno del genere humano.
Hò il bene, e il male nel mio pensier vnito
Con animo di vincer il più strano.
Quantunque per diuersa, e strana via,
Gionto horamai à questo passo io sia.

[60 J.]

Con l'occhio de la mente à torno miro,
E vedo più di quel, che non si crede.
Di pensier in pensier al segno tiro,
Sperando in quel, che'l tutto pur prouede,
E veggio molte volte con sospiro
Come la vanità con noi procede:
Et resto in dubbio ne la mente mia,
Se inanz' io vadi, ò pur qui fermo stia.²⁾

[70 J.]

Stò saldo nel pensier del grand'acquisto,
Et vniuersalmente ne l'honore:
Hò il Cuor co'l proprio ben alquanto misto,
Sò sopportar, e rider con dolore,
Sò bene, che il buon val meno del tristo,
Et che si guarda in faccia, e nò nel Cuore.
Ancora io sò, che'l tempo ci distrugge,
Qual fumo al vento, nostra vita fugge.

[80 J.]

Hò visto al Mondo le delitie vane,
Il lasciuetto amor, i suoni, i canti,
Et altre insidiose trame insane,
E del vano desire i risi, e pianti.
Tutte son cose pur d'hoggi al dimane,
Et non ci resta in cui l'huomo si vanti
Perche sò, che per natural procura,
Qual fragil vetro, nostra vita dura.

1) Hier mag suo ausgefallen sein.

2) Vgl. „50 Jahr: stille stan“ in dem alten Reimspruch.

[90 J.]

Vattene vano amor, vano diletto,
 O pompe vane, e tu vano desire:
 Non vò, saluo quel sommo ben nel petto,
 Ch'in su'l legno per noi volse morire.
 Chi quello abbraccia con amor perfetto,
 Mai in eterno non potrà perire.
 In tutto il resto non è alcun guadagno,
 La mortal vita è come tela di ragno.

[100 J.]

Confusamente hormai vò per le hore,
 E me ne rido del Mondo fallace.
 In me pian piano, ogni diletto more,
 Che così à Dio, e à la Natura piace.
 Non hò più voglia del fallace amore:
 Anzi ogn'hor bramo la desiata pace.
 Già fui il più de g'altri furibondo,
 Et hora son la fauola del Mondo.¹⁾

[110 J.]

A capo chino, con incerto passo.
 Con le forze mancate, e'l corpo essangue.
 Il senso se ne v`a debile, e lasso,
 Serpendo, come f`a tra l'herba l'Angue:
 In vece d'ogni formidabil spasso,
 L'alma dal corpo di partir si langue,
 Sperando, che vn sol sospir sia quello,
 Che me riporti al sempiterno hostello.

[120 J.]

Le mani, i piedi, gl'occhi, e'l gusto manca,
 Insieme con la forza vigorosa.
 L'alma hormai di questa carcer stanca:
 Non spera più quì giù alcuna cosa.
 Perciò prego la somma destra franca,
 Che mi conceda sua luce amorosa,
 Però, ch'`a pena hò quì veduto il giorno,
 Et hora ne l'antica Madre torno.

In den vier Ecken befinden sich die folgenden Sinnbilder menschlicher Leidenschaften: a) unten links (neben der Darstellung des 20. und unter der des 30. Lebensjahres) Bogen und Köcher mit Pfeilen, dabei das Motto: AMOR MELEACERIS SINON. b) oben links (über der Darstellung des 40. und neben der des 50. Lebensjahres) ein herunterstürzender geflügelter Eselskopf mit dem Spruche: ILLICTVM NON OPTANDVM, c) oben rechts (neben der Darstellung des 80. und über der des 90. Lebensjahres) ein von einer Schlange unwundenes Herz mit dem Spruche: INVIDIA SIBI VENENVM, d) unten rechts (unter der Darstellung des 100. und neben der des 110. Lebensjahres) ein am Eingang seiner Höhle liegendes Tier (Hamster?), davor Geldstücke, mit dem Motto: AVARITIA NEMINI BONVM.

Neben diesen allegorischen Bildern stehen die folgenden Ottaven:

a)

Niuna stagion contra di me si serra,
 Ne cosa alcuna, che sia sotto le stelle:
 Il fuoco, l'Aria, l'Acqua, e ancor la Terra
 Vinco, con tutte l'altre cose belle:
 Faccio ad ogni mortal diuersa guerra,
 E spesso cangio la dolcezza in felle.
 Son crudele, son perfido, & son ingrato:
 Ma pur io son da tutt'il Mondo amato.

b)

L'huomo, che di ragion ha poca cura,
 O non s`a differir il ben dal male,
 Viuendo se ne v`a, a la sieura,
 Senza pensar quanto l'ingegno vale.
 Non se n'auuede poi, ch'il tempo fura,
 L'immondo desir²⁾ d'ogni mortale,
 Ma resta sempre goffo, & imbello,
 Se Iddio non gli purga il ceruello.

1) Vgl. „90 Jahr: der Kinder Spott“ in dem alten Volksreim.

2) o (oder e) wohl aus Verschen apokopiert.

e)

Hò colmo di veleno il busto integro,
 Che per la mente de' mortal infondo,
 Ruodo co'l defraudabil dente allegro
 Tal'huom, che senza me saria giocondo,
 Vorrei col guardo solo, infausto, & egro
 Cacciar ogni virtù dal sommo al fondo.
 Et hò me stessa in odio, il Mondo, e Dio,
 Posta per merto ne l'eterno oblio.

München.

d)

Ne' feminil ingegni de mortali,
 E in quei, che sono di virtute ignudi
 Viuo souente, e per lor spiego l'ali,
 Per lor riparo son colonne, e scudi:
 Acciò, ch'ogni valor per mille mali
 In me confuso stia, in me si chiudi:
 Non fu mai vitio al mio simile al mondo.
 Ch'ù me medesma ogn'hor mi furo e
 ascondo.

Die Bibliothek eines Hexenmeisters.

Von Paul Beck.

Im Herbst 1894 wurde das Grab eines ein paar Tage alten Knäbleins auf dem Gottesacker von Grünkraut im Oberamtsbezirk Ravensburg durch ein Loch in der Mitte des Sargdeckels, so gross, dass man mit dem Daumen hineingreifen konnte, wohl nächtlicherweile geöffnet. Wieder im Herbst 1895 wurde auf dem protestantischen Kirchhof zu Azenweiler, Gemeindeverbands Grünkraut, das Grab eines nicht viel mehr als drei Monate alten Knäbchens geöffnet; im Sargdeckel zeigte sich ein offenbar mit einer schmalen Haue oder einem breiten Bickel eingeschlagenes Loch, das sich nicht in der Mitte des Sargdeckels befand, sondern 42,5 *cm* vom oberen und 26 *cm* vom unteren Ende des Sarges entfernt war, somit ungefähr über den Geschlechtsteilen des Kindes lag. Während der Sargdeckel am oberen Rande des Loches ziemlich glatt durchgeschlagen erschien, war das untere Ende stark zerfetzt, zerrissen und an einem Ende etwas tiefer eingeschlizt. Das Loch war mit einem stumpfen Instrument aufgebrochen und ganz faserig; es war 5 oder 6 *cm* lang und 5 *cm* breit; mehr als zwei Finger konnten nicht durch das Loch in den Sarg hineingesteckt werden. — Bei dieser Grabschändung konnte es sich nicht um einen Raub, sondern nur um einen Akt der Rache oder wahrscheinlich des Aberglaubens (durch einen sogen. Wunderdoktor) oder auch um die Tat eines Geisteskranken handeln.

Ein Verlaucht wegen dieser Handlung¹⁾ fiel auf den 37 Jahre alten ledigen Medikaster und Geheimkünstler Joseph Wetzel von Knollengraben bei Grün-

1) Merkwürdigerweise wurde etwa vier Jahrhunderte früher (um 1586) ein gewisser Georg Buleney aus dem nahen Hinzistobel wegen Mord, Raub, Notzucht, Zauber mit Kindsfingern und dergl. im Klettgau hingerichtet.

kraut, der einer alten Schatzgräber- oder Wunderdoktorfamilie angehörte, in der dies Gewerbe schon seit Generationen betrieben wurde. Bei der durch die Staatsanwaltschaft Ravensburg angeordneten Haussuchung fand sich nun eine ganze Bibliothek von mehreren hundert teils handschriftlichen, teils gedruckten Zauberbüchern. Die Behörde übergab mir dies Material mit dem Ersuchen, die Schriften möglichst daraufhin durchzusehen, ob sich nichts auf die fragliche Leichenschändung Bezügliches darin vorfinde. Doch nur in einer Handschrift: 'Gerhardi Cremonensis geomantia astronomica' (unten Nr. 88) entdeckte ich ein Mittel contra colicam: „den Nabel eines Kindes in einen silbernen Ring eingelassen.“ Da in dem Verfahren nichts herauskam, musste dem Wetzel die Zauberbibliothek wieder zurückgegeben werden. Die Hauptsachen daraus verzeichne ich nachstehend.

1. Die ägyptischen grossen Offenbarungen, in sich begreifend die aufgefundenen Geheimnißbücher Mosis; oder des Juden Abraham von Worms Buch der wahren Praktik in der uralten göttlichen Magie und in erstaunlichen Dingen, wie sie durch die hl. Kabbala und durch Elohim mitgetheilt worden. Sammt der Geister und Wunder Herrschaft, welche Moses in der Wüste aus dem feurigen Busch erlernt, alle Verborgenenheiten der Kabbala umfassend. Aus einer hebräischen Pergamenthandschrift von 1387 im 17. Jahrhundert verteutscht und wortgetreu herausgegeben. Köln a. Rh. bei Peter Hammer. 1725. (Neudruck o. J. u. Druckernamen. 375 S. mit einer Zeichenerklärungstafel. Dazu ein gedrucktes Exlibris: 'Ego sum ex libris Andreas Wetzel Bannwart † in Knollengraben'.)

2 (Hs.), 1. Der Heiligen Gertrudta Himmlische Anmuthungen und Gebether. Wahrlich wahrlich sag ich euch . . . Gedruckt in Cölln MDVI (1506). (Wörtliche Abschrift eines gedruckten Exemplars mit der warhaftige Abconderfetzung der HE. Gertrudten Abtissin zu Elschede, Frauenkloster zu Nivel in Brabant.) Handschrift von 18 Bl. mit vielen Zeichenabbildungen. — 2. Beigebunden 10½ beschriebene Blätter mit allerhand hsl. Geheimmitteln, Beschwörungen, Besegnungen, Bannsprüchen, anscheinend aus einem gedruckten Buche. Schluss: 'Omnia ad maj. Dei gloriam'.

3. Das sechste und siebente Buch Mosis, d. i. Mosis magische Geisterkunst, das Geheimniß aller Geheimnisse. Wort- und bildgetreu nach einer alten Handschrift mit 23 Tafeln. 33 Bl. (unpag.) mit vielen Zeichentafeln.

4. Nigromantisches Kunstbuch, handelnd von der Glücks-Ruthe, dem Ring und Krone Salomonis, den Fürsten-Geheimnissen, den dienstbaren Krystall-Schatz-Geistern u. andern wunderbaren Arcana. Nach einer Handschrift aus der Bibliothek eines Fürststabes aus vorigem Jahrhundert wortgetreu und mit allen Abbildungen veröffentlicht. Köln a. Rh. 1713. Bei Peter Hammers Erben. 143 S. (Neudruck o. O. u. J.)

5. (Hs.) Gebete an die heilige Corona, Erzschatzmeisterin über die verborgenen Schätze, Vorsprecherin der armen Leuthe und Gebietherin der bösen Geister usw. Nebst einer leichten Art natürlicher Weise Schätze zu graben. Nach dem authentischen Manuscript, welches im Vatikan zu Rom aufbehalten wird. Cölln bei J. J. Köper. 61 S.

6. (Hs.) Schlüssel Salomonis, Beschwörung und Zittirung über die Geister der Finsterniß. Ausgabe vom Jahre 1421. 92 S. Schluß: 'Gelobt sei Jesus Christus. Amen'.

7. (Hs.) Conjunction Nobilis Johannes Kornreutheri Ordinis St. Augustini Prioris. Magia ordinis artium et scientiarum abstrusarum. Ao. 1515 Abschrift eines lateinischen Werkes mit Zeichen. 6 Bl.

8. (Hs.) Verschiedene Geheimmittel. Den Hauptteil des Bandes bildet ein im 18. Jahrhundert geschriebenes Rezeptbuch von 211 S., nur bis S. 63 paginiert. Vorn von einer neueren Schrift fünf Geheimmittel. Es folgt ein hsl. Anhang über verschiedene

geheime Arcana (eine Art Sympathiebuch von 153 S.). Einiges aus Agrippa von Nettesheym, einiges aus den Geheim- und Sympathie-Mitteln des alten Schäfers Thomas: Auszug aus Joh. Joachims Bechers Chymischem Glückshafen.

9. Albertus Magnus Bewährte und approbirte symp. und natürliche aegyptische Geheimnisse für Menschen und Vieh. Für Städter und Landleute, 3. u. 4. Theil. Reading [= Reutlingen], bei Louis Enßlin. 68 S. — 2. Teil. 80 S.

10. Das Buch der Geheimnisse, 4. Teil des Albertus Magnus. 3., mit einem Anhang vermehrte Auflage, Reading 1852, bei Louis Enßlin. 72 S.

11. (Hs.), 1. St. Gertrudis von Nivel aus Brabant. Abtissin Ordinis St. Benedict. Anno 1504. 16 Bl. (Vornehme Lehr über Schätze, welche von Geld oder Gut bestehen, wobey sich gute Geister noch befinden, und daß man es leicht an sich bringen kann ohne Verhinderniß des Satans.) — 2. Citation oder Bezwingung des Satans, womit sich einer, welcher aus reiner Absicht vor sich und die seinigen wegen Armuth oder sonst Angelegenheiten, welche ihn dazu bewegen, helfen kann ohne eine Gefahr seiner Seele. 26 S.

12. (Hs.) Wahrhafter Jesuiten-Höllenzwang (9 Beschwörungen und eine Abdankung). 16 S.

13. 1. Der heiligen Corona Schatzgebet (nach einer Abschrift von 1636). 10 unpag. S. kl. 4^o. — 2. Ein oft probirtes Stück, wie man einen verborgenen Schatz heben soll. 9 S. — 3. Daß durch einen Geist alle Dinge geoffenbart werden (von dem Cartäuserpriester Fr. Rom. Geiger). 7 S. — 4. Arcanum Experientia praetiosum (vom Kloster Salmansweiler. 5 S. o. O. u. J.

14. Neuntägiges Gebet zur hl. Jungfrau und Martyrerin Corona, in Armuth und Noth zu gebrauchen. (Anm. Dieses Corona-Gebet aus der ehemaligen Carthause Buxheim, ein mit zierlich gemalten, mit Gold aufgehöhlten Initialbuchstaben vorhandenes Manuscript aus dem 15. Jahrhdt., wo auf dem Einband die Jahrzahl 1470 aufgedruckt war, hat der Carthäuserpriester Romuald Geiger i. J. 1806 abgeschrieben und aus dem altdutschen in der Neudeutsche getreu übertragen, auch das Titelbild richtig abmalen lassen.) 32 S. o. O. u. J.

15. Die Salomonische Conjunction. 7 S. unpaginirt o. O. u. J. Mit einer kabbalistischen Zeichnung auf dem Titelblatt. Lateinisch.

16. 1. Der goldene Habermann MDV. (Nach einer Druckschrift auf Pergament vom Kloster zu Füßen.) 4 Bl. mit kabbalist. Zeichnungen. Der verzierte Umschlag stellt den Habermann vor, neben dem ein Hase aufspringt. — 2. Der goldene Habermann, gedruckt zu Sachsen-Weimar MDCI (1601). 5 Bl. unpaginiert, mit verziertem Titelblatt, aber wieder mit dem Hasen. Mit vielen Zeichen und zum Teil lateinisch. — 3. Habermann Ao. 1401 (Ex bibliotheca Jesuitarum Mindelsheimensi). 1 Bl.

17. 1. Nobilis Johannes Kornreutheri, Ord. St. Aug. Prioris, Magia Ordinis artium et scientiarum abstrusarum. Anno 1515 post partum Mariae. 6 Bl. kl. 4^o o. O. u. J. mit Zeichen. Lateinisch. — 2. Unterricht vom Gebrauch des Erdspiegels. 1658. (Aus dem Kapuzinerkloster in Immenstadt: eine Handschrift des Kapuzinerpaters Franz Seraph. Heider daselbst.) 5 Bl. unpag. o. O. u. J. — 3. Doctoris Johannis Fausti sogenanntes Manuale Höllenzwang. Wittenberg Anno 1524. 11 Bl. mit Zeichen. Neudruck o. O. u. J. kl. 4^o.

18. 1. Die wahre und hohe Beschwörung der hl. Jungfrau und Abtissin Gertrudis. 9 Bl. z. T. mit chaldäischen Lettern. Enthält wieder eine Abdankung des Fr. Rom. Geiger, Cartäuser 1808. (Dieses ist nach einer eigenhändigen Schrift von dem Cartäuser Rom. Geiger. In diesem obigen Manuscripte vom Kapuzinerkloster in Türkheim waren mit schöner Schrift auf dem letzten Blatt diese 72 Namen Gottes¹⁾ noch besonders beigefügt wie folgt.) Mit blauem, verziertem Umschlag mit dem Bildnis der Gertrud. Neudruck o. O. u. J. — 2. Libellus St. Gertrudis, d. i. Hauptzwang der Geister zu menschlichen Zwecken, cum licentia Papali. Romae Ao. 1403. 2 Bl. kl. 4^o o. O. u. J. mit blauem verz. Umschlag. Neudruck. (Mit einer Vorbemerkg. von P. Roman Geiger, Cartäuser. 12. Juli 1809, wonach dieses ursprünglich auf silbernen Platten eingravirte

1) [Vgl. oben 13, 444. 14, 408 über die 72 Namen Gottes.]

Libell aus dem Jesuitenkloster zu Landsberg stammt). — **3.** Der goldene Brunnen. 3 Bl. kl. 4^o mpag. mit Zeichen und blauem verz. Umschlag o. O. u. J. — **4.** Tagelöhnersgebet. 2 Bl. kl. 8^o mit blauem, verziertem Umschlag. Neudruck o. O. u. J. (Am Schluss steht: Dieses Tagelöhnergebet war dem Koronagebet von dem Carthäuserkloster Buxheim beigegeben und von R. Geiger ebenfalls abgeschrieben und ins Neudutsche gebracht worden.)

19. *Conclavis Romanis*. Die kräftigste Geistkunst. 11 Bl. mit blauem Umschlag. (Titelbl. mit dem Papstwappen und der Unterschrift: Pius VII. P. Max. 1801 mit einem Vorbericht von Joh. Anton Schmidt aus der Ges. Jesu, Köln a. Rh. den 10. März 1801.)

20. *Triunnum Perfectum Magiae Albae et Nigrae*, d. h. 1 Bücher, darin die wahre Magische, Astrologische, Geometrische und Chymische Weisheit, gute und böse Geister zu citiren und zu allem Gehorsam zu bringen, aus dem VI. und VII. Buch Moses und *Tabella Rabellina*. Neudruck. 20 Bl. kl. 8^o o. O. u. J. — Darin: *Liber Secundus Tabella Rabellina*, Geister Commando, id est *Magiae Albae et Nigrae*, *Citatio Generalis* für alle Geister. Romae in Vaticano ad Arcanum Pontificatus, gedruckt im Jahr 1531.

21. **1.** *Arcanum Magicum*, nempе *Speculum magicum metallicum verum et approbatum*, d. i. der magische Metallspiegel. 17 Bl. kl. 8^o mit Titelbl. o. O. u. J. mit Zeichen. — **2.** *Theophrastus Paracelsus*. Von Bereitung des Steins der Weisen und von der Heilung des Steins und Podagras (wortgetreu nach einem einst für 360 fl. erworbenen Pergamentdrucke). 7 Bl. Am Schluss steht: Gedruckt zu Basel bei Sam. Apiario MDCXXIII (1624). Neudruck.

22. **1.** Der gerechte Kornreuther (lat.). 3 Bl. — **2.** Cabulaischer Schlüssel. 7 Bl. — **3.** Seelenruf. 4 Bl. mit Zeichen. — **4.** M. Danielis Caesaris *Spiritus familiaris* (1730 in dem Kapuzinerkloster in Füssen auf Pergt. mit Zeichen geschrieben). 6 Bl. — **5.** Charakteres und Zettelchen gegen den Hagel, wie auch andere Hagel- und Blitzableitungen, 1 Bl. mit Zeichen. Neudruck o. O. u. J.

23. (Hs.) *Libellus Sanctae Gertrudis*, d. i. Hauptzwang der Geister zu menschlichen Diensten. Cum licentia Papali. Romae Anno 1403 (= oben Nr. 18).

24. (Hs.) Beschwörung des Kornreuter. Neuere Abschrift von Nr. 7.

25. (Hs.) **1.** Der goldene Habermann. Neuere Abschrift von Nr. 16, aus Füssen und Mindelheim; sogar der Umschlag mit dem Habermann ist mit der Feder abgezeichnet. — **2.** Konjuration, um die Schätze der Erde herzuzeigen. 1506. Meist lateinisch.

26. (Hs.) Geheime Schatzstellung. Ausgabe Ao. 1181. Neuere Abschrift.

27. (Hs.) Der Wandersmann, oder das hl. Tagelöhnersgebet. Neuere Abschrift.

28. (Hs.) Eine starke Beschwörung, um die Geister herzuzeigen. Ältere Hs. 5½ Bogen mit einer Kreiszeichnung. Am Schluss steht: „Durch mich Obwald Fürstnegger [? Fussenegger] geschrieben Anno Domini 1753 zu Otterswang.“

29. (Hs.) Der hl. Corona Schatzgebet. Nach einer Abschrift von 1636. Neuere Handschrift.

30. (Hs.) *Magia Divina*, oder gründ- und deutlicher Unterricht von den fürnemsten Cabbalistischen Kunststücken der alten Israeliten . . . zum Druck befördert und mit Figuren geziert, der Welt mitgetheilt von L. v. H., der geheimen göttlichen Weisheit Liebhaber, Anno 1745. Abschrift. 11 Bl.

31. (Hs.) **1.** Geheimniß, welches lehrt, einen Meergeist und Erdgeist zu berufen. Nach der Lehre vom Vater Bernhardus. — **2.** Offene Stunden nach Pius Quintus 1502. 3. Teil. 6 Bl. (Hs. von etwa 1800).

32. (Hs.) Gewaltige Konjuration, um die von Menschenhänden versteckten Schätze herzuzeigen. Aus dem 6. und 7. Buch Mosis. Ausgabe 1121. 8 Bl.

33. (Hs.) Die alte griechische Zwangsmesse, zum Binden und Auflösen aller guten und bösen Geister, sowie aller geheimen und geheimnißvollen Sachen. Gedruckt zu Köln Anno 1505 (Neuere Abschrift, wahrscheinlich von Wetzel.)

34. (Hs.) Heimliche Offenbarung St. Gertrudis von Nivel aus Brabant, Abtissin Ord. Sct. Bened. Anno 1504. (Neuere Abschrift.)

35. (Hs.) Eine gar schöne und geheime Wissenschaft, wie man gute und böse Geister mit ihren Schätzen an einen Ort kommen lassen kann. (Neuere Abschrift, wahrscheinlich von Wetzel.)

36. (Hs.) Bezwingung des Satans. Wörtliche Abschrift nach einer in Händen gehaltenen uralten Handschrift. (Abschrift wahrscheinlich von Wetzel.)

37. IX. D. I. Fausti Schwarzer Rabe oder Guter und Böser Geister Erscheinung Rabe Gestalt † † †. — X. Doctor Fausts grosser und gewaltiger Meergeist, worinn Lucifer und drey Meergeister, um Schätze aus den Gewässern zu holen, beschworen werden. Amsterdam, bei Holbeck, Böcker-Verkäufer in dem Kohlsteig Anno 1692. Neudruck S. 285—304. [Aus Doctor Fausts Bücherschatz, Stuttgart, Scheible 1851.]

38. VII. D. Faustus vierfacher Höllen-Zwang oder all vier Elementen (NB) wahrer (†) Geisterzwang. Aus der Traditione. S. 261—278. — VIII. Fausti Höllenzwang oder Mirakul-Kunst- und Wuunder-Buch, Wodurch die Liebhaber der Magischen Kunst (durch Hülfe der Geister) zu Reichthum, Ehr' und Herrlichkeit, Kunst und Weißheit gelangen können. Von mir in Deutscher und caldeischer Sprache beschrieben und hinterlassen. Wittenberg im Jar 1504. [Aus Doctor Fausts Bücherschatz, Stuttgart, Scheible 1851.]

39. Dr. Johann Faustens Miracul-, Kunst- und Wunder-Buch, oder die schwarze Rabe auch der Dreifache Höllenzwang genannt. Lion 1669. 23 Bl. kl. 8^o. Neudruck o. O. u. J. [Vgl. Horst, Zauberbibliothek 3, 79.]

40. Das wahrhaftige heilige Christoph-Gebet. (Dieses Christoph-Gebet lautet wörtlich nach einer alten Handschrift v. J. 1763, die sich damaliger Zeit im Kloster der Jesuiten zu Augsburg befand. Ign. Lorenz, Pfarrer in Lauterbrunn.) 38 Bl. kl. 8^o o. O. u. J. mit Zeichen.

41. Pius Quintus, Pontificis Maximi. Pars I, Romae 1582. Lateinisch. 18 Bl. kl. 8^o o. O. u. J.

42. Das Geheimniß der heil. Gertrudis durch Sophia, das Gespons unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi. Dieß uralte hl. Gertrudisbuch zu Cöln a. Rh. in dem aldasigen Carmeliter-Kloster St. Clara gedruckt Anno 1506. 17 Bl. o. O. u. J. Neudruck mit Zeichen. Umschlag mit dem Bild der hl. Gertrud.

43. Das Geheimniß der hl. Gertrudis durch Sophia . . . Dieß uralte . . . 1506. 18 Bl. mit farbigem Umschlag. Andre Druck als Nr. 42.

44. II. Verus Jesuitarum Libellus . . . et conjuratio in Usielem Huri est annexa. Cypriani citatio Angelorum etc. Parisiis 1508. Lateinisch. 9 Bl. kl. 8^o o. O. u. J. [Doctor Fausts Bücherschatz, Stuttgart, Scheible 1851, S. 117—134.]

45. (Hs.) Tabellae Rabellinae. Geister Commando, id est Magiae albae et nigrae citatio † generalis, auff alle Geister gute und böse. Romae in Vaticano ad Arcanum Pontificatus unter Papst Alexander VI. gedruckt 1501. Dazu Vaedictio oder Abdankung auff alle gute oder böse Geister, aus dem 6. und 7. Buch Moses. 4 Bl. (Neuere Abschrift.)

46. (Hs.) Der Zwang und Befehl Gottes, an welchen das ganze Geisterreich gebunden ist. 4½ Bl. (Neuere Abschrift v. J. 1880.)

47. (Hs.) Libellus St. Gertrudis, d. i. Zwang und Gehorsam aller Geister, von St. Gertrudis von Nivel aus Brabant, Abtissin Ord. S. Bened., aus dem 1. Buch ihrer Offenbarung 1586. 9½ Bl. mit Zeichen, teilweise lateinisch. (Neuere Abschrift.)

48. (Hs.) Pius Quintus, d. i. himmlisches Gebet, mit welchem man einen dienstbaren Geist berufen kann, der seine Herrschaft in der Luft hat. Pius Quintus Pontif. max. Pars I. Romae 1504. 3½ Bl. (Neuere Abschrift.)

49. (Hs.) Die göttliche Offenbarung, die große Weisheit und Wissenschaft Gertrudis, gute und böse Geister zu citiren. Die große und weltberühmte hl. Abtissin Gertrudis von Nivel aus Brabant usw. 9 Bl. mit Zeichen. (Alte Abschrift.)

50. (Hs.) Specimen Magiae Albae, oder Rufung des Engels Gabrielis, um zum höchsten Gipfel der Weisheit zu gelangen. 6 Bl. (Abschrift.)

51. (Hs.) Christopheles-Gebet-Beschwörung. Unterricht. Wörtliche Abschrift nach einer in Händen gehaltenen uralten Handschrift. 13½ Bl.

52. Die Teufelsbeschwörungen, Geisterbannereien, Weihungen und Zaubereien der Kapuziner, aus dem latein. *Benedictionale* übersetzt. Neuerer Druck. 54 S. o. O. u. J.

53. Dr. Joh. Fausts Zauber- und Hexen-Küche. Fäbliche Anleitung zur Ausführung leichter und interessanter Zauberkünste. Mit einem Kupfer. Leipzig, Verlag von C. W. B. Nanmburg 1844. Gedruckt in der Andrä-Knollschen Buch- und Steindruckerei zu Langensalza. 140 S.

54. Über das Besessensein oder das Dasein und den Einfluss des bösen Geisterreichs in der alten Zeit. Mit Berücksichtigung dämonischer Besitzungen [!] der neueren Zeit. Heilbronn, C. Drechlersche Buchhandlung 1847. IV + 116 S.

55. (Hs.) Andreas Tenzel. Medicinisch-Philosoph- und Sympathische Schriften. *Medicina diostatica*. 20 Bl. — Viele und zwar recht auserlesene Geheimnisse der verborgenen Philosophie und geheime Arzneikunst an den Tag gelegt.

56. (Hs.) Wunderbare und in die Ferne wundersam wirkende Arzneikunst. (Geschrieben Knollengraben, Andreas Wetzel 1812.)

57. (Hs.) Auszüge aus dem natürlichen Zauber-Lexicon, gefertigt von Andr. Wetzel 1847. 117 Bl.

58. (Hs.) Alexius Pedemontanus, Von mancherley nützlichen und bewerten Sekreten oder Künsten, jetzt newlich aus welscher und lateinischer Sprach ins Teutsch gebracht durch Dr. Hanß Jakob Wecker, Stadt-Arzt zu Colmar 1571. Gedruckt zu Basel, bey Konr. Waldkirch 1605. 14 Bl. (Abschrift von A. Wetzel 1843.)

59. (Hs.) Nützliche Hausapotheke für Vieh und Leute. 8 Bl. (Von A. Wetzel zusammengetragen.)

60. (Hs.), 1. Der barmherzige Samariter. (Geschrieben Knollengraben, Andr. Wetzel 1843.) 17 Bl. — 2. Das erste Buch Alberti Magni.

61. (Hs.) Das Magazin der Geheimnisse der natürlichen Magie und Sympathie bei verschiedenen Krankheiten und Mängeln des Körpers, welche man selbst heilen will, nebst fäblichem Unterricht . . . Ein nützlich Noth- und Hilfsbuch. Stuttgart, Scheible 1832. (Abschrift.) 15 S.

62. (Hs.) Der kluge und geschickte Wunder Doctor, (oder die großen Geheimnisse der Sympathie. Ein kleiner Auszug. 12 Bl.

63. (Hs.) Das andere Buch Alberti Magni von etlichen namhaften Kräutern und ihren Tugenden. 27 Bl. (Knollengraben, geschrieben Andr. Wetzel 1843.)

64. (Hs.) Kunst- und Wunderbuch. 8 Bl.

65. (Hs.) *Experimenta Andreae Tenzlii* 1615. Geheimnisse unterschiedener Magnetischer und Sympathetischer Curen vieler Krankheiten. (Geschrieben von A. Wetzel, Knollengraben 1812.)

66. (Hs.) Alexius Pedemontanus, Von mancherlei nützlichen und bewährten Sekreten oder Künsten, jetzt newlich aus welscher und lateinischer Sprach ins Teutsche gebracht. 10 Bl. — Eingelegt zwei einzelne Bl. über das Haarfärben.

67. (Hs.) Das grosse approbierte Kunst- und Wunderbüchlein. (Geschrieben von A. Wetzel 1843.) 8 Bl.

68. (Hs.) Philosophische, Medic. und Sympathetische Schriften, so da bestehen in desselben *Medicina diostatica* oder in die Ferne wirkende Arznei-Kunst, *Experimenta Andrea Tenzel* 1615. 44 Bl. (Abschrift von A. Wetzel 1843.)

69. (Hs.) Auszug aus *Apollinaris* grossem Kräuterbuch. 13 Bl. mit Abbildungen. (Abschrift von A. Wetzel 1843.)

70. (Hs.) Auszug ex libro Dr. Hieronymi Cardani Offenbarung der Natur und natürlicher Dingen, verteutsch durch Heinr. Pantaleon, gedruckt zu Basel 1595. 8 Bl. (Abschrift von Wetzel 1851.)

71. (Hs.) Lust-Gärtlein, aus welchem ein jeder kranker Mensch Früchten, Kreuter oder Blümlein deß Lebens wieder vielfältige Anbiegen und Krankheiten ohne Mühlen und Kosten für seine Gesundheit einsammeln kann, zusammengepflanz durch R. P. Udalricum Fridell, Capitularen des fürstl. Gotteshaus Einsiedlen. Cum facultate superiorum. Gedruckt zu Feldkirch bei Joh. Hübschliu 1675. 16½ Bl. (Abschrift von Wetzel 1844.)

72. (Hs.) Auszug aus dem grossen Sympathiebuch, mit einem Register über 42 Nummern. 4 Bl.
73. (Hs.) Sympathetische und magnetische Geheimnisse von Wilh. Tissot. Neuchatel 1785. 12 Bl.
74. (Hs.) Praxis magica Faustiana, oder der von Dr. Joh. Faust practicirte und beschworne Höllenzwang. Passau Anno 1527. 8 Bl. mit Zeichnungen.
75. Antiquarische Raritäten 3. Panax, der biblische Wunder-Medicus, oder von den Grundursachen der Krankheiten. Wortgetreu nach der Ausgabe von 1787. Stuttgart. J. Scheible o. J. 171 S.
76. (Hs.) Kunst- und Natur-Wunder-Buch der neu eröffneten Schatzkammer. 16½ Bl. (Abschrift v. J. 1844.)
77. (Hs.) Scripta gemina Andreae Tenzlii de amore et odio 1616. Enthält u. a. Magia amatoria, Magia odii. 33 Bl. (Abschrift v. J. 1842.)
78. (Hs.) Kunstbuch deß wohlerfahrenen Herren Alexi Pedemontani von mancherleyen nützlichen und bewerten Sekreten oder Künsten, verteutscht durch Dr. Haub Jakob Wecker, Stadt-Arzt zu Colmar. Gedruckt zu Basel bei Konr. Waldkirch 1605. 32 Bl. (Abschrift von A. Wetzel 1843.)
79. (Hs.) Johannes-Evangelium (Gebet zu der Corona). Ältere Handschrift. 25 Bl.
80. Excerpta ex Rituali Romano pro administratione sacramentorum ad commodiorem usum Missionariorum in septentrionalis Americae foederatae provinciis. Editio V. Baltimori apud Kelly et Piet 1864. 267 S.
81. (Hs.) Notizbuch des Jos. Wetzel a. d. J. 1887. mit Geistercitationen und Gebeten. 34 Bl.
82. Das siebenmal versiegelte Buch der größten Geheimnisse, oder magisch-sympathetischer Hausschatz in bewährten Mitteln wider viele Krankheiten und Gebrechen des Leibes nebst wundersamen Geheimnissen. Baltimore, Druck und Verlag von Frz. Lippe, o. J. 192 S.
83. Les véritables Clavicules de Salomon, tresor des sciences occultes, suivies d'un grand nombre de Secrets. et notamment de la grande Cabale dite du papillon vert. Approuvé par Agaliarept. A Memphis chez Alibeck, l'Egyptien (hsl. 1750). 107 S. mit koloriertem Titelbild (Salomon, comment et quand on doit faire usage de ses Clavicules) und mehreren Zeichentafeln.
84. Siebenzehnte Unterredung von den verborgenen Schätzen und denen dabei gewöhnlichen Geisterbeschwörungen. S. 467—546 aus einem Druckwerke.
85. (Hs.) Wasserspiegel zu bereiten und selbige zu machen, um darin alle heimliche Sachen zu sehen. Arcanum, einen grossen Spiegel zu machen und zu bereiten, daß man die Schätze in der Erden suchen kann und alle Sachen, so in und ob der Erden im Geheimnuß verborgen liegen, auch Menschen und mit übel und wohl. 4½ Bl. (Ältere Hs.)
86. (Hs.) Mittel zu Erhaltung eines besonderen grossen Glückes. 6½ Bl.
87. (Hs.) Bestellungen. 12 Bl. (Hs. v. J. 1851.) Eine gute Abweisung für Stechen, Hauen und Schiessen.
88. (Hs.) Gerardi Cremonensis Geomantiae astronomicae. 18 Bl. (Übersetzt Anno 1846 A. W.) — Auf dem vorletzten Blatt: 'Ex libro Hieronymi Cardani'.
89. (Hs.) Das VI. und VII. Buch Mosis (mit Geistercitationen und kabbalistischen Zeichen). 13 Bl.
90. (Hs.) Citation des Geistes Ophiel (nach einer uralten Handschrift v. J. 1321). 14 Bl.
91. (Hs.) Gebet, um im Traume alles zu erfahren, was man begehrt (mit einem Kreis). 5 Bl.
92. (Hs.) Der hl. Gertrudis geheimnißvolle Beschwörung. (Getreue Abschrift einer zierlichen, sehr alten Handschrift aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts vom Kapuzinerkloster in Türkheim 1504 [!]) 6 Bl. mit dem Bildnis der hl. Gertrud in Federzeichnung.

93 (Hs.), **1.** Gar vornehme Wissenschaft von dem hochgelehrten Medicament. 2 Bl. — **2.** Wissenschaft, magische Glöcklein zu bereiten. Der Kreiß der sieben schwarzen Raaben. Ausgabe 1518. 2 Bl.

94. (Hs.) Päpstliche Auflösung über geheime Sachen. Conclavis Romanis. die kräftigste Geistkunst. Mit dem Wappenbilde des Papstes Pius VII. 1782. 16½ Bl.

95. (Hs.) Aus dem Buch der grossen Wissenschaften. 1. Wahrsagerschüssel zu bereiten, 2. Wasserspiegel zu bereiten. 6 Bl.

96. (Hs.) Geheime Beschreibungen von allerhand Spiegeln, Kugeln, Lotto und Spielwerken. 20 Bl. (Ältere Handschrift.)

97. (Hs.) Geheimnißvolles Werk, um Geld und Gut in grosser Armuth zu bitten. 6 Bl.

98. (Hs.) Einen Geist zu zitiren zum Nutzen des Menschen (mit einem Kreis). 6 Bl.

99. (Hs.) Arcanum arcanorum, ein kräftiges und erprobtes Gebet und Berufung, um durch einen Geist im Traume zu erfahren die 5 Nummern, welche im Lotto gezogen werden. 6½ Bl.

100. (Hs.) Ein oft probirtes Stück, wie man einen verborgenen Schatz heben soll. 8 Bl.

101. (Hs.) Himmlische Weisheit, Arcanum, dienstbare Geister zu bereiten usw., der Welt mitgetheilt von L. v. H., der geheimgöttlichen Weisheit Liebhabern, Anno 1715. 6 Bl.

102. (Hs.) Die algebraische Lotterie-Kabala von Rottilio Benincasa. Anno 1552. 7 Bl.

103. (Hs.) Beschwörung (und Segnung). 6 Bl.

104. (Hs.) Ein Buch der grossen Wissenschaften, welches viele gründliche, ja ganz überzeugte Stücke begreift, welches von grossen und gelehrten Auctoren der Welt ist auf die höchste Probe gesetzt worden, welches sich in verschiedenen sympathetischen, pharmarischen [?] und physikalischen Stücken enthält, Womit sich der Mensch zu vielerlei Sachen und Geheimnissen auf verschiedene Arten zu helfen weiss und auch andern Mitmenschen helfen kann. Hatte auch die ganze Naturgeschichte der Welt in sich, sambt der ganzen Astrolio. S. 162—210. (Wohl ein Bruchstück aus einem grossen Manuscript.)

105 (Hs.), **1.** Die Kunst, den höllischen Geistern zu befehlen, nach dem grossen Grämser [?] von der schwarzen Kunst und den höllischen [Geistern?] und des Dr. J. Karrter [?] das Zauberbuch mit dem wahren Geheimniß, die Todten reden zu lassen, wie alle verborgenen Schätze zu entdecken. 1421. 14½ Bl. mit Zeichnungen. — **2.** Völliger Prozeß, Schätze zu heben, die Kunst, diejenige Seele, die den Schatz versetzt hat und sich dabei zeigt, zu ihrer Ruh zu weisen. Die Citation der guten und bösen Geister, die ersteren zu Hilfe zu rufen, die letzteren aber zum Gehorsam zu zwingen, daß sie Schätze bringen können. Engelsburg im 1518. Jahr. 25½ Bl. mit Zeichnungen.

106. (Hs.) Pneumatologia Occulta et Vera (wörtliche Abschrift eines gedruckten Exemplars). 62 Bl. grossfolio. — Zum Teil aus Agrippa, Offenbarungen der Abtissin Gertrudis usw. mit vielerlei Zeichnungen. Nebst 11 hsl. Anlagen, darunter: **1.** Fausti Höllenzwang oder Mirackel, Kunst und Wunder-Buch, wodurch die Liebhaber der magischen Kunst durch Hilfe der Geister zu Reichthum, Ehre und Herrlichkeit, Kunst und Weisheit gelangen können. Von mir in deutscher und chaldäischer Sprache beschrieben und hinterlassen. Wittenberg i. J. 1504. 3¾ Bl. fol. — **2.** Von den Gattungen der Ceremonial-Magic, welche man Goetie nennt. Von Georg Pictor aus Villingen, Dr. med. 2½ Bl. — **3.** Inbegriff der übernatürlichen Magic, d. i. R. P. S. F. des Philosophen Joseph Anton Herpentil Buch von den Beschwörungen einiger Dämonen ersten Ranges. 1519. Des berühmten Abteritischen Weisen Democrit Commentar zum Text des Herpentil. 2¾ Bl. — **4.** Katalog über die magischen Hefte. 8 Bl. — **5.** Schatzerhebung und Geistererlösung authentisiret geweiht und consecrirt im hohen Domstift zu Bamberg. 1 Bl. — **6.** Pacta mit allen Geistern. 20 Bl. (Anf Bl. 11b: Pactum, wie man sich mit einem Geiste allein in specie verbindet auf gewisse Zeit und sich ihm mit Leib und Seele verschreibt. — — **7.** Einer guten Gesellschaft und Bekanntschaft mit den Weisen theilhaftig zu werden. 1 Bl. mit Zeichentafel und 3 Erklärungstafeln. — **8.** Sympatetisch-magisch-magnetisch-astrologisch-garmetisch- und physikalische Stücke (25). 24 Bl.

107. (Hs.) Von der alten Weiber Philosophie, wie dieselbige ein halbjähriges Knäblein erfahren und von einer blinden Frauen in eigener Person ist gesehen worden. 6 Bl. mit 3 Federzeichnungen. — [Dieser Traktat, den P. Drechsler 1902 in der Festschrift des germanist. Vereins in Breslau S. 46 neu herausgegeben hat, geht auf das französische 'Évangile des quenouilles' zurück: vgl. oben 13, 458.]

108. 1. Citation des Geistes Jazariel oder der weissen Schlange. — 2. Citation, um folgende Geister herzuzeigen. — 3. Citation des höllischen Großfürsten Marbuel. — 4. Citation des Geistes Ariels. — 5. Herpentilis Salomonis. Dieses Werk ist dreimal mit gutem Success und Effecto Anno 1521 probirt und gemacht worden. — 6. Eine Schatz-Erhebung, d. i. Erdenzwang gezogen aus dem 6. und 7. Buch Moses am 7. Buch 7. Kap. und 2. Vers, Anno Domini 1421.

109. (Hs.) Das ächte grosse Schildwach-Büchlein, gegen geistliche und leibliche Gefährlichkeiten allezeit bei sich zu tragen, aus der Ursprache vom Jahr 1560 übersetzt. Cum Lic. Ord. Cens. Trev. ibidem anno 1667. Gedruckt zu Mainz. 25 Bl. nebst einem eingelegten Blatt.

110. (Hs.) Arcanum Arcanorum maximum, Anno 1390, d. i. Jesuittisches Venus-Büchlein, oder Wahrhaftiger Zwang aller derjenigen Geister. so bei den verborgenen Schätzen in den Bergwerken sein. 46 S.

111. (Hs.) Kunst- und Miracul-Buch. Was aber darrein geschrieben, das fasse in dein Herz. 29½ Bl.

112. (Hs.) Strenges Leben im Geheimniß. 6 Bl.

113. (Hs.) Aus dem Romanus-Büchlein gezogen. Getruckt zu Venedig. „Vom Steinhauer Specht in Weingarten 1869.“ (Ältere Abschrift.) 24 Bl.

114. (Hs.) Christophelgebet und Straf. 8 Bl. (Ältere Abschrift.)

115. (Hs.) Varia Remedia simplicia. Vor den Ungenannten am Finger, vor die Würm in Zähnen usw. 4 Bl.

116. (Hs.) Bewährte und approbirte Geheimnisse, das Blut zu stillen. 8 Bl.

117. (Hs.), 1. Des H. Johann Jos. Gassners, seeleneifrigen Pfarrers in Klösterle, Weise fromm und gesund zu leben, auch ruhig und gottselig zu sterben, oder nützlicher Unterricht, wider den Teufel zu streiten. 1773. (Titel hsl., 4 Bl. Vorrede und 43 S. Text gedruckt.) — 2. Auszug aus dem Armamentarium ecclesiasticum von P. Fr. Ubald Stoiber, Ord. M., zu haben in der Wolfsehn Buchhandlung. 6 Bl. (Handschrift. Darin wird u. a. P. Lucas Glabsperger, Prediger Conventus Monacensis, citiert.)

118. Caput VII, Wie die Witterung jedes Monats nach den Bauren-Reglen abzunehmen. 6 Bl.

119. (Hs.) Conjunction und Berufung eines Schatzgeistes. 6½ Bl.

120. Praxis Magica Faustiana, oder der von Doctor Johann Faust practicirte und beschworne Höllenzwang, Passau Anno 1527. 28 Bl. o. u. J. (Neuerer Druck.)

121. (Hs.) Sammlung von alten Gebeten zur hl. Corona. 54 Bl. (Hs. des 18. Jahrh.)

122. (Hs.) Geheime Kunstschule magischer Wunderkräfte, oder das Buch der wahren Praktik in der uralten göttlichen Magie. Aus dem Arabischen übersetzt. 48 Bl. mit Titelblatt.

123. (Hs.) Der erste hl. Segen Gottes. Ältere Hs. mit Zeichnungen. 15½ Bl.

Ravensburg.

Nachtrag.

Dies überraschend grosse Verzeichnis von Zauberbüchern erscheint um so merkwürdiger, je ängstlicher sonst solcher Besitz geheim gehalten wird.¹⁾ Da uns die Schriften selber leider nicht mehr vorliegen, wollen

¹⁾ U. Jahn, Hexenwesen und Zauberei in Pommern. Balt. Studien 36, 191. 198f.

wir wenigstens versuchen, sie im allgemeinen zu klassifizieren. Eine Anzahl von ihnen ist medizinischer Art, freilich von jener mystischen Richtung in der Heilkunde, die als ihre Patrone gern den mittelalterlichen Dominikaner Albertus Magnus und den neuerdings wieder zu Ehren gekommenen Theophrastus von Hohenheim, genannt Paracelsus, anführt. Die unter dem Namen des Albertus Magnus gehenden vier Nummern (9. 10. 60. 63) enthalten, wie bereits Ulrich Jahn¹⁾ gezeigt hat, viel trüben Aberglauben. Von Paracelsus liegt eine Schrift über den Stein der Weisen (Nr. 21) vor. Gleichfalls aus dem 16. Jahrhundert stammen die Werke der Italiener Cardano (*De subtilitate* 1550, deutsch von Pantaleon 1559, Hier Nr. 70. 88), Alessio von Piemont (= Girolamo Ruscelli, *Secreti* 1555, deutsch von Wecker 1570, Hier Nr. 58. 66. 78) und des G. Apollinaris (*Handbüchlein vieler Arzneien* 1554, Hier Nr. 69), aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts die 'Medizinisch-Philosophisch, und Sympathetischen Schriften' des Paracelsisten Andreas Tenzel (Lpz. 1725, Hier Nr. 55. 65. 68. 77) und U. Fridells *Lustgärtlein* (Feldkirch 1675, Hier Nr. 71), aus dem 18. Wilhelm Tissots *Sympathetische und magnetische Geheimnisse* (Nr. 73). Anonym sind die Auszüge aus dem *Sympathiebuch* (Nr. 72. 62), die *Hausapotheke* (Nr. 58), die *Varia remedia* (Nr. 115) und die Sammlung von Geheimmitteln nach Cornelius Agrippa, J. J. Becher und dem Schäfer Thomas (Nr. 8).

Ins theologische Fach gehören Jos. Gassners *Sterbebüchlein* (Nr. 117, 1), Ubald Stoibers *Armamentarium ecclesiasticum* (Nr. 117, 2) und wohl auch der Traktat „Der barmherzige Samariter“ (Nr. 60).

Alle übrigen Werke sind trotz der oft geistlich klingenden Titel dem Gebiete der Magie zuzuweisen. Sie verheissen dem Gläubigen Erkenntnis der Zukunft, Schutz vor leiblichen Gefahren und insbesondere Herrschaft über schätzelhütende Geister. An Wahrsagebüchern erscheint die aus dem 12. Jahrhundert stammende *Geomantie* Gerhards von Cremona (Nr. 88; vgl. G. Wickrams Werke 4, 293²⁾), eine *Lotteriekabala* (Nr. 99. 102), eine bäuerliche *Wetterkunde* (Nr. 118), F. S. Heiders *Unterricht vom Gebrauche des Erdspiegels*²⁾ (Nr. 17, 2), eine *Anweisung, Wasserspiegel zu bereiten* (Nr. 85. 95), vermutlich auch *Der goldene Brunn* (Nr. 18, 3). Sicherheit in allerlei Fährlichkeit gewähren die *Besegnungen im Romanusbüchlein* (Nr. 113, Scheibles *Kloster* 4, 489) und im *Schildwachsüchlein* (Nr. 109, Vgl. R. Köhler, *Kl. Schriften* 3, 562). Zahlreicher sind die *Beschwörungsbücher*, welche die Erlangung von verborgenen Schätzen mit Hilfe von Geistern oder Heiligen bezwecken. Oft schreiben sie sich ein hohes Alter und einen berühmten Verfasser zu; indes möchte ich vorläufig bezweifeln, ob diese angeblich vom Doktor Faust, den Jesuiten und anderen Geistlichen herrührenden Schriften älter als der dreissigjährige

1) Ebenda 36, 200f. — 2) Wuttke § 354, Dresdener Hs. M 206, Bl. 15b.

Krieg sind. So wird z. B. die Praxis magica Faustiana oder Doctor Johann Fausts Höllenzwang, Passau 1525 im Berliner Ms. germ. oct. 413 durch überschlagende Reimverse eingeleitet, die sicherlich nicht im 16. Jahrhundert entstanden sind.

Unsere Liste nennt Fausts Höllenzwang (Nr. 17, 3. 38. 106f. Scheibles Kloster 2. 805. 5, 1059ff. Dr. Fausts Bücherschatz 1851 S. 88. 214), Praxis magica (Nr. 74. 121. Kloster 5, 1157. Fausts Bücherschatz S. 305), Schwarzen Raben und Meergeist (Nr. 37. 39. Scheibles Kloster 2. 852. 5. 1137. 1140. Fausts Bücherschatz S. 285. 288), Zauberküche (Nr. 53); ferner die dem französischen Gelehrten des 16. Jahrhunderts Jean Rabel beigelegte 'Tabella Rabellina' (Nr. 20. 45. Vgl. Graesse, Trésor de livres rares 6, 10), Schriften von G. PiCTOR und J. A. Herpentil (Nr. 106, 2. 108. 5. Horst, Zauberbibl. 1, 162. 2, 101. Scheibles Kloster 5, 615. 626), Daniel Caesar (Nr. 22, 4), Joh. Kornreuther (Nr. 7. 17. 22, 1. 24. Nach Horst, Zauberbibliothek 1, 158 sehr ähnlich der Magia Herpentils), Rom. Geiger (Nr. 13. 14. 18), J. Karrter (Nr. 105) und Habermann (Nr. 16. 25), worunter vielleicht der lutherische Theolog Joh. Habermann, Verfasser eines sehr verbreiteten Betbüchleins, verstanden wird. Wie den Jesuiten ein lateinischer und deutscher Höllenzwang (Nr. 44. 12. Scheibles Kloster 2. 835. 5. 1095. Fausts Bücherschatz S. 117. 219), ein Venusbüchlein¹⁾ (Nr. 110) und anderes (Nr. 19), so wird dem Papste Pius V., der von 1504—1572 lebte, eine 1504 und 1582 gedruckte Beschwörungsformel (Nr. 31. 41. 48) zugeschrieben. Mehrfach begegnen auch das apokryphe 6. und 7. Buch Mose (Nr. 1. 3. 20. 32. 45. Abdruck in Scheibles Bibliothek der Zauberbücher 6: 1850) und der berühmte Schlüssel Salomonis (Nr. 6. 15. 83. Scheibles Kloster 3, 191), endlich Beschwörungen, die den Namen des hl. Christoph (Nr. 40. 51. 114), der hl. Gertrud (Nr. 2. 11. 18, 1. 2. 23. 34. 42. 43. 47. 49. 92) und Corona (Nr. 5. 13. 14. 29. 79. 121) tragen.

In den Christophelesbüchlein ist, wie schon Konrad Richter²⁾ vor-

1) Aus Karl Weinholds Nachlass liegt mir vor ein süddeutsches 'Beschwerungs-Büchlein' (20 Bl. 8°. Schrift des 18. Jahrh.) mit dem Titel: „ARCANVM Immo Arcanorum Maximum, oder Wahrhaftes Jesuitisches Venus-Büchlein, vnd Wahrhafter Zwang aller der ienigen Geister, in waß Gestalt man immer will, zu verborgenen Scheczen vnd Bergwerkhen, yber alles versteckhtes, verblendtes, ia auch verlenktes Gelt vnd Guett, Berlein Edlgestein vnd waß sonsten kostbahres, herrschen vnd regieren, nit minder, als wie die Geister berueffen, begehrt, beschwört vnd citiert müessen werden, das man solches von ihnen leicht yberkomen, das dies ohne Einnigge Beleydigung Gottes, wie auch seiner vnd seiner Seelen Heyl geschehen könne, wan er dies arcanum nur nicht ohne Vrsach, sondern aus Betrübennus, Ellenden standt vnd andern Jemerlichen anligen brauche.“ Als zu beschwörende Geister werden nach Agrippa genannt: Aratron, Pluton, Thaleg, Hogitdoch, Stophiel, Phal; in dem Circulus stehn rings um das Herz Jesus die Namen der vier Evangelisten und Abrahamb, Isaac, Jacob, Daniel. Die in sieben Beschwörungen ausgesprochene Forderung lautet auf 100 000 Dukaten: vorher steht ein Segen, und es folgt eine Abdankung.

2) Richter, Der deutsche S. Christoph 1896 S. 217—220. Dazu noch Grolmann, Aber-

trefflich nachgewiesen hat, der alte Glaube an den gewaltigen Nothelfer aller Reisenden zu eigennützigem Habgier umgewandelt; man sucht den Heiligen, wie ehemals einen bösen Geist, zur Herausgabe von Schätzen zu zwingen, deren Verwaltung man ihm durch eine Interpolation in der Erzählung von seiner Taufe zuschob. — Noch befremdlicher wirkt es, wenn der h. Gertrud von Nivelles († 659) die Verfasserschaft einer aus dem Arabischen übersetzten Geisterbeschwörung zugeschrieben wird. In einer Berliner Handschrift (Ms. germ. oct. 116. 17 Bl. 18.—19. Jahrh.) nämlich lautet der Titel: „Warhaftes Arcanum von der H. Gertruden gewesenen Abtissin de Ewede¹⁾ a Spanien, aus dem Arrabischen übersezt, von einem Pater Prior de Augustiner Anno post MCCCXXVI“; die dahinter folgende lateinische ‚Instructio‘ beruft sich auf den arabischen Magier Thagi Alfagi und nennt die Geister Mezaphazar, Astaroth, Azabhsar, Mebhazubb, Amisalogh, deren Siegel mit Fledermausblut auf eine schwarze Haut geschrieben werden sollen; angehängt sind Psalmstellen (Ps. 67. 72. 82. 87. 93. 95. 114. 120. 122. 113) in Luthers Verdeutschung. Ausserdem legt die in unserer Liste genannte Jahreszahl 1504 den Verdacht einer Verwechslung mit der jüngeren h. Gertrud nahe, der 1302 zu Helpede bei Eisleben verstorbenen Benediktinerin, deren ‚Buch der Botschaft oder Legatio gotlicher Gutikeit‘ 1505 im Druck erschien.²⁾ Ein deutsches Gertraudibüchel aus Tirol zitiert Dörlner oben 9, 271, während Roehholz (Drei Gaugöttinnen 1870 S. 161) in seiner Abhandlung über St. Gertrud im Volksglauben nichts von solchen ihren Namen tragenden Zauberbüchlein meldet. — Ebensowenig ist mir der Grund klar, aus dem die h. Corona, eine spanische Benediktinerin zu Elche, von der die Acta Sanctorum zum 24. April nur wenig zu berichten wissen, zu einer nicht bloss in Schwaben, sondern auch in Böhmen³⁾ und Steiermark⁴⁾ angerufenen ‚Erzschatzmeisterin über die verborgenen Schätze, Vorsprecherin der armen Leuthe und Gebieterin der bösen Geister‘ geworden ist. Auch die nachstehende steirische Fassung des Coronagebetes liefert uns darüber keinen Aufschluss; immerhin ist hier der Beschwörer, der sich mit 50 000 Dukaten begnügt, etwas bescheidener als der Verfasser des Christophgebetes⁵⁾, dem es ‚allezeit besser‘ dünkt ‚mehr alß weniger zu begehren‘, und der

glauben aus Böhmen 1864 S. 213. Schönwerth, Ans der Oberpfalz 3, 52. Denis in Kuffners Hesperidenhain der Romantik 3, 244. Archiv f. slaw. Phil. 2, 163, Anm.

1) Dieser Name ist entweder aus Helpede, dem Kloster der jüngeren Gertrud, oder aus Elche in Spanien, dem Kloster der hl. Corona, entstellt.

2) Revelationes Gertrudianae ac Mechtildianae I (Pictavii 1875). Strauch, ZfdA. 27, 373.

3) Grohmann, Aberglauben aus Böhmen 1861 S. 213.

4) Vgl. die folgende Mitteilung von K. Reiterer.

5) Scheibles Kloster 3, 341, 356. — Das oben S. 122¹⁾ angeführte Jesuitische Venusbüchlein verlangt sogar 100 000 Dukaten.

deshalb 99 000 Golddukaten fordert, 'die an allen Orthen guth und gangbahr seint'.

Unter den übrigen anonymen Werken hebe ich noch hervor die Zwangsmesse¹⁾ (Nr. 33), das Tagelöhnergebet (Nr. 18, 4. 27) und Der alten Weiber Philosophie (Nr. 107).

J. Bolte.

Beschwörung der heiligen Corona.

Mitgeteilt von Karl Reiterer.

Von dem Naturkünstler Franz Weber in Zirnitz, Gemeinde Hall bei Admont. erhielt ich ein für den steirischen Volksaberglauben charakteristisches Heft, das im Jahre 1794 niedergeschrieben ist. Leider fehlen das Titelblatt und die beiden ersten Seiten. Auf S. 3 beginnt das Gebet an die hl. Corona, das ich nachstehend zum Abdruck bringe; dann folgt „Ein approbierte Schlag Ruthen Beschreibung“, „Eine Schöne Andacht zur hl. Mutter Anna“²⁾ und „Ein Geheimnuß zu Lotterie Nummern“.

Nun folgen die Gebete der hlg. Jungfrau Corona.

O Herr Jesus Christi, du Allmächtiger, Mildreicher, Sanftmüthiger, Barmherziger und Gütiger Gott! Ich armer Sündiger Mensch und Unwürdiger Diener Bitte dich gantz Demüthiglich und von Grund meines Herzens und Möglichkeit meiner Sellen durch deine Allerheiligste Große Bittere Peyn und Marter Angst und willen, durch Deinen H. Blutigen Schweiß, so du [am] Oelberg geschwitz hast umb usertwillen, So bitt ich dich o Herr Jesu Christe, der du mich wolltest Erhörrn und gewähren, daß du mir die H. Jungfrau Corona zu Hilf kömen und Erfreuen last, mit einen zeitlichen Gut, damit ich dir Solches zu Lob und Ehr, und Meines Leibs Nothdürftigkeit gebrauchen möge, damit auch du o Gott und die H. Jungfrau Corona samt allen Lieben Heiligen gelobt und geehrt werde, auch alle Christglaubigen Sellen Erfreuet und Erlöst werden, so bitte ich Dich, o Gott Himlischer Vatter, Erschaffer des Himmels und der Erden, daß du mir alß Deinen unwürdigen Diener wolltest zuschicken die H. Jungfrau Korona, Amen.

Ein Schönes Gebett zu der H. Jungfrau Corona.

O H: Jungfrau Corona! ich armer Sinder Ermahne dich durch dein Bitters Marter, leiden und Sterben, das du durch Gottes willen gelitten hast, Dir zu Lob und uns Armen

1) Die am Karfreitag zu lesende Zwingmesse erwähnt Höfler, Volksmedizin und Aberglaube in Oberbayern 1888 S. 27.

2) Diese ziemlich einfache Anweisung, durch eine Beschwörung Geld zu erlangen, lautet: „Erstens muß man allein in einem Zimmer seyn. 2tens muß man ein solches Bild [welches?] haben, 3tens dabei ein geweihtes Licht haben und dieses neun Dienstag nacheinander, am 1. Dienstag bete 9 Vatterunser, den 2. acht Vatterunser, den 3. sieben Vatterunser, den 4. sechs Vatterunser, den 5. fünf Vatterunser, den 6. vier Vatterunser, den 7. drei Vatterunser, den 8. zwei Vatterunser, den 9. ein Vatterunser, und merks, das 7te mal wirst du schon eine Anmeltung spürren, und den letzten Tag mußst du ganz allein seyn. Da wirt sie bei deiner Zimertür 3mal anklopfen, und soge gesehwind herein, Also mache die Thür auf. Es komt die H. Mutter Anna zu dir hinein in das Zimmer, bringt dir ein Gelt. Probatum est.“

Sinder zu Trost, daß du mich Erhörest und mir zu Hilf komen wollest, in meinem gebett. und wollest mich Begaben mit 50.000 Ducaden in Gold und von Deinen Gut, das dir dein Liebster Breitigamb Jesus Christus unterthänig gemacht hat. Jamm ich bin das gar Notdürftig, Amen.

Die 2. Ermahnung.

O H. Jungfrau Coronā, Ich armer Ellender Sinder Ermahne dich Deiner Bitteren Marter, die du durch Gotteswilen gelitten hast, und die Ewige Freid damit Erwarbst zu lob den Allmächtigen Gott, und Bitten dich, du wollest mir bey deinen Allmächtigen Gott erwerben, daß er mir seine göttliche gnadt und Hilff wolle Verleihen, und mir Armen Sinder aus meiner Not und Armuth durch Deine großen schmerzen, und du der großen überschwenklichen liebe wegen Deines geliebten Breitigam Jesu Christi außgestanden und gelitten hast, Amen.

Die 3. Ermahnung.

O H. Jungfrau Koronā, ich Ermahne dich deiner großen Marter und Blutvergießung. daß du umb Gottes willen bist zerrissen worden, So bitte ich dich, O H. Jungfrau Corona alß ein Schatz Meisterin, daß du gegen Gott durch seine Barmherzigkeit mich gewehren und begaben wollest mit einer zeitlichen gab, Amen.

Die 4. Ermahnung.

O H: Jungfrau Corona, ich armer Elender Sinder Ermahne dich Deiner großen Gnaden und Wunden. da du [?] Dein geliebter Breitigam Jesu Christi zu Dir sprach. O du auß erwählte Schatzmeisterin und außtheillerin aller Nothleidenden, die dich loben Mann und Weibs Persohnen, dieweill du sie Begaben wilt in ihren Notdürftigen Begehren. amen.

Das Letzte Gebett.

O H: Jungfrau Corona und Marterin, Ich armer Sinder Ermahne Dich der großen Gnaden und Würden, die du hast über die Schätz der Welt, und wer Dich bittet in den Namen Jesu Christi, deinen Lieben Breitigam, in seinen Namen hast du gewalt mich Armen und Nothdürftigen zu Begaben mit zeitlichen Gut, so bitte ich dich auß dienütigen Herzen. Du o H. Jungfrau und Märterin Corona gib mir auch zur Nothhurft mein Anliegenheit und Noth diese Suma gelt die 50.000 Dukaten in guten golt zu Meiner Sellen Heill, durch deß Leibs Nothhurftigkeit und Selligkeit. Amen.

Ende.

An Einen Neuen Sonntag Muß man alle Sind Beichten und sich Speisen lassen und die Zeit, da mans Betten will. von Sinden sich Enthalten, am Montag vor Aufgang der Soñen 39 Vatter unser und Ave Maria und 1 Glauben beten und von Sinden sich enthalten, mit großer Andacht zu Ehrn deß Bittersten leiden und Sterben Jesu Christe, durch die verdienst der H. Jungfrau und Marterin Corona, Gott aufopfern, damit dir Gott die H. Jungfrau zu Hilf und Trost schicket, das muß man 3 Täg Nacheinander Betten, und wann man will schlaffen gehen, so muß man das Gebett Betten: darauf legt man sich nieder und muß allein ligen. alßdann Komt der Geist ohne Forcht und Graußen und bring mir [?] daß Gut zum Beth vor Augen, er wäcket ein auch auf und deutet ihm mit Finger darauf, so wirff dein Kiß (?) oder sonst waß geweichtes darauf und thue den Geist gleich abdanken! Denn das ist das Rechte Korona Gebett, du wirst gewiß Erhört werden, wenn es nicht wieder die Selligkeit Streitet.

Korona Gebett. Gebett zum Herrn Jesum Christum.

O Herr Jesu Christi, du gietiger Mildreichster, Säüftmüdigster, Barmherzigster und Allmächtigster Gott, ich Dein Ellendigster unwirdigster Sinder aller Deiner Diener und Dienerinnen ich Bitte dich gantz demüthiglich, aus dem jneristen Grund meines herzen. ich Bitte dich durch Deine H. Geburt und Tauff, durch Deine Fasten und Wachen, durch Deine Versuchungen, durch Dein Kreutz, durch Dein Allerheiligstes leiden und Sterben.

durch alle Deine Ängsten und Nöthen, durch Dein Hochheiligstes Blut, durch die Krafft Deiner Allerheiligsten 5 Wunden, durch Dein Allerhochheiligsten Blutigen Schweiß, so am den Oelberg geflossen ist, damit er die Mackel der Sinden abgewaschen und den Menschen wiederumb zu Gnaden auf und angenoëmen habe, welche durch die Sind verlohren ist worden. Ich Bitte Dich o Herr Jesu Christi Inniglich durch die auferstehung und Deine Hiëlfahrt, durch dein H. Geist und durch die Bitterkeit deiner Sellen, durch alle wunden und sonderlich durch deine Tausend Schmerzhafftesten wunden, durch alle deine Schmerzen und übel. Welche du gelitten und außgestanden hast, durch deine große Gütte und Milde und Barmherzigkeit, durch deine große Allmacht und Krafft und durch das H. Sacrament Deines wahren Fleisch und Blut, welches du deinen Jüngern am letzten Abendmahl zu Eßen geben hast, durch die Allerheiligste Dreyfaltigkeit, durch deine H. Jungfräuliche Mutter Gottes Maria allergemeinste Vergleichung, mit der sie dir in allen deinen Übel und Ellend verglichen worden, durch alle Deine Thronen und Herrschafften, durch alle Herrschenden Fürsten und Engeln, durch alle deine Ceruphinen und Seraphin, durch alle deine H. Verdienst, welche in Deinen Namen seynd, durch alle deine H. Wissenschaftlich oder unwissentlichen Namen. Ich Rufe dich an und würdige Dich und Bitte dich gar jüiglich, auf das du wollest auf und annemen die Gebetter und die Wort meines Mundes, damit du nit wollest verachten und verschmähen Mein unwirdiges Gebett, ich Bitte dich Durch Deine Menschheit, Gnad und Barmherzigkeit, Ich Bitte umb die Gnad, auf daß Du mir Einige gnad gibest, und Mich unwirdigen Sinder Begnadest, durch die große Vorbitt deiner Allerheiligsten Mutter Maria, der H. Jungfrau und Märthin Corona und das gantze Hiëmlische Heer und Rath auch mit ihrer groß und inständigen Vorbitt und Allmacht, ich Bitte Dich gar inbrinstiglich O Herr Jesu Christi, du wollest doch meiner Bitt und Andacht Erhören und gewehren und mein Gebett laßen zu dir Komen, damit du nit versagest Mein gar unwirdiges Bitten, daß du mich Kräftiglich begeben und begnaden wollest mit Einen Zeitlichen Gut, Welches ich Brauchen und anwenden zu Lob und Ehr und zu meiner Armselligkeit und zum Heil meines Leibs und der Sellen, damit alle Heiligen geehrt werden und alle Christglaubigen Sellen geholten werde, und ich bitte dich wiederum durch deine Gütigkeit, du Hiëmlischer Vatter, allmächtiger Gott, Erschaffer Hiëls und der Erden, aller Sichtbaren Dingen: schicke mir doch die H. Jungfrau und Marterin Corona. Damit du mich Ellenden Menschen nit verachten wollest wegen Deines Bitteristen Leiden und Sterben, welches du wegen der Liebe Gottes willen gelitten hast, unß armen Sindern zu Hilf und Drost. Durch das Ermahne ich dich und Bitte, damit du mein Gebett wollest Erhören, mit welchen dich der Herr Kimerent (?) inständig bittet, du wollest mir Armselligen Kreaturen mit 50,000 Ducaten guter Landwehrung gabiger¹⁾ Mintz, welche zu allen Zeiten gangbar ist, Begnaden, oder waß dir sonst Beliebig ist, und zu Meiner Sellenheil Nutzlich ist. Welches Dir Dein Allerliebster Breitigam unterthänigst gemacht hat Und dich zu Seiner Herrscherin und Schatz-Meisterin gemacht und gestellt hat, die weil ich dann gar arm und mit Schulden beladen bin, Mein gewisses einkomen oder die Betirffige Lebensmittel nit habe, sondern mir abgängig sind. O H. Jungfrau und Märthin Corona, ich Ellender Sinder Ermahne Dich Deines Bitteristen Leiden und Sterben Marter und Kreutzigung, so Du gelitten hast und außgestanden. Erwerbs mir, ich bitte Dich Sehr Hoch vor dem Allmächtigen Gott! die Göttliche Gnad' und die Erledigung mich von meinen Elend und Armuth, mit gewalt Deiner und seiner großen schmerzen, [die du] wegen der großen und unaußsprechlichen liebe Deines geliebten Breitigambs Jesu Christi gelitten und ausgestanden hast. Amen.

O H. Jungfrau und Märthin Korona! Ich Ermahne dich Deines Bitteristen Leiden und durch dein langes Blutvergiebung, alß du wegen der Liebe Gottes bist zerrißen worden, ich Bitte, O H. Jungfrau und Schatzmeisterin, damit du bey Gott, durch sein und dein Barmherzigkeit mich Erhören und Begnaden wollest Mit einen zeitlichen Gut zur Leibs und Sellenheil und zu Deiner Glory, Amen.

1) Üblich. Im Ennstale sagt man: Das ist gib und gab.

Das 3. Gebett.

O H. Jungfrau und Märterin Corona! Ich Mühselligster Sinder, ich Ermahne dich auß Innersten Grund meines Herzens durch dein große Glory und Würdigkeit, mit welchen dich dein geliebtester Breitigam Begabt hat, da Er 3 mal Sprach: Kom O: Du geliebte Helferin aller derer, welche dein Hilff begehren und dich anrufen, dich auch Loben, Es sey Mann oder Weibs Persohnen, welchen durch dich sollen Begabet werden und in jeder Müheselligkeit Beschenkt und geholffen werde, Amen.

Daß letzte Gebet.

O H. Jungfran und Märterin Corona! durch die Ermahnung, mit Denen ich dich gebetten habe, dich Entlich und das letztmall Ermahne ich dich der großen Lieb und Würdigkeit, welche du bikömen und verdient hast, über daß er dir dis ganzts Weltschätz mit solcher Kraft und Tugend bizahlt und begnadet bist worden, und welches die ihme [?] Verdient und umb Christi willen Bitten und Anrufen, hast du gewalt zu geben, also auf daß du mich armen und Ellenden Sinder mich Begnadest, und Begabest, welche mit Zerknirschten Herzen umb deine Hilff Ruffen, gib, ich Bitte dich sehr inbrinstig Hoch durch die H. 5 Wunden Roth, die 50,000 Dncaden oder waß dir Beliebig ist, in Landeswehrung zu allen Zeiten, und zum Heill meines Leibs und der Sellen, Amen.

Jetzt Bette 5 Vatter unser, und 5 Ave Maria und 1 Glauben, zu Ehren der H. 5 Wunden Christi, Amen.

Ende.

Eine Schöne Danksagung.

Zu Ehren der H. und ungetheilten Dreyfaltigkeit, deß gekreutzigten unsers Herrn Jesu Christi, der Allerselligsten und Würdigsten, und allezeit der H. Jungfrau Maria, deiner allerheiligsten Würdigkeit habe ich dich gebetten. Nun aber Dir, o: H: Jungfrau und Märterin Corona, Sonderlich aber Sag Ich Gott Ewiger Dank, Lob, Ehr und Preyß und Versprechs, daß ich Die Empfangene Gnad nit zum Übel und schlimen anwenden will, sondern damit Gott und alle seine H. und Außerwählten Gottes gelobt und geehrt werden, und den Armen Sellen geholffen werden, Deß helffs mir die H. Dreyfaltigkeit, Gott der Vatter †, Gott der Sohn †, Gott der H. Geist †, Amen.

Abdankung oder Beurlaubung deß Geistes.

Nun fahre hin in Friden Gottes, der Sey zwischen mir und Dir und gehe wiederum an daß Orth, wo her du Komen bist, der Ewige Friden Gottes Seye und Bleibe allezeit zwischen mir und Dir, und wirst wiederum Komen, wann ich dich begehre. Fahre Nun hin und Seye hiemit gesegnet, durch Gott und seyue H. 5 Wunden Roth, und fahre hin in den Friden Gottes, Gott und der Segen Sey zwischen mir und Dir und Den Meinigen, Amen.

Ende.

17 Anno 94.

Weissenbach, Post Liezen.

Kleine Mitteilungen.

Hausinschriften aus Goslar.

Wie in anderen nordwestdeutschen Ortschaften (Hannover, Celle, Hildesheim), hat auch in Goslar die schöne Sitte unserer Vorfahren, ihre Häuser mit frommen und sinnreichen Sprüchen zu schmücken, Eingang gefunden. Trotzdem durch frühere verheerende Brände, z. B. 1728 und 1780, viele Häuser mit Inschriften unwiederbringlich verloren gegangen sind, so finden sich doch noch heute reichlich Inschriften, welche nicht der geringste Schmuck an Goslars Strassenbilde sind. Bevor ich jedoch die Inschriften selbst reden lasse, möchte ich kurz ein paar andere Sammlungen erwähnen, aus denen einiges bei der folgenden Zusammenstellung für mich von Nutzen gewesen ist. Zuerst nenne ich die verdienstvolle Arbeit von M. Buhlers: *Hildesheimer Haussprüche* (*Zeitschrift des Harzvereins* 24—25. 1891). Ein anderer Sonderabdruck behandelt *Haussprüche aus Celle, Peine und Stadthagen* (Stuttgart, 8. Nov. 1859, A. Conze). [4. Jahresber. des Museumsvereins in Celle. 1896.] Kurt Mündel sammelte *Haussprüche und Inschriften im Elsass* (Aus den Mitteilungen des Vogesenklubs, Strassburg 1883), Hugo Reinhold, *Danzigs Inschriften* (Progr. Bartenstein 1899) und Engelhard, *Die Hausinschriften der Stadt Duderstadt* (Progr. Duderstadt 1891). 1895 erschienen *Haussprüche und Inschriften in Deutschland, Österreich* von Alexander von Paderberg (Paderborn, Schöningh). Zusammenhängende Arbeiten über Hausinschriften und Einzelinschriften, manche von mir, brachte ferner die in Bremen erscheinende Halbmonatsschrift *‘Niedersachsen’*, so in den Nummern vom 1. März 1896 (Inschriften an den Bauernhäusern im Kreise Wittlage), 15. Juli 1897 (Haussprüche aus Gross Buchholz bei Hannover; nur aus 18. und 19. Jahrhundert), 15. November (Häuserinschriften in Wiedenbrück), 1. Oktober 1898 (Inschriften alter Häuser Lüneburgs), 15. Oktober 1900 (Stadtdendorf), 1. November (Dannenberg), 1. Januar 1901 (Schöningen-Braunschweig und Fürstentum Lüneburg), 1. Februar (Scharmbeck bei Winsen), 15. Mai (Freistätte Scharmbeck), 1. Juni (Quakenbrück), 1. Dezember (Kiel), 1. Juli und 15. August 1902 (Stadthagen), 1. Oktober (Soltau), 1. Januar 1903 (Horn bei den Externsteinen), 1. Dezember (Heidedorf Kirchtimke), 15. November 1904 (S. 61 Hamburg), 15. Juli 1905 (Lateinische Inschrift der Amtscheune von 1622 in Ebstorf), 5. Jahrg. Nr. 4 (Holzmindener Hausinschriften). *‘Oldenburgische Haussprüche’* brachte die Oldenburger Zeitung *‘Nachrichten für Stadt und Land’* am 6. und 13. September 1902, und *‘Haussprüche’* das *‘Hannoversche Sonntagsblatt’* am 24. März und 19. Mai 1901. Im *‘Globus’* 75 Nr. 24 habe ich *‘Hausinschriften aus Ostfriesland’* veröffentlicht, 1898 Hausinschriften aus dem Kreise Einbeck (Einbeck). In Hannover liess sich das *‘Hannoversche Tageblatt’* am 2. August und 7. September 1899 über *‘Inschriften an älteren Gebäuden’* vernehmen; und die Nummer vom 11. Juni über solche aus Otze (V. D. M. I. Æ ist aufzulösen in: Verbum Dei manet in aeternum). Der *‘Hannoversche Courier’* vom 17. Juli 1898 teilte aus dem Orte Werpeloh im Hümmling diese Hausinschrift mit:

Anno 1713, den 10. Junius.

Doet Gut und lat dat Qwat

Als de Dot kompt, dan ist te late.

Ein anderer Zeitungsabschnitt, wahrscheinlich aus demselben Blatte, gibt eine Türschildinschrift aus Zeven:

Die mir Nichtes gemen und Nichtes geben mißen sehen daß ich lebe. An Gottes Segen ist Alles gelegen. Gott weiß Rahit wen alle Menschen Hilf ein Ende hat. Haus Roloff. Mette Roloff. Anno 1704. den 17. Junius.

Die Sonnenuhrinschrift aus dem alten Krügel in Berlin, 'Mors certa, sed hora incerta' wurde in der 'Täglichen Rundschau' vom 19. Juli 1902 mitgeteilt; in Nürnberg auf der Bergstrasse las ich vor Jahren diese Sonnenuhrinschrift:

non. numero. horas. mi. feruas

Dieselbe Inschrift wurde in der Umgegend von Venedig entdeckt (vgl. den Artikel 'La mesure des heures' im 'Figaro' vom 2. August 1904). Eine sonderbare Inschrift von der Einfahrt eines alten Nürnberger Hauses stand in der 'Gartenlaube' 1903 Nr. 12 und 13:

Wer einen lobt in Präsensia,
Und schimpft in Absentia,
Den hol' die Pestilentia.

Und eine Inschrift von chronographischem Interesse aus Bayreuth in der 'Kölnischen Zeitung' vom 27. Juni 1905.

Die Aufzählung ähnlicher Sammlungen und Einzelinschriften lässt sich noch beträchtlich vermehren.¹⁾ Leider muss den meisten der Vorwurf gemacht werden, dass sie nur den Inhalt und nicht die Form der Inschrift berücksichtigen. Denn obwohl wir an den Hausinschriften zunächst den Einblick schätzen, den sie in das Gemütsleben der Erbauer, ihre Frömmigkeit, Lebensweisheit, satirische Stimmung und in die Zeitverhältnisse gewähren, so beruht doch ihr Wert ebensosehr auf der Form, der Anordnung, der Schriftart und den Verzierungen, welche die Erbauer wählten. Je älter die Inschrift, desto interessanter ist die Form. Vor der Mitte

1) [Allgemeine Sammlungen: Draheim, Deutsche Reime Berlin 1883]. Deutsche Inschriften an Haus und Gerät, 5. Aufl. (Berlin 1888). Rowald, Brauch, Spruch und Lied der Bauleute (1892) S. 165—177: Der deutsche Hausspruch. — Westfalen, Rheinland: Mitt. d. Vereins f. Gesch. von Osnabrück 17, 110. Monatschr. f. rhein. Geschichtsforschung 3, 132 (Linz a. Rh.). 329, 331. — Braunschweig: Steinmann, Braunschweigische Anzeigen 1879, Nr. 125—126. Andree, Braunschweiger Volkskunde 1896 S. 147. — Sachsen, Thüringen: E. Löbe, Hausinschriften des Herzogtums Altenburg 1867. Mansfelder Blätter 11, 12, 258. Mitt. d. V. f. Gesch. v. Meissen 3, 17, 209 (1893). Mitt. f. sächs. Volksk. 2, 29, 64, 3, 94. Hessenland 10. — Schwaben, Elsass: Alemannia 8, 211, 11, 39, 12, 6, 16, 165. E. H. Meyer, Badisches Volksleben 1900 S. 358. Reiser, Sagen des Allgäu 2, 675. — Bayern: Dreselly, Grabschriften etc. (Salzburg 1900). Mitt. z. bayer. Volkskunde 2, Nr. 3. — Österreich: Oben 3, 278, 6, 138, 8, 48, 147 (Hausgerätsinschriften). 9, 281. Archiv für neuere Sprachen 81, 113. Carinthia 83, 127, 93. Mitt. d. Dtsch. in Böhmen 21, 277. Zs. f. österr. Volksk. 4, 302, 10, 81. W. Müller, Beiträge zur Volkskunde der Deutschen in Mähren 1893 S. 273, 284, 361. W. O. [Zingerle], Deutsche Haussprüche aus Tirol (Innsbr. 1871). Falck, Art und Unart in deutschen Bergen (Berlin 1890) S. 65—80. L. v. Hörmann, Haussprüche aus den Alpen (Leipzig 1892). Krackowitz, Inschriften im Lande ob der Enns (Linz 1901). Haltrich, Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen 1885 S. 118. Siebenbürg. Korbl. 8, 7, 19, 103, 15, 53, 117, 23, 98. — Schweiz: Sutermeister, Schweizer Haussprüche (Zürich 1860). Schweizer. Archiv für Volkskunde 7, 53. — Holland: J. van Lemep en J. ter Gouw, De Uithangteekens (1868) und Het Boek der Opschriften (1869). Andrae, Hausinschriften aus Holland (Emden 1902). — Dänemark: Andrae, Hausinschriften aus Dänemark (Globus 84). — Über die Abzeichen der einzelnen Häuser mangelt es an zusammenfassenden Arbeiten: W. Schäfer, Deutsche Städtewahrzeichen (Leipzig 1858). E. de la Quérière, Enseignes des maisons particulières (1852).]

des 16. Jahrhunderts ist der wirkliche Hausspruch selten. Bis dahin begnügte man sich meist mit der Jahreszahl, der Angabe des Zweckes des Gebäudes, des Namens der Erbauer. Doch kommen auch Ausnahmen vor; in Goslar existiert ein Hausspruch vom Jahre 1518.

Von den Goslarer Hausinschriften ist bereits eine kleine Sammlung von Theodor Erdmann (Inschriften an den alten Gebäuden der Stadt Goslar, Harz. Goslar, E. Wolfram [1887]) erschienen, von der allerdings nicht viel Gutes zu sagen ist. Auch in Mithoffs 'Kunstdenkmalen und Altertümern im Hannoverschen' 3 (1875), 70—75 sind sie berücksichtigt, aber nicht immer in der richtigen Schriftart wiedergegeben. Die Hauptsache ist, dass die Inschrift dem Leser möglichst so vor die Augen tritt, wie sie am Gebäude steht. Wo das Format eine genaue Wiedergabe des Originals unmöglich macht, da sollte wenigstens eine Bemerkung davon Rechenschaft geben. Ich biete daher im folgenden eine neue, dem Original so treu als möglich folgende Sammlung der Goslarer Hausinschriften.

Wie anderwärts, so nehmen auch in Goslar die der Bibel entnommenen Inschriften einen breiten Raum ein. So steht gleich am 'Langenerschen Hause' (Marktstrasse-Schuhhof) in einer Reihe:

1. Also hat Gott die Welt geliebet das er seinen einigen Sohn gab Auff das alle die an Ihn Glauben nicht verloren werden, sondern das Ewige Leben haben

Ausserdem am Hause in einer Reihe:

Ich bin Jungf gewesen vnd alt worden, vnd habe noch nie gesehen den gerechten verlassen, Oder seinen Samen nach brodt geben Psalm: 57 Hoffe auff den Herren vnd thu (das Übrige ist heute nicht mehr sichtbar. 17. Jahrhundert).

2. Dieselbe neutestamentliche Stelle (Ev. Joh. 3, 16) lesen wir noch Beekstrasse (Hans Marckwort. Junior. Anno 1614), und die Psalmstelle noch Bäckerstrasse und erweitert (3.) am Liebfrauenberg in zwei Reihen:

Ich bin Jungf gewesen, vnd Alt worden, vnd habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen, oder seinen Samen nach Brodt geben. Bleibe Fromb, vnd halte dich recht, So wird dirs wolgehen

Henni Heine hat mich gebawn, mit Catrin Schwarzvrolt seiner Frawn, Got las sie Iehn lange Jahr vnd schütze mich für Feursgefahr (über der Tür die Jahreszahl 1614).

4. In der Schilderstrasse:

Befehle dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn er wirds woll machen: Pf. 57	
Konrad	Anna
Huff	Elijabeth
No. 1691	Wolffs

5. Am 'Borcherschen Hause' ('hinter dem Münster') steht:

Nisi dominus aedificauerit Domum in vanum laborauerunt qui aedificant eam. Nisi Dominus custodierit civitatem frustra vigilat qui custodit eam Psalm. 126: Anno Domini 1575. Abel Ruif Serreto Ne glorieris in crastinum, ignorans anid superuentura pariat dies : - Pronerhier: 27 : - Soli Deo Gloria : - V A I E Godt der alle dingf vermag Beschütze dis haus zu tag vnd nacht Er wolt vns auch gleiten Wen wir von himm scheide. Wir sind hir elende geiste Noch bawen wir hohe neite. Wer besser wir thete mauren. Da wir ewig müchten dauren. Dis zeitlich hat doch nur den schein. Das gute hat Ion das bose pein Drum laß vns das zeitlich verachte, vn stets na dē ewigē trachte

1577 *

Dies zieht sich als eine lange Reihe am Hause hin: Psalm 126 statt 127 ist ein Versehen. Man liest den Spruch, der als Inschrift so ungeheure Verbreitung gefunden hat, ferner in der Münzstrasse (1. 5. 7. 5) und am Hotel 'Kronprinz Ernst August' (1572), das ausserdem noch andere Inschriften aufweist.

6. In Reime gebracht ist er an einer Gärtnerei auf der Königsstrasse:

WVO GOT · ZVM · HAVS: NICHT. GIEBT. SEIN. GVNST. SO. ERBEIT. IEDERMAN.
VMB. SVNST

WVO. GOT. DIE. STADT. NICHT. SELBS. BEWAHT. SO. IST. VMB. SONST. DER.
WECHTER. MACHT.

SOLI. DEO. GLORIA. GOTS. SEGEN. MACHT. REICH. IEDERMENNICHLEICH.

BRANDT. VND. BARTOLDT. GEBRUDER. VON. SCHWEIGHELDT. ANNO. DNI: 1566.

Die Inschrift an zwei Hausseiten ist vierreihig. Ganz in der Nähe befindet sich eine andere Gärtnerei, mit der Jahreszahl 1581, die im Innern an Schränken, Türen und Treppen alte Malereien, wie den Brand des Kaiserhauses, aufweist.

7. Den Anfang der deutschen Inschrift am Borchersschen Hause liest man als vollständige Inschrift noch in der Kettenstrasse:

Gott ■ der · alle · Dinge / vermagt △ Behüt ? dis ■ Haus zu Nacht ♣ und Tagt.
Er + wolle. vns □ auch □ geleiden. Wan. wir // Vo hin. sollen scheiden □ Daniell ■
Dewendt Anno 1615.

Dies zieht sich als eine Reihe am Hause hin. Die Fortsetzung steht in der Worthstrasse, zwei Reihen, (8.):

Im diesem Haus Der Jesu Kräft dein Segen gib zu aller fröh daß alles darin graden
woll so ist es deiner gnaden voll was du Segenst bleibt bestehn Obn dein hüßf thut alles
vergehn. Hinrich Roseman

Wir haben hir alle feste Vnd seind doch fremde geste. Da wir sollen Ewig sein. Da
haben wir gar wenig ein Anno 1617¹⁾

9. Der Schluss endlich begegnet als selbständige Inschrift in der Jakobistrasse:

5. Ja 2 O b

Laß. vns. das. zeitliche. verachten. vnd. nach. dem. ewigen. gute. trachten. 1585

10. Häufig findet sich die Inschrift vom Ruhme Gottes, so noch Glockengiesserstrasse:

Soli deo Gloria: Bartoldt. bethman me fieri fecit Anno domini: 1:5:8:7: den 4 aprilis:

11. An der 'Bäckergilde', die sich uns von drei Seiten zeigt, dem 'Brusttuch' schräg gegenüber, ist manches verwittert und nicht mehr zu entziffern; an der Front steht u. a. die Jahreszahl 1557; nach der Marktstrasse zu in einer Reihe (nach Spr. Sal. II. 26):

Woll. sin. korne. inholt. in. der. noedt. Deme. steten. de. lēde. de. dodt. De. Segen. des.
beren. kömpt. över. den. man. Dede. sin. korne. den. lēden. mit. deilen. kan. Salomon am
XI. got. mit. uns 8

12. Überdeckt mit biblischen Stellen ist die Schuhmachergesellenherberge auf der Bergstrasse aus dem Jahre 1573, als deren Erbauer sich Mangnus Karsten —

1) [Dieser schöne Spruch, der schon um 1400 in einer niederdeutschen Spruchsammlung (Lübben. Mitt. aus nd. Hss. 1871 S. 1. ZfA. 27, 43: Wy zint hyr vromde geste, unde tymmeren grōte veste: my heft wunder, dat wi nicht muren, dar wi ewich moten duren) begegnet, findet sich in allen deutschen Landschaften, im Rheinland und Westfalen wie in Tirol und Siebenbürgen. Vgl. Piesks Mtschr. f. rheinisch-westfäl. Gesch. 3, 132 (1877). Hoffmann von F., Fündlinge 1, 148. Linke, Blätter f. Hymnologie 1885, 32. 48. 62. 1886, 31. Alemannia 8, 244. Haltrich, Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen 1885 S. 434f. Mithoff, Kunstdenkmale 3, 17 (in Alfeld) und 181 (in Hildesheim, 1619 und 1677). Reiser, Sagen des Allgäus 2, 677. Er steht auch an einem Kachelofen aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, einem Prachtstück des Germanischen Museums zu Nürnberg. — Vgl. auch oben S. 103.]

Alhe itka rstē nennen, und die ausserdem mit schönen Schnitzereien verziert ist. Namentlich fällt eine prachtvolle Rosette über der Tür auf; der Besitzer war auch ganz stolz darauf und meinte, so was gäbe es in der Welt weiter nicht.

An diese erste Gruppe wollen wir nun weitere Inschriften anschliessen, die ebenfalls von Gott handeln.

13. Bäringerstrasse (einreihig):

Mein Got Mein Got, denke auf mich. Vnd vorlas mich nit, dan Ich schrie Stets zu dir: Anno: domini. 1. 5 : 6 : 6 : 5ii : Nole :

14. Peterstrasse:

Wer Got vertrauet der hat Wol Gebawet. Steffen Volkmar. 1. 5. 6. 7.

15. Peterstrasse (einreihig):

BENEDIC DOMINE DOMVM ISTAM ET OMNES HABITANTES IN EA. HABITATIO NOSTRA EST IN COELIS. 1571. B

16. Domstrasse (einreihig):

Soli deo gloria } Gott der Herr Bewar Dis haus S Vnd all Die dar gehenn Ein Vnd ans S Liliaens Franckenberg me fieri fecit & Anno Domini S 1 2 5 2 5 S

17. Die zweite Inschrift noch in der Glockengiesserstrasse:

henni warnfen. 1. 6. 6. 6

18. Pfarrgasse (v. J. 1585):

All dein anligen wirff auff got, bet hoff auff ihn in aller not. er wirt dir helfen frue vnd spat. 85.

19. Liebfrauenberg:

Wer Gott dem Herrn vertrauen kann : Der bleibt ein vuerdorben mann : Henni Heinen : 1601

20. Glockengiesserstrasse:

Der Herr durch seiner Engelschar dis Haus und Hoff alzeit bewar Samt alle die in Ruh, und gehu. Jobst Brauns. Gott allein die Ehr. Menniger hasset das er sieht, Mus doch leiden das es geschieht

Eine ähnliche Inschrift befindet sich in Ülzen:

DER HERR DURCH DEIN ENGEL SCHAR
DEIN EIN VNDT AVS GANG DIER BEWARR.
1647.

Die deutsche Inschrift 'Menniger lasset . . .' fand ich in der dänischen Stadt Helsingör wieder (1654). (Vgl. meine 'Hausinschriften aus Dänemark'. Globus 84, Nr. 4.)

21. In der Frankenbergerstrasse eine sogen. Notinschrift:

Wilhelm Struui 2

16 X 27

Laß vns im Himmel hawen vnd Gott vertrauen. Ich abr haw hie aus Noth vnd nicht aus Lust. wolt lieber verhaben sein der Unfoß.

22. Breite Strasse:

Herr Gott für Sturm und Gluth bedecke dieses Haus

Begleite deren fuß die gehen ein und aus

MDCCXXIX

23. Kornstrasse (einreihig):

1 6 4 6

Gott der Schöpffer ist aller Gaben voll, Gibt jedem davon was er haben soll. Andreas Chenkauff. Anna Hillen

24. Abzuchtstrasse (zweireihig):

1652 Der Her beivar Meinenen. vnd ausgang

AUXILIUM DOMINI SIT INIMICIS TERROR. JULIUS WILM. Diefelhoff. Anna Hedewig Dentess

25. Frankenbergerplan (in zwei Reihen an zwei Hausseiten):

Gott der reich vnd Allmechtig ist, sol man vertrauen zu aller frist, es ihm befehlen allen zu sinem Willen vnd Wolgefallen. Er ist der recht hntz vnd Wechtersman, der alles Ihu gluck abwenden kan. Wer Gott vnd seinem Worte trawt, der hat bie vnd dort wol gebawt. Anno. 1624

Wer seine Hoffnung setzt zu Gott den verleh er nicht in der Noth, Wiltn das dirs sol gelingen, so vertrau ihm in allen Dingen. Mein Anfang Mitte vnd Ende. setz ich Gott in deine Hende, stehe bey mir fruhe vnd spat, bis mein Leben ein Ende hat. Vnter Gottes Gaben, ligt mein Schatz begraben, wen ders wil habu geschehn muessen die Zeit zuiehn

26. Bergstrasse (in drei Reihen):

God der her der alles vormag : gebe vns seine gnade tag vnd nacht, das wir das vor- genalliche vorachten vnd stedes

nach sinem worte trachten danbie elend vnd grose nod auch bald herin velt der berbe tod: derhalben hilf o vater mein

das alles dis maac dein ere sein : Tommes : meier : bin ich genaund : weisbalen in vaderlandt : 1 : 5 : 6 : 4 :

27. Peterstrasse (in einer Reihe):

Dijß Hanß stehet in Gottes Handt, vnd ist zum grunen Korbiß genant : Philippus Korber Anno 1607.

Früher bekam jedes Haus seinen Namen, den es auch meistens äusserlich zur Schau trug: bald jedoch begnügte man sich nicht mehr mit der einfachen Namensgebung, sondern brachte den Namen in einen Reim. In meinen 'Hausinschriften aus Holland' (Emden 1902) habe ich mehrere derartige Inschriften, holländische und deutsche, beigebracht (vgl. noch 'Kölnische Zeitung' vom 19. August 1905: 'Etwas aus unsern alten Städten').

Es folgen Inschriften, deren Gegenstand Feinde, Neid, Missgunst, Hass sind.

28. Schilderstrasse (in einer Reihe):

Wer Gott vertrauet hatt woll gebawet in himmell vnd auff Erden. Wer sich verleh auff Jesum Christ. Dem mues der himmell werden Andreas Rujack Ano 1602

Über dem Türeingang:

PAX INTRAN.,	SALVS EXE.
TIBUS	VNTIB 9

An der Giebelläche in einer Reihe:

Wer da will straffen mich vnd die meinen Der sehe erst auff sich vnd die seinen findet er daran kein gebrech. So komme ehr dan vnd straffe mich. Hastu Gerechtigkeit lieb So verbtetig keine böshheit. Siehe nicht an die Person Laß werden Jedem seinen Lohn

Die Inschrift stand auch als Fragment in Hannover in der Burgstrasse (16. Jahrh.): We. wyl. straffen. myck. vnde. de. mynen. De. je. erjen. vppe. jst vnde. ep. de. synen. Vyndt.

Darüber in einer Reihe:

dorch. dyne. grote. woldaet Hest. du. vordruckt. alle. anadt. Darvonne. gyff. vns. vor- trouwen. Vnde dy ewych beschonwenn

29. Hoher Weg (in einer Reihe. 17. Jahrh.):

Es redet woll einer danon wie es Ihme gefelt Vnd kost mir doch das Meiste gelt. Hab ich gedoret so Beszer Dich Ich bins allein nicht dem witz gebricht. Wer Gott aber vertraut hat woll gebawet vnd alln so mir kenneu : Gebe Gott was sie mir geuen

Am Erker steht fragmentarisch:

angf vnd End sege ich in Gotts HEND Der stehe bey mir frue vnd sp . . . ist mein
leben vnd sterben Dan ehr Kan mir Alles in allem Erwerben : †)

In Halberstadt sah ich eine ganz ähnliche Inschrift:

DA. DIS HAVS WAR. ALT VZD VZGESTALT. HABE. | ICHS.
MYSSEZ BAWWEZ. AVS. ZOT DAMIT ES ZIMANT FALLE ZV DODT
| VZD. DV REDEST. DAVOZ WI DIRS GEFELT SO KOSTES MIR
DAS MEISTE GELT HABE ICH GEDORET SO BESSERE DICH ICH :
BINS NICHT ALLEIN DEM WITZE BRICHT . . . ANO DOMINI
1576 DEN 16 APRILIS.



1. Das Holstische Haus am Schuhhof.

30. Am Klempler 'Holstischen Hause' am Schuhhof (in einer Reihe. Vgl. Abbildung 1):

Herr verzeihe mir meine sünde, stercke meinen glauben, segne mein vermogen, laß dir
gefallen das werck meiner hände, zerbrich den rücken meiner feinde, die mich ohn vrsach
hassen, laß sie nicht aufkommen, sondern zu schanden werden. Denter : 1655

31. In der Bäckerstrasse (in zwei Reihen):

Schweig hab geduldt vnd nicht verzagt Wenn dich trifft abgunst Neid vnd Plag. Solch
Verfolgung Gott dem Herrn Klag. sein Hülf erscheint dir alle tag
Wer Gott Vertraut. Hat wol gebawt Joachimus Nabelig. me fieri fecit Anno. 1606

32. Jakobstrasse (v. J. 1612) in einer Reihe:

Trawt nicht das Glück kumpt wunderbarlich. Ob es gleich der Weider hatt vill So gibt es Gott doch wen er will. Harmen Schlabusch¹⁾

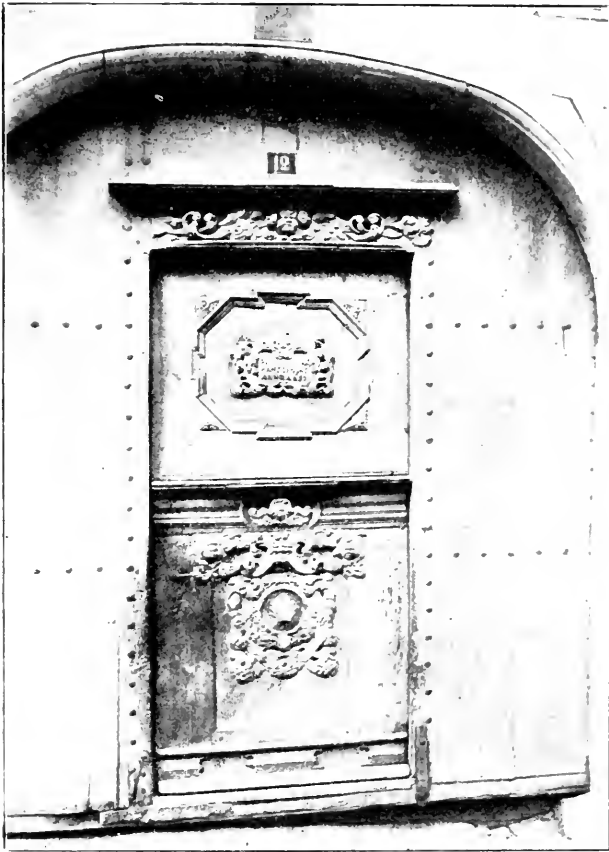
Die andere Inschrift 'Gott der alle Dinge vermagk . . .' kennen wir schon (oben Nr. 7).

33. Peterstrasse:

HILF GODT AVS NODT. 1582.
ABGVNST. IST GROS.

Erweitert in Hannover auf der Osterstrasse in einer Reihe:

HILF GODT. AVS NODT. DER ABGVNST. IST. GROS. WER ABER GODT. VER-
TRWET. HADT. WOL GEBVET. ICH ZWEIFEL. NICHT. GODT. WIRT. HILFEN.
MICH. 1. 6. 9. 8.



2. Haustür mit Inschrift, Schreiberstrasse (zu Nr. 35).

34. Worthstrasse (in einer langen Reihe):

Nch Gott wie geht das immer zu Das mich einer Hasset den ich nichts thue. vndt sich
so sehr bei Kümmeret vmb mich. da er doch genug zu thun hat vor sich, mir nichts gomet.
vnd nichts thut geben, mus doch Seiden das ich lebe ^{1. 6.}
_{1. 8.}

1) [Hermann Schlabusch war 1619–1625 fürstl. braunschweigischer Münzmeister zu Goslar. Mithoff, Kunstdenkmale 3, 71.]

Von allen 'Neidinschriften' ist diese die bekannteste und verbreitetste. Ich habe sie an vielen Orten gefunden, sogar zu Deventer in Holland (vgl. meine Hausinschriften aus Holland S. 5). Von den vielen Aufzeichnungen möchte ich wenigstens dem Leser noch eine vorführen von einem Bauernhause aus dem Sollingdorfe Crimmensen (Kr. Einbeck; vgl. meine Hausinschriften aus dem Kreise Einbeck, 1898):

ACH GOT WIE GED ES DOCH ZU. DAS DIE MICH HASSEN DEN ICH NICHTS TUH.
DIE MIR NICHTS GONNEN UND GEBEN. MUSSEN DOCH LEIDEN DAS ICH LEBE.

A. O. 1745

. M. H. H. TEME

S. SCORLOTE KREIT.



3. Fensterpartie mit Inschrift, Schreiberstrasse.

35. Von den lateinischen Inschriften sei noch angeführt eine Haustürinschrift in der Schreiberstrasse (vgl. Abbildung 2):

ORA & LABORA
HANS SIMENS
ANNO 1693

36. Wenige Häuser weiter steht auf Bandrollen über den oberen und mittleren Fenstern (s. Abbildung 3) mit dem Datum des 28. Oktober 1518 der mittelalterliche, wohl auf Sirach 7, 40 zurückgehende Hexameter¹⁾:

¹⁾ [Er begegnet schon in der mittelalterlichen Geschichte von den drei verkauften Weisheiten (Gesta Romanorum c. 103; vgl. Chauvin, Bibliographie arabe 8, 140. Oben

ANNO
XV^c XVIII
IN
VIGILIA
SIMONIS ET
IVDE

QVID
QVID
AGAS
PRVDET
AGAS
ET . RES
PICE . FI
NEM

37. Jakobistrasse. in einer Reihe:

DEVS OMNIA PROVIDEBIT & QVI CREDIT HABEBIT & ANNO DOMINI.
1568 S HIERONIMVS & VELIMVS & NOLIMVS & SENESCIMVS S

Zuguterletzt zieht noch in der Gosestrasse hart am Wasser ein altehrwürdiges Gebäude unsere Aufmerksamkeit auf sich; es ist eine alte Tuchmachergilde aus dem 16. Jahrhundert, von der die Abbildung 4 eine Vorstellung gewährt. Charakteristisch und interessant sind die vielen eingeschnitzten Hausmarken der verschiedenen



4. Alte Tuchmachergilde an der Gose.

Tuchmacher, die in der Gilde tätig gewesen sind. Durch eine neue Türanlage ist der alte Türbogen beschädigt und verkürzt worden; wir sehen aber heute noch ganz deutlich links ein Weberschiff und rechts einen gekämmten Wollenknäul.

6, 170), deren deutsche Bearbeiter (Boner 100, 35. Vintler v. 2706. Arigo, ZfdPh. 28, 155. Lübben, Mund. Grammatik 1882 S. 180. Hans Sachs 1, 1, 380b u. a.) leider keine prägnante deutsche Versform für diesen Spruch gefunden haben. Bei Äsop (Fab. 15 ed. Hahn) lautet er: *Δεῖ πρότερον τὰ τέλη τῶν πραγμάτων ἀποκτείν.* bei Nicolas de Troyes Parangon des nouvelles 1869 p. 161), wo er als Balkeninschrift erscheint: 'Quoy que tu fasses, pense à la fin.' Die anderen Versionen jener Geschichte erzählen meist, der zum Morde des Königs gedungene Barbier habe den Spruch auf dem Handtuche oder an der Tür erblickt.]

38. Nicht mehr vorhanden ist eine Inschrift aus dem Jahre 1632, von der eine Goslarer Programmabhandlung über die 'Geschicke Goslars während des 30jährigen Krieges' (von meinem früheren Lehrer Konrektor Müller) berichtet:

Hilff lieber Gott aus großer Noth. Wir gar verachn ohn Dein Heilichn.

Wilhelmshaven.

August Andrae.

Erlöschen der Altarkerzen (oben 2, 208. 15, 347).

Der Aberglaube, dass das Erlöschen einer Kerze, die mit einer bestimmten Person im Zusammenhange gedacht wird, für diese Unglück, selbst den Tod zur Folge haben könne, ist wenigstens unter den Tschechen bis heute noch verbreitet. Dafür spricht folgende Geschichte, die sich im November 1895 in der Kirche zu Chrastjan bei Pisek in Böhmen ereignete und die ich damals mir aus dem Wiener Fremdenblatt notiert habe. Dort sollte die Trauung der 19jährigen Anna Koslin stattfinden: Braut und Bräutigam standen vor dem mit Kerzen erleuchteten Altare: aber ehe noch der Priester den Bund einsegnen konnte, erlosch plötzlich eine Kerze. Mit dem Schrei: „Meine Kerze ist erloschen“, stürzte Anna Koslin bewusstlos in die Arme ihres Bräutigams und war bald darauf eine Leiche.

Richard Andree.

Auch im Salzburgischen ist der Aberglaube verbreitet, dass der Priester bald stirbt, wenn während seines Messelesens eine Kerze auf dem Altare erlischt.

In den gleichen Ideenkreis gehört der Aberglaube in Bayern, Herzogtum Salzburg und Oberösterreich, dass, wenn bei einer Trauung die Kerzen auf dem Altare stark flackern, die Ehe eine unglückliche wird, oder jener Teil stirbt, dessen Kerze stark flackert. Die rechtsseitige Kerze ist die des Mannes, die links vom Beschauer auf dem Altare stehende die der Braut.

München.

Marie Andree-Eysn.

Ein russischer Hochzeitsbrauch.

Oben 11, 439f. hatte ich nach der deutschen Ausgabe von de la Martinières' Reise nach dem Norden, Leipzig 1706, aus dem Anhang einige russische Hochzeitsbräuche angeführt. Unter ihnen befand sich auch der, dass nach dem Hochzeitsmahl das junge Paar von einem Priester und einer alten Frau in die Kammer geführt wird. Das junge Paar schliesst sich alsdann zwei Stunden lang in seine Kammer ein. Die Alte wartet währenddessen auf 'das Jungfranschaftzeichen'. Ich vermutete, dass darunter das mit Blut bespritzte Laken oder Hemd zu verstehen sei. Ein Beispiel für diesen Brauch aus unserer Zeit für Russland war mir nicht bekannt, ich wies daher auf ein solches aus Bulgarien hin.

In der Zeitschrift für Ethnologie 35. 652f. finde ich nun eine willkommene Bestätigung meiner Vermutung. Einem Aufsatz von Olga Bartels 'Aus dem Leben der weissrussischen Landbevölkerung im Gouvernement Smolensk' entnehme ich folgende Angaben:

„Nach dem Mittag werden die jungen Leute in das Brautgemach geleitet vom 'Druschko' (Festordner) des jungen Mannes und einigen älteren Frauen: der 'Druschko' ist auch derjenige, welcher nach einiger Zeit das Gewand der Neuvermählten zu besichtigen hat, und der dann der Gesellschaft verkündet, ob die Hochzeit eine ehrliche gewesen ist oder nicht.“

Wir sehen also hier genau denselben Brauch, nur dass hier der Festordner statt der alten Frau derjenige ist, der die Jungfräulichkeit verkündet. Von einem Geldgeschenk, das er dafür erhält, wird hier nichts berichtet.

In meinem Aufsatz hatte ich als weitere Parallele Hochzeitsbräuche der Ruthenen in der Bukowina herangezogen. Dort wurde die Nachricht von der festgestellten Jungfräulichkeit durch das Aufhissen einer roten Fahne verkündet.

Hierzu wird man folgende Sitte stellen können, die ich F. Nork, Die Sitten und Gebräuche der Deutschen und ihrer Nachbarvölker (Scheible, Das Kloster 12) S. 187 entnehme:

„Bei den Podluzaken, welche sich von den übrigen in Mähren ansässigen Abkömmlingen des weit ausgebreiteten Slawenstammes auffallend durch Sprache, Sitten, Kleidung usw. wesentlich unterscheiden, erblickt man vor dem Hause der Brauteltern eine rote Stange aufgepflanzt, woran ein von der Braut geschenktes seidenes Tuch flattert. Bei dem Kirchgang wird sie dem Zuge, den ein Dudelsack und zwei Geigen begleiten, vorangetragen.“

Über die Farbe des Tuches wird allerdings nichts gesagt, aber man wird nach der oben angeführten Analogie vielleicht vermuten dürfen, dass sie ursprünglich rot war, sowie dass ihr Schwenken vor vollzogener Ehe erst eine spätere Entwicklung darstellt.

Ich hatte an die Erwähnung jenes ruthenischen Brauches die Frage geknüpft, ob die rote Fahne nicht ein Ersatz für ursprünglich zur Schau ausgehängtes (blutbespritztes) Linnenzeug sei.

Dass man die rote Farbe tatsächlich als Symbol der festgestellten Jungfräulichkeit ansieht, scheint mir die weitere Schilderung der Hochzeitsbräuche jener Weissrussen zu bezeugen:

„Im ersten Fall (nämlich wenn die Jungfräulichkeit vorhanden war) wird die junge Frau gefeiert, die Eltern beglückwünscht und einige Lieder zu ihrer Ehre gesungen, z. B.: 'Unsere Maria oder Anna hat zwei Häuser erhöht, das Haus ihrer Eltern und das Haus der Schwiegereltern. Wie eine rote Blume ist sie uns erblüht, ein neues Blatt hat sich entfaltet'. . . . „Am nächsten Tage fährt das junge Ehepaar mit den Verwandten des Mannes zu den Eltern der Frau zu Besuch. War die Hochzeit eine gute (d. h. die Braut jungfräulich), so ist das Pferdgeschirr (Kummet) mit roten Bändern geschmückt, die junge Frau umflattern gleichfalls rote Bänder; unter grossem Jubel hält sie Einzug ins Elternhaus; der Ehemann verneigt sich vor seiner Schwiegermutter und dankt ihr: 'Für Salz und Brot und den gestrigen Tag, für die Kirsche, die Himbeere, oder die rote Hollunderbeere, das ehrliche Mädchen'. . . . Ist das Mädchen nicht ehrlich gewesen, dann gibt es weder Bänder noch Lieder, aber Beschämung.“

Meine Ansicht, dass die rote Farbe als Symbol für die Jungfrauschaft dient, findet weitere Bestätigung in einer anderen Schilderung der Hochzeitsgebräuche der Weissrussen von Gregor Kupezanko, Am Urquell 2, 162. Der Bräutigam löst der Braut die Zöpfe und entfernt dabei „das schöne rote Bändchen, die Hauptzierde des weissrussischen Mädchens und das Zeichen der Jungferschaft“.

Heidelberg.

Bernhard Kahle.

Die rechtliche Stellung der wiedererwachten Toten.

Welche rechtliche Stellung hat ein Mann, der, nachdem er gestorben, gleich Lazarus wieder ins Leben zurückkehrt? Schwieriger wird die Frage, wenn es sich um einen siebenmal Wiedererstandenen handelt, wie Anbâ Paul von Thmoui, dessen

Legende uns das arabische jakobitische Synaxarium¹⁾ mitteilt: und noch mehr, wenn einmal in Kairo alle Toten am 26. März wiedererstehen.²⁾ Diese Frage hat bereits mehr als einen Rechtsgelehrten beschäftigt, z. B. Verduyn³⁾, dessen Abhandlung ich leider nicht zu Gesicht bekommen konnte; doch die Schwierigkeit ist leichter lösbar, als man im ersten Augenblick glauben sollte.

Nach römischem Recht würde es von selbst gehen. Wenn ein Römer ins Leben zurückgekehrt wäre, hätte ihm der Prätor zweifellos seine frühere Stellung durch eine Restitutio in integrum zurückgegeben. Ebenso einfach ist der Sachverhalt im französischen Recht. Das französische Strafgesetzbuch kannte ehemals den bürgerlichen Tod; der bürgerlich Tote konnte aber gesetzliche Restitution oder Rehabilitation erlangen.⁴⁾ Somit genügte es, auf den wiedererstandenen Toten die analogen Bestimmungen über die Rehabilitation eines bürgerlich Toten anzuwenden.

Natürlich haben die Romanschreiber in ihrer gewöhnlichen Unkenntnis des Rechtes verkehrte Lösungen aufgestellt. Hätte der treffliche Balzac den Fall behandelt, so hätte er auch hier sicherlich seine geniale Welt- und Rechtserfahrung gezeigt. Doch nur Alexander Dumas hatte den Einfall, eine derartige Lage vorzuführen, und er fasste sie juristisch falsch auf. In seinem 'Testament des Herrn von Chauvelin' erzählt er, wie sein Held nach der Niederschrift seines letzten Willens plötzlich stirbt, bevor er ihn unterzeichnet hat. Um diesen Schaden wieder gut zu machen, kehrt er nachts wieder und unterschreibt das Testament. Wenn man nun annehmen wollte, was sehr zweifelhaft ist, dass ein vom Tode erwachter Franzose von Rechts wegen seine volle Rechtsfähigkeit wiedergewinnt, indem er ins Leben zurückkehrt, so hat ihn sein Tod sicherlich aller seiner Besitzungen beraubt: Der Tod reicht dem Lebenden die Hand, sagte Loisel, und dieser herkömmliche Grundsatz ist im Artikel 724 des Code civil aufrecht erhalten. Selbst wenn Herr v. Chauvelin berechtigt war, so besass er nichts mehr, als er unterschrieb, und seine Unterschrift war ein nichtiger Verfügungsakt, da er über keine Sachen mehr verfügen konnte.

Für Rom und Frankreich kann also im Fall einer Totenerweckung ein Zweifel entstehen; in Indien scheint es anders gewesen und die Sachlage gesetzlich geregelt zu sein. Wirklich lesen wir in einer bemerkenswerten Arbeit Pischels⁵⁾ folgende Geschichte:

Die Frau eines Bettlers hat fünf Stück einer bestimmten Sorte von Reiskuchen gebacken. Da ihnen der Gedanke, dass die Hälfte von fünf zweieinhalb ist, nicht kommt, geraten sie bei der Teilung in Streit. Sie einigen sich schliesslich dahin, dass sie sich schlafend stellen wollen, und dass der, der zuerst ein Auge öffnet oder spricht, zwei Kuchen, der andere drei Kuchen bekommen soll. Als sie drei Tage lang nicht im Dorfe erschienen waren und die Haustür sich als von innen verriegelt erwies, stiegen zwei Dorfpolizisten durch das Dach ins Haus und fanden Mann und Frau scheinbar tot daliegen. Auf Kosten der Gemeinde wurden sie nach dem Verbrennungsplatz geschafft und auf zwei Scheiterhaufen gelegt, die man in Brand steckte. Als das Feuer seine Beine erreichte, hielt der Bettler es doch für

1) *Patrologia orientalis* 1, 321.

2) Liebrecht, *Germania* 1, 68.

3) H. Verduyn, *Disquisitio iuridica de testamento atque hereditate Lazari bis mortui aliorumque bis mortuorum*. Amsterdam, Boom 1705.

4) Dalloz, *Répertoire* 18, Nr. 717f. (unter 'Droit civil').

5) *Zs. der dtsh. morgenl. Gesellschaft* 58, 368. Die Erzählung stammt aus Südindien: zum Stoffe vgl. Chauvin, *Bibliographie arabe* S. 132 Nr. 124. [Oben S. 230.]

ratsam, die Wette aufzugeben. Während die Dorfbewohner fortführen, die Totengebräuche zu vollziehen, rief er plötzlich: 'Ich bin mit zwei Kuchen zufrieden'; und vom anderen Scheiterhaufen antwortete sofort die Frau: 'Ich habe die Wette gewonnen; gib mir die drei!' Entsetzt liefen die Bauern davon, weil sie glaubten, die Toten kämen als böse Geister wieder. Nur ein beherzter Mann hielt stand und erfuhr schliesslich von den Bettlern die Geschichte. Da man Leute, die auf der Totenbahre und dem Scheiterhaufen gelegen hatten, nicht mehr ins Dorf hineinlassen wollte, weil das den Untergang des ganzen Dorfes bedeutet hätte, so baute man für die Bettler eine Hütte ausserhalb des Dorfes auf einer einsamen Wiese, und alte Frauen und Kinder pflegten ihnen die Kuchen zu bringen, die sie so sehr liebten. Das Ehepaar wurde seitdem der Kuchenbettler und die Kuchenbettelfrau genannt.

Dieser Erzählung können wir einen anderen Fall zur Seite stellen, der um so merkwürdiger ist, als der Held der Geschichte, wie der Gewährsmann¹⁾ versichert, noch lebt.

Ein Babu (so heissen in Bengalen die reichen Grundbesitzer) aus Chander-nagor, der als Kaufmann zu Kalkutta ein grosses Vermögen erworben und sich vom Geschäft zurückgezogen hatte, kehrte in seine Vaterstadt zurück und liess ein schönes Haus bauen, um hier im Kreise seiner Familie behaglich sein Leben zu beschliessen. Dies Haus war die Erfüllung eines langgehegten Lieblingswunsches. Er richtete es liebevoll ein und bezog es voller Stolz. Nach einigen Jahren glücklichem, stillen und gemächlichen Lebens ward der Babu krank. Man rief den Quacksalber und den Sterndeuter. Der erste verkündete einen baldigen Tod, der andere gab den genauen Zeitpunkt an und riet den Angehörigen, den Kranken unverzüglich ans Ufer des Hugly (so heisst ein Arm des grossen Mündungsdelta des Ganges) zu bringen. Das geschah. Doch statt zu sterben, wie es Arzt und Sterndeuter prophezeit hatten, überstand der Babu den verhängnisvollen Tag und genas. Freute sich nun die Familie, den Vater seinen trauernden Kindern wiedergeschenkt zu sehen? Keineswegs. Man sah es als ein grosses Unglück an, und nicht nur als das, sondern als eine grosse Schwierigkeit; denn wenngleich die Religionsbücher die Rechte und Pflichten der Lebenden festgesetzt haben, so schweigen sie doch über die Frage der ins Leben Zurückgekehrten. Das war aber der Fall des Babu; er gehörte weder dem Himmel an, der ihn nicht zu sich genommen hatte, noch der Erde, da er am Ufer des heiligen Stromes niedergesetzt worden war. Offiziell war er tot, in Wirklichkeit aber nicht. Sein Scheinabgang störte die von der himmlischen Weisheit eingesetzte Ordnung, er war ein Auf-rührer wider diese. Nachdem er viele Jahre lang eine Zierde seiner Kaste gewesen, brachte er ihr plötzlich durch einen unverzeihlichen Streich einen schweren sittlichen Nachteil. Der Babu sah vollkommen ein, dass seine Lage ungeregt und eines gesetzten und geachteten Mannes unwürdig sei. Keinen Augenblick kam ihm in den Sinn, wieder in sein Haus zurückzukehren, das er besleckt hätte, zu den Seinen, die vor seiner Berührung zurückgewichen wären, zu den alten Freunden, die ihn gesteinigt hätten. Ein Selbstmord hätte die Schmach, mit der er sich wider seinen Willen bedeckt, nur noch grösser gemacht. Er musste also ein Scheinleben führen bis zu dem Tage, wo die Götter ihm wirklich zu sterben gestatteteten. Nach langen Ausflüchten fand man für das schreckliche Rätsel folgende Lösung. Nahe bei seinem geliebten Hause stand ein kleiner Verschlag, in den man die nicht mehr gebrauchten Geräte stellte. Hierin ward eine Luke angebracht, und der Babu kam in einer finsternen Nacht und liess sich dort einschliessen.

1) Paul Mimande, Le mamoul (Correspondant [Paris] 1904, 10. Nov. - Bd. 217, S. 563).

Seit mehreren Jahren ist er dort eingemauert. Durch die Luke reicht man ihm täglich etwas zu essen. Er weint weder noch stöhnt und klagt er; ihm scheint sein Schicksal gerecht, und er freut sich sogar, in seinem Elend ein Stück blauen Himmels und eine Ecke seines Schlosses zu erblicken, wo sein Sohn, seine Schwiegertochter und seine Enkel die von ihm gesammelten Reichtümer heiter geniessen.

Aus diesen beiden Fällen scheint hervorzugehen, dass in Indien ein Gesetz oder eine Sitte besteht, welche die Lage derer ordnet, die den Toten gleichgestellt sind und doch leben und somit für vom Tode Erstandene gelten können: man verhängt über sie eine dem Tode ähnliche Einkerkierung und schliesst sie von der menschlichen Gesellschaft aus. So sehe ich wenigstens es an, und wenn ich diesen Gedanken veröffentliche, so geschieht es mit dem Wunsche, dass die befugteren oder vielmehr die allein befugten Richter, die Indologen, in der schwer zugänglichen indischen Literatur die Bestätigung oder Verurteilung meiner Behauptung suchen und finden mögen.

Lüttich.

Victor Chauvin.

Berichte und Bücheranzeigen.

Deutsche Volkskunde im Jahre 1904.¹⁾

Von dem Korrespondenzblatt des im Berichtsjahre gegründeten Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde²⁾ ist im Januar 1905 das erste Heft ausgegeben worden. Es wird eröffnet mit einem Geleitwort, in dem A. Strack den selbständigen Zusammenschluss der volkswissenschaftlichen Arbeit mit der Eigenart der Volkskunde und ihrer Stellung unter den Wissenschaften begründet. Darauf folgt ein Bericht über die zu Leipzig am 6. April 1904 abgehaltene konstituierende Sitzung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde, ferner ein Verzeichnis der bisher zum Verbands gehörigen vierzehn Vereine und Gesellschaften, sowie zusammenfassende Angaben über die bisherige Entwicklung und Tätigkeit der Einzelvereine. — Ein Beweis für das noch immer im Wachsen begriffene Interesse und Verständnis für volkswissenschaftliche Fragen darf darin erblickt werden, dass auch in diesem Jahre die Zahl der volkswissenschaftlichen Zeitschriften noch gestiegen ist. Der Badische Verein für Volkskunde hat mit seinen Veröffentlichungen³⁾ ein neues Zentrum für landschaftliche Forschung geschaffen, und auch die niedersächsische Volkskunde hat in den, mit Unterstützung der Stadt Hannover von Hans Müller-Brauel in zwanglosen Heften herausgegebenen 'Beiträgen zur niedersächsischen Volkskunde' einen neuen, lebenskräftigen Schoss getrieben. Das bisher allein erschienene zweite Heft ist dem ersten niedersächsischen Volkstrachtenfest zu Scheessel ge-

1) Vgl. oben II, 145—150 über das Jahr 1903.

2) Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde (Korrespondenzblatt), Nr. 1. Januar 1905 (Nr. 2. Juli 1905). Schriftleitung: Prof. Dr. K. Helm, Giessen.

3) Blätter des Badischen Vereins für Volkskunde (hsg. von B. Kahle und F. Pfaff) Heft 1. Freiburg i. B., Felsenfeld 1905.

widmet. Neben diesen rein volkskundlichen Veröffentlichungen räumen auch einige Zeitschriften, die allgemeinere Ziele verfolgen, der Volkskunde einen breiteren Raum ein.¹⁾

Bezüglich der Abgrenzung des volkskundlichen Arbeitsgebietes gehen die Ansichten noch immer auseinander. C. Voretzsch bezeichnet in einem Vortrage über Philologie und Volkskunde²⁾ die letztere in ihrer heutigen Auffassung als ein Konglomerat heterogener Disziplinen und wünscht ihr Gebiet — unter Ausschliessung des materiellen Elementes — beschränkt zu wissen auf die aus der geistigen Art und Anlage des Volkes fliessenden Äusserungen und Überlieferungen. In diesem Sinne verstanden, wäre die Volkskunde ein Teil der Philologie. Demgegenüber glaubt R. Mielke vor allzu ängstlichem Beharren auf einseitig philologischer Basis warnen zu müssen und empfiehlt daher besonders die Einbeziehung der Volkskunst in die volkskundliche Forschung.³⁾ — Der Geschichte unserer Wissenschaft sucht E. Schmidt durch seine Dissertation über Deutsche Volkskunde im Zeitalter des Humanismus und der Reformation ein neues Kapitel hinzuzufügen.⁴⁾ So bemerkenswert die Ausführungen der lehrreichen Arbeit über das Interesse an volkskundlichen Betrachtungen im 16. Jahrhundert sind, so bleibt doch Schmidt meines Erachtens den Beweis schuldig, dass die Beschäftigung mit volkskundlichen Fragen sich zu wissenschaftlicher Arbeit verdichtete. Der schon im Vorjahre erwähnte Vortrag E. Mogks über die Volkskunde im Rahmen der Kulturentwicklung der Gegenwart ist nunmehr in den Hessischen Blättern für Volkskunde im Druck erschienen.⁵⁾

Was die eigentliche Tätigkeit auf dem Gesamtgebiete der Volkskunde betrifft, so wird sie, sehr im Gegensatze zu der des vorigen Jahres, charakterisiert durch den fast völligen Mangel grösserer, zusammenfassender Arbeiten, dem eine aussergewöhnliche Rührigkeit im Herbeischaffen von Rohmaterial gegenübersteht. Auch die Mitarbeiter an der von C. Hessler herausgegebenen 'Hessischen Volkskunde'⁶⁾ lassen sich an der blossen Mitteilung des fleissig gesammelten Stoffes genügen; nur der Herausgeber selbst sucht sich gelegentlich (sehr zum Schaden für sein Buch) über diesen Standpunkt zu erheben. Dagegen ist die volkskundliche Monographie E. Friedlis über das Berner Dorf Lützellühl⁷⁾ in mehr als einer Hinsicht methodisch beachtenswert. Um dem Vorwurf ungerechtfertigter Verallgemeinerung seiner Beobachtungen zu entgehen, sucht der Verfasser das bernische Volkstum in den Lebensäusserungen einer einzigen Gemeinde zu erfassen. Die nach Sachgruppen geordnete Darstellung geht immer von der mundartlichen Bezeichnung der Dinge aus, wodurch nicht selten ein Anhalt für die Saehlerklärung gewonnen wird. Die Heimatkunde des Simmentals von Gempeler-

1) Württemberg. Jahrbücher für Statistik und Landeskunde. — Oberschlesien, Ztschr. zur Pflege der Kenntnis und Vertretung der Interessen Oberschlesiens, 2. Jahrgang.

2) Verhandl. der 47. Versammlung dtsh. Philologen und Schulmänner in Halle a. S. vom 6.—10. Okt. 1903. Im Auftrage des Präsidiums zusammengestellt von Dr. M. Adler. Leipzig, Teubner 1904. S. 129—131.

3) Volkskunst und Volkskunde, Monatschrift d. Vereins f. Volkskunst u. Volkskunde 2. 3—6.

4) Erich Schmidt, Deutsche Volkskunde im Zeitalter des Humanismus und der Reformation. Berlin, Ebering 1904. 163 S. 3 Mk. — Vgl. oben S. 360.

5) 3. Jahrg. S. 1—15.

6) C. Hessler, Hessische Landes- und Volkskunde. Bd. II: Hessische Volkskunde. Marburg, N. G. Elwert 1904. XVI + 662 S.

7) E. Friedli, Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums. Bd. I: Lützellühl. Bern, A. Francke 1905. XVI + 660 S. — Vgl. oben S. 359.

Schletti¹⁾ dient mehr dem Unterhaltungsbedürfnis und gehört der Volkskunde nur mit einigen Kapiteln an. K. Bohnenberger macht den Anfang mit der Veröffentlichung des Resultates einer in Württemberg erlassenen Umfrage.²⁾ Der bisher erschienene Teil behandelt den Glauben des Volkes an überirdische Wesen und an überirdische Wirkungen. Ein ähnliches Gebiet bearbeitet für Schlesien P. Drechsler³⁾, der auch in zwei Aufsätzen das Verhältnis des Oberschlesiens zu den Himmelskörpern⁴⁾ sowie das zu den Naturelementen⁵⁾ darstellt.

Die bedeutendste Erscheinung auf dem Gebiete von 'Brauch und Sitte' ist R. Andrees zusammenfassende Behandlung der Votive und Weihgaben des katholischen Volkes in Süddeutschland.⁶⁾ Genaue Sachkenntnis und Gründlichkeit im Verein mit einer taktvollen Behandlung des schwierigen Stoffes haben hier ein Werk von grundlegender Bedeutung geschaffen. Dadurch wird ein Aufsatz von Joseph Blau überholt⁷⁾, dessen Abhandlung über Totenbretter⁸⁾ aber, ebenso wie die von F. Turba über denselben Gegenstand⁹⁾, Beachtung verdient. Indogermanische Pflügegebräuche bespricht E. H. Meyer¹⁰⁾, wobei besonders das auf den Pflug bezügliche sprachliche Material und die mit dem Pflügen verbundenen gottesdienstlichen Gebräuche in den Bereich der Betrachtung gezogen werden. M. Höfler setzt seine Erklärungen von Gebildbrotten fort¹¹⁾, ein Kapitel, zu welchem auch O. Schell einen Beitrag liefert.¹²⁾ Den Volkstanz im Appenzeller Lande behandelt eingehend A. Tobler¹³⁾, und O. Scholz gibt eine Schilderung verschiedener schlesischer Volkstänze¹⁴⁾, während der Siedertanz zu Schwäbisch-Hall vom Tanzlehrer A. Cron beschrieben wird.¹⁵⁾ Mitteilungen über Gebräuche aus einzelnen Landschaften¹⁶⁾, sowie von solchen, die sich an bestimmte Tage und

1) D. Gempeler-Schletti, Heimatkunde des Simmentales. Bern, A. Francke 1904. 503 S.

2) Württemberg. Jahrb. f. Statistik u. Landeskunde 1904. (Heft I) 91–116. — rec. Siebs, Mitteil. d. schles. Gesellschaft f. Volkskunde 12, 109.

3) P. Drechsler. Mythische Erscheinungen im schlesischen Volksglauben, II.: Die Druck- und Quälgeister. Progr. Zaborze 1904.

4) Oberschlesien 1, 542–546.

5) Oberschlesien 1, 685–691.

6) R. Andree, Votive und Weihgaben des katholischen Volkes in Süddeutschland. Ein Beitrag zur Volkskunde. Braunschweig, Westermann 1904. XVII + 191 S. 4^o. 12 Mk. — Vgl. oben S. 233.

7) J. Blau, Die eisernen Opfertiere von Kohlheim. Zs. f. öst. Vk. 10, 129–140.

8) J. Blau, Totenbretter in der Gegend von Nenern, Neumark und Neukirchen. Zs. f. öst. Vk. 10, 16–42.

9) F. Turba, Leichenbretter. Eine kulturhistorische Skizze aus dem bayerischen Walde. Der Böhmerwald 1904. (4. Jahrg., Heft 1.)

10) Oben 14, 1–18. 129–151.

11) M. Höfler, Das Faiminger St. Blasienbrot. Oben 14, 431f.; Die Gebäcke des Dreikönigstages. Oben 14, 257–278.

12) O. Schell, Bergische Gebildbrote. Zs. d. Ver. f. rhein. u. westf. Vk. 1, 210–215.

13) Schweizer Archiv für Volkskunde 8, 1–23. 100–115. 178–195.

14) Mitteil. der schles. Gesellschaft für Volkskunde 12, 88–91.

15) A. Cron, Beschreibung des Siedertanzes zu Schwäbisch-Hall. Schwäbisch-Hall 1904. 4 S. 0,20 Mk.

16) Krause, Sitten, Gebräuche und Aberglauben in Westpreussen. Berlin 1904. Schriftenvertriebsanstalt. 76 S. 8^o. — Religiöse Volksbräuche im Bistum Augsburg. Katholik (Zs. f. kath. Wissenschaft u. kirchl. Leben) 83, 2 (3f. Bd. 28) 76–89; 323–333; 421–433; 521–553. — V. Lommer, Volkstümliches aus dem Saaltale. Mitteil. d. Ver. f. Geschichts- und Altertumskunde zu Kahla und Roda 6, Heft 2. (Sagen, Sitte und Brauch:

Feste des Jahres¹⁾ oder des Lebens²⁾ knüpfen, sind in den Zeitschriften zahlreich vorhanden. Über Spiele der Bauern des oberen Innviertels berichtet H. v. Preen³⁾, und auch dem Kinderspiel sind mehrere Arbeiten gewidmet.⁴⁾

Auf dem Gebiete der Ortssage wurden mehrere ältere Sammlungen neu aufgelegt.⁵⁾ Eine Anzahl neuer Sammlungen von Lokalsagen, zum Teil recht

A. Das festliche Jahr. B. Brauch in der Familie und Gemeinde. 3. Schwänke.) — R. Steig, Volksgebräuche im Ländchen Bärwalde. Oben 14, 123f. — J. Busch, Volksgebräuche in der Eifel. Zs. d. Ver. f. rhein. u. westf. Vk. 1, 137—145. — Henn von Höns, Aus Hünxe an der Lippe. Zs. d. Ver. f. rhein. u. westf. Vk. 1, 79—83. (Nejohr: Dat Holleien [= Hel-leiten], Das Schöngelbrot, Die Tubaat.) — M. Adler, Allerlei Brauch und Glauben aus dem Geiseltale. Oben 14, 227—230. — E. John, Aberglaube, Sitte und Brauch im sächs. Erzgebirge. Mitteil. d. Ver. f. sächs. Vk. 3, 203—207; 233—240. Joh. Bachmann, Aus dem Leben der Egerländer Dorfjugend. Unser Egerland 8, 3—6: 18—21; 39—41. — J. Köferl, Der Flachs in Sitte und Sage der Deutschen Westböhmens. Der Böhmerwald, 1. Jahrg. Heft 2. — A. de Coek, Nog Ketelmuziek. Volkskunde 16, 128—136. — P. Sartori, Todansagen. Zs. d. Ver. f. rhein. u. westf. Vk. 1, 36—54. — J. W. Hess, Baseler Kulturbilder a. d. 16. u. d. Anfang d. 17. Jahrh. Basler Jahrbuch 1905. (1. Von den Hochzeiten. 2. Vom Tanzen. 3. Vom Spielen. 4. Von den Spinnstuben. 5. Von allerlei Aberglauben. 6. Vom Gotteslästern. 7. Von fahrenden Leuten. 8. Von den Kirchweihen. 9. Von den Wirtschaften. 10. Von Neujahrs- und Fastnachtsgebräuchen.) — E. Hoffmann-Krayer, Volkstümliches aus Einsiedeln und Umgebung (Abdruck eines Manuskriptes aus der Zeit von 1798—1871). Schweiz. Arch. f. Vk. 8, 296—315.

1) Fr. Zell, Bauernkalender vom Jahre 1548 (mit Tagbestimmungen für medizinische Zwecke). Volkskunst und Volkskunde 2, 1—2. — M. Hippe, Volkstümliches aus einem alten Breslauer Tagebuche. Mitteil. d. schles. Ges. f. Vk. 12, 79—85. (Breslauer Festgebräuche im 17. Jahrh.) — C. Rademacher, Fastnachtsgebräuche. I. Das Einsammeln der Gaben zur Fastnachtszeit in Lied und Brauch. Zs. d. Ver. f. rhein. u. westf. Vk. 1, 120—126; 189—197. — Wähler, Zum 'Klapperngehn' in der Karwoche. Mitteil. d. schles. Ges. f. Vk. 11, 73—77. — A. Beets, Palmpaasch (Osterbrauch). Volkskunde 16, 117—128. — R. Reichhardt, Thüringer Pfingstvolksfeste. Oben 11, 418—422. — A. Swoboda, Die Schäfeier (26. Juni). Unser Egerl. 8, 12—13. — R. Clément, Ein Martinsabend in Düsseldorf. Zs. d. Ver. f. rhein. u. westf. Vk. 1, 131—137. — Fr. Andress, Das Erntefest im Radbusatale. Unser Egerland 8, 41—42. — P. Lechmann, Die oberschlesische Kirmes. Oberschlesien 1, 590—600. — P. Lechmann, Weihnachts- u. Neujahrsgebräuche in Oberschlesien. Oberschl. 1, 702—715. — E. Blaschke, Weihnachtsheiligerolm ei der Schwenzer Schmiede vor 30 Jahren. Mitt. d. schles. Ges. f. Vk. 12, 103—107.

2) J. Köferl, Geburt und Tod. Ein Beitrag zur Volkskunde der Deutschen Westböhmens. Unser Egerland 8, 54—56. — J. Bachmann, Egerländer Taufbräuche. Unser Egerland 8, 56—58. — E. Hermann, Gebräuche bei Verlobung und Hochzeit im Herzogtum Koburg. Oben 14, 279—289; 377—381. — E. Botha, Brautwerbung und Hochzeit im Tale der stillen Adler vor 50 Jahren. Dtsche Volksk. a. d. östl. Böhmen 4, 32—36. — Ehemalige Bauernhochzeit im Schönhengster Gau. ebd. 4, 146—155. — Bohusack, Eine Hochzeit in den Vierlanden um das Jahr 1850. Die Heimat, 1901. — Fr. Branky, Ein Hochzeitskästchen mit acht Inschriften. Zs. f. öst. Vk. 10, 156—157. — O. Schütte, Das Nestelknüpfen. Oben 14, 119.

3) H. von Preen, Drischlegspiele aus dem oberen Innviertel. Oben 11, 364—376.

4) H. Knötel, Oberschlesische Kinder beim Spiel. Oberschlesien 1, 420—429. — E. Blaschke, Drei Spiele (Foppspiele). Mitteil. d. schles. Ges. f. Vk. 11, 77—79. — A. de Coek, Rechtshandelingen bij de Kinderen. (Fortsetzung: 3. Ruilingsrecht, 4. Plaatsingsrecht, 5. De Kindereed.) Volkskunde 16, 151—156.

5) Martinus Meyer, Sagen-Kränzlein aus Tirol. Innsbruck, Wagner 1901. 3. Aufl. 398 S. 8^o. geb. 4 Mk. — L. Bernow, Die Sagen der Trinkhalle in Baden-Baden. Baden-Baden 1901. 6. Aufl. 30 S. kl. 8^o mit 14 Vollbildern. 1 Mk. — Aurelias Sagenkreis, Die

sorgfältig gearbeitet, wie der Sagenschatz der Stadt Weimar von E. u. P. Mitzschke, sind hinzugekommen¹⁾, und einzelne Sagen werden in den Zeitschriften in reicher Fülle mitgeteilt²⁾; besonders zahlreich sind darunter die Sagen vom Berggeist (Rübezahl) vertreten.³⁾ Über die Entstehung des Märchens hat Fr. v. d. Leyen

schönsten Geschichten, Sagen und Märchen von Baden-Baden und dem Schwarzwalde. 3. verm. Aufl. Baden-Baden, C. Wild 1904. III + 234 S. kl. 8°. 2 Mk. — P. Quilling, Humoristisches Allerlei aus Sachsenhausen mit einem Anhang: Sagen aus Sachsenhausen. 4. Aufl. Frankfurt a. M., F. B. Auffarth o. J. 112 S. 8°. 1 Mk. — G. A. Leibrock, Sagen des Harzes. 5. Aufl. Quedlinburg 1904. III + 152 S. 8°. 1,50 Mk. — C. v. Ey-natten, Harzsagen. 2. Aufl. Leipzig, B. Franke 1904. III + 179 S. 8°. geb. 2 Mk. — W. Ruland, Rheinisches Sagenbuch. 2. Aufl. Köln, Hoursch & Bechstedt 1904. VIII, 397 S. kl. 8°. 2,50 Mk.

1) E. u. P. Mitzschke, Sagenschatz der Stadt Weimar und ihrer Umgebung. Weimar 1904. XVIII, 152 S. 8°. 2,40 Mk. — B. Störzner, Was die Heimat erzählt. Sagen, geschichtliche Bilder und denkwürdige Begebenheiten aus Sachsen. Lpzg. 1904. 528 S. 8°. geb. 8 Mk. — H. Bergmann, Sagen und Geschichten Niedersachsens. Frankfurt a. M., Reinh. Mahlau 1904. 84 S. 8°. — Semlow, Aus der Heimat. Quedlinburg 1904. — R. Asche, Sagen von Goslar. Goslar, Brumby 1904. 47 S. kl. 8°. 0,80 Mk. — H. Berthold und G. Kretschmer, Schwiebuser Geschichten, Sagen und Märchen. Schwiebus, C. Wagner 1904. III, 286 S. 8°. geb. 4 Mk. — R. Gerling, Mecklenburgs Sagenschatz. Oranienburg, Oranien-Verlag 1904. VIII, 183 S. geb. 4 Mk. — P. Forkmann, Frankenberg und seine nächste Umgebung in Geschichte und Sage. Frankenberg 1903. IV, 68 S. gr. 8°. kart. 0,80 Mk. — Th. Meister, Oberfränkische Sagen. Beyreuth, B. Seligsberg 1904. 1 Mk. — Fr. Kassebeer, Hildesheimer Rosen. Hildesheim, Gerstenberg 1904. 1 Mk. — Sagen von Kleve und Umgegend. Wiesbaden, G. Quiel. 0,20 Mk. — K. Hessel, Sagen und Geschichten des Rheintales von Mainz bis Köln. Bonn, A. Markus u. E. Weber 1904. X, 310 S. rec. Whn., Zs. d. Ver. f. rhein. u. westf. Vk. 1, 303–304. — A. Schroth-Ukmar, Donausagen von Passau bis Wien. Wien, H. Kirsch 1904. 1,80 Mk. — J. Aegler, Märchen, Sagen und Bilder. Bern 1903. — Platner, Einiges über die Volkssagen der Göttinger Umgegend. Protokolle über die Sitzungen d. Vereins für die Geschichte Göttingens 3, 1. — P. Mitzschke, Anfänge und Entwicklung der Naumburger Hussitensage. Weimar, Selbstverlag. 16 S. 8°. — Joh. Schmitt, Sagen und Geschichten aus dem lieben Badnerlande. Weinheim, Fr. Ackermann 1904. 2 Bde. 8°.

2) Hier kann nur eine beschränkte Anzahl nachgewiesen werden. Ausführlicheres Verzeichnis vgl. Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der Germanischen Philologie 1905, XIX B 4. — W. Tschinkel, Die Sage in der Sprachinsel Gottschee. Zs. f. öst. Vk. 10, 42–49. — A. John, Der Sagenschatz des Egerlandes. Unser Egerland S. 6–9, 21–24, 35–39, 53–54. — J. Czech v. Czechenherz, Beiträge zur Volkskunde von Mähren und Schlesien. Zs. f. öst. Vk. 10, 89–96, 140–146. — J. Richter, Sagen aus dem deutschen Osten. Dtsche Volksk. im östl. Böhmen 4, 101–103, 174–179. — R. Steig, Volkssagen im Ländchen Bärwalde. Oben 14, 426–427. — A. Haas, Fünf Sagen aus dem Riesengebirge. Mitteil. d. schles. Ges. f. Vk. 12, 91–94. — H. Kreibich, Der Kunzstein bei Wernstadt und seine Sagen. Mitteil. d. Nordböhm. Exkursionsklubs 27, Heft 2. — M. Hippe, Zwei Breslauer Sagen. Mitteil. d. schles. Ges. f. Vk. 11, 90–119. — M. Hellmich, Sagen aus den Kreisen Glogau, Falkenberg und Grünberg. ebd. 12, 94–97. — F. Pradel, Kopflose Menschen und Tiere in Mythe und Sage. ebd. 12, 37–41. — O. Schell, Zwei Sagen von Burg Ockenfels a. Rh. Zs. d. Ver. f. rhein. u. westf. Vk. 1, 158–159. — W. Oeke, Sagen. ebd. 1, 160–162, 236–237. — Philippsen, Sagen und Sagenhaftes von Föhr. Die Heimat. 13. Jahrg. Nr. 7, 12.

3) P. Drechsler, Der Berggeist. Oberschlesien 2, 130–136. — J. Wahner, Vom Berggeiste. Oberschlesien 1, 520–526. — A. Paudler, Rübezahl. Einige Bemerkungen. Nordböhm. Exkursionsklub 27, Heft 3. — P. Regel, Zacher: Rübezahl und seine Verwandtschaft. Kritische Anzeige der in den Mitt. d. schles. Ges. f. Vk. 1903 erschienenen Abhandlung. Der Wanderer im Riesengebirge. 23. Jahrg. Bd. 9, Nr. 10.

eine Aufsatzreihe zu veröffentlichen begonnen¹⁾, in deren erstem Teile der Ursprung des Märchens aus dem Traumleben hergeleitet wird. Die neuesten englischen Märchensammlungen behandelt eine Marburger Dissertation von L. Lenz²⁾, aus der sich ergibt, dass bis zum Jahre 1890 die bekannteren englischen Märchensammlungen hauptsächlich auf den Werken von Perrault und Gebr. Grimm beruhen. Andererseits führt G. Ehrismann³⁾ in einem Vortrage über das Märchen im höfischen Epos aus, dass die meisten „heroischen“ Partien der Artusromane auf bekannte Märchen- und Sagenmotive des irischen Sagenschatzes zurückgehen. Mit einer eingehenden Untersuchung über das Entzauberungsmärchen von König Lindwurm⁴⁾ eröffnet A. Olrik das erste Heft der von ihm in Gemeinschaft mit M. Kristensen herausgegebenen Danske Studier, und G. Knaak⁵⁾ weist auf eine antike Parallele zu einem rügenschon Märchen hin. Einzelne Märchen⁶⁾ und auch verschiedene Schwänke⁷⁾ finden sich in den Zeitschriften verstreut. Der Entwicklung der Legende von der heiligen Ursula geht G. Zutt nach⁸⁾ und kommt zu dem Schluss, dass die Legende mit einer weitverbreiteten deutschen Sage identisch ist.

Über den Volksaberglauben hat uns das Berichtjahr keine tiefere Untersuchung gebracht. Wer eine solche in A. Pfahlers Büchlein „Der deutsche Volksaberglaube“⁹⁾ vermutet, wird sich enttäuscht einem aufklärerischen Vortrage gegenübersehen. Auch H. Graf's Vortrag über Zahlenaberglauben¹⁰⁾ verfolgt nicht den Zweck, über dieses ausgiebige Gebiet etwas Abschliessendes zu geben. Wohl aber gibt es auch hier zahlreiche Einzelbeiträge, die teils ältere Zeugnisse des deutschen Volksaberglaubens neu drucken¹¹⁾, teils selbstgesammeltes Material ver-

1) Archiv für das Studium der neueren Sprachen 113, 249—269.

2) L. Lenz, Die neuesten englischen Märchensammlungen und ihre Quellen. Diss. Marburg 1902. 99 S. 8°. rec. Andrae, Anglia Beibl. 15, 271—276; J. Bolte, oben 14, 244; A. S., Hess. Bl. f. Vk. 3, 76; -tz-. N. phil. Rdsch. 1904, 237—238.

3) Verhandl. der 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Halle a. S. vom 6.—10. Okt. 1903. Leipzig, Teubner 1904. S. 100—102.

4) Vgl. oben 14, 244—248: Übersicht über die neuere Märchenliteratur von Job. Bolte.

5) Oben 14, 118—119.

6) E. Kroker, Hans Pfiem in Märchen und Weihnachtsspiel. Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs 7. Bd. — P. Schwarz, Die Fahrt zur Frau Holle. Hessenland. Zs. f. hess. Gesch. u. Liter. 18. Jahrg. (1904). — W. Wisser, Das Märchen vom Schweinehirten und der Königstochter. Oben 14, 432—435. — A. Bartsch, Vier Märchen a. d. Grottkauer Gegend. Oberschlesien 2, 246—260. — G. J. Boekenoogen, Nederlandsche Sprookjes en Vertelsels. Volkskunde 16, 51—54, 94—105, 138—144.

7) J. Müller, Rheinische Schilda. Zs. d. Ver. f. rhein. u. westf. Vk. 1, 250—283. — Chr. Wierz, Leuscheider Aaschläg (11 Schildbürgerstücke). ebd. 1, 283—293. — G. J. Boekenoogen, Het Verhaal van den omgewentelden steen. Volkskunde 16, 90—94.

8) G. Zutt, Die Legende von der hl. Ursula. Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums zu Offenburg 1904.

9) A. Pfahler, Der deutsche Volksaberglaube. Freudenstadt, Schlaetzche Buchhandlung 1903. 45 S. kl. 8°.

10) H. Graf, Über Zahlenaberglauben, insbesondere die Zahl 13. Bern 1904. 46 S. 8°.

11) O. Heilig, Zur Kenntnis des Hexenwesens am Kaiserstuhl (aus Prozessakten des 16.—17. Jahrh.). Oben 14, 416—418. — P. Benndorf, Der Hahn im Aberglauben als Erzeuger des Basilisken. (Neudruck von 1588.) Mitt. d. Ver. f. sächs. Vk. 3, 182—185. — R. Dürnwirth, Ain Jägerische Practica etc. Zs. f. öst. Vk. 10, 50—51. (Abergl. in einem Jägerbuche des 16. Jahrh.) — G. Schöner, Erinnerungen und Überlebel ver-gangener Zeiten aus dem Dorfe Eschenrod im Vogelsberg. (25 abergläub. Erzählungen.) Hess. Bl. f. Vk. 3, 51—63. — R. Wünsch, Ein Odenwälder Zauberspiegel. ebd. 3,

öffentlichen.¹⁾ Dasselbe gilt besonders auch für die Krankheits-²⁾ und Schatzbeschwörungen³⁾ sowie für die Volksmedizin⁴⁾.

Spandau.

O. Ebermann.

E. T. Kristensens neuere Sammlungen dänischer Volksüberlieferungen.

Wieviel ein einzelner begabter und zielbewusster Sammler auf dem Gebiete der Volkskunde zu leisten vermag, das zeigt in hervorragendem Masse die bei uns noch zu wenig bekannte Tätigkeit des dänischen Volksschullehrers Evald Tang Kristensen. Als Sohn eines Lehrers in einem jütischen Dorfe bei Kolding 1843 geboren und seit 1861 an verschiedenen Orten Jütlands (Husby, Helstrup, Gjellerup, Faarup, Brandstrup usw.) als Lehrer tätig⁵⁾, hat er mit offenem Auge und Ohr den ausserordentlichen Reichtum seiner Heimat an abergläubischen, sagenhaften und dichterischen Überlieferungen erkannt, erforscht und in einer grossen Reihe von Bänden (mehr als 30) für die Nachwelt gerettet. Hatte der gelehrte Kopenhagener Professor Svend Grundtvig sich in seiner trefflichen Volksliedersammlung und seinen Märchenbüchern für die lebende Überlieferung zumeist auf die Mitteilungen gestützt, die ihm infolge öffentlicher Aufrufe zuzingen, so wanderte Kristensen selbst durch das Land, redete mit den verschlossenen ersten Bauern Westjütlands wie mit der behaglicher lebenden und oberflächlicher gesinnten Bevölkerung des Ostens in ihrer Mundart, gewann, mit ihrem Denken und Fühlen vertraut, auch ihr Vertrauen und wusste ihr Interesse für seine Arbeit zu

154—160. — E. Mucke, Rezepte und Zaubermitel für Imker a. d. 18. Jahrh. *Mitteil. d. Ver. f. sächs. Vk.* 3, 140—143.

1) G. Züricher u. M. Reinhard, *Allerhand Aberglauben aus dem Kanton Bern*. *Arch. f. Schweiz. Volksk.* 8, 267—281. — W. König, *Aberggl. in Oberschlesien*. *Oberschlesien* 1, 691—698. — R. Steig, *Volks glauben im Ländchen Bärwalde*. *Oben* 14, 424 bis 425. — C. Reiterer, *Amulettabergl. in d. Niedertauern*. *Zs. f. öst. Vk.* 10, 107—109. — F. Pradel, *Der Schatten im Volksglauben*. *Mitt. d. schles. Ges. f. Vk.* 12, 1—36. — A. Andrae, *Spuckabergl. bei Heine und sonst*. *Zs. f. d. dtsch. Unterr.* 18, 333—334. — B. Kahle, *Eine Vorschrift für Taufpaten*. *Mitt. d. schles. Ges. f. Vk.* 11, 66—67.

2) J. Bolte, *Deutsche Segen des 16. Jahrh.* *Oben* 14, 435—438. — R. Scharnweber, *Volkstüml. a. d. Luckauer Gegend*. *Niederlaus. Mitt.* 8, 298—301. — P. Sartori, *Volks segens aus Westfalen*. *Zs. d. Ver. f. rhein. u. westf. Vk.* 1, 151—154. 300—302. — *Hess. Bl. f. Vk.* 3, 161. — E. Hoffmann-Krayer, *Zum Eingang des Weingartner Reise segens*. *Schweiz. Arch. f. Vk.* 8, 65. — S. Meier, *Wetter segens*. *Dasselbst* 8, 47—49.

3) F. W. Seraphin, *Schatz beschwörung*. *Korrespondenzbl. für Siebenbürg. Landeskunde* 27, 114.

4) M. Bethany, *Ärzte, Krankheiten und deren Heilung nach Cäsarius v. Heisterbach*. *Ein Beitrag zur mittelalterl. Volksmedizin*. *Zs. d. Ver. f. rhein. u. westf. Vk.* 1, 154—158. — O. Monke, *Zur Kunde von den Volksheilmitteln*. *Brandenburgia* 12, Nr. 6. — L. Sütterlin, *Alte Volksmedizin vom mittleren Neckar*. *Zs. d. Ges. f. Beförd. d. Geschichts altertums u. Volkskunde* 19, 1—2. — K. Dirksen, *Volksmedizin am Niederrhein*. *Zs. d. Ver. f. rhein. u. westf. Vk.* 1, 89—103. 198—207. — E. Hoffmann-Krayer, *Volksmedizinisches (Antworten auf Fragebogen)*. *Schweiz. Arch. f. Vk.* 8, 141—153. — P. Sartori, *Volksmedizin und Besprechungen aus Westfalen*. *Zs. d. Ver. f. rhein. u. westf. Vk.* 1, 215—220. — R. Eder, *Heilkräftige Johanneshäupter*. *Zs. f. öst. Vk.* 10, 107. — *Gegen Ohrenleiden*. *Hess. Bl. f. Vk.* 3, 165.

5) Ich entnehme diese Daten einem warm geschriebenen Artikel von W. A. Craigie v. J. 1898 (*Folk-lore* 9, 194—224: 'Evald Tang Kristensen, a danish folklorist').

wecken.¹⁾ Mit unermüdetem Fleisse, nicht geschreckt durch pekuniäre Hemmnisse, veröffentlichte er dann das riesige Material, das er seit der Mitte der sechziger Jahre zusammengebracht hatte, zunächst in den 13 Bänden der 'Jyske Folkeminder' (1871—98. Lieder, Märchen, Sagen, Aberglauben enthaltend), in der Zeitschrift 'Skattegraver' (7 Bände. 1884—90), in den 'Danske Sagn' (7 Bände. 1892—1901), in deren 13 896 Nummern auch die hinterlassenen Sammlungen Grundtvigs mitverwertet sind, in den Sprichwörtern (Danske ordsprog og mundheld. 1890) und endlich in einer Reihe von Werken, die uns zur näheren Besprechung vorliegen.

An erster Stelle nenne ich die 3937 Nummern umfassende Sammlung dänischer Kinderreime und Kinderspiele²⁾, für die Kristensen nur das von ihm aufgezeichnete und von den Mitarbeitern des 'Skattegraver' zugesandte Material, nicht Grundtvigs hsl. Nachlass ausgenutzt hat. Die grosse Zahl der Nummern erklärt sich allerdings dadurch, dass sämtliche Varianten (oft ein Dutzend zu einem Texte) fortlaufend gezählt sind; aber trotzdem ist die Sammlung bei sparsamster Druckeinrichtung (ohne Versabteilung, Melodien und Verweisungen) erstaunlich reichhaltig und verdient, auch von deutschen und niederländischen Forschern ausgenutzt zu werden. So entspricht unserem Kinderliede 'Schlaf Kindechen schlaf' (Böhme, Kinderlied 1897 Nr. 1) das dänische Nr. 4: 'Sov, lille Barn, sov! | Din Fader er ude at plov, | Else er ude at give Grisen; | Tier du ikke, så får du af Risen.' Oder unserem 'Backe backe Kuchen' (Böhme Nr. 174) Nr. 220: 'Klappe, klappe Kage, | I Morgen skal vi bage | En lille Julekage. | Den ska Hans smage.' Oder unserem 'Da hast du nen Taler' (Böhme Nr. 165) Nr. 135: 'Da har du en Daler, rejs til Marked, køb en Ko, tag Kalven med, kille kille kille.' Weiter notiere ich die Krabbelreime (Nr. 101), Fingernamen (121), Pferdbeschlagen (142), Knierreiten (340), Anreden an die Tiere, Glockensprache (752), Vornamen mit Reimzusatz (1011), Schnellsprechübungen (1237), Neckfragen (1330), Neckbriefe (1501), Zahlendeutungen (1482). Ebenso bieten die Spiele vieles uns Geläufige: Kringelkrands Rosendands (1573). Ene mene ming mang (1748), das Talerwandern, die Reise nach Jerusalem, Seht euch nicht um, Stärke- und Geschicklichkeitsproben (2121), Wollt ihr wissen wie der Bauer (2163), Adam hatte sieben Söhne (2169. 3660), Blindekuh, Tanzlieder, die auf alten Balladen beruhen (Ritter und Nonne 2203; Mönch und Jungfrau 2210; Drei Lilien 2261 vgl. Erk-Böhme Nr. 740), das oben 4, 180. 6, 98. 13, 174 behandelte Spiel von den kecken Nonnen (2217) und dem Herrn aus Ninive (3691), Kreisel mit Buchstaben (2411; vgl. Wickrams Werke 4, 285. 343), Rummelpott (S. 679), mancherlei Kartenkunststücke und andere am Tische auszuführende Spiele, endlich verschiedene Reime, Sprüche und Redensarten, z. B. über Wochentage (2497), über Liebe und Ehe (2591: Suk, Hjærte, brist ikke! | Du har en Ven, du véd ikke; | Den, du elsker, får du ikke), Märchenschlüsse (2739), Lügnerzählungen (2834) usw.

Als eine Fortsetzung dieses Werkes kann man die 'Dänischen Tierfabeln und Kettensprüche'³⁾ bezeichnen. Hier hat der Herausgeber den vollständig mitgeteilten Varianten vielfach auch Verweise auf frühere dänische Sammlungen beigelegt. Ich glaube wiederum am besten über den Inhalt zu orientieren, wenn

1) Vgl. Kristensens eigene Schilderung seiner Tätigkeit in Jyske Folkeminder 11. 312 (1891).

2) Evald Tang Kristensen, Danske Börnerim, Remser og Lege, udelukkende efter Folkemunde samlede og til Dels optegnede. Århus, Jacob Zeuners Bogtrykkeri (Kjöbenhavn, K. Schönberg) 1896. 751 S. 8°.

3) Kristensen, Danske Dyrefabler og Kjæderemser samlede af Folkemunde og til dels optegnede. Århus, J. Zeuners Bogtrykkeri (Kjöbenhavn, K. Schönberg) 1896. 248 S. 8°.

ich die wichtigsten Nummern herausgreife und dazu auf deutsche Seitenstücke aufmerksam mache. Voran stehen die Märchen: S. 1 Die Haustiere auf der Wanderschaft, in 16 Varianten (Grimm, KHM. 27). — S. 27 Schiffahrt der Haustiere. — S. 29 Schlange lösen (R. Köhler, Kl. Schriften 1, 412. 581. Gonzenbach Nr. 69). — S. 31 Unglück des ungenügsamen Fuchses. — S. 37 Abenteuer von Fuchs und Wolf (vgl. oben S. 345. Honigtopf geleert bei drei angeblichen Kindtaufen). — S. 40, Nr. 52 Fuchs im Brunnen (R. Köhler 1, 107. Wetzel, Söhne Giaffers 1896 S. 213). — S. 41, Nr. 53 Wolf und Mensch (Grimm 72). — S. 41, Nr. 56 Fuchs und Storch (Waldis, Esopus 1, 27. Kirchhof, Wendunmut 7, 29). — S. 43, Nr. 60 Der Fuchs frisst die Jungen des Raben; dieser holt den Hund herbei. — S. 47 Fuchs und Katze, Listensack (R. Köhler 1, 408. 534. 560); Fuchs vom Pferd erschlagen, dem er einen Dorn ausziehen soll (Kirchhof 4, 138. Ysengrimus ed. Voigt S. LXXXIII). — S. 50, Nr. 73 Streit dreier Füchse (vgl. Frey, Garten-gesellschaft 1896 Nr. 59). — S. 50, Nr. 75 Fuchs und Hahn (Waldis 4, 88. Ysengrimus ed. Voigt S. LXXXI). — S. 52, Nr. 81 Friede der Tiere (Kirchhof 3, 128). — S. 52, Nr. 82 Fuchs fährt aus der Haut (Münchhauseniade). — S. 52, Nr. 83 Hahn und seine Frauen (stammt aus dem Märchen von der Tiersprache; R. Köhler 2, 333. 610). — S. 53, Nr. 86 Stadtmaus und Feldmaus (Kirchhof 1, 62). — S. 54, Nr. 104 Strohalm, Bohne, Kohle (Grimm 18). — S. 57, Nr. 112 Die schlimme Ziege (R. Köhler 1, 423). — S. 58. 224 Der flüchtige Pfannkuchen (Kuhn, Sagen aus Westfalen 2, 235. Müllenhoff S. 469 usw.). — S. 85 Mäuschen, Bratwürstchen und Erbse (oben S. 344). — Es folgen S. 80. 86. 98. 102. 108. 119 verschiedene Häufungsmärchen, die den bei R. Köhler 3, 355 verzeichneten Typen angehören, S. 155. 183 ebensolche Häufungs- oder Kettenlieder; S. 137—154. 165 mancherlei Deutungen und Verbindungen der Zahlenreihe 1—12 (vgl. oben 11, 387. 13, 84); S. 163 Erzählung vom Baum, Nest, Ei (Böhme, Kinderlied S. 266); S. 168—182 Reime vom Hausgesinde (Böhme S. 268. Grimm Nr. 140); S. 187 Kettenreime (Böhme S. 308). — S. 190. 242 'Hans Mikkell udi Limmelimegaden' (Erk-Böhme Nr. 1748: 'Vetter Michel wohnt in der Lämmerlämmerstrass'). — S. 191 'Bruder Melcher' (Böhme S. 255). — S. 198 'Hermann auf der Treppe sass' (Erk-Böhme Nr. 668). — S. 201 Deutungen von Tierstimmen. — S. 212, Nr. 570 Zungenübung (Böhme S. 301). — S. 218 Dialog: 'Das war gut, das war schlecht' (Kristensen, Skjæmtesagn S. 110. Bolte, Zs. f. vgl. Litgesch. 1, 375. 9, 235). — S. 222 Dialog vom verschnittenen Rock (Kristensen, Skjæmtesagn S. 113; Molbohistorier Nr. 332. Oben 12, 219).

Ein langgepflegtes, wertvolles Werk sind ferner Kristensens 'Hundert dänische Scherzlieder'¹⁾, die teils den alten Balladenton festhalten, teils Fabelstoffe, Ehe, Liebe, Liebesleid, Untreue, Wirtshausleben, Handwerksleben, besondere Motive und Geselligkeit behandeln. Viele dieser Lieder sind älteren Datums und auch in Schweden und Norwegen verbreitet, wie in den Anmerkungen nachgewiesen wird; andere sind, was Kristensen nicht erkannt oder nicht hervorgehoben hat, erst im 18.—19. Jahrhundert aus Deutschland eingewandert. Natürlich läuft bei diesen Schwankstoffen manche Derbheit mit unter, da das Volk alle Dinge unverhüllt beim rechten Namen nennt; mehrere Stücke seiner Sammlung hat der Herausgeber aus Anstandsriicksichten zurückgelegt. An einzelnen Stücken seien hervorgehoben: Nr. 1 Held Rammer, das Abbild eines trotzigen und zugleich schnoddrigen Abenteurers. — Nr. 2 Die grosse Braut, wohl ein Nachklang des Thormythus. — Nr. 9

1) Kristensen, Et Hundrede gamle danske Skjæmteviser, efter Nutidssang samlede og for størstedelen optegnede. Arhus, J. Zeuners Bogtrykkeri 1901. 312 + 92 S. 8°. — Leider fehlt ein Inhaltsverzeichnis.

Die grosse Krähe; sie wird erschossen und ihre Glieder verteilt: vgl. Uhland, Schriften 3, 85. — Nr. 11 Bremse und Fliege (Erk-Böhme, Liederhort Nr. 164. Oben 12, 167). — Nr. 13 Vogelhochzeit (Erk-Böhme Nr. 163). — Nr. 14 Eulenklage. — Nr. 17 Fuchses Testament. — Nr. 18 Der vom Bauer gefangene und verkaufte Hase entläuft dem deutschen Stadtherrn. — Nr. 20 Die alte Braut (Erk-Böhme Nr. 892. Kopp, Archiv f. neuere Spr. 111, 271). — Nr. 23 Der Mann muss alle Hausarbeit tun (vgl. Erk-Böhme Nr. 895. Marriage, Volkslieder a. d. bad. Pfalz Nr. 195). — Nr. 25 Mann von der Frau geprügelt. — Nr. 29 Ehelicher Streit (Erk-Böhme Nr. 890). — Nr. 30 Die heiratslustige Tochter (Erk-Böhme Nr. 838). — Nr. 31 Ähnlich (Erk-Böhme Nr. 837). — Nr. 32 Der erhoffte Freier (Erk-Böhme Nr. 860). — Nr. 33 Sieben Freier (Erk-Böhme Nr. 854). — Nr. 36 und 42, auch S. 299: Freierwahl (Erk-Böhme Nr. 841—843). — Nr. 37 Brautwahl. — Nr. 43 Der Freier im Mehlsacke (Erk-Böhme Nr. 146). — Nr. 46. 47 Nachtbesuch (Erk-Böhme Nr. 460). — Nr. 49 Liebesgespräch (vgl. Erk-Böhme Nr. 1741: 'Wenn der Topp aber nu en Loch hat'). — Nr. 58 Die süsse Lise. Behandelt den Stoff des Meunier d'Arleux (Bédier, Les fabliaux 1895 p. 465. Kirchhof, Wendunmut 1, 330. 331. Luzel et Le Braz, Soniou Breiz-Izel 2, 211), beruht aber auf einem deutschen Liede 'Luischen, so du dienen willst, so diene du bei mir' (12 Str.), das Alexander Treichel 1896 aufgezeichnet hatte und mir zeigte. — Nr. 59 Vetter Michel (= 'Ich weiss nicht, ob ich trauen darf.' Kopp, Deutsches Volks- und Studentenlied 1899 S. 43). — Nr. 60 Mann ins Heu (= Erk-Böhme Nr. 150). — Nr. 61 Der Pfaff bei Terkilds Frau (vgl. Erk-Böhme Nr. 149). — Nr. 62 Der Bauer bei der Pastorsfrau. — Nr. 63 Der trügliche Schein. (Vgl. Child, Popular ballads 5, 88 Nr. 274: 'Our Goodmann', dazu S. 251. 303. Grundtvig-Olrik, Danmarks gamle folkeviser 5, 2, 211³. Rolland, Chansons populaires 2, 208: 'Les répliques de Marion'. Revue des trad. pop. 1, 71. 2, 64. 10, 136. 515. F. L. W. Meyer, Ich ging in meinen Stall (1790); vgl. Erk-Böhme 2, 689 Nr. 900. 3, 872. Ginsburg-Marek, Jüdische Volkslieder in Russland 1901 Nr. 288. Aigner, Ungarische Volksdichtungen 1873 S. 149. Nigra, Canti popolari del Piemonte Nr. 85: 'Le repliehe di Marion'.) — Nr. 84 Lügenlied (vgl. Erk-Böhme Nr. 1103). — Nr. 88 Es war einmal ein Mann: vgl. Kopp, oben 14, 61. — Nr. 92 Spottlied auf den eigenen Mann (Erk-Böhme Nr. 1753—1755). — Nr. 93 Mein und dein: vgl. oben 11, 104, wozu ich noch ein von Carl Bohm komponiertes Gedicht J. G. Fischers (Gedichte 1854 S. 64: 'Das Mädlein sprach: Lieb Knabe mein') und ein schwedisches Lied (Sv. landsmalen 7, 6, 57) nachtrage. — Nr. 95 Die Frau in Kjöge. Zu dem die Erwartung spannenden und irreführenden Verzögern des Reimwortes:

Der boet en fru' i Kjöge,
 Hun var den störste ski ska skjø, ski ska ski ska —
 (Einer unterbricht: Skjøge mener du!)

Nej, jeg mener: Skjønhed i den hele by ...

vgl. die oben S. 271 angeführten deutschen Lieder. Auch der Witz vieler Volksrätsel beruht ja auf einer solchen Zweideutigkeit: der Hörer denkt zunächst an eine unanständige Auflösung und wird durch eine ganz harmlose beschämt.¹⁾ Dagegen dienen die Fehlreime im deutschen Drama des 16. und 17. Jahrhunderts (Wickrams Werke 5, LXXXI) durchweg zur Charakteristik des tölpelhaften Narren oder des elenden Schauspielers. — Nr. 100 Die tanzende Frau will nicht heim (Erk-Böhme

1) Solche Rätsel begegnen z. B. schon in den *Adevineaux amoureux* des 15. Jahrh. (Rolland, *Devinettes* 1877 p. 15), bei Nicolas de Montreux, *Les bergeries de Juliette* (deutsch Mümpelgart 1595, Bl. 165a. 418a. 603b) und in den ältesten deutschen Sammlungen (R. Köhler, *Kl. Schriften* 3, 515. 519. 531. 536f.).

Nr. 910. Marriage Nr. 196). Die Nachträge enthalten auch Bruchstücke, schwedische Parallelen und zweifelhafte Lieder (darunter S. 294 eine Nachahmung des französischen Marlborough-Liedes); in einem 88 Seiten starken Anhang folgen die Melodien.

In anderen Bänden hat Kristensen die zahlreichen in Dänemark umlaufenden Prosalchwänke ans Licht gezogen. Seine 'Molboer- und Aggeboer-Geschichten'¹⁾ enthalten nährische Streiche und törichte Antworten, die in Ostjütland den Bewohnern von Molbo, in Westjütland denen von Agger und Harboøre, in Südjütland denen von Fynbo nachgesagt werden, wie in Deutschland den Schildbürgern und vielen anderen Dörflern, in England den Leuten von Gotham usw. Eine kleinere Lese solcher 'Molboernes Bedrifter' war schon vor 1780 im Druck erschienen (zuletzt 1887 von Fausböll herausg.), eine andere Sammlung 'Molbohistorier' von L. R. Tuxen (1866) enthält auch Seitenstücke aus Schweden, Norwegen, Deutschland, Italien, Frankreich, England und Russland.²⁾ Kristensen bietet nicht weniger als 477 Nummern, unter denen wir manche als internationales Gut erkennen. Vieles wird aus Deutschland eingewandert sein, wie ja in Nr. 459—477 geradezu Eulenspiegel und Klaus Narr auftreten und anderes uns aus den Anekdotenbüchern des 16.—17. Jahrh. geläufig ist. — Nr. 8 Katze soll Fleisch und Zinnteller verschlungen haben. — 18 Das trinkende Ehepaar (Pauli, Schimpf und Ernst Nr. 306. H. Sachs, Fabeln 5, 251 Nr. 761). — 32 Bildnis übermalt (V. Schumann, Nachtbüchlein Nr. 38). — 34 Die streitsüchtige Frau soll Wasser in den Mund nehmen (Hebel, Werke ed. Behaghel 2, 323). — 56 Hängenspielen (R. Köhler, Kl. Schr. 1, 210—585. Kristensen, Skjæmtesagn S. 62). — 59 Krebse im Brief (Schnurren 1842 S. 23). — 87 Bannwart ins Kornfeld getragen (Frey, Gartengesellschaft 1896 Nr. 13). — 105 Zählen durch Eindrücken der Nasen (Grillenvertreiber 1605. Zs. f. rom. Phil. 3, 313. Romania 9, 138. Germania 26, 118. 27, 231) und Füße verwechselt (Schumann Nr. 8). — 121 Rauchender Mohr gilt als Teufel (Schnurren S. 10). — 128 Pferdeei ausgebrütet (Frey, Gartengesellschaft S. 214). — 142 Prinz und Schildwacht (wird sonst von Friedrich dem Grossen erzählt). — 144 Des Prinzen drei Fragen (desgleichen). — 155 Gelübde in Wassersnot (Wickram, Werke 3, 361 zu Rollw. 2). — 160 Witwe verkauft Hahn und Stute (Pauli Nr. 462. Revue des trad. pop. 15, 50. 17, 158). — 169 Tageslicht ins fensterlose Haus getragen (Lalenbuch cap. 10). — 171 Wie heisst der Vater der Söhne Zebedäi? (Bolte, Singspiele der engl. Komödianten 1893 S. 37). — 176 Kranker isst die verordneten Blutigel. — 384 Lügenwette. — 454 Eine Flinte wird dem Teufel als Tabakspfeife gereicht (Reuter, Werke ed. Seelmann 1, 404 zu Läuschen 2, 9. Ferner Blätter f. pomm. Vk. 1, 163. Höfer, Wie das Volk spricht 7. Aufl. Nr. 1796. Haas, Rügensch Sage 1903 S. 31. Müllenhoff, Sagen 1845 S. 275. Jahresber. des altmärk. Ver. f. Gesch. 12, 28. 1859. Montanus-Waldbrühl, Vorzeit 1, 135. 1870 = Schell, Bergische Sagen 1897 S. 319. Pröhle, Märchen f. d. Jugend 1854 S. 111. Sigismund, Was das Schwarzburger Land erzählt S. 22. Wolf, Hausmärchen 1858 S. 438. Simrock, Deutsche Märchen 1864 S. 352. Die dtsh. Mundarten 2, 550. Gedichte von Kopisch und H. Köpert bei Gustav Haller, Humorist. Dichtungen 3, 132f. Kristensen, Jyske Folkeminder 4, 339 Nr. 437. Reinisch, Die Saho-Sprache 1, 96. 1889. Dumoutier, Les chants et les trad. pop. des Annamites 1890 S. 172: 'Le fumeur d'opium et le tigre'). — 458 Der gestrichene Scheffel

1) Kristensen, Molbo- og Aggerbohistorier samt andre dermed beslegtede fortællinger, samlede af folkemunde. Viborg, F. V. Backhausens bogtrykkeri (Kjøbenhavn, Gyldendalske boghandel) 1892. 176 S. 8°.

2) Verwandter Art ist Cloustons Book of noodles (1888).

(Kristensen, Skjæmtesagn S. 104. Müllenhoff, Sagen S. 303. Kuhn, Sagen in Westfalen 1, 375).

Ins Gebiet der unfreiwilligen Komik gehören zumeist die wunderlichen Fragen und Antworten im Unterricht der Lehrer und Geistlichen.¹⁾ Lächerlich wirkt in diesen oft platten und sich mehrfach wiederholenden Anekdoten, in denen übrigens die eigentlichen Kathederblüten und die Rekruteninstruktion nicht berührt werden, sowohl die Dummheit und das Missverstehen auf Seiten des Schülers als auch die Ungeschicklichkeit des Fragestellers. Auch bei uns bekannt ist die Geschichte von dem Lehrer, der den Begriff Bescheidenheit exemplifizieren will und erzählt, wie ihm der Pastor beim Besuche verschiedene Schnäpse angeboten und er den ersten ohne weiteres, den zweiten und dritten erst nach längerem Nötigen angenommen und den vierten entschieden abgelehnt habe. 'Was war ich da? Be-be-be?' 'Betrunken', ist die Antwort der Schuljungen (1, 8. 2, 5). Von dem ängstlichen Jungen, dem die Frage 'Wer hat die Welt erschaffen?' vorgelegt wird (1, 22. 40. 2, 5. 77), erzählt schon ein deutsches Gedicht (Sehnurren, Leipzig 1842 S. 60). Ebenso verbreitet ist z. B. die Beichte vom Orte des Vogelnestes (2, 40. 57), das Sprichwort 'All bisken helpt' (2, 81), die Vorstellung von den sieben Sinnen (2, 6) oder endlich die Disputation durch Zeichen (1, 85. 87. R. Köhler, Kl. Schriften 2, 479. Chauvin, Bibliographie arabe 8, 126).

Eine Fortsetzung dieses Werkchens²⁾ geht auf die zahlreichen Schwänke über die Geistlichen, Küster und Studenten näher ein; denn nicht bloss in der Reformationszeit, sondern auch später unterlag das Leben der Geistlichkeit einer aufmerksamen Kritik ihrer Gemeinden, und gern erzählt der Bauer lustige Histörcchen von den Schwächen einzelner Pastoren, ihrer Vorliebe für Jagen, Trinken und Kartenspielen, ihrem Geiz oder ihrer Nachlässigkeit im Amte. Auch hier hat der Volkshumor viel altes Gut aufbewahrt und fortgepflanzt. So weiss Pfarrer Rold den Sonntag nicht anders zu berechnen, als dass er jeden Morgen eine Birkenrute bindet und, wenn sieben daliegen, Gottesdienst hält (S. 6, Nr. 2; vgl. Wickrams Werke 3, 375 zu Rollw. 47). — S. 8 Wochentagsreime. — S. 21, 45. 47 'Über ein kleines werdet ihr mich nicht sehen', sagt der Kanzelredner und fällt von der Fussbank. — S. 38 'Wo soll Abraham sitzen?' (vgl. Bebel, Facetiae 2, 81 'De quodam minorita'). — S. 54 und 79 'Das haben die verdammten Jungen getan'. — S. 79, Nr. 220—227 Gesang des Pastors rührt eine Frau zu Tränen, weil er sie an ihr totes Kalb erinnert (Wickram 3, 380 zu Rollw. 63). — S. 84, Nr. 230—238 Gesungener Dialog zwischen Pastor und Küster (Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen 1, 254 Nr. 1000). — S. 88 und 180 Der Küster stiehlt des Pastors Schwein, nachdem er ihm geraten, diesen Diebstahl fälschlich vorzugeben (Fra Binstue 2, 147. Fra Mindebo S. 26). — S. 141 Leichenverse. — S. 157 Grabschriften. — S. 169 Zehnfache Vergeltung verheisst der Prediger (Montanus, Schwankbücher S. 629 zu Nr. 108). — S. 195 Die naschhafte Köchin (Grimm 77. Cosquin 84). — S. 210 Schalk hinterm Altar antwortet der Beterin (V. Schumann,

1) Kristensen, Kuriose Overhoringer i Skole og Kirke, optegnede efter Folkemunde til lærerigt Exempel og megen Fornøjelse for nuværende og vordende Pædagoger, 1. og 2. Samling. Aarhus, Jydsk Forlags-Forretning (A. Bayer) 1892 und Aarhus, Forfatterens Forlag 1899. 100+96 S. 8°. — Als Seitenstück auf deutschem Boden wüsste ich nur etwa Walter Hoffmanns Humor aus der Kinder- und Schulstube (Leipzig 1871) zu nennen.

2) Kristensen, Vore Fædres Kirketjeneste belyst ved Exempler, optegnede efter Folkemunde. Med et Tilleg om Præster og Degne og Studenter. Aarhus, Forfatterens Forlag 1899. 256 S. 8°. — Es sind 586 Nummern, in 79 Gruppen geordnet.

Nachtbüchlein Nr. 42). — S. 212, Nr. 545 Des Bauern blinder Gaul ist klüger als der Pastor (Frey, Gartengesellschaft S. 228 zu Nr. 35). — S. 217, 551—560 Kaiser und Abt (R. Köhler 1, 82. 267. 492. Rittershaus, Neuisländ. Volksmärchen S. 404). — S. 231, Nr. 565 Der studierte Bauernsohn redet daheim Latein (Montanus S. 595). — S. 233, Nr. 571 Das Essen mit Bibelzitate (Montanus S. 649 zu Nr. 63. Revue des trad. pop. 15, 538). — S. 235 Wirt durch Blindkuhspiel um die Zeche geprellt. — S. 242 Gekochte Eier und gekochte Erbsen (H. Sachs, Fabeln 2, XXII zu Nr. 3^o8. Wissner 2, 85. Chauvin 6, 39. Kristensen, Skjæmtesagn S. 83).

Was K. sonst an schwankhaften Erzählungen ausser diesen drei Sonderwerken zusammengebracht hat, gibt er in seinen 'Dänischen Schwänken, aus dem Volksmunde gesammelt'¹⁾ wieder, von denen uns der erste Teil vorliegt. Die 274 hierin vereinigten Varianten spielen grösstenteils in der vergleichenden Literaturgeschichte eine Rolle. S. 7: Ein Wanderer, der sich 'Jul' nennt und 'Not' leidet, erhält den Julkuchen und das für die Not gesparte Geld (vgl. oben 15, 72^o). — S. 8: Die kluge Else (Kristensen, Fra Bindestue 2, 90. Grimm 34). — S. 11: Schlüssel im Wocken der angeblich fleissigen Spinnerin versteckt. — S. 15: Hühner sollen sprechen lernen und plaudern arge Dinge über ihre Herrschaft aus (H. Sachs, Fabeln ed. Goetze 5, 357 Nr. 822). — S. 16: Widerspenstige im Brunnen (Montanus, Schwankbücher S. 621). — S. 17: Wette des schweigenden Ehepaares (R. Köhler 2, 576. Reuter, Werke ed. Seelmann 1, 406 zu Läuschen 2, 37). — S. 20: Die Schwatzhaftigkeit der Frauen wird durch die Erzählung von einem aus dem Hintern entflohenen Raben erprobt (Pauli Nr. 395. Montanus S. 592. Chauvin, Bibliogr. arabe 8, 168). — S. 21: 'Hier geit he hen' (Reuter, Läuschen 1, 18: Die Wette; dazu Werke ed. Seelmann 1, 394). — S. 22: Der Wahrheitsliebende bei der schielenden Frau (Pauli Nr. 3. Oben 9, 408). — S. 23: Fisch von der fügen Frau auf verschiedene Weisen zubereitet. — S. 27: Der Herr im Hause erhält ein Pferd zum Geschenk, der Pantoffelheld ein Ei (vgl. den oben 13, 307^o und 15, 40 mitgeteilten Bilderbogen). — S. 30: Die schiefmäulige Familie (Simrock, Märchen 1864 S. 269). — S. 35: Die lispelnden Schwestern (oben 3, 58. 7, 320. Ferner Hans Sachs, MG. 15, 64a. Bl. f. pomm. Volksk. 5, 22. 10, 101. Haas 1899 S. 97. Grundtvig 1884 S. 47. Duine, Légendes péruviennes 1896 p. 43). — S. 41: Eine Frau, die sich den Tod wünscht, wird durch einen gerupften Hahn gefoppt (Montanus S. 579). — S. 42 und 44: Die drei Wünsche (Grimm 87). — S. 47: Der taube Mann (Wickram, Werke 3, 366 zu Rollw. 16). — S. 56: Gähnende Frau sagt: 'Das ist der erste' und erschreckt dadurch den ersten der sie belauernden Diebe; vgl. den Doktor Allwissend (Grimm Nr. 98). — S. 62: Hängens spielen (oben zu Molbohistorier Nr. 56). — S. 64: Hammeldieb nachts in der Kirche, erschreckt den Lahmen und seinen Träger (Fra Bindestue 2, 143. Wickram, Werke 3, 376 zu Rollw. 56). — S. 72: Kuhdieb verkauft die Kuh an den Besitzer (Bolte, Archiv 113, 17). — S. 74: Leber vom Galgen geholt; der Tote verlangt sie zurück (Grimm, KHM. 3^o, 267. Cosquin, Contes de Lorraine 2, 76). — S. 83: Gekochte Eier und Erbsen (oben zu Kirketjeneste S. 242). — S. 87: Der listige Advokat des betrügerischen Bauern wird geprellt; die Geschichte des Maître Patelin (Advocatus und Veterator ed. Bolte 1901 S. VII. Wickram, Werke 3, 371 zu Rollw. 36). — S. 92: Der vergessene Name. — S. 94: Des Schatzgräbers Traum (Frey, Gartengesellschaft Nr. 71). — S. 96: Schmieds Katze mit Komplimenten gefüttert (Waldis, Esopus 4, 62). — S. 97: Geschenk und Schläge teilen (R. Köhler 1, 495. Oben 14, 58). — S. 100: Die nach der Schrift geteilte Gans (R. Köhler 1, 499. 582).

1) Kristensen, Danske Skjæmtesagn, samlede af Folkemunde, 1. Samling. Aarhus, Forfatterens Forlag 1900. S. 1—114. 8^o.

2, 567. 646. Oben 6, 59. 9, 87). — S. 102: Den Schlag auf beide Backen vergilt der Bischof mit vollem Mass (Frey Nr. 104). — S. 103, 47: Ein Beter, der 100 Taler verlangt, erhält 99 (oben 13, 423). — S. 103, 48: Teufel und Gerichtsbote wandern zusammen (Pauli Nr. 81). — S. 104: Der gestrichene Scheffel (oben zu Molbohistorier Nr. 458). — S. 105: St. Peters Töchter (oben 11, 252). — S. 110: Das war gut, das war böß (oben zu Dyrefabler S. 218). — S. 113: Dialog über die beim Schneider bestellten Hosen (oben zu Dyrefabler S. 222). — S. 124: Wiegenlied der auf den Buhler wartenden Frau (Bolte, Singspiele der engl. Komödianten S. 45. 188). — S. 126: Der Eifersüchtige beargwöhnt die gähnende Frau (Wickram 3, 388 zu Rollw. 84). — S. 127: Scheintote Frau erwacht, als sie an einem Dornbusch vorbeigetragen wird: wie sie später wirklich stirbt, lässt ihr Mann sie dort nicht vorbeibringen.

Endlich bleiben noch vier Bände jütischer Volksmärchen zu erwähnen, die Kristensen als Weihnachtsbücher dem dänischen Publikum dargeboten hat. Trotz des populären Zweckes gibt er die Erzählweise seiner Gewährsmänner, von denen er vier im Bilde vorführt, getreu wieder, ohne die Lücken und Unebenheiten mit Hilfe anderer Fassungen zu bessern. Aus den beiden Bänden 'Aus Strickstube und Malzdarrhaus'¹⁾ hebe ich hervor: 1, 18: Zauberlehrling (Grimm 68). — 1, 23: Der Held erhält von vier Tieren die Fähigkeit, sich in sie zu verwandeln, und besiegt einen Drachen. — 1, 31 und 2, 80: Der Held erlöst eine Prinzess durch drei martervolle Nächte (wie Gr. 121), verschläft ihr Kommen, weil er einen Zauberpfeffel gegessen, und sucht sie in ihrem fernen Schlosse auf. — 1, 41: Die untergeschobene Braut (Grimm 135. Arfert, Rostocker Diss. 1897). — 1, 49: Bärenhäuter (Grimm 100. 101. Oben 6, 167).²⁾ — 1, 52: Schmierhose (Elemente aus den Märchen vom Juden im Dorn und vom Grindkopf). — 1, 59: Eine dumme Frau verkauft den Widder für den Preis, den sie für den Hahn fordern sollte. Ihr Mann beschwindelt die Frau des Käufers wie der Schüler aus Paris-Paradies (hier Timmering-Himmerig) bei Frey Nr. 61 und Wickram, Werke 3, 391 zu Rollwagen Nr. 107. (Ebenso Kristensen, Bindestuens Saga S. 13). — 1, 64: Wunschhut, Pfeife, Hut und Stock eingetauscht (R. Köhler 1, 312). — 1, 69: Das Zauberbuch wird dem Helden samt dem Palast und der Prinzessin durch einen treulosen Diener geraubt; mit Hilfe eines Wunschhutes, der Siebenmeilenstiefel und des Tierkönigs gewinnt er den Raub wieder; vgl. 2, 119 (R. Köhler 1, 440. Chauvin 5, 55). — 1, 78: Dummer Riese und schlauer Mensch (R. Köhler 1, 328. Oben 6, 76). — 1, 82: Schmied und Teufel (Grimm 82). — 1, 86: Doktor Allwissend (R. Köhler 1, 39), verbunden mit dem Märchen vom Bauern als Priester und von der Zeichensprache (R. Köhler 2, 479). — 1, 90: Kaiser und Abt (Grimm 152. R. Köhler 1, 492). — 1, 92: Die aus dem Märchen vom Gevatter Tod (oben 4, 34. 9, 418) bekannte Episode von den Lebenslichtern. — 1, 93: Hexe reitet nachts auf ihrem Knecht aus, bis dieser ihr den Zaum überwirft. — 1, 97: Petrus belebt den von einem Neider getöteten Jüngling, dem er früher drei Wünsche geschenkt. — 1, 105 und 2, 127: Drachentöter (R. Köhler 1, 398). — 1, 118: Der Teufel bewirtet drei Soldaten, die ihm dafür drei Fragen beantworten sollen. Der eine

1) Kristensen, Fra Bindestue og Kølle. Jyske Folkeeventyr, samlede og optegnede. 1. og 2. Samling. Kjöbenhavn, N. C. Roms Forlagsforretning 1896-97. 168 + 168 S. 8°. (Enthaltend 30 + 28 Nummern.)

2) Ich benutze die Gelegenheit, um auf die hübsche Übersicht zu verweisen, die J. Gaismaier (Die Bärenhäuter-Sage. Gymn.-Progr. Ried 1904. 27 S.) kürzlich über die literarischen und volkstümlichen Fassungen dieses Märchens von Grimmelshausen bis auf Siegfried Wagner und H. Wette gegeben hat. Polívka, oben S. 227.

belauscht nachts das Gespräch von vier Raben (wie bei Grimm 107). — 1, 124: Bauernknecht listet dem Troll ein Patengeschenk ab. — 1, 128: Junge hinterm Altar wirft dem betenden Prediger Geiz vor (oben zu Kirketjeneste S. 210). — 1, 131: Dummling verkauft Butter an einen Stein, Fleisch an einen Hund (Frey S. 215) und teilt mit der Schildwache Geschenk und Schläge (oben zu Skjæmtesagn S. 97). — 1, 138: Jüngste Tochter heiratet Tierprinzen (Grimm 88).¹⁾ — 1, 143: Der Bergmann heiratet drei Schwestern; verbotenes Zimmer (Grimm 46. R. Köhler 1, 312). — 1, 153: Meisterdieb (Grimm 192). — 1, 163: Luftschlösser der Milchfrau (Montanus S. 604). — 2, 3: Vertrag über den Ärger (R. Köhler 1, 326). — 2, 11: Ochs als Kaufmann (oben 7, 93). — 2, 17 und 46: Gefährten mit wunderbaren Eigenschaften (Bindestuens Saga S. 29. Fra Mindebo S. 106. Grimm 71). 2, 28: Teufel schreibt die Kirchenschläfer auf (Bolte, Zs. f. vgl. Litg. 11, 249). — 2, 37: Die drei Spinnerinnen (Grimm 14). — 2, 42: Der zwölfte Räuber heiratet die kühne Bauerntochter, die seine Gefährten erschlagen (oben 6, 62 zu Gonzenbach 10). — 2, 53: Lügenwette (R. Köhler 1, 322). — 2, 61: Aschenputtel (Grimm 21). — 2, 68: Der redende Vogel, der singende Baum und das springende Wasser (R. Köhler 1, 565. Chauvin 7, 95). — 2, 76: Das weise Urteil (Benfey, Panchatantra 1, 394. R. Köhler 1, 578). — 2, 80: Machandelboom (Grimm 47. R. Köhler 1, 120). — 2, 90: Die kluge Else (Grimm 34). — 2, 92: Pyt! (vgl. oben zu Skjæmtesagn S. 87). — 2, 97: Schatz des Rhampsinit (R. Köhler 1, 200). — 2, 108: Der verhasste Schwiegersohn wird mit Fragen zur Hölle gesandt (R. Köhler 1, 466). — 2, 137: Der dreiste Hans. Verbindung der Märchen vom Fürchtenlernen (Grimm 4) und vom Gevatter Tod (Grimm 44). — 2, 143: Lahmer Schneider nachts in die Kirche getragen (oben zu Skjæmtesagn S. 64). — 2, 147: Küster stiehlt des Predigers Schwein. — 2, 149: Peter muss dem Riesen einen Goldbock, Sonnenuhr und Harfe stehlen. — 2, 160: Deutung der Zahlen 1 bis 8 (oben 11, 391. 404).

Aus der Fortsetzung dieser Bändchen, die 'Strickstuben-Erzählungen' betitelt ist, erwähne ich S. 3: Die verzauberte Prinzess (Andersen, Der Reisekamerad). — S. 19: Die freiwillig kinderlose Frau (oben 10, 436. 14, 113). — S. 21: Das Glück flieht Lars. — S. 26: Der Advokat gibt dem Jüngling Rat, wie er ein Mädchen ohne Einwilligung des Vaters heiraten kann, ohne zu ahnen, dass es sich um seine eigene Tochter handelt (Toldo oben 15, 60). — S. 29: Gefährten mit wunderbaren Eigenschaften (oben zu Fra Bindestue 2, 17. 46). — S. 36: Frau Holle (Grimm 36). — S. 56: Eine wirre Mischung verschiedener Elemente. — S. 70: Fortunatmärchen. mit unpassender Einleitung (R. Köhler 1, 186). — S. 83: Die treuen Zwillingbrüder (Grimm 60. Köhler 1, 179. 387. Oben 6, 75). — S. 93: Der vom treulosen Gefährten Geblendete belauscht nachts drei Tiere (Grimm 107. Köhler 1, 281). — S. 104: Der Kaufmannssohn erhält eine zum Tanze zwingende Pfeife. Der Bischof vermählt seine eigene Braut, ohne sie zu erkennen (Köhler 1. 393). — S. 116: Der listige Knecht trägt die tote Mutter des Nachbars diesem mehrmals ins Haus zurück und lässt sich das Fortschaffen teuer bezahlen (Fra Mindebo S. 24. Köhler 1, 190). — S. 123: Das Wasser des Lebens (Fra Mindebo S. 12. Grimm 97. Köhler 1, 562). — S. 128: Die gedemütigte Edelmannstochter (Grimm 52. Oben 6, 67). — S. 133: Rätselhafte Antworten (Köhler 1, 87. Wossidlo, Mecklenburg. Volksüberl. 1, 243 Nr. 990). — S. 136: Die Scheune brennt (Wossidlo

1) Über das Schlussmotiv 'Entzanberung durch Enthauptung' hat jüngst G. L. Kittredg im Journal of American Folklore 18, 1—14 gehandelt.

2) Kristensen, Bindestuens Saga. Jyske Folkeeventyr samlede og optegnede. Kjöbenhavn, N. C. Roms Forlagsforretning 1897. 168 S. 8°. (30 Nummern.)

1, 253 Nr. 999). — S. 137: Des Vaters drei Lehren (oben 6, 171 zu Gonzenbach 81). — S. 143: Da erwachte ich (oben S. 69). — S. 151: Geistliche Deutung des Kartenspiels (oben 4, 253. 11, 376). — S. 151: Haustiere im Waldhause (Grimm 27). — S. 162: Totengräber und Scharfrichter im Räuberhause (Grimm 199).

Der vierte dieser Märchenbände führt den Titel 'Aus Mindebo'¹⁾. — S. 3: 'Peter Winters Hemd'. Enthält Elemente der Märchen von Aladdins Lampe (Köhler 1, 440. 3, 203) und von der untreuen Frau und dem treuen Pferde (Gonzenbach 26. Köhler 1, 303). Das geraubte Wunschhemd gewinnt der Held, indem er sich in ein Pferd verwandelt und verkaufen lässt; aus dem Blute des getöteten Pferdes erstet ein Birnbaum, aus einem Zweige des gefüllten Birnbaums eine Ente, die den Feind verlockt, ihr nachzuschwimmen und vorher das Hemd abzulegen. — S. 12: Das Wasser des Lebens (wohl nach dem bei Köhler 1, 562 erwähnten Volksbuche). — S. 24: Der Küster und des Predigers Mutter in der Kiste (Bindestuen Saga S. 116). — S. 34: Gang zum Eisenhammer (Gesta Romanorum 285. Oben 13, 107 über Cosquins Aufsatz 'La légende du page de Sainte Élisabeth', dem noch ein 'Post-Scriptum' in der Revue des questions historiques 1903, Juillet gefolgt ist). — S. 36: Jungfrau Maleen (Grimm 198). — S. 44: Der Jüngling im verwünschten Schloss beleuchtet die Bettgenossin und verliert sie (oben 6, 66 zu Gonzenbach 16); Gaben der Tiere (Köhler 1, 57. 110. 178. Fra Bindestuen 1, 23. 2, 30); Seele des Riesen im Ei (Köhler 1, 158). — S. 53: Der Bursch schlachtet die Frau des Menschenfressers und stiehlt diesem für den König drei Wunschdinge (oben 6, 171 zu Gonzenbach 83. Köhler 1, 546). — S. 64: Die verstossene Königin findet ihre von der bösen Schwieger ausgesetzten Kinder wieder; sie gibt ein auf ihre eigene wunderbare Geburt bezügliches Rätsel auf. — S. 77: Der Fuchs hat Unglück bei seinen Unternehmungen (oben zu Dyrefabler S. 31. 47). — S. 91: Flucht mit der Jungfrau aus dem Hause des Zauberers (Köhler 1, 171. 388). — S. 95: Die vergessene Braut (Köhler 1, 161. 179). — S. 106: Gefährten mit wunderbaren Eigenschaften (oben zu Fra Bindestue 2, 17). — S. 112: Der Knecht erlöst den geraubten und verwandelten Prinzen und dessen Stiefmutter. Zum Schwert als Symbolum castitatis vgl. oben 6, 76. — S. 119: Tischehen deck dich, Esel streck dich, Knüppel aus dem Sack (Grimm 36. Köhler 1, 67). — S. 138: Simelberg (Grimm 142). — S. 145: Der fünfmal getötete Pfaff (Köhler 1, 65. 3, 164. Chauvin 5, 180). — S. 151: Die kluge Bauerntochter (Grimm 94. Köhler 1, 445).

Auch in diesem Werke hat also Kristensen wichtigen Stoff für die Märchenforschung zusammengetragen. Aus der unbeholfenen Komposition mehrerer Stücke erkennt man deutlich, wie einzelne Erzähler neue Verbindungen übernommener Motive vornehmen, alte Stoffe nationalisieren und lokalisieren: ein Ziegelerbeiter gibt sogar das Märchen von der Erlösung einer verzauberten Prinzessin (Fra Mindebo S. 44) als eigenes Erlebnis in der ersten Person. Bedauern muss man freilich, dass K. im Bestreben, Unterhaltungslektüre zu bieten (wozu doch manche unbedeutende oder schlecht erzählte Stücke der beiden letztgenannten Bände wenig passen), alle Verweise auf die früher von ihm und anderen Forschern mitgeteilten Varianten unterlassen hat. Da er auch sonst aus Sparsamkeitsrücksichten auf eingehendere Register nach Stichworten oder Titeln verzichtet, so ist der wissenschaftliche Benutzer dieser trefflichen umfänglichen Materialpublikationen genötigt, sich solche Indices selber anzulegen.

J. Bolte.

1) Kristensen, Fra Mindebo. Jyske Folkeæventyr samlede og optegnede. Aarhus, Forfatterens Forlag 1898. 160 S. 8^o (29 Nummern).

Alexis Yermoloff, Die landwirtschaftliche Volksweisheit in Sprichwörtern, Redensarten und Wetterregeln, 1. Band: Der landwirtschaftliche Volkskalender. Leipzig, F. A. Brockhaus 1905. IV, 567 S. 4^o.

Das zur Hälfte vollendete grosse Werk Yermoloffs, des früheren russischen Landwirtschaftsministers, liefert einen höchst wertvollen Beitrag zur Kenntnis der bäuerlichen Naturanschauung und zur vergleichenden Sprichwörterkunde. Anfangs verfolgte der Verfasser den Plan, aus den auf Ernte und Wetter bezüglichen Sprichwörtern nur die zusammenzustellen, die wissenschaftlichen Wert zu besitzen schienen, um so der Meteorologie einen Schatz praktischer Beobachtungen zuzuführen: allein im Laufe der Arbeit erweiterte er diese zu einer Sammlung aller ihm zugänglichen landwirtschaftlichen Sprichwörter der Russen wie der westeuropäischen Völker. Im ersten Bande ordnet er nun das auf einzelne Tage, Monate oder Jahreszeiten bezügliche Material nach dem Verlaufe des Jahres, von dem nur wenige Tage (wie der 19. und 31. Januar, der 16. bis 19. Februar usw.) ohne Text geblieben sind, und dann weiter nach dem Ursprungslande und dem Inhalte. Die russischen, bulgarischen, spanischen, portugiesischen und tatarischen Sprichwörter werden nur in deutscher Gestalt vorgeführt; bei den polnischen, französischen, englischen und italienischen ist auch der ursprüngliche Wortlaut angegeben; statt einzelner Quellenangaben muss das S. 563—567 gegebene Verzeichnis der benutzten Werke dienen. Die Sprichwörter, in denen der Tag meist in alter Weise nach den Heiligen des griechischen, römischen oder protestantischen Kalenders bezeichnet wird, zeigen oft merkwürdige Übereinstimmung. Sie lehren, aus dem Erscheinen der Zugvögel oder dem Erwachen einzelner Pflanzen den Frühlingsanfang zu bestimmen, sie geben an, wann Flachs, Sommerkorn, Kohl oder Erbsen gesät werden müssen, sie prophezeien aus der Witterung einzelner bedeutungsvoller Tage das Wetter der nächsten Monate, oder sie schreiben vor, wann man zur Ader lassen, Besegnungen vornehmen soll oder wann das Spinnen und andere Arbeit Unheil bringt. Ausser den eingestreuten sachverständigen Erläuterungen fügt der Verfasser am Schlusse jedes Monats eine zusammenhängende Charakteristik desselben bei, in der er zutreffende Erfahrungssätze hervorhebt und Widersprüche aus dem verschiedenen Klima, der Landessitte u. a. erklärt. Er zeigt z. B. (S. 233), dass bei der russischen Regel, am Helenentage (21. Mai) Flachs zu säen, der Gleichklang von Helena und Ljen (Lein) mitgewirkt hat, und führt als Beweis für das Alter der Wetterregeln an, dass die Sommersonnenwende in Deutschland, Frankreich und England noch immer mit dem Barnabastage in Zusammenhang gebracht wird, der nach dem Gregorianischen Kalender auf den 11. Juni fällt, statt mit dem 22. Juni, dem der Barnabastag nach dem Julianischen Kalender näher lag (S. 14. 282). Es laufen also neben richtigen Beobachtungen auch manche irrigen und abergläubischen Meinungen mit unter. Yermoloff hätte in einigen Fällen den Ursprung der Tradition noch besser aufdecken können, wenn er die ältere Literatur, die französischen und deutschen Kalender des 15. bis 16. Jahrhunderts, die 1891 von Hellmann in seinen Meteorologischen Volksbüchern herausgegebene Bauernpraktik, J. Colers Hausbuch u. a. herangezogen hätte. So lässt sich die Wetterbestimmung aus den zwölf Tagen nach Weihnachten (S. 531) das Mittelalter hindurch bis auf Beda zurückverfolgen (Archiv für neuere Sprachen 99, 11. 100, 154). Von neuerer deutscher Literatur wäre auf S. 565 etwa Hörmanns Tiroler Bauernjahr (1899) und V. Kehrein, Die zwölf Monate des Jahres im Lichte der Kulturgeschichte (1904) nachzutragen. Zum Schlusse bemerke ich noch, dass auch die Verdeutschung des russischen Originals, die nach S. 8

von R. Blumenfeld besorgt wurde, Lob verdient und dass der Verleger das Werk, dessen zweitem Bande hoffentlich ein Register beigegeben wird, schmuck ausgestattet hat.

J. Bolte.

Wilhelm Hertz, Gesammelte Abhandlungen. Herausg. von Fr. v. d. Leyen. Stuttgart und Berlin. Cotta 1905. VI, 518 S. 8°.

Der Herausgeber betont im Vorwort (S. V), dass in diesem Bande die gesammelten und nicht die sämtlichen Abhandlungen von Wilhelm Hertz vereinigt seien. Die Unterscheidung ist fein, findet aber in dem Sprachgebrauch keine Stütze; und wir bedauern, dass hier nicht die sämtlichen Abhandlungen gesammelt vorliegen. Die leichteren, die v. d. Leyen zurückhielt, hätten neben den zitaten- und gedankenschweren eine erwünschte Abspannung gestattet, zumal wenn ihre Themata die hier behandelten so erwünscht ergänzen wie die Arbeiten über Beowulf und die Mythologie der schwäbischen Volkssage, in denen so besonders deutlich Hertz als Uhlands „Wiedergänger“ erscheint. Dass in einer Biographie des Unvergesslichen, die Otto Günther vorbereitet, dafür ein besserer Platz wäre, kann ich nicht finden. Im Gegenteil hätte ich in die Sammlung auch selbständig Erschienenes, wie den „Werwolf“, aufgenommen. Doch verspricht v. d. Leyen Proben aus Hertz' überreichem Nachlass an Kollektaneen, etwa 80 Kästen voll; sie könnten dann durch einige fertige Arbeiten vervollständigt werden.

Wie das Buch vorliegt, enthält es im wesentlichen Hertz' Beiträge zur Sagen- geschichte des Aristoteles mit Exkursen (über das Giftmädchen; über die Todes- arten griechischer Denker und Dichter in der sagenhaften Überlieferung der Alten, besonders reizvoll; das Buch vom Apfel), dazu noch „die Rätsel der Königin von Saba“, „über den Namen Lorelei“, und die schöne Gedächtnisrede auf Konrad Hofmann.

Das ist freilich schon genug, und mehr als genug, um Hertz' unendliche Gelehr- samkeit und die erstaunliche Sicherheit, mit der er über sie verfügte, zu beweisen. Unwillkürlich vergleicht man ihn mit zwei anderen grossen Gelehrten von ähnlicher Arbeitsweise, ähnlicher Belesenheit, ähnlichem Umfang des überwachten Gebietes: mit Ludwig Uhland und mit Reinhold Köhler. (Ein vierter Name, der sich zudrängt, muss an dieser Stelle verschwiegen werden.) In der Kunst der Ver- arbeitung steht Uhland am höchsten; in dem Talent, über alle Bücher, Büchlein, Blätter zu verfügen, ist Köhler kaum zu übertreffen; aber in der eindringenden Energie, die sich in die Dinge hineinlebt und mit ihnen alle Wandlungen durch- macht, überragt wohl der Dichter des „Spielmannsbuches“ die beiden anderen Allkundigen.

Einen besonderen Reiz gibt dem Buch der trockene schwäbische Humor des Vortrags. Die Wundergeschichte von Mahmud, der so giftig war, dass eine Fliege, die seiner Hand nur zu nahe kam, sofort starb — das ernste Gegenstück zu einem unendlich oft variierten Sinngedicht, z. B. Lessings 'Auf den Fell' bei Muncker 1, 22 Nr. 83; das Epigramm wurde in Italien noch auf den vor wenigen Jahren verstorbenen Politiker und Gelehrten Ruggero Bonghi neu geprägt — diese schöne Hyperbel wird so gravitatisch erzählt wie die tiefstimmigsten Aristoteles-Legenden. Und in der Tat, wer wie der Geist von Wilhelm Hertz Jahrtausende durchlebt hat, was ist dem gross?, was ist dem klein?

Berlin.

Richard M. Meyer.

Oskar Hackman, Die Polyphemsage in der Volksüberlieferung. Akademische Abhandlung. Helsingfors, Frenckellska Tryckeri-Aktiebolaget 1904. 5 Bl. und 241 S. 8°.

Die Ähnlichkeit des homerischen Berichts von Polyphems Blendung durch Odysseus mit späteren Volksmärchen hat seit H. F. v. Diez' Entdeckung des oghuzischen Kyklopen (1815) namentlich W. Grimm (1857), Nyrop (1881), Krek (1887) und W. Miller (1890) zu sagwissenschaftlichen Untersuchungen veranlasst, die im wesentlichen die Unabhängigkeit der Märchen vom griechischen Epos anerkennen. Diese Arbeiten setzt Hackman auf Grund eines ausgebreiteten Materials mit Gründlichkeit und Besonnenheit fort. Ohne sich auf mythologische Deutungen näher einzulassen, vergleicht er nach der von J. Krohn in seinen Abhandlungen über 'Bär und Fuchs', 'Mann und Fuchs' angewandten historischgeographischen Methode die einzelnen Fassungen (221 Nummern werden auf S. 7—154 auszugsweise wiedergegeben), die ja bis ins 12. Jahrhundert der christlichen Aera zurückreichen, und sucht daraus die Grundform des Märchens und den Gang seiner Wanderung zu bestimmen. Die Erzählung der Odyssee zerfällt, wenn wir von der Utisepisode absehen, die schon Nyrop als nicht ursprünglich zum Thema gehörig erkannte, in die Blendung des einäugigen Riesen (I α) und in die Flucht unter dem Bauche des Schafes (II α). Dazu fügen die Märchen grossenteils noch einen dritten Teil (III) hinzu, in dem der geblendete Riese dem glücklich entronnenen Helden einen Ring (Beil, Säbel) schenkt, der den Mann festbannt oder durch lautes Rufen dessen Standort verrät, so dass dieser den Ringfinger oder die ganze Hand abschneiden muss. Auch in den beiden ersten Teilen zeigen sich Abweichungen von der Odyssee. Statt der im Süden und Westen Europas zumeist erzählten Blendung des schlafenden Ungeheuers durch einen Pfahl, Spiess oder Schwert (I α) erscheint im Norden und Osten Europas häufig die Form I β , in welcher der Held dem Riesen vorredet, er wolle ihm ein zweites Auge einsetzen oder das kranke Auge heilen, ihn bindet und durch glühendes Blei, siedendes Pech oder kochendes Wasser blendet. Und die Flucht unter dem Bauche des Widders (der Ziege oder eines anderen Haustieres) (II α) wird mehrfach durch die wahrscheinlicher klingende Einhüllung in das Widderfell (II β) ersetzt. Das Verhältnis dieser verschiedenen Formen nun deutet sich H. so, dass I β seit alters unabhängig neben I α bestand, dass II β dagegen aus II α hervorging und dass die Ringepisode (III), die bereits im 12. Jahrhundert im lateinischen Dolopathos und im 14. in der isländischen Egilssaga und im oghuzischen Geschichtswerke auftritt, mindestens schon lange in dem Polyphemmärchen ihren Platz hatte, wenn sie nicht gar zu ihrer volkstümlichen Grundform gehörte. Die Niemandepisode, deren Schluss ja auch bei Homer im Widerspruche zu dem vorübergehenden Berichte über die Lebensweise der Kyklopen zu stehen scheint¹⁾, begegnet in diesen Märchen nicht, oder doch nur in solchen, die (wie das Sindbadabenteuer) einen direkten Einfluss der Odyssee erfahren haben. Dagegen gibt es in Nord- und Mitteleuropa eine Reihe kurzer Erzählungen (B), in denen ein verhältnismässig harmloser Unhold (Teufel, Kobold, Zwerg, Waldfrau) von einem Menschen körperlich verletzt (geklemmt, verbrannt) wird, der sich 'Selbst' oder ähnlich nennt; der Name 'Niemand' findet sich nur in einer Fassung aus Anjou (S. 109). Aus dem dieser Gruppe zugrunde liegenden Märchen ist vermutlich die Niemandepisode der Odyssee entlehnt. In Finnland und den russischen Ostseeprovinzen existiert endlich noch eine

1) Vgl. Od. 9, 399 *Κύκλωπας, οὗ ἴα μιν ἀμφίς ἄκρον* mit 9, 188 *οὐδὲ μετ' ἄλλους ποίσιτ', ἀλλ' ἀπάρουθεν ἑόν* und 115 *οὐδ' ἀλλήλων ἀλέγοναν*.

Erzählung (C), in der die Selbstepisode (B) mit der Blendung des lästigen, aber nicht gefährlichen Kobolds (Teufels), dem eine Augenheilung vorgespiegelt wird (I β), verbunden erscheint; doch ist diese Vermischung wohl ziemlich jungen Datums. Gegenüber der Frage nach dem Ursprungsorte der Polyphemsage, den manche in Kleinasien, andere in Griechenland gesucht haben, verharrt H. in kühler Skepsis; dass sie in Europa von Süden nach Norden wanderte, schliesst er aus dem allmählichen Verblässen der Ringepisode in den nördlichen Fassungen; für unzweifelhaft erklärt er den europäischen Ursprung der Episode I β .

Die Untersuchung, deren Ergebnisse ich hier in kurzen Zügen vorführe, macht auch dadurch einen günstigen Eindruck, dass an jeder Fassung Quellenkritik geübt wird, dass die Übergänge zwischen den Hauptformen berücksichtigt und die Einflüsse anderer Märchentypen (Überlistung des Stärkeren, Däumling, Hänsel und Gretel, Einklemmung des Teufels, der das Geigenspiel erlernen möchte), umsichtig hervorgehoben werden. Nachzutragen wüsste ich nur ein Selbstmärchen bei G. v. Düben, Om Lappland och Lapparne företädesvis de svenske, etnografiska studier (Stockholm 1873) S. 342 und die oben S. 380 wiedergegebenen griechischen Varianten bei Politis; ferner verweise ich zu S. 104 auf Chauvin, Bibliographie arabe 7, 16. 68. 8, 205; zu dem listigen Knechte mit den verschiedenen Namen (S. 227) auf S. 74 dieses Bandes¹⁾; zu dem für den Winter (die Not) aufgehobenen Speck oder Geld, dessen sich ein schlauer Bettler bemächtigt (S. 228), auf S. 71f. dieses Bandes und Kristensen, Danske Skjæmtesagn 1900 Nr. 1. J. Bolte.

Hans Stumme, Maltesische Märchen, Gedichte und Rätsel in deutscher Übersetzung. Leipzig, Hinrichs 1904. XVI, 103 S. 8°.

Le savant professeur de Leipzig vient de publier le texte et la traduction de contes maltais très remarquables. On a déjà rendu justice à la haute valeur de cette publication au point de vue philologique (ZDMG. 58, 903 et suiv.). Mais au point de vue folklorique, il ne sera peut-être pas inutile de compléter les observations de l'auteur; le sujet est curieux, parce que Malte est un terrain où les influences occidentales et celles de l'Orient se rencontrent d'une façon très intéressante.

Les premiers contes, qui ont une plus grande valeur littéraire et où l'influence de l'Occident, comme le dit M. Stumme, se marque davantage, nous sont bien connus. Nous retrouvons le Petit poucet (Bibliogr. arabe 6, 179), la Belle au bois dormant, le Chat botté, les Souhaits (Bibliogr. ar. 8, No. 19). Le No. X, c'est le Hans im Glück de Grimm. Le No. VIII est certainement emprunté à l'Orient; c'est le No. 331 des Mille et une nuits. — Le No. IX nous raconte qu'un jeune homme, attiré par une belle dans un coupe-gorge, obtient qu'on aille lui chercher du vin dans sa maison. Il fait demander le vin de son armoire; or elle contient des armes et le serviteur, comprenant l'avertissement, vient délivrer son maître. C'est une forme nouvelle d'une histoire connue en Orient comme en Occident; mais, dans les versions les plus répandues, la victime est sauvée parce qu'elle sait un métier (No. 239 des Mille et une nuits). Ici, l'esprit est plus oriental encore: dans ces pays, où règne la tyrannie, on a souvent besoin d'avertir secrètement un ami menacé et les histoires de ce genre sont très nombreuses. On peut citer une anecdote qui se retrouve sous plusieurs formes. L'ami d'un ministre qu'on

1) Auch der dänische Schwank 'Ich und Du und Niemand' (Kristensen, Fra Bindestue og Kølle I, 150) gehört hierher.

veut mettre à mort l'avertit en modifiant l'orthographe d'un mot de la lettre fatale; in de la formule „Si Dieu le veut“ devient ainsi inna, certes, et fait penser l'intéressé au verset du Coran qui dit: „O Moïse, certes les grands délibèrent pour te faire mourir“ (XXVIII, 19). Ou bien l'ami, pour rappeler ce verset, écrit O Moïse sur la lettre. Et, par un nouveau raffinement, dans une des formes de l'histoire, le ministre répond en modifiant le mot de façon à faire penser au verset 27 de la sourate V: „Nous n'y pénétrons point tant que le peuple qui l'habite n'en sera pas sorti“ (Gauzi, Kitâb alaḡkiyâ, édit. 1277, 195; Damîri, édit. 1305, 1, 126; I'lâm alnâs, édit. 1300, 142). Dans une autre version, c'est sur l'enveloppe que l'ami écrit le mot inna (voir Diez, Buch des Kabus p. 759—767). On pourrait citer beaucoup d'autres histoires d'avertissements secrets (Freytag, Arabum prov. 1. 55—57; Velten, Märchen und Erzählungen der Suaheli p. 30 et 238—239; Bibliogr. ar. 7, 172). — Le No. XII est une combinaison de la donnée du mort reconnaissant (Bibliogr. ar. 2, 108) avec l'histoire des Trois frères; la forme la plus voisine nous semble être le No. 273 des Mille et une nuits (Bibliogr. ar. 6, 8—9). — Le No. XIV est une forme misérable, comme le dit avec raison M. Stumme (XIV) de la légende des sept dormants. On sait qu'il y a, sur ce sujet, deux travaux extrêmement remarquables, ceux de MMrs. Goeje et Heller.¹⁾ — Au No. XV on retrouve l'histoire si connue de la vente à une statue (M. N. No. 280) au milieu de beaucoup d'aventures sans intérêt ni originalité. — On peut rapprocher du No. XVII (Der Affe, der ein Mädchen entführte) les Nos. 101, 102 et 103 des Mille et une Nuits. — Le No. XVIII est l'histoire de l'homme qui accouche (M. N. No. 107); c'est le sujet du Hadschi Vesveve édité et traduit par H. Paulus (Erlangen 1905); voir pp. X et suiv., surtout p. XV, où M. Paulus rapproche ingénieusement la couvade. — Le No. XIX raconte les aventures assez grossières d'un prêtre; il est remarquable que la dernière de ces aventures se retrouve dans des almanachs populaires belges. — Le No. XXIII combine les données de l'histoire des Mains coupées (M. N. No. 67) avec certains épisodes des Soeurs jalouses (M. N. No. 375). — Le No. XXIV (cfr. No. XXXIV) est encore une forme de l'histoire des trois frères (M. N. Nos. 181 et suiv.). Pour le dragon, Bibliogr. ar. 6, 4 et 201. — Les Nos. XXV et XXXV donnent une même histoire (Die Kichererbse); le héros, qui a un pois chiche ou une fève, fait une série d'échanges de plus en plus avantageux (voir Caise, Contes oubliés des Mille et une Nuits, L'homme à la fève, feuilleton du Tell 1893, Nos. 28 et suiv.; Basset, Contes pop. d'Afrique p. 266; Stumme, Märchen und Gedichte aus der Stadt Tripolis in Nordafrika p. 118—120; Cosquin, Contes pop. de Lorraine, 202 et suiv. et 363—364). — Le No. XXVI (die sieben krummen Zitronen) est l'histoire bien connue du Pentamerone, 5^e jour, No. 9 (Liebrecht 2, 231 et suiv.) et Kunos, Turkish Fairy Tales, 12 et suiv. — Le No. XXVIII est le conte des bossus (Syntipas No. 38); la forme qui a le plus d'analogie est le No. XI des contes de Damas d'Oestrup. — No. XXXII: voir M. N. 8, 203 et Horowitz, Spuren griechischer Mimen im Orient p. 30—31. — Der Schakal und der Igel (No. XXXIII) se compose de deux fables; voir, pour la première le No. 43 de Lucanor (Bibliogr. ar. 2, 159); pour la seconde le No. 20 de Louqmâne (Bibliogr. ar. 3, 32) et Stumme, Märchen der Berbern von Tamazratt p. 67—68. — No. XXXVI: aventures peu intéressantes d'une jeune homme qui se sauve de la

1) M. J. de Goeje, De Legende der Zevenslapers van Efeze (Versl. en Mededeel. der k. Ak. van Wetensch. Afd. Letterkunde, 4^e Reeks, deel 3 (1900), p. 9—25). Bernard Heller, Eléments, parallèles et origines de la Légende des sept dormants (Revue des études juives 1901).

maison paternelle; les cercueils sont peut-être un réminiscence du 4^e voyage de Sindbâd; et quand on le jette à l'eau parce qu'il refuse de se confesser, on ne peut s'empêcher de penser au prophète Jonas.

Notons quelques traits particuliers, propres à nos contes. On se cache dans un lion d'or (No. XXVII) ou dans un aigle d'or (No. VI). Comme châtiment on fait bouillir le coupable dans de l'huile (Nos. XXIV et XXVI) ou on l'écorche pour faire de sa peau un tapis sur lequel les gens s'essuient les pieds (pp. 67 et 76). A la différence des contes orientaux, où chacun exerce en général la plus généreuse hospitalité, nous voyons souvent ici qu'on refuse de recevoir les gens, même s'ils paient (Nos. XXXIV et XXXVI). Le vilain rôle est réservé aux Turcs (Nos. XXVI et XXXIV). M. Stumme donne aux pp. XIII—XIV d'intéressantes observations sur les formules finales des contes; à propos de celle qui se trouve p. 55 et p. 100, No. 38, il faut peut-être citer l'article de Bacher (Staub in den Mund: Zeitschr. d. dtsh. morgent. Gesellsch. 43, 613—615) qu'il convient de compléter par quelques passages de Freytag, Arabum proverbialia (1, 161 et 2, 202 et 211).

Liège.

Victor Chauvin.

A. de Cock en Is. Teirlinck, Kinderspel en Kinderlust in Zuid-Nederland.

Vierde en vijfde deel. Gent, A. Siffer 1904. 1905. 360 u. 284 S. 8^o mit Abbildungen [vgl. oben S. 237].

Jugenderinnerungen aus der niederdeutschen Heimat wurden lebhaft in mir wach beim Studium dieser beiden stattlichen Bände, dem vierten und fünften in der Reihe des im Jahre 1902 begonnenen und rastlos geförderten Werkes, welches für eine beschränkte Landschaft, wie das flämische Belgien, die Kinderlieder und Kinderspiele ausführlicher bringt, als dieses irgendwo sonst der Fall ist. Der Niederdeutsche liest sie nicht schwer, und das Lesen wird ihm um so leichter, als er überall wirkliche Übereinstimmungen oder Anklänge an die Kinderlieder und Kinderspiele findet, die er aus der eigenen Jugend kennt. Nicht als ob alles, was uns in der sorgfältigsten Weise mit überreichen Varianten versehen hier mitgeteilt ist, besonderes Eigentum der Flamingen und Niederdeutschen wäre, vielmehr ist vieles, namentlich in den Spielen, international, worauf die Verfasser in zahlreichen Parallelen stets hinweisen, namentlich da, wo es sich um die benachbarten Wallonen oder Hochdeutschen handelt. Ja, bei den Spielen greifen sie noch weiter aus und erläutern z. B. beim Drachensteigen den von den Ethnographen vertretenen ostasiatischen Ursprung, nicht ohne jedoch anzufügen, dass nach Ter Gouw holländische Knaben einen Drachen erfunden haben, der aber höchstens eine Spielart darstellt. Während wir beim Drachen entschiedene Entlehnung annehmen müssen, ja selbst das allmähliche Fortschreiten von Ost nach West (und andererseits in die Südsee) geschichtlich zu verfolgen vermögen, ist das Marbel-, Kugel-, Klickerspiel usw. unzweifelhaft selbständig hier und da entstanden. Auch die Verfasser führen nach meinen Parallelen, Neue Folge, S. 93 die weite Verbreitung an, und wenn ich dort schon auf das prähistorische Vorkommen hinwies, so wird dieses durch weitere Funde bestätigt (z. B. durch Hostmann, Urnenfriedhof von Darzau S. 118), selbst für Nordamerika haben wir jetzt die Nachweise (Journal of the Anthropol. Institute 21, p. 108), es ist auch in der Südsee, Torresstrasse, Queensland, Afrika bekannt (Andree im Globus Bd. 69, S. 371). Hervorheben will ich auch die Bedeutung, welche die fleissige Arbeit in sprachlicher Hinsicht besitzt. Schwerlich verzeichnet irgend ein mundartliches Wörterbuch so

viele Bezeichnungen von Kinderspielen und Spielzeugen, wie wir sie hier verzeichnet und erläutert finden. Für die Marbel (Schnellkälchen usw.) samt Abarten sind allein auf sieben Seiten die örtlich stark wechselnden Benennungen angeführt, und so ähnlich beim Kreisel. Wo das Wort nicht ausreicht, finden wir hübsche Skizzen, und bei verschiedenen Spielen werden auch ältere Abbildungen mitgeteilt.

Die beiden Bände umfassen die Ambachtsspielen, worunter im wesentlichen die den Handwerker nachahmenden begriffen sind, das Reifentreiben, die Schaukelspiele, wobei das Kind auf den Knien geschaukelt wird mit Melodien, die Marbel- und Kreiselspiele und beschreiben schliesslich eine Anzahl Kinderspielzeuge: die papiernen sich drehenden Windmühlen, die Waldteufel, die Seifenblasen, Bogen und Pfeil, Knallbüchse, Schleuder usw.

Richard Andree.

F. van Duyse, *Het oude nederlandsche Lied. Wereldlijke en geestelijke liederen uit vroegeren tijd, teksten en melodieën verzameld en toegelicht.* Lieferung 12—29. 's Gravenhage, M. Nijhoff. Antwerpen, De nederlandsche boekhandel, 1902—1904. (= Teil 1, XXXIV, 8 S. u. S. 705—896. Teil 2, 12 S. u. S. 897—1835). 4°. Die Lief. 1,90 Fr.

Die schöne Sammlung des älteren niederländischen Liederschatzes, über deren Beginn ich oben 12, 371 berichten konnte, ist inzwischen bis zum Schlusse des zweiten Drittels vorgerückt. Wir erhalten 474 weltliche Lieder nebst Melodien und ausführlichen Anmerkungen in 14 Abteilungen: Balladen, Gespräche, Wächterlieder, Frühlings-, Liebes-, Naturlieder, häusliches und geselliges Leben, Gespielinnen, Trinkbrüder, Schwank und Scherz, Fest- und Tanzlieder, Kinderlieder (Auswahl), Verschiedenes, Historische Lieder. Und wir gewahren hier dieselbe ausgebreitete Sachkenntnis und Gründlichkeit im einzelnen wie in den früheren Lieferungen. So nimmt der Abschnitt über die Geschichte des 'Wilhelmus von Nassau' (Nr. 433), der alle Varianten des Textes und der Melodie und alle Erwähnungen des berühmten Liedes in einer kritischen Übersicht vereinigt, allein 44 Seiten ein; und unter Nr. 412 wird den noch bei Erk-Böhme spukenden Fälschungen der Familie Westendorp in Elberfeld der Garaus gemacht. Der enge Zusammenhang mit dem deutschen Volksliede tritt besonders im 16. Jahrhundert hervor; so ergänzt v. D. die Nr. 193 und 239, von denen nur die Anfangszeile auf niederländisch erhalten war, aus den deutschen Liedern bei Erk-Böhme Nr. 395 und 156. Aber auch z. B. Vossens Lied von 1791: 'Ich sass und spann vor meiner Tür' drang nach Holland (Nr. 242), und um 1770 erscheint zu einem Liede vom Kuckuck und Nachtigall (Nr. 209) die Melodie: 'Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus'. Glücklicherweise ist der Verfasser oft in der Aufdeckung der Wanderung der Melodien, denen er bei den benachbarten Engländern (englische Tanzweisen begegnen auf S. 1103. 1677. 1687. 1763. 1785) und Franzosen, in weltlichen und geistlichen Liederbüchern nachspürt.

Meine Dankbarkeit für vielfältigen Genuss mögen ein paar eilig zusammengefaßte Nachträge bezeugen: Nr. 194 'Een vriendelic beelt' vgl. Kopp, *Die Heidelberger Hs. Pal. 343* (1905) Nr. 117. — Nr. 208 Kuckuck und Nachtigall, vgl. oben 13, 221. — Nr. 246 'A a a, valet studia'. Auch bei uns existieren seit dem 18. Jahrhundert verwandte fünfstrophige Vokallieder aus Studentenkreisen: 'A a a, vivat Germania' (Kopp, *Deutsches Volks- und Studentenlied 1899* S. 120), 'A a a, procul rhetorica' (Münchener Cod. germ. 5290, fasc. 3, Heft D, 10), 'A a a, prô ista studia' (ebd. Heft J); aus dem 19. Jahrh. ein deutsches Winterlied: 'A a a, der Winter der

ist da' (Böhme, Volkstümliche Lieder Nr. 637); 'A a a, Theresel, sprich doch ja' (Holtei, Die Berliner in Wien. Theater 2, 289. 1867); ein von A bis Z reichendes Hirtenlied in einem Weihnachtsspiel (Mitt. der schles. Ges. f. Volksk. 7, 5. 1900): 'A a a, was seh ich jetzt da'. — Nr. 250 Über die Legende vom verleumdeten Jakobspilger vgl. Child, English ballads Nr. 22. Köhler, Kl. Schriften 2, 558. 3, 223. 639. — Nr. 275 'Ic rede eenmael', vgl. Kopp, Archiv f. neuere Spr. 111, 24. Euphorion 9, 295. — Nr. 284 'Ik voer al over Rijn', vgl. Kopp oben 14, 64. — Nr. 291 'Het voer een lantsknecht spaceren', vgl. oben 15, 264. — Nr. 292 Zu dem häufig und in vielfachen Abwandlungen behandelten Motiv von dem Buhler in der Truhe und deren Verkauf vgl. R. Köhler 1, 237 (Bürle). Val. Schumann, Nachtbüchlein Nr. 20 und 47. Wickram, Werke 3, 392 (Rollw. 111). Bolte, Singspiele der engl. Komödianten S. 20. Montanus, Schwankbücher S. 624, Nr. 95. — Nr. 314 Zwölf Trünke, vgl. oben 11, 405³. 13, 87. — Nr. 316 Schlemmerwoche, vgl. Bolte, Archiv 98, 89. 286. — Nr. 320 'Soet Robbertjen', Singspiel der englischen Komödianten. Eine weitere deutsche Aufzeichnung fand ich in Hs. R 442 der Breslauer Stadtbibliothek, Bl. 251a; vgl. auch Waldberg, Neue Heidelberger Jahrbücher 3, 297 (1893). — Nr. 321 Zum Schüler von Paris-Paradies vgl. Wickram, Werke 3, 391, wozu ich nächstens noch einen Nachtrag zu veröffentlichen denke. — Nr. 323 Hobelbank (Lichtputzschere), vgl. Böhme, Kinderlied S. 666. C. Schumann, Lübecker Spiel- und Rätselbuch 1905 S. 114—119. — Nr. 324 'Jan mynen man zou ruiter worden'. Erk-Böhme Nr. 1753. — Nr. 334 'Snyd den boer zyn hair af'; vgl. Leipziger Commersbuch¹⁵ 1869 S. 182: 'Reisst dem Kater den Schwanz aus'. — Nr. 364 Siebensprung, vgl. oben 15, 282. — Nr. 372 Rummelpottlieder, vgl. oben 13, 226. — Nr. 405 Grossmutter Schlangenköchin; vgl. Erk-Böhme Nr. 190. Grundtvig-Orlik, Danmarks gamle folkeviser 6, 146 Nr. 341. J. Bolte.

Josef Bacher, Die deutsche Sprachinsel Lusern. Geschichte, Lebensverhältnisse, Sitten, Gebräuche, Volksglaube, Sagen, Märchen, Volkserzählungen und Schwänke, Mundart und Wortbestand. Innsbruck, Wagner 1905. XV, 440 S. 9 Mk. (= Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer, Bd. 10.)

Unsere Leser werden sich aus den Jahrgängen 1900—1902 dieser Zeitschrift der von Hrn. Kurat Bacher in lusernerischer Mundart mitgeteilten Märchen, Sagen und Redensarten erinnern. Jetzt erscheinen diese Artikel umgearbeitet und zu einer lebensvollen Schilderung der kleinen, inmitten italienischer Umgebung wacker an ihrer Sprache und Eigenart festhaltenden Gemeinde erweitert; neue Kapitel über Lebensweise, Brauch und Volksglaube sind hinzugekommen. Fast zwei Drittel des Buches aber nimmt eine sorgsame, unter Anleitung von Prof. Wackernell und Schatz gearbeitete grammatikalische und lexikalische Darstellung der zuerst von J. Zingerle 1869 behandelten lusernerischen Mundart ein. J. B.

Γεώργιος Α. Παχτίτζος: 260 δημοῶδη ἑλληνικά ᾠσματα. Τόμος Α'. Ἐν Ἀθήναις 1905. 410 S. (= Βιβλιοθήκη Μαροσλή, ἀρ. 278—280).

Die vorliegende Sammlung griechischer Volkslieder mit Melodien verfolgt zwar in erster Linie musikhistorische Zwecke; über diese Seite des Werkes hat sich Referent bereits an anderer Stelle ausgesprochen. Dort wurde auch bemerkt,

dass das Hauptverdienst desselben in der Mitteilung neuer Liedertexte nebst -melodien zu suchen ist, sein Wert also in erster Linie volkskundlicher Natur sei. Es ist hier der Ort, darauf etwas näher einzugehen.

Die veröffentlichten Texte beruhen durchweg auf persönlichen Aufzeichnungen des Herausgebers, teils an Ort und Stelle, teils in Konstantinopel gesammelt. Von den 132 Orten, auf die sie sich erstrecken, hat der Herausgeber etwa die Hälfte selbst besucht, und zwar hat er den Schwerpunkt seiner Sammeltätigkeit erfreulicherweise in ein Gebiet verlegt, das bisher von den Sammlern griechischer Volkslieder auffallend vernachlässigt worden ist: nach Kleinasien. Über die Hälfte sämtlicher Lieder, 135 von 260, sind hier aufgezeichnet, und zwar stammen davon 38 aus Kappadokien, 19 aus dem Pontos und 78 aus Bithynien. Dazu kommen noch 15 Lieder von der Küste der Propontis, der alten Provinz Prusa, so dass also im ganzen 150 Texte auf Kleinasien entfallen.

Die übrigen 110 verteilen sich auf Nordgriechenland, Rumelien, den Peloponnes, Kreta und die Inseln des ägäischen Meeres; und zwar kommen: auf Nordgriechenland 94 (Thrakien 34, Makedonien 38, Epiros und Albanien 22), auf Mittelgriechenland 6, auf den Peloponnes 2, auf Kreta 2, auf die übrigen Inseln des Archipels 12.

Wenn man bedenkt, dass gerade für die von dem Herausgeber vernachlässigten Gegenden, für Epiros, den Peloponnes und vor allem für die Inseln des Archipels, ziemlich reichhaltige Volksliedersammlungen vorliegen, so wird man sich für diese Vernachlässigung nicht zu beklagen brauchen, sich vielmehr freuen dürfen, dass der Herausgeber als Konstantinopolitaner die ihm zunächst liegenden, den meisten Sammlern aber schwer zugänglichen Gebiete von Kleinasien und der europäischen Türkei der Volksliederforschung soweit aufgeschlossen hat, dass seine Sammlung erst ein eingehenderes Urteil über die Volkspoesie jener peripherischen Punkte des Griechentums ermöglicht.

Fassen wir also nach dieser mehr statistischen Übersicht zunächst diejenige Gruppe der vorliegenden Sammlung ins Auge, welche die meisten und zugleich die unbekanntesten griechischen Volkslieder enthält, die kleinasiatischen, speziell die bithynischen¹⁾, und sehen wir zu, inwieweit sich darin interessante Parallelen zu bereits bekannten Liederkreisen bzw. einzelnen Liedern anderer Gegenden finden.

Wir legen für die Vergleichung der neuen Fassungen mit den bereits bekannten die trotz aller Mängel immer noch nicht entbehrliche Sammlung von Passow zugrunde.²⁾ Zur Ergänzung wird die Übersetzung neugriech. Volkslieder von H. Lübke (Berlin 1896) herangezogen.

Zunächst enthält unsere Sammlung vier neue Fassungen des bekannten Liederkreises vom toten Bruder, von dem Schischmanoff, der ihn zuletzt für alle Balkanvölker zusammenfassend behandelt hat, 43 griechische kannte; vgl. Passow Nr. 517, 518; Zeitschr. 1902, 147f. Von den vier neuen Fassungen kommen zwei auf Bithynien (Nr. 58 und 79), von denen leider die erste stark verstümmelt und stellenweise in Prosa aufgelöst, die zweite unvollständig ist — sie geht nur bis V. 30 und ist metrisch sehr defekt. Die beiden übrigen Fassungen (Nr. 144 und

1) Wie traurig es mit der sprachlichen und volkskundlichen Erforschung gerade von Bithynien steht, geht z. B. daraus hervor, dass in G. Meyers Bibliogr. der ngr. Mundartenforschung (Sitzungsber. der Wiener Akademie, Bd. 130) diese Provinz ganz fehlt!

2) Ein Inhaltsverzeichnis der Passowschen Sammlung nebst Inhaltsangaben der Lieder von Nr. 115 an findet man bei F. Liebrecht, Zur Volkskunde S. 178—199. Die dort gegebene Übersicht ist für die im folgenden aus Passow angeführten Verweise zur Ergänzung heranzuziehen.

144a) stammen zwar nicht aus Kleinasien, sondern aus Thrakien, von wo bisher noch keine Fassung bekannt war, dafür ist aber die erstere gut erhalten. Besonders charakteristische Züge scheint keine dieser Varianten zu enthalten.

Ferner bemerken wir Nr. 29 eine kappadokische und Nr. 143 eine thrakische Variante des Liedes vom Bau der Artabrücke (vgl. Zeitschr. 1902, 150f.; Passow Nr. 511), die freilich stark gekürzt sind (23 bzw. 18 V.); eine andere Fassung aus der Nachbarschaft der ersteren, die vollständiger sein soll, wird leider nicht mitgeteilt.

Von Liedern über historische Ereignisse scheinen sich in Kleinasien nur wenige erhalten zu haben; ein kleines unvollständiges Lied auf die Einnahme von Konstantinopel (Nr. 38, Pontus; vgl. Passow Nr. 194), ferner denselben Stoff in ein Liebeslied eingesprengt (Nr. 107, Bithynien), scheint alles zu sein.

Die Hauptmasse der Lieder sind Balladen und Liebeslieder. Zu ersteren gehören u. a. eine Variante des kretischen Liedes von 'Schön-Suschen' (vgl. Lübke S. 302), das nach Kappadokien versprengt worden ist (Nr. 25), ebenfalls hier eine Variante des Liedes von Maurianos und dem König (Nr. 23, 24; vgl. Passow Nr. 474), von St. Georg und dem Mädchen (Nr. 9; vgl. dazu aus Prusa Nr. 250 und Passow Nr. 587); von dem Mädchen als Kleften (zweimal: Nr. 49 aus Prusa und Nr. 224 aus Epirus; vgl. Passow Nr. 174ff.); von dem heimkehrenden Gatten (zweimal: Nr. 1 aus Kappadokien und Nr. 147 aus Thrakien; vgl. Passow Nr. 441); von dem Mädchen, das den Zorn des Todes erregt (Nr. 254, Prusa; vgl. Passow Nr. 414, 415) usw.

Von Liebesliedern seien nur erwähnt zwei zum Zyklus der sogen. rhodischen Liebeslieder (vgl. Lübke S. 209) gehörige Stücke: Nr. 82, aus Bithynien (die Zahlennovelle) und Nr. 223, aus Epiros (ebenfalls das Zahlenspiel, doch nicht in Form von Frage und Antwort); auch sonst begegnen wir manchen alten Bekannten in leicht veränderter Form auf dem vom Herausgeber durchforschten Boden.

Über den Wert dieser Varianten für die Forschung wird nur eine genaue Untersuchung derselben mit den bereits vorliegenden einen Aufschluss geben können. Schon jetzt aber glaubt Referent den Eindruck zu haben, dass speziell die innerkleinasiatischen Fassungen weitverbreiteter Lieder nicht diejenige Sonderstellung einnehmen, die ihnen in sprachlicher Hinsicht zukommen; jedenfalls tragen sie weniger den Stempel des Autochthonen als des Importierten, was ihren Wert freilich stark verringert, uns aber zugleich darüber belehrt, dass die griechische Bevölkerung des Innern von Kleinasien aus anderen Gegenden, besonders von den Inseln, eingewandert ist, weshalb sich auch deren Lieder von denen der Inseln sachlich nicht prinzipiell unterscheiden.

Alles in allem verdient Pachtikos' Sammlung, soweit sie vorliegt, schon darum Beachtung, weil sie die erstere grösseren Umfangs ist, die den Texten die Melodien beifügt, und zwar in 'europäischen' Noten, und dadurch zur Verbreitung unserer Kenntnis von der griechisch-orientalischen Volksmusik beiträgt.

Leipzig.

Karl Dieterich.

Zur Gainersprache,

einer der interessantesten Berufssprachen, haben uns die letzten Jahre wichtige Arbeiten gebracht. Die bedeutendste ist das von F. Kluge¹⁾ veröffentlichte umfassende Quellenbuch, das in 155 Nummern die Zeugnisse des 14. bis 19. Jahr-

1) F. Kluge, Rotwelsch. Quellen und Wortschatz der Gainersprache und der verwandten Geheimsprachen 1: Rotwelsches Quellenbuch. Strassburg, Trübner 1901. XVI, 495 S. 8°.

hundreds in erschöpfender und mustergültiger Weise¹⁾ zum Abdrucke bringt und auch im Anhange über die Sprache der Handwerksburschen und die Krämersprachen berichtet. Diese wertvollen, zumeist von Juristen aufgezeichneten Wörterlisten, unter denen die dem um 1510 entstandenen 'Liber vagatorum' angehängte besondere Beachtung verdient, will Kluge in dem noch ausstehenden zweiten Bande lexikalisch und systematisch verwerten. — Eine für das grössere Publikum bestimmte hübsche Übersicht 'über die deutsche Gaunersprache und andere Geheimsprachen' gab der Leipziger Semitist Hans Stumme²⁾, den schon die zahlreichen hebräischen Bestandteile dieser alten Vagabunden- und Verbrechersprache anziehen mussten. — Systematischer, doch ohne in einen allzu fachmännischen Ton zu verfallen, geht Prof. L. Günther in Giessen³⁾ den interessantesten sprachlichen Problemen zu Leibe, die in der Einmischung und Umdeutschung fremder (hebräischer, zigeunerischer, slawischer, romanischer) Sprachelemente, in den künstlichen Wortentstellungen, dem Einflusse der Jäger-, Soldaten- und Studentensprache, den schallnachahmenden Bildungen, den typischen Endungen -hart, -erich, -ling (Glatthart = Tisch, Härterich = Messer, Trittling = Fuss, Schuh), den bildlichen Umschreibungen und in der Personifikation von Tieren und leblosen Gegenständen liegen. Wir finden hier eine geradezu erstaunliche Fülle von Bezeichnungen der im Gesichtskreise des Gauners liegenden Dinge und Personen, und in den euphemistischen Verhüllungen häufig einen treffenden Witz. In den oft schwierigen etymologischen Fragen zeigt Günther, der ein sorgfältiges Literaturverzeichnis beigegeben hat, eine bemerkenswerte Vorsicht, so dass auch in dieser Hinsicht sein Büchlein empfohlen zu werden verdient.

J. Bolte.

Die erste Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde

fand entsprechend dem am 6. April 1904 zu Leipzig gefassten Beschlusse Montag den 2. Oktober 1905 in Hamburg statt. Bereits am 1. Oktober veranstaltete der Verein für Hamburgische Geschichte, der in lebenswürdigster Weise die Sorge für die Unterbringung, Bewirtung und Unterhaltung der auswärtigen Gäste übernommen hatte, einen Ausflug in die durch ihre Bauernhäuser und Trachten berühmten Vierlande, der trotz der ungünstigen Witterung reiche Belehrung und Genuss brachte und dem ein durch mancherlei Ansprachen und kleinere Vorträge gewürzter Abend folgte. Am folgenden Tage ward um 9 Uhr im Patriotischen Gebäude eine geschäftliche Beratung der Abgeordneten unter dem Vorsitz von Prof. A. Strack aus Giessen abgehalten. Nachdem Hr. Prof. Strack die aus Basel, Berlin, Bremen, Breslau, Dortmund, Giessen, Göttingen, Hamburg, Heidelberg, Leipzig, Waren herbeigeeilten Mitglieder und den als Vertreter der Niederländischen Regierung erschienenen Prof. J. Schmeltz aus Leiden begrüsst und der grossen Verdienste gedacht hatte, die sich der Hamburger Geschichtsverein, insbesondere die

1) Nebenher trage ich nach: Salat, Der verlorene Sohn 1537 v. 739 (Geschichtsfreund 36. 27): 'beseflen'; Wickram, Werke 5, 110 v. 1344 'beschuden', 1351 'ribling', 1359 'unser welsch', 1367 'breger'; Mart. Crusius, Aethiopiae Heliodori historiae epitome 1581 p. 71 und 187.

2) Leipzig, Dr. Seele & Co. 1903. 26 S. 8°. 0,30 Mk.

3) L. Günther, Das Rotwelsch des deutschen Gauners. Leipzig, Grunow 1905. XXI, 101 S. 1,50 Mk.

Herren Schrader, E. Maass und A. Warburg, um die Vorbereitung der Tagung erworben, überreichte Hr. Landgerichtsdirektor Th. Schrader namens des Geschichtsvereins und Hr. Dr. R. Stettiner als Vertreter des Museums für Kunst und Gewerbe den Anwesenden besondere Festschriften. Die eigentliche Verhandlung begann mit der Erstattung des Geschäfts- und Rechenschaftsberichts durch Hrn. Prof. K. Helm. Da der sächsische und der bayerische Verein mit Rücksicht auf ihre grosse Mitgliederzahl von den bisher für den Bezug des Korrespondenzblattes ('Mitteilungen des Verbandes') bestehenden Verpflichtungen einigermaßen entlastet zu werden wünschten, so ward beschlossen, diesen Wünschen soweit als möglich entgegenzukommen, die 'Mitteilungen' aber in derselben Weise wie bisher weiterzuführen. Die fernere Beratung beschäftigte sich mit den grossen wissenschaftlichen Aufgaben, an deren Bearbeitung der Verband herantreten will. Zunächst empfahl Hr. Prof. Strack, als Anfang einer volkskundlichen Bibliographie die Zeitschriftenschau, die für das Jahr 1903 fertig vorliegt¹⁾, nach rückwärts fortzusetzen, und hoffte, dass es unter tatkräftiger Mitwirkung der einzelnen Vereine gelingen werde, eine bis 1902 reichende Übersicht über die volkskundlichen Zeitschriften hsl. oder gedruckt bis zum nächsten Verbandstage fertigzustellen. Zweitens beschloss die Versammlung auf Antrag des Hrn. Prof. John Meier in Basel, da eine allen wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Sammlung der deutschen Volkslieder bis jetzt nicht vorhanden sei, als Vorarbeit zu einer solchen eine Inventarisierung der vorhandenen Liedertexte und Melodien vorzunehmen, und beauftragte eine Kommission, bestehend aus den Herren Prof. John Meier, J. Bolte und A. Strack, bis zur nächsten Tagung genaue Vorschläge über die Lösung dieser Aufgabe zu machen. Die von Hrn. Prof. O. Brenner und von der 5. Sektion des Gesamtvereins deutscher Geschichts- und Altertumsvereine in Aussicht genommene Statistik der Formen des deutschen Bauernhauses soll von den Verbandsmitgliedern nach Kräften unterstützt werden. Die nächste Tagung des Verbandes wird im Jahre 1907 zu Berlin stattfinden. Endlich ward der geschäftsführende Ausschuss durch Akklamation wiedergewählt: als 1. und 2. Vorsitzender Prof. A. Strack und Prof. R. Wünsch, als Schriftführer Prof. K. Helm, als Rechner Rechtsanwalt Spohr, sämtlich in Giessen.

Diese geschäftlichen Verhandlungen wurden unterbrochen durch eine Frühstückspause, der zwei Vorträge von Hrn. Prof. O. Lehmann aus Altona und von Hrn. Oberlehrer R. Wossidlo aus Waren folgten. Ersterer sprach über zwei interessante, vom niedersächsischen Typus abweichende Bauernhäuser in der Nähe von Flensburg und Lübeck, von denen Modelle im Altonaer Museum vorhanden sind. Hr. Wossidlo berichtete über seine während einer zwanzigjährigen Tätigkeit in Mecklenburg gemachten Erfahrungen hinsichtlich der Technik des Sammelns volkstümlicher Überlieferungen. Unsere Leser werden diesen Vortrag, dem noch eine angeregte Diskussion folgte, im nächsten Hefte dieser Zeitschrift finden.

Abends 8 Uhr fand eine stark besuchte öffentliche Versammlung im Patriotischen Gebäude statt. In einer einleitenden Ansprache wies Hr. Prof. Strack auf die Mängel der modernen Bildung hin, deren Reform er von einer stärkeren Beteiligung der Gebildeten an den volkskundlichen Bestrebungen der Gegenwart erhoffte. — Hr. Dr. B. Crome aus Göttingen betonte in einem kurzen Vortrage über historische Volkskunde, wie wichtig es sei, die Tatsachen auf diesem Gebiete historisch zu ordnen, und zeigte an einzelnen Sagen, wie gefährlich der Sprung

1) Volkskundliche Zeitschriftenschau für 1903, herausgeg. im Auftrage der hessischen Vereinigung für Volkskunde von Adolf Strack. Leipzig, Teubner 1905. 281 S. 8^o.

von einer heutigen, aus ihrem Zusammenhange herausgerissenen Überlieferung in die heidnische Vorzeit werden könne. — Sodann sprach Hr. Direktor Prof. G. Thilenius aus Hamburg über Volkskunde und Völkerkunde, ihre verschiedenartigen Aufgaben und Arbeitsweisen und legte an einer Reihe von Lichtbildern von Bronzefibeln, Steinbeilen, Pfeilspitzen, Brezeln u. a. dar, dass die Völkerkunde ihrer Schwesterwissenschaft häufig die Erläuterung zeitlich und örtlich weitgetrennter Erscheinungen liefere. Nicht jede Übereinstimmung freilich darf man auf einen historischen Zusammenhang zurückführen. Das Kreuzeszeichen, das die Spanier in Mexiko vorfanden, ist aus dem Bilde eines Alligators hervorgegangen; das gleiche Gesetz der Konvergenz hat man bei vielen auf gleichen Vorbedingungen beruhenden Vorstellungen, Bräuchen und Riten zu beachten. Ebensovienig darf die Völkerkunde die Ergebnisse der Volkskunde vernachlässigen.

Nebenher sei erwähnt, dass auch die in derselben Woche in Hamburg tagende 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für uns Erfreuliches brachte. In der germanistischen Sektion hielt Hr. Prof. E. Mogk aus Leipzig am 4. Oktober einen Vortrag über Volkskunde und deutsche Philologie, in dem er als den Kern der Volkskunde die Erkenntnis des Gemütslebens des Volkes bezeichnete und zugleich den grossen Kreis noch ungelöster Aufgaben der Volkskunde, auch in der Durchforschung der vergangenen Jahrhunderte, umschrieb und den Hörern mit warmen Worten ans Herz legte.

J. Bolte.

Zu den Volksballaden aus dem östlichen Holstein.

In den oben S. 331—335 mitgeteilten Liedertexten ist, da ich während der Drucklegung verreist war und die Korrektur nicht selbst habe vornehmen können, zu meinem Bedauern eine Anzahl von Fehlern stehen geblieben. Es ist zu lesen:

S. 331, Z. 14: Ringlein — Z. 22: auch gut genug — Z. 30: den Herren — Anm. 1, Z. 1: Klenzau — Anm. 2, Z. 4: Vogel...unsen Gank.

S. 332, Melodie 2a: die zweite Note lautet nicht h, sondern g — Str. 8: Und als es — Varianten zu 5,1: an die Wand (d) — zu 6,2: gebratne — Anm. 1: Sagau.

S. 333, Varianten zu 10,1: über's Manns Gewalt (c); in d fehlt die Strophe. 2 u. 3: So b, c, f — Var. zu 14,3: Er muss — zu 15,1: zu leid — Anm. 1: Lunau.

S. 334, Str. 7,3: In fremdem — Var. zu 14,3: nach q² — zu 15,3: In einen — Str. 6,3: Da kannst — Anm. 1, Z. 2: nach s.

S. 335, Str. 8,3: Da kannst — Str. 11,2: Seine Frau — Str. 14,3: ihr schön guten — Str. 17,3: ihrem — Str. 23,1: So krieget — Var. zu 20,2: Und stift.

Wilhelm Wissler.

Register.

(Die Namen der Mitarbeiter sind kursiv gedruckt.)

- ABC-Kuchen 94—96, 186f.
 Aberglaube 79, 91f. 147, 447f.
 Adler, M. 445.
 Aegler, J. 446.
 Afrikanische Märchen 230.
 Agathabrot 319, 321.
 Agricola, J. 69.
 Agrippa, C. 421.
 Albertus Magnus 421.
 Alessio von Piemont 421.
 Allwissend, Doktor 373—379.
 Alraum 297, 392.
 Altarkerzen erlösen 347, 438.
 Altersstufen der Männer und
 Weiber 399f. 404f.
 Altweibertage 125.
 Amphitryon 367.
 Amulett 78, 92.
Andrae, A. 186, 447, 448,
 Hansinschriften aus Goslar
 428—438.
Andree, R. 91, 233, 244, 444.
 Trudensteine 92f. ABC-
 Kuchen 94—96, Erlöschten
 der Altarkerzen 438, Rec.
 463.
Andree-Eggen, M. Erlöschten
 der Altarkerzen 438.
 Andress, Fr. 445.
 Angang 77.
 Aničkov, E. V. 218.
 Anna, die hl. 424.
 Annamitischer Schwank 373.
 Anthropometrie 349.
 Apollinaris, G. 421.
 Apollonius 212.
 April: in den A. schicken 127.
 Arabische Bibliographie 229.
 s. Tausendundeine Nacht.
 Arlecchins Unfälle 73.
 v. Armin, A. 227.
 Artin Pascha 68.
 Artopeus, J. C. 404.
 Asche, R. 416.
 Äsop 212.
 Ätiologische Märchen 228, 230.
 Avramov, J. 224.

 Bacher, J. 465.
 Bachmann, J. 445.
 Badura, W. 206.
 Bahar Danush 64.
 Balder 222.
 Baucalari, G. 113.
 Bärenhäuter 455.
 Bartels, M. 106.
 Bartsch, A. 117.
 Basarga 222.
 Bastian, A. 241.
 Bauernhaus 111—122, 182 bis
 187, 469.
 Bauernkunst 189—194.
 Baum spricht 392.
 Bayerle-Schwejda, M. 117.
 Beatrix 134, 136.
Beck, P. Die Bibliothek eines
 Hexenmeisters 112—120.
 Becker, A. 355.
 Becker, M. L. 194.
 Beerdigung 4f.
 Beets, A. 445.
 Beham, H. S. 28.
 Belfagor 104.
 Belgien 92, 284, 290.
 Bender, A. 354.
 Benedek 282.
 Benndorf, P. 447.
 Berger, A. E. 350.
 Bergmann, H. 446.
 Bernacki, L. 207.
 Bernard, H. 239.
 Berndt, R. 189.
 Bernisches Volkstum 359.
 Bernow, L. 445.
 Beroalde de Verville 72.
 Berthold, H. 446.
 Berthold von Regensburg 378.
 Berühren 76.
 Bessaraba, J. H. 225.
 Bethany, M. 448.
 Betrug durch falschen Namen
 70—74, 380—460f.
 Bettelreime 276.
 Bibliographie, volkscundliche
 469.
 Bibliothek eines Hexenmeisters
 412.
 Biene 2, 12, 148.
 Bilderbogen: Altersstufen 399,
 404, Doktorprobe 153, Duck
 dich Seel 35, Herr Über-sie
 40, Männerbefehlich 41,
 Nasenmonarch 30, Nasen-
 tanz 30, Neidhart 15, Roeken-
 stube 28, Weiber-Privilegien
 43, Weib und Teufel 150,
 Törichte Welt 164, Verkehrte
 Welt 158, Widerwärtige
 Welt 163, Der diebische
 Zöllner 155.
 Binderlied 172.
 Blaschke, E. 445.
 Blasiusbrot 319.
 Blau, J. 444.
 Blaubartballade 331.
 Blick, böser 78, 112, 349.
 Blüml, E. K. 353.
 Boccacini 365.
 Böckel, O. 355.
 Boekenooogen, G. J. 447.
 Bohemus, J. 360.
 Bohnenberger, K. 444.
 Bohnsack 145.
Bolte, J. 127, 353, 417, 448,
 Neidhart eine volkstümliche
 Personifikation des Neides
 14—27, Zu den Bilderge-
 dichten des 17. Jahrh. 27
 bis 45, 150—165, Zu den
 zwölf goldenen Freitagen
 98f, Joli Tambour 100, 337f.
 Zur Sakristanin 136f, Das
 Kutschkelied 173 bis 176,
 Neuere Märchenliteratur 226
 bis 230, Neuere Arbeiten
 über das deutsche Volkslied
 350—356, Zur Bibliothek
 eines Hexenmeisters 120 bis
 124, E. T. Kristensens neuere
 Sammlungen dänisch-Volk-
 überlieferungen 148—157,
 Zur Gainersprache 467,
 Die erste Tagung des Ver-
 bandes deutscher Vereine
 für Volkskunde 468—470,
 Rec. 127, 233, 237, 238,
 240, 362, 458, 460, 464, 465.
 Bonus, A. 226.
 Bosnische Märchen 230.
 Botha, E. 445.
 Bozon, Nic. 129.
Branky, F. 145, Mein Mädchen
 ist nicht adelich 101.
 Brant, Seb. 16, 164.
 Branch und Sitte 444.
 Braunschweig 101, 189, 342.

- Brei 317.
 Brenner, O. 115.
 Bretzel 321.
 Brodskij, N. L. 223.
 Brot 318. B. und Salz 145. 147f.
Brückner, A. Polnische und böhmische Volkskunde 204 bis 215.
 Brunwik 211.
 Brunn, der goldene 421.
 Brunner, K. 128. 364.
 Bückeberg 93.
 Bulgarische Volkskunde 218 bis 220. 239.
 Bundi, G. 228.
 Bünker, J. R. 186.
 Busch, J. 443.
 Cardanus, H. 421.
 Cäsar, Daniel 122.
 Cäsarius von Heisterbach 129. 136.
 Celtes, C. 17.
 Černišev, V. 225.
Chalatiants, B. Kurdische Sagen 322—330.
Chaurin, J. 229. 328. Die rechtliche Stellung der wiedererwachten Toten 439 bis 442. Rec. 461.
 Chinesische Zauberspiegel 79.
 Christi Länge 189.
 Christophbüchlein 422.
 Clemens (Papst) 96. 98.
 Clemens, E. 202.
 Clément, R. 445.
 de Cock, A. 237. 445. 463.
 Cohn, A. M. 127.
 Columba 95.
 Corona, die hl. 422f. 424—427.
 Crome, B. 470.
 Cron, A. 444.
Croon, R. Grussformeln russischer Bauern im Gouvernement Smolensk 166—171.
 Czajla, B. 209.
 Czech von Czechenherz, J. 446.
 Dąbkowski, P. 207.
 Dąbrowska, S. 205.
 Dachler, A. 112.
 Dähnhardt, O. 228.
 Dalj, V. 224.
 Damajanti 373.
 Dänische Volksüberlieferungen 448—457. Siebensprung 284.
 Dečev, V. 218.
Dietrich, K. Aus neugriechischen Sagen 380—398. Rec. 123. 239. 465.
 Dietrich, W. 118.
 Dillon, E. J. 239.
 Dirksen, K. 448.
 Doelker, F. 202.
 Dohle 9.
 Doktorprobe 153.
 Donnerkeil 92.
 Douin de Lavesne 228.
 Drechsler, P. 444. 446.
 Drescherreime 343.
 Duncker, H. 186.
 Dunger, H. 350.
 Durchkriechen 92.
 Dürnwirth, R. 447.
 van Duyse, F. 464.
Ebermann, O. Joli Tambour 99f. Deutsche Volkskunde im Jahre 1904 442—448. Rec. 359. Sitzungsprotokolle 127f. 342. 364.
 Edda 138. 140.
 Eder, R. 448.
 Ehemann, Ratgeber des Liebhabers 60f.
 Ehepaar, das uneinige (Verse) 152.
 Ehrismann, G. 447.
 Ei erhält der Pantoffelheld 40. 454.
 Eigl, J. 115.
 Einaiut Oollah 64.
 Einhorn 393.
 Eisenkraut 390.
 Elfen 6
 Elfenmühlen 91.
 Engadinische Märchen 228.
 England 91.
Englert, A. Die menschlichen Altersstufen in Wort und Bild 399—412.
 Entzauberung durch Enthauptung 456.
 Erdspiegel 421.
 Erinys 11.
 Erk, L. 353.
 Erle 102.
 Erwachen: Da erwacht' ich 69.
 Esels Sattel 153.
 Eskimo 235.
 Estreicher, S. 206.
 Eugenius, Prinz 351.
 Evangelie des quenouilles 420.
 Ewald und Ida (Ballade) 335.
 v. Eynatten, C. 446.
 Familie, feine 279. 351.
 Fausts Höllenzwang 422.
 Puppenspiel 245—260.
 Februar 312.
 Feuerstein 92.
 Fient, G. 188.
 Fischart, J. 28. 35. 399f.
 Fistelwurzel 391.
 Flajšbans, V. 211.
 Floh und Podagra 105.
 Focke, J. 188.
 Forkmann, P. 446.
 Forrer, R. 110.
 Forster, G. 352.
 Fortunatov 205.
 Französisch. Freitagsgebrauch 99. Lieder 99. 337. Siebensprung 284. Volksüberlieferungen 362.
 Frau einfältig 72. Schwangere an Diebe verkauft 334.
 Stellt sich verrückt 365. s. Weib.
 Frauenlist 228.
 Freitage, zwölf goldene 96f.
 Fridell, U. 421.
 Fridrich, A. 209.
 Friedel, E. 91. 364.
 Friedländer, M. 353. 364.
 Friedli, E. 359. 443.
 Frigga 313.
 Frühlingskultus 220f.
 Fuchs und Bär 74. F. und Wolf 345. 450.
 Furrer, P. 196.
 Fussspur 347.
 Gaidoz, H. 95.
 Gassenhauer 278.
 Gassner, J. 421.
 Gannersprache 467.
 Gavrilović, A. 216.
 Gebildbrote 128. 189. 444.
 ABC-Kuchen 94. 186. Lichtmessgebäcke 312—321.
 Geiger, R. 422.
 Geistliche in Volksschwänken 453.
 Geld 47f.
 Gempeler-Schletti, D. 443.
 Geomantie 421.
 Geräterufe 343f.
 Gerbing 127.
 Gerhard von Cremona 421.
 Gerling, R. 446.
 Gertrud, die hl. 422f.
 Geschwür und Nasenschmutz 105.
 Gesinde zieht am Lichtmess-tage an 314.
 Gespenster in Hundsgestalt 357.
 Giovanni, Ser 61.
 Glocken 94. Glockensprache 342.
 Gloth, W. 196.
 Glückbringende Dinge 77. 82.
 Gōa 313.
 Goldmann, E. 214.
 Goldoni 73.
 Gorgo 126.
 Gorgoneninsel 395.
 Goslarer Hausinschriften 428 bis 438.
 Gossensass 46—66.
 Graf, H. 447.
 Gral 222.
 Grettis saga 63.
 Griechische Lieder 465—467. Sagen 123—126. 380—398.
 v. Grienberger, J. R. 194.
 Grimm, J. u. W. 227.
 v. Grimmelshausen, C. 159.
 Gropp, J. 1.
 Gruner, O. 192.
 Gruss 55. 166.
 Grussformeln russisch. Bauern 148. 166—171.
 Gudmundsson, V. 126.

- Gunkel, H. 243.
 Günther, L. 468.
 Gustawicz, B. 207.
- Haas, A. 446.
 Habermann, der goldene 422.
 Hackman, O. 460.
 Hadaczek, K. 208.
 Haff, Frisches 127.
 Hagestolz 122.
 Hahn, Ed. 128. 242. 244.
 Hamburg 468.
 Handel 57.
 Handwerker 55. 186.
 Harivansa 370.
 Hartmann, A. 189.
Hartmann, F. Rec. 122.
 Has, Konrad 212.
 Häufunglieder 450.
 Hausforschung 108—122. 127.
 Hausinschriften, deutsche 428f.
 Goslarer 428—438.
 Hausmarken 186.
 Haussprüche 186.
 Hausotter, A. 117. 197. 355.
 Hebräische Mythologie 243.
 Heidelberger Liederhandschrift 352.
 Heider, F. S. 421.
 Heilig, O. 447.
 Heiligenverehrung 233.
 Heinrich Frauenlob 13. 229.
 v. Held, T. 230.
 Helgoland 299.
 Hellmich, M. 446.
 Helm, K. 442. 469.
Hermann, Ed. 445. Der Sieben-
 sprung 282 311.
 Herodias 385f.
 Herpentil, J. A. 422.
 Herr im Hause erhält ein
 Pferd 40. 454.
 Herr Über-sie 40f.
 Hertz, W. 459.
 Hess, J. W. 445.
 Hessel, K. 446.
 Hessler, K. 120. 200. 443.
Heuster, A. 242. Rec. 235.
 Hexen 141—146.
 Heyne, M. 195.
 Hildebrandt, P. 236.
 Hillebille 93f.
 Hippe, M. 445. 446.
 Hirtensagen 387.
 Hoawief 348.
 Hochzeitsgebräuche, antike
 128. deutsche 149. indische
 80. 233. russische 438f.
 Hoffmann-Krayer, E. 445. 448.
Höfler, M. 189. 444. Licht-
 messgebäcke 312—321.
 Holsteinische Balladen 331.
 470. Märchen 228.
 van Höns, H. 445.
 Hörmann, K. 188. 189.
 Hunde, gespenstige 387.
- Iljustrov, J. 224.
 Indischer Aberglaube 92. Er-
 zählung 140. Hochzeit 80.
 233. Märchen 371. Witwen-
 verbrennung 74—90.
 Irische Legende 95. 98.
 Island 126.
 Italienischer Bilderbogen 401.
 Freitagsbrauch 98.
 Ivanov, J. 218.
- Jäger, der wilde 139.
 Jagić, V. 230.
 Jahr 127.
 Jakub, A. S. 223.
 Jaskłowski, W. J. 205.
 Jessen, P. 190.
 Jesuitisches Venusbildchen
 422.
 Joch 188.
 John, A. 416.
 Jolu, E. 145.
 Jostes, F. 200.
 Jude, der ewige 383f.
 Justi, F. 199.
- Kachelofen 185f.
Kahle, B. 442. 448. Volks-
 kundliche Nachträge (1—6)
 347—350. Ein russischer
 Hochzeitsbrauch 438f.
Kaindl, R. F. Deutsche Lieder
 aus Rosch, Bukowina 260
 bis 274.
 Kaiphass Grab 386.
 Kalina, A. 206.
 Kallikantzen 126. 380.
 Karadzić 217.
 Karłowicz, J. 205. 208.
 Karrer, J. 422.
 Karskij, E. 225. 226.
 Kassebeer, F. 446.
 Kawczyński 205.
 Kehrein, V. 127.
 Keller, G. 134.
 Kempf, R. 189. 191.
 Ker 3. 8.
 Kerbholz 188.
 Kettensprüche 449.
 Kibort, J. 205.
 Kinderspiele 237. 445. 449.
 463.
 Kinderspielzeug 236.
 Kirchengehen 59.
 Klapperbrett 188.
 Klappen 93.
 Klier 211.
 Klinger 205.
 Kloss 320.
 Kluge, F. 467.
 Knaack, G. 447.
 Knecht mit verschiedenen
 Namen 74.
Knoop, O. Sagen aus Kujawien
 102—105.
 Knötel, H. 445.
 Köferl, J. 445.
 Kohl, F. 353.
 König, W. 448.
 Kopp, A. 352.
 Kornkind 102.
- Kornreuther, J. 422.
 Kosinski, W. 208.
 Krähe 7. 8.
 Krapfen 321.
 Krapp, H. 354.
 Krause 444.
 Kraxenträger 55.
 Kreibich, H. 446.
 Kretschmer, G. 446.
 Kristensen, E. T. 448—457.
 Kroker, E. 447.
Krüger, K. Die Ballade vom
 Ritter Ewald 335—337.
 Krymskij, A. 222.
 Krzywicki, L. 206.
 Kuchen 320.
 Kuckuck und Krähe 222.
 Kühnel, R. 209.
 Kuhstein 91.
 Kujawische Sagen 102.
 Kujot, S. 209.
 Kunst: s. Bauernkunst.
 Kurdische Sagen 322—330.
 Kutschkeli 173.
 Kuznecov, J. 225.
- Laib 318.
 Laloy, L. 188.
 Landwirtschaftliche Sprich-
 wörter 458.
 Langer, E. 117. 198.
Lauffer, O. Forschungen über
 volkstümlichen Wohnbau,
 Tracht und Bauernkunst i.
 J. 1903. 107—122. 182—204.
 Laurin 212.
 Lechmann, P. 445.
 Lehmann, O. 188. 194. 469.
Lehmann-Filhés, M. Rec. 126.
 Lehrer in Volksschwänken 453.
 Leibrock, G. A. 446.
 Leichenbretter 189.
 Leichenwache 4.
 Leili und Meßlum 328. 330.
Lenke, E. Märchen aus Ost-
 preussen 344f. Rec. 236.
 Lenz, L. 447.
 Leonhard, der hl. 234.
 Letošnik, J. 212.
 Leuss, H. 185.
Lowy, H. Zu den ABC-Kuchen
 181f.
 v. d. Leyen, F. 226. 416.
 Libuša 214.
 Lichter anzünden 315.
 Lichtmessfeier 312f.
 Lichtmessgebäcke 312—321.
 Liebe durch Traum 325.
 Liebesbriefe 273.
 Lied und Epos 242. Begriff
 des Volksliedes 350. Früh-
 lingskultus 220f.
 Lieder, bulgarische 239. däni-
 sche 331. 334. 419. 452. —
 Deutsche: neuere Arbeiten
 darüber 350—356. 469. Hand-
 schriften 352. Parodien 275
 bis 282. L. a. d. Bukowina
 260—274. Abendgang 265.

- Abschied 267. Bauer bei der Magd 270. Decke entfallen 264. Prinz Eugen 351. Ritter Ewald 335. Fünftausend Mann 99. 337. Der Gastwirtssohn 333. Jäger 269. Lieben gelernt 265. Liebhaber verschmäht 266. Bruder Liederlich 270. Maurer 269. Mein Mädchen ist nicht adelich 101. Die Mordeltern 332. Die verkaufte Müllerin 334. Der Mutter Rat 265. Rammerlied 101. 338. Rekrutenlied 267. Schneiderspott 56. Siebensprung 294. Soldatenlieder 268f. Tochter versucht 263. Ritter Ulrich 331. Wanderlust 267. Wochenlied 271. — Englische 331. Yankee doodle 354. Französisch: Joli tambour 99. 337. Griechische 465—467. Mährische 212. Niederländische 284. 331. 337. 464. Polnische 355. Russische 222f. Schwedische 334. Slovenische 215.
- Lilientalowa, R. 208.
Linde 103.
Lindner, M. 63.
Lippert, J. 115.
Litauen 204.
Loewe, R. Rübzahl's Wagen-spuren 176—179.
Lommer, V. 444.
Loose, F. 199.
Lopaciński, H. 206.
Lorentz, F. 208.
Lorentzen, Th. 202.
Loriš, J. 211.
Löweuritter 211.
Lucina Lucifera 319. 321.
Ludwig, H. 364.
Lusern 463.
- Macchiavelli, N. 104.
Magie 421.
Majewski, E. 205.
Malewski, B. 205.
Malta: Märchen 461.
Mandragora 392.
Männerbefehl an alle Gernmänner 414.
Märchen. afrikanische 230. annamitische 373. arabische (s. Tausendundeine Nacht). bosnische 230f. bulgarische 218f. dänische 455—457. holsteinische 227. indische 374. 449. kroatische 216. maltesische 461. ostpreussische 344. russische 222f. 225f. türkische 377. Doktor Allwissend 373. Einfältige Frau 72. Fuchs 74. 345. Konditorhase 316. Mäuschen
- und Warstchen 344. Tiermärchen 228. 230. 344. 449f. Marienlegenden 129f.
Markov, A. 222.
Marlowe, C. 245.
Marriage, M. E. 337. 352.
März 125.
Mátyás, K. 206.
Mäuschen und Bratwurst 344.
Medić, M. 216.
Medium 84.
Medizin 141f. 448.
Medjun und Leila 328.
Meier, John 337. 351. 469.
Meier, S. 448.
Meister, Th. 446.
Melkstein 91.
Memnouvogel 12
Meringer, R. 109. 113. 185. 187.
Messen 349.
Metzger 57.
Meyer, E. H. 444.
Meyer, M. 445.
Meyer, R. M. Rec. 459.
Michel, H. Rec. 360.
Mielke, R. 119. 127. 182. 185. 194. 443.
Milčetić, J. 216.
Miles gloriosus 61.
Miletič, L. 218.
Miljanov, M. 217.
Minden, G. Sitzungsprotokolle 127f.
Miracles de Notre-Dame 132.
Mitzschke, E. u. P. 240. 446.
Mlynek, L. 194.
van Moerkerken, P. H. 238.
Mogk, E. 443. 470.
Molboer-Geschichten 452.
Molière 73. 365.
Monatslied 272.
Monke, O. 448.
Mordeltern 332.
Moses (6. u. 7. Buch) 422.
Mucke, E. 209. 448.
Mühle, wunderbare 138f. Mühlensprache 343.
Müller 55. 342.
Müller, Curt. Parodistische Volksreime aus der Oberlausitz 274—282.
Müller-Branel, H. 442.
Müller, J. 447.
- Nagelschmied (Lied) 341.
Namen: Betrug durch falschen N. 70—74. 380. 460f.
Narrenstreiche 452.
Nasenkönig 31.
Nasenmonarch 30—35.
Nasentanz 30f.
Neidhart. Personifikation des Neides 14—27.
Neidhart von Reuenthal 14f.
Nein sagen 69.
Nejedlý, Z. 214.
Neumann, L. 202.
- Niederländische Lieder 284. 331. 337. 464
Niederlausitz 91.
Niederle, L. 213.
Niemand 71.
Nikolaus, der hl. 189.
Nikolić, R. T. 217.
Nitsch, K. 209.
Nodier, C. 134.
Nuvolostella, G. C. (Wolkenstern) 404.
- Oberlausitzer Volksreime 274 bis 287.
Obrist, H. 189.
Oeke, W. 446.
Oelwahrsagung 85.
Oestrup, A. 222.
Olrik, A. 447.
Ončakov, N. 223.
Ovids Metamorphosen 18.
- Pachtikos, G. D. 465.
Pallaske, R. 126.
Pantoffelhelden verspottet 40. 41. 43.
Paracelsus 421.
Parini, G. 368.
Parodien von Kirchenliedern 275.
Passavanti, J. 131.
Patera, A. 212.
Paternoster parodiert 276.
Pandler, A. 446.
Pelzmühle 45. 151.
Perun 220.
Peterbründl 340.
Peterstag 312
Petrus 51. 212.
Petsch, R. 350. Das fränkische Puppenspiel von Doktor Faust 245—260.
Pfaff, F. 442.
Pfähler, A. 447.
Pfeil 88f.
Philippen 446.
Pictor, G. 422.
Pilotenschlagen 338.
Pipers, P. 186.
Pitrè, G. 238.
Pius V. 422.
Platner 446.
Plautus 367.
Piçon, Dit du 63.
Podagra und Floh (Spinne) 105.
Podlaha, A. 213.
Poggio, F. 153.
Polaczek, S. 206.
Polier (Lied) 340.
Politis, N. G. 123. 380.
Policka, G. 227. Südslawische und russische Volkskunde 215—226. Rec. 230.
Polnische Lieder 355. Volkskunde 204—209.
Polphemmärchen 71. 380f. 460.
Pommer, J. 173. 351.

- Pöschl*, A. Der Binder 172f.
 Potanin, G. 222.
 Potkanski, K. 206.
 Pradel, F. 446. 448.
 Prätorius, J. 177.
 v. Preen, H. 189. 445.
 Preindlsberger-Mrazović, M. 230.
 Prejawa 185.
 Prozession 127. 290.
 Puppenspiel von Faust 215.
 Italienische P. 73.
 Puxstaller, J. 31.
 Pypin, A. N. 218.

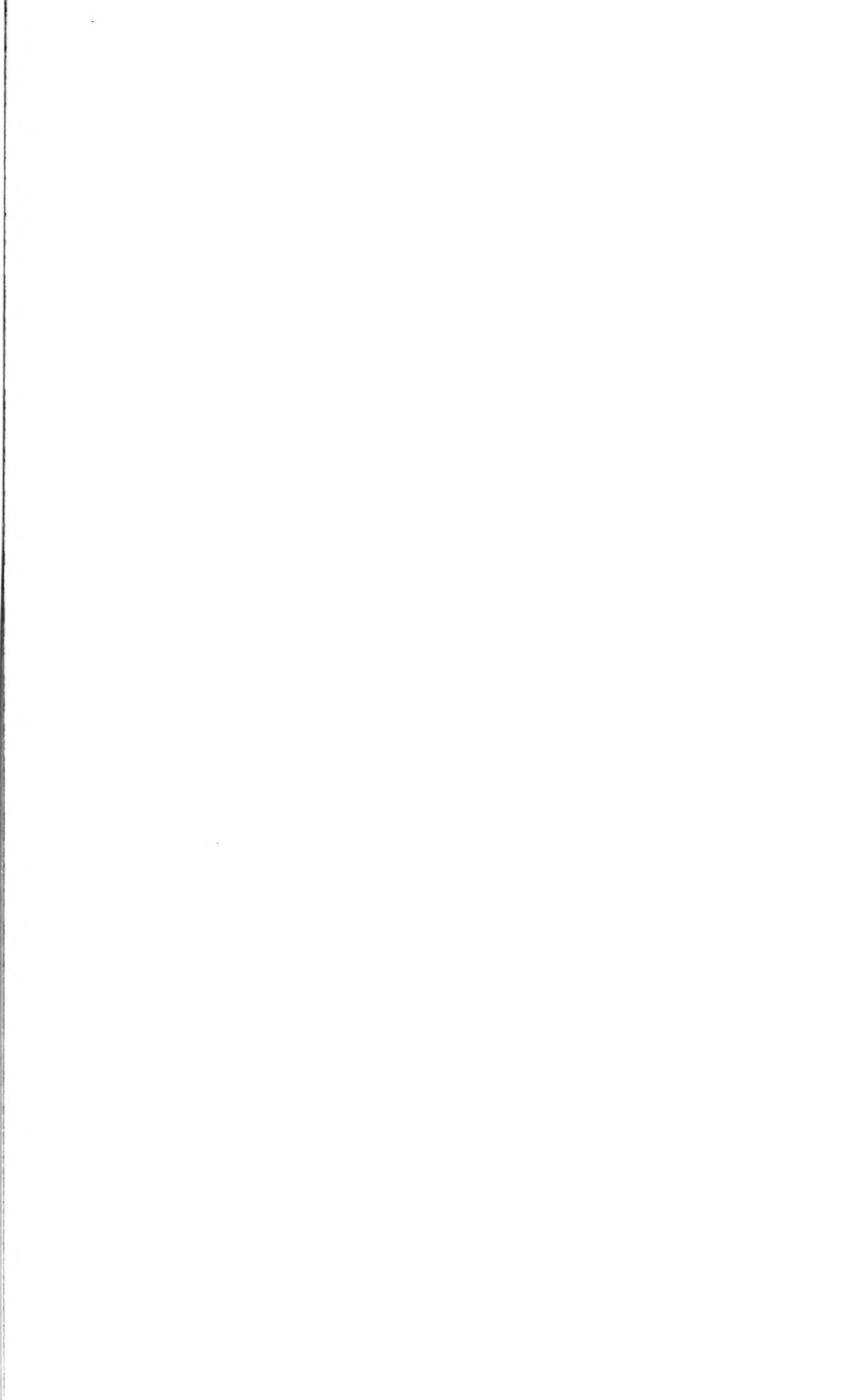
Quilling, P. 446.

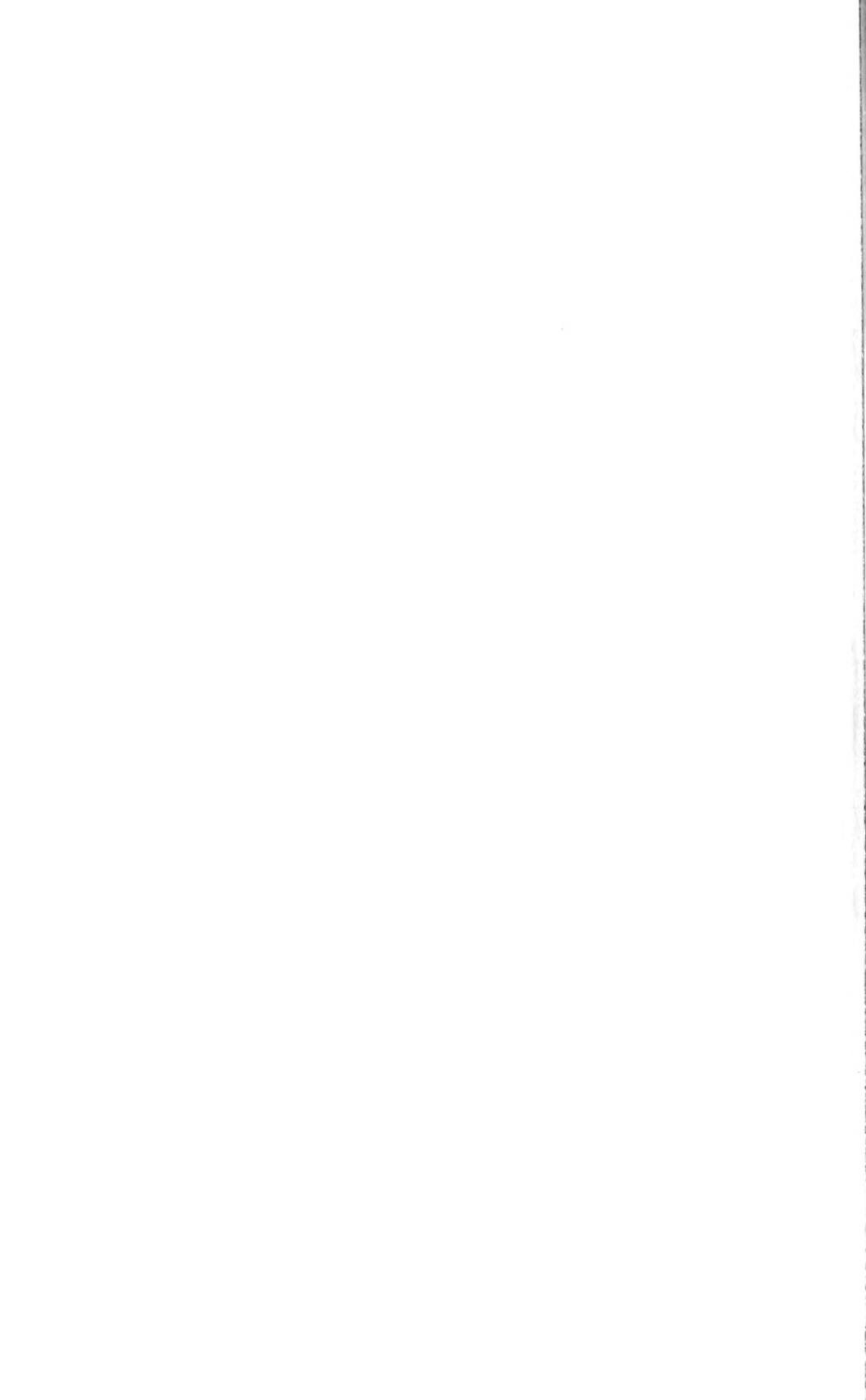
Rabel, Jean 122.
 Rademacher, C. 355. 415.
 Raff, H. 350.
 Ramayana 369.
 Rammverse 57. 101. 338.
 Rätsel, zweideutige 451.
 Rawita-Witanowski, M. 205.
 Redensarten, Gossensasser 46f.
 Regel, P. 446.
Riesener, M. Aus dem Leben
 der Gossensasser 46—60.
 Reichhardt, R. 445.
 Reime, parodistische 274—282.
 Reinspiel 271. 451.
 Reinhard, M. 448.
 Reiser, K. 189.
Reitner, K. Die zwölf goldenen
 Freitage 96—98. Beschwö-
 rung der hl. Corona 124 bis
 127.
 Reuschel, K. 351.
 Richter, J. 446.
 Rockenstube 28f.
Roediger, M. 243. 244. Max
 Bartels † 106f. A. Bastian †
 211. Anna Weinhold † 242.
 Rec. 356.
 Romanusbüchlein 421.
 Rosch (Bukowina) 260.
 Rote Farbe 439.
 Rotwelsch 467.
 Rubezahlsgagen 176—179.
 Ruland, W. 446.
 Rummelpott 244.
 Russischer Brauch (Salz und
 Brot) 145. 147f. Gruss-
 formeln 148. 166—171.
 Volkskunde 220—226.

Sachs, Hans 20. 30f. 65. 153.
 Sächsische Volkskunde 356.
 Sadowski, H. 207.
 Säen 144.
 Sagen, deutsche 176. 210. 445.
 Griechische 123. 380—398.
 Kujawische 102—105. Kur-
 dische 322—330. Sizilische
 238.
 Sakristanin 129—137.
 Salz im Volksglauben 137 bis
 149. Geweiht 144. 147.
 Schützt vor Zauber 140.
 Ursprung des Salzes 137.
 Salzquellen 140.
 Samter, E. 128.
Sartori, P. 115. 418. Vogel-
 weide 1—13.
 Satire in der niederländischen
 Literatur 238.
 Saunermann, H. 193.
 Scharnweber, R. 148.
 Schatzbeschwörungen 421f.
 124f. 148.
 Schauspiel, russisches 224.
 s. Puppenspiel.
Schell, O. 114. 146. Das Salz
 im Volksglauben 137—149.
 Schellenbogen 188.
 Schiff fährt über Wasser und
 Land 463.
 Schiffstypen 188.
 Schildbürgerstreiche 452.
 Schildwachbüchlein 421.
 Schlange 125. gehörnte 393f.
 Schljapkin, J. A. 222.
 Schlitz 108.
 Schmid, W. M. 189.
 Schmidt, Er. 360. 443.
 Schmidt, Gg. 189.
Schmidt, Rich. Rec. 363.
 Schmied 57. 343.
 Schmiedler. Spruch vom Neid-
 hart 15. 20f.
 Schmitt, J. 446.
 Schneemühle 139.
 Schneider 56.
 Scholz, O. 414.
 Schöner, G. 447.
 Schrader, O. 122. 232.
 Schrader, Th. 469.
 Schreuer, H. 214.
 Schroth-Ukmar, A. 446.
 Schuhmacher 56.
v. Schulenburg, W. Truden-
 steine 91f.
 Schultz, Alwin 186.
Schütte, O. 445. Zimmermanns-
 verse beim Rammen 104f.
 Zaubersegen des 16. Jahrh.
 aus dem Orgichtboecke im
 Braunschweigischen Stadt-
 archive 180f. Glockensprache
 und Geräterufe 312—344.
 Schwärmer Tänze 354.
 Schwänke, dänische 450—455.
 Schwarz, P. 447.
 Schweden 91. Siebensprung
 28f.
 Schweiz 91.
 Schwiegermutter 122.
 Schwindraheim, O. 190.
 Schbillot, P. 362.
 Seele als Biene 2. als Schlange
 125. als Vogel 1f. Kampf
 um die Seele 6.
 Segen 112. 146. 180f. 448.
 Wettersegen 59.
 Selbergetan 71.
 Senlow 446.
 Seraphin, F. W. 448.
 Serbische Bräuche 179. Volks-
 kunde 217f.
 Sercambi, G. 71.
 Shakespeare, W. 65.
 Shaband 327.
 Siamando und Xgesarē 325.
 Siebenschläfer 462.
 Siebensprung 282—311.
 Siebs, Th. 355.
 Sirene 3. 42.
 Sizilische Sagen 238.
 Slavejkoŭ, P. 239.
 Slawische Volkskunde 204 bis
 226.
 Slowenische Volkskunde 215f.
 Slowinzen 208.
 Snakenkop 181.
 Sökeland, H. 243.
 Somadeva 374.
Sommerfeldt, G. Märchen aus
 Ostpreussen 345—347.
 Sonnenstände 58f.
 Spanischer Tanz 308.
 Speisung der Toten 8.
 Speranskij, M. 224.
 Spiegel 71—85.
 Spielzeug 236.
 Spigans, General 74.
 Spinnstube 28f.
 Sprichwörter 163. 158. Gossen-
 sasser 46f. russische 224.
 158.
 Sprostanov, E. 218.
 Sprüche 128f. Wir bauen hier
 alle feste 431. Quidquid
 agas 436.
 Stab grünt wieder 393.
 Standbild 395.
 Steiermark 96.
 Steiff, K. 351.
 Steig, R. 227. 445. 446. 448.
 Sterbende 2f. wahrsagen 86f.
 Stettiner, R. 469.
 Stierling, H. 351.
 Stimmer, T. 399f.
 Stoiber, U. 121.
 Stolz, F. 189.
 Störzner, F. B. 198. 446.
 Strack, A. 350. 412. 468. 469.
 Straparola, F. 63.
 Stratil, D. 351.
 Strekelj, K. 188. 215.
v. Strub. R. Weihnachtsfeier
 in der ehemaligen Deutsch-
 banater Militärgrenze 179f.
 Strohal, R. 216.
 Stückelberg, E. A. 196.
 Stumme, H. 461. 468.
 Subotic, S. J. 217.
 Sunkov, N. Th. 224.
 Sütterlin, L. 148.
 Swięzawski, E. 206.
 Swoboda, A. 445.
 Syntipas 229.

Taczawowski, W. 208.
 Taglöhnergebet 424.
 Talko-Hryncewicz, J. 208.
 Tandaroi und Flordibel 242.

- Tänze 444. Schwärmer 354.
 Siebensprung 293f.
 Taube 7. 11.
 Tauchersage 238.
 Tausendundeine Nacht 64f.
 70f. 222. 365.
 Teirlinck, J. 237. 463.
 Tenzel, A. 421.
 Teufel hält Flinte für Tabakspfeife 452. T. und Linde 102. T. und böses Weib 150f. T. Neidhart 14.
 Thalbitzer, W. 235.
 Thilenius, G. 470.
 Thron, der bezauberte 371.
 Tiere als Alterssymbole 409.
 Tiermärchen 228. 230. 344. 449f.
 Tille, A. 353.
 Tissot, W. 421.
 Tobler, Alfr. 353f. 444.
 Tod, Vorzeichen 6f.
Toldo, P. Aus alten Novellen und Legenden (6—10) 60 bis 74. 129—137. 365—373.
 Tote: rechtliche Stellung der wiedererwachten T. 439 bis 442.
 Totenbretter 444.
 Totenhochzeit 232.
 Totenopfer 7—9. 232.
 Totenspeisung 1—13.
 Tracht 194—204.
 Traum abgebrochen 62. 69.
 Tretiak, J. 209.
 Trinker: Duck dich Seel 35 bis 40.
 Trojanović, S. 217.
 Trubert 228.
 Trudensteine 91f.
 Tschinkel, W. 446.
 Turba, F. 444.
 Türke als Hund 388.
 Türkische Märchen 377.
 Udziela, S. 206.
 Ulrich, J. 228.
 Válmiki 369.
 Verrückte, die verstellte 365f.
 Vlämische Kinderspiele 237. 463.
 Vogel = Seele 1—7.
 Vogel gefüttert 7—10. V. holen Sterbende 2. 5.
 Vogelweide 1—13.
 Vokallieder 464.
 Völkerkunde 470.
 Volkskunde, Abgrenzung 356f. 443. 470. deutsche 442—448. slawische 204—226.
 Volkslied: s. Lied.
 Vorbedeutungen 78.
 Voretzsch, C. 443.
 Votive 233.
 Wahner, J. 445. 446.
 Wahrsagung durch Becher 85. Öl 85. Pfeil 89f. Spiegel 83. Wasser 84. Sterbender 86f.
 Wake, C. S. 227.
 Walther von der Vogelweide 1f.
 Wassergeister 396.
 Wasserspiegel 84. 421.
 Watenphul, H. 137.
 Weber 56.
 Wecken 320.
 Weiber, Philosophie 420. Privilegien 43—45. Satiren auf böse W. 40. 41. 43. 150. s. Frau.
 Weidenbaum 392.
 Weihegaben 233.
 Weihnachtsfeier 179.
 Weimar, Sagen 240.
 Weinhold, Anna 242.
 Weise, Chr. 160.
 Welt, die törichte 164. die verkehrte 158. die widerwärtige 163.
Wendeler, C. Bildergedichte des 17. Jahrhunderts 27—45. 150—165.
 Werner, J. 188.
 Wesselofsky, A. N. 222.
 Wetterkunde 421. 458.
 Wetterlostag 317.
 Wetuchow, A. 222.
 Wetzell, J. 412.
 Wiedergänger 348.
 Wien 17. Lieder 338.
 Wierz, C. 447.
 Wierzbowski 207.
 Windakiewicz, S. 207.
 Winter, Z. 211.
 Winternitz, M. 363.
Wisser, W. 227. 447. Vier Volksballaden aus dem östlichen Holstein 331—335. 470.
 Witwenverbrennung, indische 74—90.
 Wochenbett 316.
 Wochenlied 271. 453.
 Wohnbau, prähistorischer 108 bis 111.
 Wolckenstern (Nuvolostella), J. C. 404.
 Wolter, E. 204.
 Wossidlo, R. 469.
 Wunderblume 390.
 Wunderhorn des Knaben 351.
 Wunsch, R. 447.
 Wünsche, A. 376.
 Würzburg I.
 Wuttke, R. 356.
 Yankee doodle 354.
 Yermoloff, A. 458.
Zachariae, Th. Zur indischen Witwenverbrennung (Schluss) 74—90. Zum Doktor Allwissend 373—379. Rec. 232.
 Zahlendeutungen 449. 467.
Zaretzky, O. Zur Hillebille 93 f.
 Zauberbibliothek 412f.
 Zauberpfeil 88f.
 Zaubersegen: s. Segen.
 Zauberspiegel 79. 83. 421.
 Zell, F. 189. 193. 196. 197. 445.
 Zibrť, Č. 209. 211—213.
 Zimmermann 57.
Zoder, R. Wiener Lieder beim Pilotenschlagen 338—342.
 Zöllner, der diebische 155.
 Züricher, G. 186. 448.
 Zutt, G. 447.
 Zwangsmesse 424.
 Zwölfen 126.
 Zypresse 392.





**PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET**

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

